

Widerstand
1933–1945

BERLIN



Hans-Rainer Sandvoß

Widerstand in Wedding
und Gesundbrunnen

Reihe Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945

(Bisher erschienen und in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand erhältlich)

- Band 1 Widerstand in einem Arbeiterbezirk (Wedding), 2. Auflage
- Band 2 Widerstand in Steglitz und Zehlendorf
- Band 3 Widerstand in Spandau
- Band 4 Widerstand in Neukölln, z. Zt. vergriffen
- Band 5 Widerstand in Charlottenburg, 2. Auflage
- Band 6 Widerstand in Pankow und Reinickendorf, 2. Auflage
- Band 7 Widerstand in Wilmersdorf, z. Zt. vergriffen
- Band 8 Widerstand in Mitte und Tiergarten, 2. Auflage
- Band 9 Widerstand in Köpenick und Treptow
- Band 10 Widerstand in Kreuzberg, 2. Auflage
- Band 11 Widerstand in Friedrichshain und Lichtenberg
- Band 12 Widerstand in Prenzlauer Berg und Weißensee
- Band 13 Widerstand in Schöneberg und Tempelhof
- Band 14 Widerstand in Wedding und Gesundbrunnen

In Vorbereitung:

Widerstand in Berlin (1. Teilband/Arbeiterbewegung)

Band 14 der Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945

Herausgeber: Gedenkstätte Deutscher Widerstand

Verantwortlich: Hans-Rainer Sandvoß

Text: Hans-Rainer Sandvoß

Gesamtherstellung: Eppler & Buntdruck

Satz: Fotosatz Voigt, Berlin

Copyright 2003 by Gedenkstätte Deutscher Widerstand

(Stauffenbergstraße 13/14, 10785 Berlin)

Printed in Germany

ISSN 0175-3592

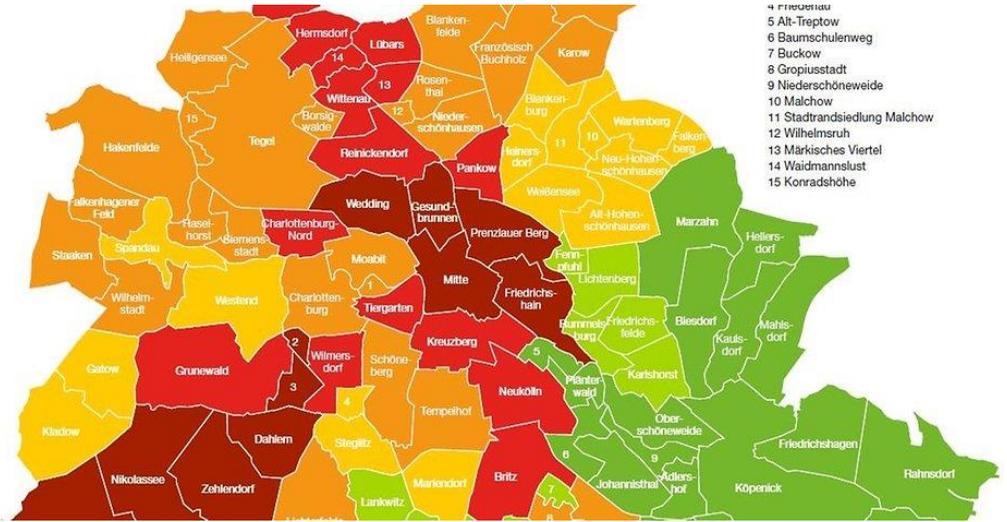
Die Broschüre wird unentgeltlich abgegeben und ist nicht zum Verkauf bestimmt

Widerstand 1933-1945

BERLIN

Wedding/Gesundbrunnen





Berlin
Wedding

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Einleitung	6
Arbeiterhochburg in der Industriemetropole Berlin – Antikriegsopposition – Wähler Tendenzen – Gespaltene Arbeiterbewegung – 1932: Der Wind dreht sich – «Berlins rote Viertel zerfallen» – Säuberungen (Razzia in der Kösliner Strasse)	
1. Kapitel: Die Gruppe «Funke»	27
Politische Herkunft («Weddinger Opposition») – Führung und Struktur – Inhaltliche Positionen und Forderungen – Organisierung der illegalen Arbeit – Massenverhaftungen – Verhörqualen – Schicksale leitender Funktionäre	
2. Kapitel: Sozialdemokraten gegen Gewalt und Diktatur	41
Für die Republik – SPD-Parteiarbeit in einer kommunistischen Hochburg – Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold – Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) im Richtungsstreit – Um den 20. Juli 1932 – Massenprotest im Lustgarten – Letzter Reichsbanneraufmarsch (19. Februar 1933) – Auflösung, Verbot, Verfolgung – Anfänge illegaler Arbeit (Otto Frank) – Familie Broer in Sippenhaft – Verteiler des «Proletarischen Pressedienstes» (Lokal Voss) – «Ein Sohn des Volkes» (Karl Napp) – Erich Wienig und die Gruppe «Nordbahn» – Illegale Metallarbeiter (Max Urich) – Bewahrte Tradition (Kolonie «Rehberge»)	
3. Kapitel: Unabhängige Sozialisten und Kommunisten	82
Stimmen von Minderheiten – Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) – Neu Beginnen – Die Brüder Wille – Eine Wohngemeinschaft des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK) – Julius Philippson – Linke Opposition («Leninbund»/»Internationale Linksopposition») – FAUD (Anarcho-Syndikalisten) – KPD(O)	
4. Kapitel: Kommunistische Partei Deutschlands	101
Ein Symbol wechselt seine Farbe (Kösliner Strasse) – Terror im Arbeitermilieu (Zeitzeugenberichte) – Frühe Untergrundleitungen – Im Viertel um die Brotfabrik Wittler («Der Ausweg») – Kommunistischer Jugendverband (Benno Biebel) – Rotsportler wehren sich – Rudi Rothkamm (Fichte Humboldt) – Freie Schwimmer Norden – Unabhängige Basisaktivitäten – «Ein tödlicher Schlag für Rot-Sport» (Prozesse) – Nebenorganisationen der KPD (Rote Hilfe, Bund der Freunde der SU, RGO) – UB Gesundbrunnen/Technischer Apparat der Berliner KPD – Zerschlagung der Unterbezirke Wedding-West und Ost – Oberberater Rudolf Bergtel – Illegale Betriebsarbeit – Hilfe für einen Auslandsbeauftragten (Antikriegsarbeit) – In den Reihen Robert Uhrigs – Die schwierige Partnerschaft (Gruppe Römer) – Festnahmen und Prozesse – Eine Schreckensnachricht aus dem KZ Sachsenhausen – Franz Jacob und seine Freunde – Opposition am Kriegsende – Widerstandsgruppe V (Vergeltung)	
Kapitel: Schule und Jugend	178
Auflösung «weltlicher Schulen» – Hautnaher «Systemwechsel» – «Russland-Schmidt» – Verständnissvolle Pädagogen – Junglehrer Friedrich Krüger – Im Unterricht verhaftet (Kurt Steffelbauer) – Die Schwarze Schar (Bündische Jugend)	

Bei den Quäkern – Treffpunkt Pharus-Säle (Swing-Jugend) – «Freiwillige vor!» (Wehrrertüchtigung) – Lernprozesse trotz Propaganda (Lessing-Schüler Heinz Puhst) – «Ich war doch die Freiheit gewöhnt» (Fahnenflüchtige)

5. Kapitel: Bekennende Kirche 205

«Deutsche Christen» greifen nach der Macht – Ein Kampf zwischen Minderheiten – Schwerpunkte der Bekennenden Kirche in Berlin – Bekenntnisgemeinden in Wedding und Gesundbrunnen – Nationale Bürgerwelt – Aus den Akten des Kirchenkampfes (Gesundbrunnen) – Risse in der Bekenntnisfront (Kirchenaus-schüsse) – Umkämpfte Kirche (Pfarrer Paul Mendelson) – Notbundpfarrer Mundt (Nazarethkirche) – Fähig, aber kirchenpolitisch unzuverlässig – Auseinander-setzungen an der Osterkirche – «Vaterunser» als «Führerbeleidigung» – Bekennende Gemeinde – «Judenfreund» Pfarrer Teichmann – Beistand für Verfolgte (Kapernaumgemeinde)

6. Kapitel: Katholiken 254
Im Bistum Berlin – Pfarrer Max Joseph Metzger

7. Kapitel: Zeugen Jehovas 259
Prozesse gegen Zeugen Jehovas – Verbotene Materialverbreitung und heimliche Treffen – Verfolgte Glaubensanhänger in Wedding und Gesundbrunnen – «Wehrfeindliche Verbindungen»

8. Kapitel: Alltagserfahrungen 266
Aus den Tagesmeldungen der Geheimen Staatspolizei – Beobachter von SOPADE und Neu Beginnen berichten – Bei der AEG – Die uneinheitliche Volksgemeinschaft – Was der SD verschwiegen – Künstlerschicksale – Untergrundschriften des Ehepaars Hampel

9. Kapitel: Verfolgung der Juden/Hilfe für «Untergetauchte» 289
Entrechtung und Vertreibung – Die Zeit der todernsten Blicke – Zufluchtsstätte Jüdisches Krankenhaus – Ein Schicksal von vielen – Massenmord an Berliner Juden – «Unbesungene Helden» – Gründung der Gruppe «Gemeinschaft für Frieden und Aufbau» – Bestrafte Helfer – Jagd auf Wehrlose – Bei der Lumpensammlerin – Befreiung im Gefängnis Schulstrasse

Anhang: Der Weg in die Emigration 320

Gedenktafeln, Gedenksteine, Gräber	323
Literatur	325
Abkürzungen, Bildnachweise	331
Quellenverzeichnis der hervorgehobenen Zitate	332
Personenverzeichnis	338
Strassen- und Ortsverzeichnis	348
Betriebe	352



KPD-Hochburg Kösliner Straße am 1. Mai 1929



Republikanische Feier: Einweihung des Friedrich-Ebert-Gedenksteins (20. 9. 1932) in der Afrikanischen Strasse

Vorwort

Fast zwanzig Jahre nach dem Erscheinen der Schrift «Widerstand in einem Arbeiterbezirk» wird mit der vorliegenden Veröffentlichung noch einmal der frühere Bezirk Wedding – mit seinen Ortsteilen Wedding und Gesundbrunnen – zum Thema gemacht. Die erweiterte Konzeption der Schriftenreihe zum Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945 und die umfangreichen historischen Quellenfunde nach 1989 liessen es ratsam erscheinen, sich des Gegenstandes erneut anzunehmen.

Die Einteilung in themenbezogene Kapitel, die sich bemühen, jeweils historisch-chronologisch zu berichten, wurde ebenso beibehalten wie die grundsätzliche Entscheidung, den Widerstand in seiner politischen Breite und sozialen Vielfalt darzustellen. Der erheblich erweiterte Umfang machte es auch möglich, dem Wunsch vieler Leser zu entsprechen, die Zeitzeugen ausführlicher zu Wort kommen zu lassen. Trotzdem beruht auch dieser Band nicht vornehmlich auf mündlichen Aussagen und personenbezogenen Angaben (Interviews, Erinnerungsberichten, Opferakten), sondern zieht als Korrektiv wissenschaftliche Veröffentlichungen und Unterlagen der Verfolgungsbehörden (Gestapoberichte, Gerichtsunterlagen) heran. Widersprüche können dabei nicht ausbleiben. Beide Quellenstränge, die schriftlichen Dokumente und die Erfahrungen erlebter Geschichte, mögen sich dabei gegenseitig so durchdringen, dass eine grösstmögliche Annäherung an damalige Ereignisse erreicht werden kann.

Ich danke der Bezirksverwaltung von Mitte, dem Heimatmuseum Wedding, dem Heimatverein Wedding und Gesundbrunnen e.V., dem Bundesarchiv, einschliesslich dem Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten, dem Brandenburgischen Landeshauptarchiv, dem Landesarchiv Berlin, Dr. Hans J. Reichhardt, dem Landes-einwohneramt, der Landesbildstelle, der Entschädigungsbehörde des Landesverwaltungsamtes, der Jüdischen Gemeinde, Dr. Beate Kosmala vom Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, dem Evangelischen Zentralarchiv in Berlin, dem Landeskirchlichen Archiv Berlin-Brandenburg, Jürgen Stenzel vom Archivdezernat des Evangelischen Konsistoriums, dem Bischöflichen Ordinariat, dem Geschichtsarchiv der Zeugen Jehovas, dem Leo-Baeck-Institut (New York), Prof. Dr. Peter Steinbach, Dr. Johannes Tucheï, Dr. Norbert Podewin, Andreas Herbst, Dr. Herbert Worm, Claus Tulatz, Gerhard Ballewski, Dr. Hans Schafranek, Christel Frohnert, Karin Vitiello, Sabine Krusen, Rainer Hoff, Gabriele Lang, Bernd Schimmeler, Gisela Lubitz, Dorit Quass, Ursula Sandvoss, Ingrid Fricke, Hans. J. Dietzel (gest.) und Dr. Heinrich-Wilhelm Wörmann sowie Manfred Kuhnke, Christine Steer und Holger Hübner, die Korrektur lasen.

Ganz besonders danke ich Elisabeth Stephani für die kritische Durchsicht des Kapitels über die Bekennende Kirche, Dr. Horst Bein für die Überlassung seiner Recherchen zum Widerstand am Kriegsende und den Verfolgtenorganisationen BVN und BVVdN. Die letztgenannte Vereinigung gewährte mir grosszügigen Einblick in ihre Archivmaterialien.

Für Kritik und weitere Hinweise bin ich jederzeit dankbar.

Hans-Rainer Sandvoss
(Abschluss des Manuskripts Januar 2002)

Einleitung

Arbeiterhochburg in der Industriemetropole Berlin

Unter den Alt-Berliner Bezirken zeigte der Wedding bis 1933 das klarste und härteste Profil: Es war nicht nur die raue Berliner Mentalität, die in diesem Teil der Stadt besonders unverfälscht daherkam (S. 91), sondern eine politische Grundhaltung, die dazu führte, dass der radikale Teil der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in Gesundbrunnen und Wedding die höchste Zustimmung und Unterstützung erhielt – und zwar fast durchgängig über fünfzehn Jahre (1917-1933).

Der Bezirk war historisch betrachtet noch eine recht junge Ausprägung des Stadtgefüges. Er erhielt seine Bedeutung eigentlich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als im Zuge der rasanten Entwicklung der Industriemetropole Berlin die Stadt sozusagen über ihre Ränder floss und ins Umland hineinwuchs.

Ringförmig siedelten sich besonders im Norden und Osten der Stadt Schwer- und Elektroindustrie an. Jene nahebei hochgezogenen Arbeiterquartiere, die für Zehntausende meist nicht mehr als eine karge Behausung boten, waren Brennpunkte sozialer Not. Armut, Hoffnungslosigkeit sowie fehlende Hygiene in heruntergekommenen Massenquartieren – besonders berüchtigt Meyers Hof (Foto oben), Hussiten- und Ackerstrasse, mit sechs Hinterhöfen für über 2.000 Menschen – liessen die Lebensperspektive in düsterem Licht erscheinen.

Drei Zeitzeugenaussagen möchten die Facetten des Milieus verdeutlichen:

Erwin Reisler (1911-1996) beschreibt 1992 den verrufenen «Ackerkiez»:

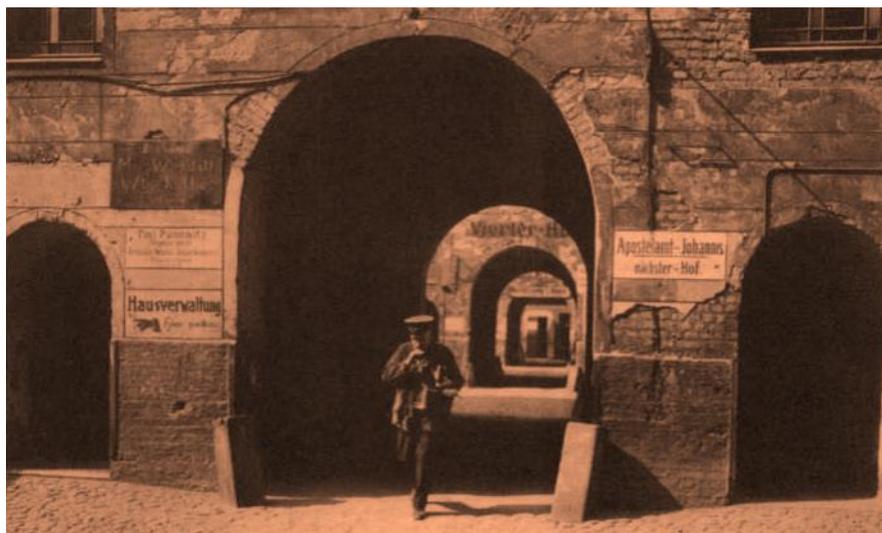
«Man könnte sagen, in der ‚Ackerritze‘ gab es viel Lumpenproletariat. Besser ist es allerdings, man beschreibt die Menschen dort als unwissendes Proletariat. Wer unter den Ärmsten der Armen lebte, konnte [leicht] abrutschen. Volkstanzgruppen der Sozialistischen Arbeiterjugend (S. 47) waren in diesem Milieu nicht so sichtbar, der Christliche Verein Junger Männer (CVJM) wurde wegen der sozialen Hilfstätigkeit durchaus geachtet, auch die bärtigen bzw. langhaarigen Anarchisten liess man durchziehen und natürlich die Fichtesportler (S. 12Off.), die Respekt genossen.

In der ‚Schrippenkirche‘ sammelten sich am Nachmittag Bettler, Nichtsesshafte und Obdachlose. Auch hier gab es zwar einige Schlafplätze, aber das Hauptasyl lag in der Wiesenstrasse [55] und in der Nordmarkstrasse (Froebelstrasse) in Prenzlauer Berg.

Das unwissende Proletariat der hiesigen Weddinger Mietskasernen und Hinterhöfe kam meist vom Lande. Es waren Kleinbauern und Landproletariat, die nun Stadtproletariat wurden. Sie bezogen ein niedriges Einkommen, das zum Teil versoffen wurde, hatte Mutter nicht rechtzeitig ihren Teil abgezackt. Durch Arbeitslosigkeit, Trunkenheit und Prostitution (Garten- Ecke Bernauer Strasse) entstand das sog. Lumpenproletariat.

Es war die Aufgabe der Arbeiterbewegung, aber etwa auch der bürgerlichen Guttempler, die im Bereich August- und Linienstrasse ihren Treffpunkt hatten, in dieses Milieu hineinzuwirken und die Besten [zu gewinnen].

Verrufen war die Ackerritze [auch] durch den Roman: ‚Mädchen der Ackerstrasse‘, eine Art der Darstellung, die einem Schlechtmachen der Menschen dort gleichkam. Dabei handelte es sich bei der Prostitution dieser Gegend um Mädchen, die ihre Familien ernährten.»



Fritz Reuter (1911-2000) blickt 1998 zurück:

«Ich wurde im Juli 1911 in [Gesundbrunnen], Stettiner Strasse 39, geboren. Wir waren eine Arbeiterfamilie und lebten in sehr bescheidenen Lebensverhältnissen: Sechs Kinder in einer Einzimmerwohnung! Es gab im Hause aber noch grössere Familien. Zwei meiner Geschwister starben früh.

Wir drei Jungen schliefen in einem Bett, einer davon am Fussende, die Positionen wurden unter uns immer gewechselt.

Meine Mutter wurde gerade einmal 60 Jahre, mein Vater starb mit 67.

[Trotz dieser Verhältnisse:] Es wurde darauf geachtet, dass jeder einen ordentlichen Beruf lernte, denn ich wuchs in einem politischen Elternhaus auf. Vater las die ‚Freiheit‘ [USPD-Organ] und die ‚Rote Fahne‘. Etwa 1917 eingeschult, wechselte ich in den letzten Schuljahren auf eine der neu geschaffenen ‚weltlichen Schulen‘ [S. 178ff.], in meinem Fall war es die in der Gotenburger Strasse.»

Ursula Pawelke (*1922) geb. Knappe erinnert sich 2002:

«Meine Familie, Vater war Schlosser, wohnte Anfang der 20er Jahre in der Liebenwalder Strasse 44, zweites Quergebäude, parterre, einer ausgesprochenen Arbeitergegend.

Wir hatten zwar nur Stube und Küche, aber eine Innentoilette!

Auf unserem Hinterhof, wo wir nahe den Mülltonnen mit Murmeln spielten, blickte man nur auf Häuserwände. Der ganze Kiez in der Liebenwalder Strasse kannte das heutige Grün überhaupt nicht.

Im Umfeld wohnten sehr viele Arbeiterfamilien (nur im Vorderhaus gab es einige Beamte), eine Familie hatte acht, eine andere sechs Kinder. Auch bei ihnen spielte sich alles in Stube und Küche ab, überall standen deshalb Betten herum, Haken im Flur ersetzten Kleiderschränke.»

Antikriegsopposition

Es war nicht ungewöhnlich, dass die junge Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung mit ihrer messianischen Zukunftserwartung und Organisierung der Massenproteste zum Hoffnungsträger der Notleidenden wurde.

Der Erste Weltkrieg (1914-1918), geprägt von Anfangseuphorie (s.u.) und nationalistischer Verherrlichungen, aber auch der baldigen Ernüchterung durch das Sterben im Stellungskrieg, Verenden in Materialschlachten, dem Kriechen im Giftgas, der Verkrüppelung und Verstümmelung ganzer Generationen, zog schnell auch die Sozialdemokratie und ihre Gliederungen in eine tiefe Krise hinein. Im Zeichen von «Vaterlandsverteidigung» und «Burgfrieden» hatte sie ihre radikale Systemopposition aufgegeben und bewilligte nun ein ums andere Mal die Kriegskredite. Dies führte – je mehr die Kriegsfrenten unverändert blieben – zu heftigen innerparteilichen Auseinandersetzungen und schliesslich zur Parteispaltung: 1917 entstand die Unabhängige Sozialdemokratische Partei (USPD). Stark «links» stehende gewerkschaftliche Vertrauensleute in den Berliner Rüstungsbetrieben – die sogenannten Revolutionären Obleute – organisierten 1917 und 1918 Munitionsarbeiterstreiks für die Beendigung des Krieges und gegen die katastrophale Ernährungslage in der Heimat, wo Millionen proletarischer Familien unsäglichem Hunger litten.

Und es waren vor allem die Wohnquartiere und Werkstätten in Wedding und Gesundbrunnen sowie Wittenau, wo die USPD und die Obleute in Berlin ihre grösste Anhängerschaft fanden (S. 10). Mehreren ihrer Vertreter begegnen wir später im Widerstand gegen die NS-Diktatur (S. 68ff., 90ff.), und zwar besonders in den Reihen des Berliner Metallarbeiterverbandes (DMV), deren markante Führer Max Urich und Paul Eckert, junge Mitarbeiter der Revolutionären Obleute ([Ernst Däumig](#), [Richard Müller](#), [Robert Dissmann](#)) waren. (Siehe auch die «Funke»-Gruppe, S. 32)

Zwei Zeitzeugen, im Ersten Weltkrieg noch Jugendliche, blicken zurück:

[Meta Kaasch \(1900-1989\)](#), [geborene Lamprecht](#), erzählt 1982:

«Wegen des Arbeitsplatzes meines Vaters zogen wir vor 1914 von Kreuzberg nach Wedding, Ravenestrasse 2, in Berlins grössten sozialistischen Arbeiterbezirk. Hier lernte ich bei der Arbeiterjugend auch meinen späteren Mann Hans Kaasch kennen. Dessen Vater Traugott Kaasch, Kolberger Strasse 23, hielt in der Zeit des ‚Sozialistengesetzes‘ [1878-1890] schriftlichen Kontakt mit London (zu Friedrich Engels und Eduard Bernstein). Sein Sohn Hans wurde in der Weimarer Republik für die USPD der jüngste Vorsteher einer Berliner Bezirksversammlung. Wir hielten enge Verbindung zu anderen aus der USPD hervorgegangenen höheren Weddinger Funktionsträgern, so den Stadträten Fabiunke und Kulisch sowie zum Leiter des Gartenbauamtes [Germer], Ich kann mich noch gut an den Kriegsausbruch im August 1914 erinnern. Es erwischte mich in der Ferienzeit bei Verwandten in Pommern. Mit grossem Glück gelangte ich noch mit dem Zug nach Berlin. Als ich am 3. August in der Stadt ankam, herrschte hier grosse Euphorie (Weihnachten sind wir alle wieder zu Hause‘, ‚Den Franzosen hauen wir auf die Nas‘). Ich lief vom Bahnhof in Stadtmitte zu Fuss in den Wedding. Dort zeigte sich mir eine ganz andere Einstellung: alles heulte. Mich beeinflusste das entscheidend.

Ich schloss mich neben der Arbeiterjugend auch noch der Friedensbewegung an. Karl Liebknecht imponierte mir sehr. Unsere pazifistische Jugendgruppe tagte in der Lindower Strasse [24] bei Hans Hurtig, gegenüber dem Bahnhof Wedding.

Auch meine Eltern waren eher radikale Genossen, sie und meine Grosseltern gehörten zur USPD. Der Krieg nahm und nahm kein Ende und der Hunger wurde immer grösser. Meine Eltern schickten mich und einzelne Geschwister zu Hamsterfahrten ins Umland, um von Bauern Kartoffeln u.Ä. zu holen.

Die Novemberrevolution 1918 erlebte ich als Mitarbeiterin von Hedwig Wachenheim im Amt für Milchzuteilung (Poststrasse), Anfang 1919 kam ich dann ins Büro des USPD-Politikers Emanuel Wurm [Staatssekretär im Reichsernährungsamt]. 1921 wechselte ich zur Weddinger Jugendfürsorge, wo [die USPD-Stadtverordnete] Bertha Lungwitz [1874-1951] meine ‚Ziehmutter‘ wurde.»

Willi Laukant (1906-1992) erinnert sich 1983:

«Ich stamme aus einer politisch sehr engagierten Weddinger Arbeiterfamilie. Mein Vater unterstützte als Funktionär der SPD bzw. USPD den damals sehr bekannten [radikalen] Reichstagsabgeordneten Georg Ledebour [1850-1947], dessen Wahlkreis VI den Wedding und Moabit umfasste [Foto S. 10]. Wir wohnten im Genossenschaftskomplex am Friedrich-Krause-Ufer.

In unserer Wohnung, Nordufer 16 (Mittelhof, Parterre), trafen sich schon vor 1914 prominente Kriegsgegner wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Auch in den späteren Jahren fanden bei uns wichtige Zusammenkünfte von USPD-Funktionären statt. Mein Vater [Gustav Laukant \(1869-1938\)](#) gehörte dem Parteivorstand der Unabhängigen an und vertrat als USPD-Abgeordneter den Bezirk Wedding in der Nationalversammlung von Weimar.»

Wählertendenzen

Die Wochen zwischen dem Ausbruch der Revolution am 9. November 1918 und den Wahlen zur Nationalversammlung von Weimar am 19. Januar 1919 waren von heftigen politischen Auseinandersetzungen um den weiteren Weg Deutschlands, seine ökonomische Struktur (Privatwirtschaft oder Sozialisierung) und seine staatliche Verfasstheit (Parlamentarismus oder Räteystem) gekennzeichnet. Auf Seiten der Arbeiterbewegung waren die eigentlichen Gegenspieler die Mehrheitssozialdemokraten um Friedrich Ebert und (gegen sie gerichtet) die revolutionären Obleute, die mit Teilen der Berliner USPD auch für die Januar-kämpfe verantwortlich waren – die junge KPD um Rosa Luxemburg wurde mehr hineingezogen, als dass sie den Aufstand trug –, während die USPD, in einen linken und einen rechten Flügel zerrissen, eher eine etwas unentschlossene Zwischenposition bezog. 1919 demonstrierten im Humboldthain über 100.000 Menschen für eine Einigung der Arbeiterparteien.

Die ersten freien Wahlen in Deutschland, Klassenprivilegien waren (diesbezüglich) gefallen, die Frauen durften zudem erstmals mitwählen, brachten für die Arbeiterparteien ein eher ernüchterndes Ergebnis, sie verfehlten die absolute Mehrheit. Die SPD kam auf 37,9%, die USPD sogar nur auf 7,6%, was 2,3 Millionen Stimmen entsprach. Neben dem Ruhrgebiet und Sachsen war vor allem Berlin einer der mitgliederstärksten Bezirke der Unabhängigen, also Industrieviertel, in denen die USPD schon seit 1916/17 organisiert und aktiv gegen den Krieg und den Burgfrieden der SPD aufgetreten war.

Ein Blick in die Chronik der Berliner Wahlergebnisse verdeutlicht die selbst für hiesige Verhältnisse ungewöhnlichen Stimmerfolge der USPD in Wedding und Gesundbrunnen.

Während diese pazifistische und linkssozialistische Partei am 19. Januar 1919 in der Stadt 27,6% (Reich 7,6%) erhielt, waren es im Norden 46,4%. Auf die SPD

entfielen 32,5%, womit in Wedding knapp 80% der Stimmen auf die Arbeiterparteien entfielen!

Über 30% erhielt die USPD noch in der Luisenstadt (Mitte-Süd), dem Stralauer Viertel (Friedrichshain) und der Rosenthaler Vorstadt (Mitte-Nord), über 40% nur in Wedding und Gesundbrunnen.

Und dieser Trend hielt noch etwa eineinhalb Jahre an, bis zu dem Zeitpunkt, wo sich die USPD spaltete: Der linke Flügel vereinte sich 1920 mit der jungen KPD, die erst von nun an im Berliner Norden Fuss fasste, der grösste Teil der «rechten» USPD-Minderheit ging 1922 zur SPD zurück und bekam in der Berliner Sozialdemokratie stärkeren Einfluss (S. 68).

Folgende Zahlen belegen diese Aussagen zum Wedding:

Bei der Wahl zur Preussischen Landesversammlung (26. Januar 1919) erhielten in Wedding die USPD 46,1%, die SPD 32,6%. Als im Monat darauf die Berliner Stadtverordneten bestimmt wurden, entfielen 50,9% (Berlin 33%) auf die USPD, 29% bekam die SPD.

Im Jahr 1920 muss die Unzufriedenheit der meisten Weddinger Arbeiterfamilien mit der politischen und sozialen Entwicklung noch mehr zugenommen haben, denn bei der Reichstagswahl erhielt die USPD 57,3% (Berlin 42,7%), die SPD nur 15,7%, der KPD gaben 2,3% die Stimme. Beim am selben Tag (20. Juni 1920) stattfindenden Urnengang zur Bezirksversammlung von Alt-Berlin (letzte Kommunalwahl vor der Schaffung der Gesamtgemeinde) steigerte sich die USPD sogar noch einmal auf 58,6%! Dabei dürfte es sich auch um kommunistische Stimmen gehandelt haben, denn die KPD trat mit keiner Liste an.

Bei der Stadtverordnetenwahl am 16. Oktober 1921 zeichneten sich erstmals die politischen Verschiebungen zwischen den Arbeiterparteien ab: Die USPD erhielt nur noch 32,7% (Berlin 19,2%), die SPD 20,2% (Berlin 20,5%) und die KPD 15,6% (Berlin 9,5%).



Sozialdemokratische Funktionäre um den Reichstagsabgeordneten Georg Ledebour (2. Reihe v. u. links). Sitzend untere Reihe rechts aussen Otto Frank, 2. Reihe v. o. rechts aussen: Gustav Laukant, Mitglied der Nationalversammlung von Weimar

Nachdem sich 1922 die Mehrheit der USPD-Restgruppe mit der SPD zusammengeschlossen hatte – nur ein kleiner Kreis um Georg Ledebour bzw. Theodor Liebknecht vollzog den Schritt nicht mit war die USPD als politisch gewichtiger Faktor verschwunden. Bei der Kommunalwahl im Jahre 1925 wurde die SPD mit 36,8% stärkste Partei in Wedding, ihr folgte die KPD mit nunmehr bereits 33,0%, mit weitem Abstand nahmen die konservativen Deutschnationalen (DNVP) mit 12,8% den dritten Platz ein. Die USPD-Splittergruppe um Theodor Liebknecht erreichte mit 1,1% in Wedding noch ihr Berliner Spitzenergebnis.

Bei der Reichstagswahl im Mai 1924 konnte die KPD (mit 30,2%) erstmals die SPD (mit 23,3%) überrunden. Doch bei einem weiteren Reichstagswahlgang im Dezember d.J. lag die Sozialdemokratie (mit 34,4% gegenüber 29,3%) wieder vorn. Aber 1928 hatten die Kommunisten den Durchbruch geschafft: 40,4% votierten für sie, 34% für die SPD. Die 1929 einsetzende Weltwirtschaftskrise verstärkte die Radikalisierung: 1932 wählte fast jeder Zweite kommunistisch, die SPD landete unter 25%. In den frühen 30er Jahren hatte die KPD damit fast die legendären Weddinger USPD-Erfolge eingeholt.

Kommunalpolitisch sollte sich diese Verschiebung, die übrigens mehr die männlichen als die weiblichen Arbeiterwähler betraf, nicht entscheidend auswirken. Die alte USPD- (später SPD-)Mannschaft um Bürgermeister Carl Leid, die Stadträte Kulisch, Fabiunke und Frank sowie den jungen Vorsteher der Bezirksversammlung Hans Kaasch (S. 8f.), regierte mit Unterstützung bürgerlich-liberaler Kreise, darunter Finanzstadtrat Dr. Riess (DDP), ziemlich unangefochten. Und so brachten die 20er Jahre zahlreiche Verbesserungen zu Gunsten der Weddinger Bevölkerung, deren Lebensverhältnisse im Bereich der gesundheitlichen Versorgung, der Sozialhygiene, der Kinderbetreuung und modernen schulischen Bildung (S. 178) schrittweise verbessert wurden. Wie auch in anderen Teilen Berlins wurden durch die sozialdemokratisch geprägte Stadtverwaltung Verkehrs- und wohnungspolitische Grossvorhaben in die Tat umgesetzt: An den Rehbergen (S. 18) und am Schillerpark (S. 18) entstanden Reformsiedlungen für den gehobenen Arbeiterbedarf, mit Mieten, die armen Arbeiterkreisen allerdings verschlossen blieben.

Charlotte Menzel (1899-1988) blickt 1982 zurück:

«Mit meinem Freund und späteren Mann Friedrich Menzel zog ich im Januar 1932 in die Ebert-Siedlung, Swakopmunder Strasse 40. Für 1½ Zimmer mit 55 qm zahlten wir 53 RM Miete.

Es wohnten viele Sozialdemokraten [S. 17], zahlreiche Schauspieler und Künstler (wie Liesegang, Holz und Gurk) in der Siedlung, auch Kommunisten [S. 106, 320f.] – wenn sie eine gute Stellung hatten –, aber andere als heute.»

In der genannten Siedlung lebten bis zu ihrer Emigration 1933 (S. 320) auch mehrere frühere russische Sozialdemokraten, des Weiteren sozial engagierte Christen (S. 249ff.). Das Hauptzentrum der KPD war bekanntlich die Kösliner Strasse (S. 4), wo man zu Wahlzeiten von roten Fahnen regelrecht überflutet wurde.

Am Gesundbrunnen wohnten zahlreiche Kommunisten in der Stettiner-, Putbusser-, Graun- und Swinemünder Strasse. Doch über die Kösliner Strasse hinaus war die Partei besonders im Ortsteil Wedding stark vertreten, berichtet der folgende Zeitzeuge.

Erwin Puhst (1908-1998), zunächst Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes, dann seit 1930 der SPD-nahen SAJ, sagt 1983:

«Ich wohnte mit meiner jungen Familie seit 1930 in der ‚Schillerhöhe‘, einer Laubenkolonie an der Seestrasse, wo viele Arbeiter lebten (S. 24, 146, 310f.).

Die KPD-nahen ‚roten Zellen‘ waren neben der ‚Schillerhöhe‘: die Hennigsdorfer (heutige Groninger-), Oudenarder-, Hoch- und Liebenwalder Strasse sowie um die Brotfabrik Wittler herum: Max-, Anton- und Reinickendorfer Strasse. Jenseits von Genter- und Müllerstrasse war mehr eine [für Weddinger Verhältnisse] privilegierte Gegend.»

Die Weltwirtschaftskrise beendete die nur kurze Blütezeit kleiner kommunalpolitischer Fortschritte. Die Unterschiede zwischen jenen, die als Facharbeiter noch in Lohn und Brot standen, oder gar im Öffentlichen Dienst einen Arbeitsplatz besaßen, und den verzweifelten Arbeitslosen in ihren Elendsquartieren wuchs sich mehr und mehr zu einer bitteren Feindschaft zwischen «Bonzen» und «Proleten» aus. Die NSDAP versuchte in Wedding ihrerseits, in diesem trüben Wasser zu fischen. Während sie in ihrer Berliner Hochburg, dem nationalkonservativ geprägten Steglitz, mit einem Sohn des letzten deutschen Kaisers auf Stimmenfang ging, proklamierte sie auf einer Versammlung in den Pharus-Sälen in Wedding den «Zusammenbruch des bürgerlichen Klassenstaates», doch bis 1933 verfieng dieses durchsichtige Manöver bei der Mehrheit der Arbeiterschaft nicht, obwohl doch im Bezirk 39,5% der Erwerbspersonen ohne Arbeit waren (in Berlin 29,8%).

Wie die Wahlstatistik zeigt, hielt die Mehrheit die Weddinger Wähler den Arbeiterparteien noch bei der Reichstagswahl Anfang März 1933 die Treue, dabei war dieser Urnengang bereits durch Terror, Zensur und Einschüchterungen gezeichnet.

Wedding	Wahlbet.	KPD	USPD	SPD	DDP	Z	DVP	DNVP	NSDAP
Bezirk 1921	66,7	15,6	32,7	20,2	3,8	3,0	7,8	13,0	—
Bezirk 1925	65,8	33,0	1,1	36,8	6,0	2,7	2,5	12,8	-
Bezirk 1929	74,0	40,6	0,3	30,1	3,7	2,9	2,6	10,8	3,1
Reichstag 1930	84,0	43,0	0,1	28,0	3,0	2,7	1,6	8,7	9,0
Reichstag 31.7.32	81,5	42,6		27,8	0,9	3,4	0,2	4,7	19,3
Reichstag 6.11.32	82,5	47,1		23,4	0,8	3,2	0,3	6,0	18,0
Reichstag 5.3.33	88,2	39,2		22,8	1,0	3,6	0,3	6,6	25,9

Dass selbst Weddings klassenbewusste Arbeiterschaft Mitte der 20er Jahre mehrheitlich zur Weimarer Republik neigte, belegen die Zahlen zur Wahl des Reichspräsidenten im Jahre 1925. Im zweiten Wahlgang standen sich Marx als Vertreter der Weimarer Koalition (SPD, Liberale, Zentrum), von Hindenburg als Symbolfigur der vergangenen Monarchie und der Kommunist Ernst Thälmann gegenüber. Während im Reich bekanntlich Hindenburg gewann, sah es in Berlin und zumal in Wedding ganz anders aus:

1925	Marx	v. Hindenburg	Thälmann
Wedding	56,3	24,3	19,4
Berlin	52,6	37,0	10,4

Diese Zahlen gewinnen an Aussagekraft, wenn man sie mit jenen des ersten Wahlgangs vergleicht. Die drei Kandidaten des demokratischen Lagers Braun (SPD), Hellpach (DDP) und Marx (Zentrum) erhielten dabei in Wedding 40,1%, 8,2% und 4,3%, zusammen 52,6%. Auf Ernst Thälmann als Repräsentanten der radikalen Linken entfielen 25,6%. Parallel zur Steigerung der Wahlbeteiligung vom 1. Wahlgang (74,9%) zum 2. Wahlgang (80,2%), vollzog sich demnach eine



Weddinger Arbeiterjugend demonstriert für politische und soziale Rechte

Stimmenverschiebung. Ein Teil der Thälmann-Wähler des 1. Wahlgangs votierte beim zweiten Urnengang mit dem demokratischen Bündnis, der Kandidat der KPD sackte von 25,6% auf 19,4% ab – und das in Wedding! In Berlin war diese Entwicklung mit 13,9% bzw. 10,4% nicht ganz so deutlich.

Im Jahre 1932 gab es diesbezüglich eine spannende Parallele. Bei der Wahl zum Reichspräsidenten (2. Wahlgang), diesmal wurde der greise Reichspräsident von Hindenburg auch von demokratischen Parteien unterstützt – mit unglücklichen Folgen, wie wir wissen –, kam es zu folgenden Ergebnissen:

1932	von Hindenburg	Hitler	Thälmann
Wedding	43,6%	21,9%	34,6%
Berlin	48,1%	31,2%	20,7%

Auch hier lohnt ein Vergleich mit dem 1. Wahlgang, bei dem übrigens die Weddinger Wahlbeteiligung um 4% höher lag. Thälmann konnte beim vorausgegangenen Urnengang nämlich noch 38,4% auf sich ziehen, obwohl die KPD in Wedding 1932 längst bei 42% und mehr lag. Während Hitler in Zehlendorf über 41% und in Steglitz sogar über 46% kam, blieb er im Arme-Leute-Bezirk Wedding noch unter dem Berliner Durchschnitt.

Etikettierungen wie «der rote Wedding» und die ungewöhnlich hohen Stimmergebnisse für die KPD von 47,1% im November 1932 sollten nicht den Blick dafür verstellen, dass ein Teil der Linkswähler sehr wohl zu differenzieren vermochte und entweder Hindenburg unterstützte, oder dem zweiten Wahlgang fernblieb. Thälmann schöpfte sein Potenzial jedenfalls nicht aus, sondern blieb fast acht Prozent darunter.

Es gab offensichtlich in den Reihen der KPD-Anhänger auch eine unabhängig denkende Minderheit, die zum Verbalradikalismus und zum Hass auf die SPD eine gewisse innerliche Distanz wahrte und auch nach 1933 Umsicht und viel Mut bewies (S. 27ff., 106, 111, 170).

Derartige Zwischentöne sollten nicht übersehen werden, wenn man den politischen Kurs der KPD seit 1929 kritisch in den Blick nimmt und auch in dieser Darstellung lesen kann, wie bereits Mitte 1933 symbolträchtige Hochburgen der Kommunisten samt Schmalmeienkapellen zu den braunen Machthabern überliefen.

Gespaltene Arbeiterbewegung

Die KPD war am Ende der Weimarer Republik weitgehend eine Partei der Arbeitslosen, betont Ossip K. Flechtheim (s. Literaturliste), und gerade in Wedding die Stimme der Ärmsten der Armen, die wenig politische Bildung genossen hatten. Sie erwiesen sich daher gegenüber der raffinierten Propaganda des «nationalen Sozialismus» einer «erwachten Arbeiterschaft» als besonders anfällig, zumal frühere Meinungsträger vertrieben bzw. verhaftet waren, oder aus Todesangst schwiegen.

Wie der Kommunismusforscher Hermann Weber (s. Literaturliste) ausführlich darlegte, hatte die Wandlung der KPD zu einer bolschewistischen Organisation sowjetischen Typs die Partei um viele kluge Köpfe, die als «rechte» oder «linke Abweichler» ausgeschlossen worden waren, beraubt. Gerade der Wedding geriet zum Namensgeber einer innerparteilichen Strömung («Weddinger Opposition»), die im frühen Widerstand der Arbeiterbewegung eine bemerkenswerte Rolle spielte (S. 27ff.).

Seit 1929 verfiel die KPD in einen immer verhängnisvolleren Kurs, den sie selbst als revolutionäre «Offensive» interpretierte. Nicht Hitler und die NSDAP wurden als «Hauptfeinde» angesehen, sondern die die schlingernde Weimarer Republik stützenden Sozialdemokraten, die nunmehr als «Sozialfaschisten» eingestuft wurden. Jede Reichsregierung bekam seit 1930 das Etikett «faschistisch» angeheftet und selbst linke Splittergruppen wie die SAP (S. 82) wurden als «sozialfaschistische Filialen» abgekanzelt.

Eine besonders unglückliche Rolle spielten in diesem Zusammenhang die Ereignisse um den 1. Mai 1929. Aufgrund wortradikaler Ankündigungen der KPD-Führung verbot der Berliner Polizeipräsident Zörgiebel (SPD) öffentliche Demonstrationen (Saalveranstaltungen blieben erlaubt). Durch diese wenig umsichtige Entscheidung fühlte sich die KPD erst recht herausgefordert, und nun sausten die beiden Konfliktparteien (Polizeiführung – KPD) wie ungebremste D-Züge aufeinander zu. Es kam in Neukölln und gerade auch in Wedding (Kösliner Strasse/Weddingstrasse) zu gewalttätigen Auseinandersetzungen und Barrikadenkämpfen. Die Polizei griff mit grosser Härte zu und schlug dabei ihrerseits über das Ziel hinaus. Dies wird allein dadurch belegt, dass der grösste Teil der Opfer (**31 Tote**) völlig unbeteiligte Menschen waren.

Entsprechend erinnert sich auch der folgende Zeitzeuge.

Siegbert Schlomo Pfennig (*1920) schreibt in seinem Lebenslauf:

«In meinem zweiten Lebensjahr zogen meine Eltern mit uns Kindern nach Berlin-Wedding, N 65, Plantagenstrasse 2. Dort wohnte ich bis zu meiner Verhaftung im September 1938*... .

Mein Wohngebiet war das bekannte Arbeiterviertel, der ‚rote Wedding‘. Nicht weit von uns war die Kösliner Strasse, das ‚Hauptquartier‘ der Kommunisten, der Brennpunkt der blutigen Zusammenstösse zwischen demonstrierenden Arbeitern und der Polizei, auch der sozialdemokratischen, zurzeit von [Polizeipräsident] Zörgiebel. Am 1. Mai [1929] war die Polizei auf den Dächern unserer Häuser stationiert und hatte Schussbefehl nicht nur gegen Demon-



Roter Frontkämpferbund Wedding demonstriert (1928)

stranten, sondern auch auf alle Einwohner, die verdunkelte Fenster zur Strassenfront hatten... »

* Schlomo Pfennig wurde 1938 im Rahmen einer Aktion gegen Juden polnischer Staatsbürgerschaft verhaftet und aus Deutschland vertrieben, viele seiner Familienmitglieder wurden Opfer des Holocaust (S. 322).

Eine Untersuchungskommission der «Liga für Menschenrechte» (um Carl von Ossietzky und andere Radikaldemokraten) machte damals viele Übergriffe der Polizei deutlich. Ossietzky war es aber auch, der die Kommunisten von 1929-1932 in zahlreichen Artikeln in der «Weltbühne» vor ihrem verhängnisvollen Kampf gegen die Polizei und die Republik warnte. (Sozialdemokraten wurden als «kleine Zörgiebel» bezeichnet.)

Doch im Gegenteil, die KPD berauschte sich an ihrem eigenen Wortradikalismus. Als im Juni 1929 die Reichsorganisation ihren Parteitag in den Weddinger Pharus-Sälen (Foto S. 195) abhielt, stürmte bei den Begrüßungsansprachen der Pol. Leiter von Wedding ans Pult und hielt einen flammenden Appell.

Der «Vorwärts» vom 10. Juni 1929 berichtet darüber:

«Mit markerschütternder Stimme dankte er [der Weddinger Pol. Ltr.] dem Parteitag, dass er seine Tagung gerade in diesem Bezirk abhalte, wo in den Maitagen das revolutionäre Proletariat auf die Barrikaden gestiegen sei. Dieser Parteitag werde die Taktik für den Generalaufstand zu beraten haben.»

Diese Worte waren beileibe nicht etwa die Entgleisung eines lokalen Funktionärs, denn auch der prominente Reichstagsabgeordnete Hermann Remmele (UB Nord) führte in seinem Referat aus, die Maiereignisse seien als «Teilaufstand» für die «grosse Entscheidung» ausserordentlich wichtig.

Nach den Maiunruhen wurde staatlicherseits der Rote Frontkämpferbund (RFB), der im «Sängerheim» – Weddingstrasse 9, direkt gegenüber der Einmündung der Kösliner – das berühmteste Berliner Stammquartier unterhielt, verboten.

Als «Einheit» oder «Ordnerdienst» überlebten besonders militante Einheiten im Verborgenen. Aus ihren Reihen (AM-Apparat der KPD) kamen die Mörder zweier Polizeioffiziere, die 1931 am Bülowplatz mit Schüssen niedergestreckt wurden. Die genauen Umstände konnten bis heute nicht aufgeklärt werden, zumal der NS-Prozess (gegen [Albert Kuntz und andere](#)) rechtsstaatlichen Prinzipien widersprach. Aber so viel ist klar, unter den Beteiligten waren die Weddinger Erich Mielke (Stettiner Strasse) und Friedrich Broede. Erstgenannter, von dem mehrere Zeitzeugen dem Verfasser berichteten, er hätte ihnen «das Schiessen beigebracht», konnte fliehen, Broede und andere wurden 1935 hingerichtet (S. 276).

Nach diesen Ereignissen war die Kluft zwischen Polizeiführung und KPD völlig unüberbrückbar. Der unabhängige Kommunist [Heinz Brandt \(1909-1986\)](#) berichtet in seinen Erinnerungen (s. Literaturliste), ein Journalist hätte ihn 1931 mit den Worten angesprochen: «Nanu, du hier, am Bülowplatz leben doch noch ein paar Polizeioffiziere!» Die Strategie der Kommunisten führte im November 1932 zu einem weiteren Tiefpunkt, als NSBO und RGO gemeinsam als Streikposten beim BVG-Streik auftraten (S. 17, 21).

Vor dem Hintergrund dieses fatalen politischen Kurses ist es auch nicht überraschend, dass bei der Befragung zahlreicher Zeitzeugen zu Beginn der 80er Jahre deutlich wurde, dass SA und NSDAP zwar ihre Stützpunkte in Wedding und Gesundbrunnen hatten, dass sie sich aber nur in größeren Gruppen uniformiert auf die Strasse wagten und bis ins Jahr 1932 hinein in diesem Bezirk eher eine untergeordnete Rolle spielten. Daher berichteten mehrere sozialdemokratische Reichsbannerführer: «Den meisten Ärger hatten wir vor 1933 mit den Kommunisten.»

[Der Klempner Rudi Diepold \(1905-1991\)](#) bemerkt 1982:

«Ich wuchs in der Ackerstrasse auf; später zog die Familie in die Stralsunder Strasse 51, wo wir gegenüber dem SA-Lokal Grahn wohnten. Dieses Lokal, Stralsunder Strasse 9, lag wie in einem Dreieck und hatte Durchgänge zur Usedomer Strasse und zur Wattstrasse.

Als weiteren NS-Treffpunkt in Gesundbrunnen gab es noch das SS-Lokal in der Stralsunder Strasse 26. Es wurde aber erst um 1932 zum Zentrum des Sturms 42. Als sie sich auch noch in der Nummer 27 niederliessen, zogen wir SPD-Genossen uns aus diesem Lokal zurück.

Trotzdem, an [grössere] politische Auseinandersetzungen mit den Nazis erinnere ich mich nicht. Die Kommunisten haben in Gesundbrunnen mehr Wirbel veranstaltet:

Ich war bis 1933 Weddinger Vorsitzender des Metallarbeiterverbandes (DMV). Die Arbeiterschaft der AEG-Gesundbrunnen war vor 1933 stark kommunistisch eingestellt. Als der 1. Bevollmächtigte des Berliner DMV, Max Urich (S. 68ff.), einmal dort referierte, war es – vermutlich in der Voltastrasse – mit der RGO zu Reibereien gekommen. Urich wurde tödlich angegriffen.»

[Dora Lösche \(1906-1985\)](#) blickt 1981 zurück:

«Ich war bis 1933 Sekretärin der SPD-Fraktion im Preussischen Landtag, mein Vater Konrad Ludwig bis 1931 Hauptkassierer der Partei. Mein Mann Bruno Lösche (1898-1963) wirkte als festangestellter Parteisekretär der Berliner SPD, zunächst im Jugendbereich und dann (ab 1931) im Betriebssektor.

Wir wohnten von 1932-1934 in der Friedrich-Ebert-Siedlung, Togostrasse 30. Mein Mann schuf – zusammen mit den Angestellten des SAJ-Hauptvorstandes Fritz List und Gustav Weber, die dicht bei uns wohnten – die Zeitung ‚Die Rote Ebert-Siedlung‘ und setzte das Blatt auch selbst. Es wurde zusätzlich in der Laubenkolonie verbreitet.

Mit zahlreichen in der Ebert-Siedlung wohnenden Kommunisten wurde über deren Strategie gegen die SPD und die Weimarer Republik diskutiert. Als 1931 NS und KPD zum ‚Volksentscheid‘ gegen die Preussische SPD-Regierung aufriefen, liess mein Mann Schriften Trotskis in der Siedlung kursieren, die vor dieser Politik warnten.

Ich kann mich auch noch an eine Diskussionsveranstaltung in den Pharus-Sälen im Sommer 1932 erinnern, als Theodor Haubach [S. 44ff.] auf einen Tisch sprang und den KPD-Leuten vorhielt, welche grosse Tragik auf die Arbeiterbewegung zukäme, wenn die KPD so weitermache [die SPD als Hauptfeind zu bekämpfen].

Beim BVG-Streik im November 1932, den NSBO und RGO gemeinsam durchführten, wurde am Strassenbahnhof Müllerstrasse unser SAJ'ler Herbert Schilling von beiden Gruppen verprügelt und musste Schutz in einem gegenüberliegenden Lebensmittelgeschäft suchen.»

Diesen Schilderungen von Sozialdemokraten sollen Erinnerungen eines damaligen Anhängers der KPD (Opposition) folgen.

[Richard Seiffert \(1906-1983\)](#), Fichtesportler vom Nordufer 16, und Bruder des 1944 ermordeten [Rudolf Seiffert](#) (S. 170), sagt 1981:

«Ich stamme aus einer alten Arbeiterfamilie (s. Titelbild). Mein Vater, ein führender Gewerkschafter der Sparte Bäcker und Konditoren, wurde wegen seiner Opposition gegen den ultralinken Kurs im Juni 1929 aus der KPD ausgeschlossen, danach stand er der KPD(O) nahe.

Ich arbeitete bis zum Rauswurf 1933 bei der Firma Loewe in Moabit, Huttenstrasse. Die Belegschaft [meines Betriebsteils] umfasste 3.500 Mann, darunter circa vierundzwanzig Parteimitglieder. Bei KPD-Kongressen vertrat dann grossspurig ein Delegierter – 3.500 Arbeiter!

Die von der KPD im Herbst 1932 inszenierten ‚spontanen Hungerdemonstrationen‘ – etwa die Plünderung eines Geflügelgeschäfts Müller – Ecke Seestrasse – waren keine revolutionären Aktionen, sondern Krawall.

Verhängnisvoll war der BVG-Streik* [November 1932], als Nationalsozialisten und KPD-Anhänger gemeinsam Gleise der Bahn zugossen. Mit den Mitgliedern der KPD war nicht zu reden, aufgrund des autoritären Führungsprinzips taten sie, was angeordnet wurde. Dies zeigte sich auch beim ‚Sozialfaschismus‘-Begriff für die SPD], der zum Bruderkampf führte und der NS-Machtergreifung Vorschub leistete.

Einfache Genossen der KPD waren nicht kritisch, sie glaubten an das Gute ihrer Sache und übten Parteidisziplin.

Nur einmal kam es nach meiner Erinnerung zu einer gemeinsamen Aktion: 1932 verteidigten Reichsbanner und kommunistische Arbeitersportler ihren Treffpunkt ‚Fichte-Klausen‘ am Schäfersee gegen einen SA-Angriff.»

* Dem KPD(O)-Organ «Gegen den Strom» vom 19./20. November 1932 zufolge stiess diese Aktion auf innerparteiliche Kritik, denn die KPD-Zelle Block I der Friedrich-Ebert-Siedlung monierte die mangelnde Abgrenzung von den Nationalsozialisten, d. Verf.

1932 – der Wind dreht

Im Jahre 1932 eskalierte und explodierte die politische Gewalt in Deutschland. Die SA wagte sich immer weiter vor, ihre Brutalität nahm zu. Und gerade jetzt stellte die Polizei immer weniger ein Gegengewicht dar. Nach Ablösung der preussischen Landesregierung Braun-Severing am 20. Juli 1932 (S. 48f.), sie war durch einen Staatsstreich des rechtskonservativen Reichskanzlers Franz von Papen vertrieben worden, wurden auch in der Berliner Polizeiführung entscheidende Veränderungen vorgenommen. Sozialdemokraten und andere entscheidende Republikaner, darunter der Polizei-Experte für den Rechtsradikalismus, Dr. Johannes Stumm, und der beliebte Kommandeur der Schutzpolizei Magnus Heimannsberg (SPD), setzte man ab, oder stellte sie durch Umgruppierungen kalt. Sympathisanten der «Harzburger Front» und andere Gegner der Demokratie bekamen zunehmenden Einfluss auf die Polizei. Der Wind drehte im zweiten Halbjahr 1932 kräftig, dies berichteten auch zahlreiche Reichsbannermänner, die zuvor immer auf das Wohlwollen «ihrer» Berliner Polizei rechnen konnten (S. 45, 50f.).

Aufgelistete Zeitungsmeldungen und die Erinnerungen von Zeitzeugen versuchen, den politischen Wandel im Jahr 1932 zu verdeutlichen.

Charlotte Neumann (*1917) geborene Köhler blickt 1982 zurück:

«Schwiegervater **Paul Neumann (1874-1934)** wohnte mit seinen Söhnen als Erstmieter in der Ebert-Siedlung, Swakopmunder Strasse 2. Beruflich war er Brandmeister der Feuerwache Nettelbeckplatz. (Dort wurde er 1933 mit der fadenscheinigen Begründung entlassen, er hätte Schulkinder die Internationale singen lassen. Der Kummer darüber führte zu seinem frühen Krebstod.) Alle Neumann-Söhne waren beim Reichsbanner und zählten wie Walter Ritz, der am Torbogen Swakopmunder Strasse wohnte, zum Kern einer Schutztruppe in der Siedlung. Es handelte sich aber lediglich um einen Aktionsschutz bei Plakat-Klebeeinsätzen der Partei, denn andere Waffen als Gummiknüppel besaßen sie nicht.

Im [Juni] 1932 wurden die Reichsbanner Kramp und Kroll, die vor einem Lokaltreffpunkt in der Barfusstrasse Ecke Glasgower Strasse Wache gestanden hatten, von SA überfallen und niedergestochen. Als Rache dafür bombardierten Reichsbanner das SA-Lokal Seestrasse (neben dem Kino) mit Flaschen. Polizei erschien und trieb die Reichsbanner hart auseinander.

Weil man als SAJ'ler durch Haus- und Strassenpropaganda bekannt war und die politischen Bedrohungen – meinerseits besonders durch den SA-Sturmführer Elzholz – zunahmen, schaffte sich mein Vater Arthur Köhler (S. 79) sogar meinerwegen eine Pistole an. Ich traute mich nur noch in Reichsbannerbegleitung, darunter war mein späterer Mann Rudi Neumann, der mir durch seinen Mut imponierte, auf die Strasse.



Friedrich-Ebert-Siedlung mit Wahlplakaten von SPD und KPD

Die Polizei reagierte in der Endzeit der Republik (1932/1933) nicht mehr auf Beschwerden, Anzeigen blieben ergebnislos. Im Gegenteil: In der Laubenkolonie Rehberge – heute in Höhe Schule Petersallee – gab es einen SA-Treffpunkt. Als es zu Auseinandersetzungen mit den Reichsbannern kam, wurde Rudi Neumann festgenommen und drei Tage inhaftiert. Der SA geschah nichts.»

Rudi Diepold (1905-1991) fährt 1982 fort:

«Wolgaster Strasse [13] befand sich damals ein Polizeirevier. Dort waren viele SPD-Genossen beschäftigt. 1933 wurden sie teilweise entlassen, teilweise passten sie sich an.

[Zuletzt] hatte man bei Demonstrationen im Lustgarten – wir Gesundbrunner Sozialdemokraten trafen uns zuvor zum Abmarsch in der Gustav-Meyer-Allee – schon bemerkt, dass die Polizei sich anders einzustellen begann.»

Kurt Kulse (1912-1994) führt 1981 aus:

«1932 war ein Jahr der Verhärtung der politischen Auseinandersetzungen. Die SA wurde immer frecher, die Zahl ihrer Lokale nahm zu.

Angesichts der Massenarbeitslosigkeit war für viele Verzweifelte das, was die SA in ihren Stützpunkten zu bieten hatte, nicht wenig: Kleidung und Essen. Der normale Arbeitslose bezog dagegen nur 5,65 RM pro Woche Unterstützung. Das Geld für die .Angebote¹ der SA bezog Hitler aus Kreisen der Industrie.

Einzelne Vorkommnisse sind mir noch in Erinnerung:

So ein .Stahlhelm'-Aufmarsch, der zur .Lichtburg¹ in der Behmstrasse [S. 51] zog und vorher durch die Swinemünder Strasse kam. Landwirte hatten ihre Landarbeiter gezwungen, die Demonstrationsreihen zu füllen. Wir sangen dagegen aus den Hausfluren heraus die Internationale und übertönten unsere politischen Gegner.

Doch der monarchistische Stahlhelm war noch relativ friedlich, gefährlicher war dagegen ein Aufmarsch des SA-Räubersturms [100] durch die Putbusser Strasse, bei dem Schlägerkolonnen zum Schutz am Rande des Demonstrationszugs liefen.»

Letztgenannte Methode der politischen Einschüchterung wurde 1932/33 als neue brutale Taktik von der SA angewandt und zeigte dann besonders im Frühjahr 1933 durchgehende Erfolge (S. 103): Passanten, die den «Deutschen Gruss» verweigerten, streckte man sofort nieder. Ein Arbeitersportler, dem dabei ein Auge ausgeschlagen wurde, kommentierte es mit den Worten: «Da wusste man gleich, wer der neue Herr ist!»

Aus Berliner Zeitungsmeldungen des Jahres 1932:

- | | |
|-------------|---|
| Januar: | Die Zahl der Arbeitslosen übersteigt die Sechsmillionengrenze |
| 21. Januar: | Blutige Schlägereien und Schiessereien zwischen SA und Kommunisten in der Chausseestrasse |
| 25. Januar: | Im Krematorium Gerichtstrasse ist eine Trauerfeier für den von SA erschossenen Arbeiter Fritz Klemke aus der Kolonie «Felseneck» (Reinickendorf-Ost) angesetzt. Über 1.500 Arbeiter |

sind erschienen. Demonstrationenzüge und Ansammlungen ziehen sich über Gerichtstrasse und Nettelbeckplatz bis in die Kösliner Strasse.

April: Im Wahlkampf: Schwere Schlägereien in der Wiesen- und Hochstrasse sowie Brunnenstrasse Ecke Usedomer Strasse, bei denen vier Personen verletzt werden. An der Trift – Ecke Genter Strasse kommt es zu einer blutigen Strassenschlacht zwischen Arbeitern und dem Weddinger SA-Trupp 100. Trotz zeitweiligen Verbots bestehen die SA-Stürme, u.a. als Sportvereine getarnt, weiter.

April: [Alfred Lazzaroni](#) (Foto nebenan), Ramlerstrasse 11, wird von SA überfallen und durch Messerstiche schwer verletzt; er erliegt schon bald seinen Verletzungen.



10. Juni: Auf dem Oskarplatz (heute Louise-Schroeder-Platz) werden bei Auseinandersetzungen drei Männer des Reinickendorfer SA-Sturms 92 von Kommunisten zusammengeschlagen.

22. Juni: In allen Stadtteilen Berlins kommt es zu Zusammenstößen und Schlägereien. Besonders in Moabiter Arbeitervierteln finden Strassenschlachten statt. In der Weddinger Pankstrasse geraten Kommunisten der Kösliner Strasse mit Mitgliedern des SA-Sturms Hochstrasse gewalttätig aneinander. Weddinger SA kann nur noch in Zivil zu ihren Treffpunkten gelangen. In den KPD-Zentren werden Kampfstaffeln gegen sie gebildet.

29. Juni: In der Vornacht werden Pank – Ecke Wiesenstrasse zwei SA-Männer von Kommunisten schwer verletzt.

Ende Juni: SA-Überfall auf das Reichsbannerlokal Barfusstrasse 17. Zwei Reichsbannerleute werden niedergestochen (S. 18).

1. Juli: Am Lenzener Platz wird bei blutigen Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und SA ein Teilnehmer erschossen.

2. Juli: In den späten Abendstunden des 2. Juli veranstalten im Norden und Osten der Stadt NS-Anhänger Feuerüberfälle auf KPD-Vereinslokale. So werden u.a. aus einem Auto zehn bis fünfzehn Schüsse in das stark besuchte Lokal Gottschedstrasse 26 gerichtet. Zwei Frauen erleiden dadurch schwere Verletzungen.

11. Juli: Blutige Bilanz eines Sonntags in Deutschland, nachdem der neue Reichskanzler von Papen das SA-Verbot aufgehoben hatte: sieben Tote, zehn tödlich Verwundete und 181 Schwer-

verletzte. In Wedding (Boyenstrasse) wird in der Frühe des 12. Juli der Reichsbanner [Max Wölfel](#) (SPD) von 12 SA-Männern überfallen und lebensgefährlich verletzt.

31. Juli: Grosser NS-Wahlsieg in Brandenburg. Bei der Reichstagswahl steigert sich die NSDAP von 396.000 auf 756.000 Stimmen, das sind 28,7% (Wedding S. 12).
- 3./4. August: In der Nacht findet Trift – Ecke Genter Strasse eine Strassenschlacht zwischen SA und Kommunisten statt. Ein SA-Mann wird dabei erschossen, ein 52 Jahre alter Arbeiter aus der Schulstrasse kommt mit schweren Kopfverletzungen ins Krankenhaus.
3. September: Bei einer Antikriegskundgebung der SAJ (S. 47) in den Rehbergen wird auch gegen das Treiben rechtsradikaler Verbände protestiert. Sprecher ist u.a. der Reichstagsabgeordnete [Rudolf Breitscheid](#) (SPD).
- 19./20. Oktober: In der Nacht wird der Arbeiter Herbert Dannenberg auf seinem Heimweg in der Drontheimer Strasse von einer NS-Gruppe umringt, niedergeschlagen und durch Stiefeltritte schwer verletzt. Ähnlich ergeht es einem Passanten in der Prinzenallee, der von SA grundlos zusammengeschlagen wurde.
23. Oktober: An einem Sonntag, der reich war an gewalttätigen politischen Zwischenfällen, kommt es auch zu Schiessereien in der Kösliner Strasse, als 120 Anhänger der NSDAP, bewacht von Polizei, einen Propagandaumzug durch die Kösliner- und Weddingstrasse vornehmen.
- Oktober: Der als Weddinger «Räubersturm» bekannte SA-Sturm 100 versucht, in die KPD-Hochburg Buttmanstrasse überzusiedeln. Drei Tage lang kommt es zu Gegendemonstrationen vor dem Lokal. Schwere Auseinandersetzungen entstehen, als die SA gegen die Ausstellung «15 Jahre Sowjetunion» vorgeht, die im Antifa-Lokal Buttmanstrasse 2 aufgebaut war. (1933 wird es von der SA «übernommen».)
- November: Verkehrsarbeiterstreik, in den die NSDAP durch ihre Betriebsorganisation (NSBO) einsteigt. Eines der Streikzentren ist der Strassenbahnhof Müllerstrasse (S. 32), Streikführer ist der Betriebsratsvorsitzende und Reichstagsabgeordnete [Albert Kayser](#), Groninger Strasse 22. (1935 verhaftet, stirbt er 1944 im KZ Buchenwald.) In der Chausseestrasse sorgen RGO und NSBO dafür, dass Schienen aufgebrochen werden, um den Verkehr zum Erliegen zu bringen.
6. November: Bei der Reichstagswahl verliert die NSDAP über 2 Millionen Stimmen. In Berlin kommt sie auf 26%. Über 100.000 Wähler (47,1%) unterstützen in Wedding die KPD (S. 12).
27. November: Schlägerei mit SA im Reichsbanner- und SPD-Lokal Utrechter Strasse.
29. November: In der Nähe des «Stettiner Tunnels» werden bei Kämpfen mit dem SA-Sturm 100 sechs Kommunisten angeschossen und einer durch Schläge verletzt.

Silvester: In der Utrechter Strasse kommt ein Hitler-Junge bei Auseinandersetzungen ums Leben. Vom Fahrrad aus erschoss ein SA-Sturmführer in der Ackerstrasse eine ihm unbekannte 37jährige Schneiderin.

Bilanz des Jahres: Trotz Vermehrung ihrer Stützpunkte schafften SA und NSDAP weder auf den Strassen noch an den Wahlurnen den Durchbruch in Wedding. Der aus der drückenden Massenarbeitslosigkeit erwachsende Radikalisierungsprozess förderte in diesem Arbeiterbezirk eher die KPD, zu Lasten der SPD. Gesamtstädtisch erwies sich nicht der Wedding, sondern das mittelständisch geprägte Steglitz als NS-Hochburg.



Weddinger Jungsozialisten (r. Willi Laukant), 1932 von SA zusammengeschlagen

Mary Saran, Anhängerin des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (S. 90ff.), schreibt in ihren Erinnerungen (s. Literaturliste), das..... die Bewohner des Wedding fest gegen die Nazis zusammen[hielten] räumt dann aber für 1932/33 einen beginnenden Wandel ein.

Mary Saran:

«Im Wedding mit seiner antinazistischen Bevölkerung erschienen in den Kneipen erst in den letzten Monaten der Weimarer Republik Gruppen von Nazis in Uniform und mit Parteiabzeichen. Ich merkte das, wenn ich nachts mit der ISK-Zeitung ‚Der Funke‘ in Kneipen kam, um sie dort zu verkaufen, und ich mit höhnischem Gelächter empfangen wurde, statt mit dem freundlichen Lächeln von Sympathisanten oder möglichen Käufern oder schlimmstenfalls mit gleichgültigem Anstarren. Ich reagierte dann traurig: wieder eine Kneipe von den Nazis ‚übernommen‘.»

«Berlins rote Viertel zerfallen»

Mit diesen Worten trumpfte der «Völkische Beobachter» am 13. April 1933 auf und fuhr dann fort:

«Auch die letzte Kommune-Hochburg von unseren Soldaten erstürmt».

Hinter diesen markigen Zeilen verbarg sich die Meldung, dass die Motorstaffel 10 der Berliner SA ein Sturmlokal nun auch in der Kösliner Strasse eröffnet hatte. Dafür waren die braunen Einheiten zuvor am Brunnenplatz zusammengelassen, um dann in geschlossenen Formationen über Wiesen-, Pank- und Weddingstrasse in die Kösliner Strasse zu gelangen, eine Gegend, in der – so die NS-Zeitung – «bislang jeder deutsche Mensch Freiwild des roten Verbrechertums war». Nach den Pharos-Sälen (S. 195) und der «Glaskiste» (S. 24) sei nunmehr der letzte «Hort der kommunistischen Wahnidee» gefallen.

Von sieben Uhr abends bis nach Mitternacht sangen und lärmten die SA-Männer in ihrem neuen Lokal, vor dem sie die Hakenkreuzfahne aufgezogen hatten. Als das Lied «Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen» angestimmt wurde, wäre vom überwiegenden Teil des Publikums begeistert mitgesungen worden, sagt jedenfalls der NS-Bericht.

Was für ein Bild muss das gewesen sein?!

Kurz nach dem 30. Januar 1933 war ein SA-Durchzug noch mit Steinen, Flaschen und vollen Nachtgeschirren bombardiert und vertrieben worden. Sechs Wochen später hatte die Szene gründlich gewechselt! Die SA konnte inzwischen gefahrlos auftreten, denn andere Kräfte hatten für sie offensichtlich gründlich gearbeitet (S. 25f.). In kurzen und harten Schritten – einem wahren «tempo furioso» bemerkt Sebastian Haffner (s. Literaturliste) – vermochten es die Nationalsozialisten im Frühjahr 1933, mit einer Doppelstrategie aus Staatsterrorismus und Strassengewalt (S. 19, 103ff.) ihre potenziellen Gegner in den Zangengriff zu nehmen. Verschleppungen, Misshandlungen und Morde in einer bisher in Deutschland nicht gekannten Bestialität stürzten wie eine schreckliche Flutwelle über die Gegner des NS herein.

Einen «kollektiven Nervenzusammenbruch» diagnostizierte Haffner damals und beschrieb die hilflose Überanpassung vieler verängstigter Menschen.

Das auch im Untergrund verbreitete «Braunbuch über den Reichstagsbrand» gibt einige Beispiele aus dem Weddinger Alltag des ersten Halbjahres 1933 wieder:

- Am Morgen des 27. Februar 1933 wurde der 36jährige Arbeiter **Paul Paprocki** aus der Wohnung (Malplaquetstrasse) geholt und im SA-Lokal Utrechter Strasse misshandelt.

Noch am Abend desselben Tages brannte der Reichstag. Dieses Ereignis wurde von der NS-Regierung zum Anlass genommen, um im ganzen Land Jagd zu machen auf Funktionäre der Arbeiterbewegung, missliebige Intellektuelle und Juden.

- Der 18jährige Arbeiter Kurt Hackelbusch (S. 118), Grüntaler Strasse, wurde im Sturmlokal Prinzenallee («Glaskasten») gequält.
- Ein Arbeiter, der sich an seinem Arbeitsplatz, der Brotfabrik Wittler (S. 112), antifaschistisch äusserte, wurde von SS überfallen und misshandelt.
- Ein Schlagaderschuss tötete den Arbeiter Gustav Segebrecht nach Verlassen des Speiselokals Steppat (Liebenwalder Strasse).
- Ein jüdischer Armenarzt vom Gesundbrunnen wurde gefoltert und totgeschlagen.
- Ein sozialdemokratischer Politiker verstarb an den Folgen von Misshandlungen.

- Ein unbekannter Arbeiter aus der Gerichtstrasse wurde in einem SA-Lokal in der Novalisstrasse erschlagen.
- Ermordung eines unbekanntes Weddinger Arbeitersportlers in der SA-Kaserne Hedemannstrasse.

Der Berliner Lokalanzeiger meldet am 3. März 1933 unter der Überschrift «Wieder zahlreiche Zusammenstösse» auch Folgendes:

«In Berlin kam es ebenfalls an verschiedenen Stellen zu Zwischenfällen. So wurde heute früh gegen 16 7 Uhr in der Laubenkolonie Schillerhöhe der dort wohnende Arbeiter Reinhold Busch von unbekanntes Tätern beschossen. Als das Überfallkommando eintraf, fand man Busch mit einem Halsschuss bewusstlos auf. Seine Parteizugehörigkeit ist noch nicht geklärt.»

Als Stätten des Terrors waren in Wedding und Gesundbrunnen besonders berüchtigt die SA-Lokale Seestrasse 95 (S. 61), Utrechter Strasse 29 (S. 281) und Tegeler-Ecke Kiautschoustrasse, wo – nach Aussagen Richard Seifferts (S. 106) – ein Arbeiter im Keller schwer misshandelt wurde. Ein jüdischer Proletarier und ein Fichtesportler sollen ebenfalls zu Tode gekommen sein. Zur Folterstätte «umfunktioniert» wurde der Arbeitertreffpunkt «Glaskasten» in der Prinzenallee 33 (Foto unten). An diesem Ort wütete der Weddinger SA-Sturm 100, berichtet u.a. der verfolgte Arbeiter Karl Winkel aus der Koloniestrasse. Menschen, darunter der bekannte RFB-Funktionär Fritz Moskau (S. 105), wurden auf der Kegelbahn zu Tode gequält. Moskaus geschundener Leichnam lag anschliessend vor dessen Wohnungstür.

Aus dem Bericht eines Emigranten an die KPD-Exilleitung über Erlebnisse im April 1933:

ich wurde am 15. April verhaftet und nach der Prinzenallee, SA-Kaserne (Glaskasten), dem Sturm 100 übergeben. Wir waren fünf Mann, darunter



war ich der älteste. Hinten im Lokal befindet sich ein Keller mit Kegelbahn. Ich wurde empfangen mit ‚Heil Moskau‘. Auf beiden Seiten hatten sich die Nazis in zwei Reihen aufgestellt. Mit Peitschen, Stahlruten, Ochsenziemern und Knüppeln schlugen sie bis zum Keller auf mich ein. Im Keller selbst wurden wir den Tag über weiter misshandelt. Mit Stöcken und Ochsenziemern wurden wir [auf] die Hände geschlagen. 50 bis 100 Schläge waren für jeden Einzelnen bestimmt. Uns waren die Finger geplatzt. Unter uns fünf Genossen [RFB] war auch der Untermieter vom Löffler, Schönholz. Dieser [Untermieter] gehörte keiner Partei an. Nur weil er so proletarisch aussah, hatte man in ihm den ‚Verräter‘ und ‚Spion‘ gesehen. Er wurde furchtbar zugerichtet. In unserer Gegenwart ist er zehnmal ohnmächtig geschlagen worden

Der Berichterstatter (Külz?) weist am Anfang darauf hin, dass in der Berliner KPD-Bezirksleitung mit Rudi Bolz [Boldt], einem jahrelangen Funktionär (des geheimen «AM»-Apparates), ein NS-Informant sass, d. Verf.

«Säuberungen» (Razzia in der Kösliner Strasse)

Trotz allen Terrors war die Mehrheit der Weddinger Bevölkerung noch nicht so eingeschüchtert worden, dass sie den Arbeiterparteien bei der Reichstagswahl am 5. März 1933 das Vertrauen entzog. Im Gegenteil, KPD und SPD führten auch jetzt noch mit über 80.000 Wählern vor der NSDAP (S. 12).

Am 14. März 1933 wurde die Bezirksamtsleitung gezwungen, ihr Amt niederzulegen. Ein NS-Staatskommissar, Dr. Suthoff-Gross, übernahm die Geschäfte des Bürgermeisters und sorgte mit dafür, dass die Weddinger Verwaltung von republikanischen, sozialistischen oder jüdischen Mitarbeitern «gesäubert» wurde: Aufgrund des sog. Gesetzes zur «Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» (7. April 1933) verloren 100 von 950 Beamten und 300 von 700 Angestellten ihren Arbeitsplatz (unter ihnen die früheren ultralinken KPD-Funktionäre – S. 27 – [Ruth Fischer](#) und [Iwan Katz](#)).

Verdiente sozialdemokratische Kommunalpolitiker wie Bürgermeister [Carl Leid](#) und die Stadträte [Fabiunke](#), [Frank](#) und [Kulisch](#) wurden vertrieben. Frank, der auch SPD-Kreisvorsitzender und Bundesvorstandsmitglied war, wurde beim His-sen der NS-Fahne am Rathaus misshandelt. Im selben Jahr wegen Widerstandes festgenommen (S. 53) und gefoltert, erlag er später seinen Verletzungen. Unter ungeklärten Umständen verstarb im Jahr der «Machtergreifung» der frühere Vorsteher der Bezirksversammlung [Hans Kaasch](#). Nach Aussagen seiner Witwe (S. 8) war er im SA-Lokal Seestrasse gequält worden und kam wegen einer vermeintlichen Alkoholkrankheit in die Anstalt nach Wittenau, wo man 1933 überraschend seinen Tod (Herzversagen) meldete.

Weddings angesehener Finanzstadtrat [Dr. Riess](#), ein liberaler Politiker, der auch Stellvertreter des Bürgermeisters war, verlor ebenfalls 1933 jeden politischen Einfluss und wurde zudem durch die antisemitischen Gesetze gedemütigt und benachteiligt. Als der Verwaltungsjurist die Aufforderung erhielt, sich auf einer Sammelstelle für Transporte ins KZ zu melden, wählte er den Freitod (Foto S. 308).

Die NS-«Gleichschaltung» erstreckte sich nicht allein auf die Bezirksverwaltungen oder die Schulen (S. 178ff.) und das Gesundheitssystem (S. 289f.), sondern gerade auch auf den Polizeiapparat, in dessen höheren Etagen bereits Reichskanzler von Papen nach dem 20. Juli 1932 diesbezüglich Vorarbeit geleistet hatte (S. 18). Papens Koalitionspartner im «Kabinett der nationalen Konzentration», Adolf Hitler und die NSDAP, räumten nun in den mittleren und unteren Einheiten

weiter auf: Einen republikanisch eingestellten Weddinger Polizeibeamten, der vor 1933 konsequent gegen randalierende NS-Studenten eingeschritten war, holten die neuen Machthaber erst ins Polizeigefängnis, dann steckten sie ihn mit seinem jüngeren Bruder ins KZ. Auch alle übrigen Familienmitglieder – mit Ausnahme der Tochter – mussten im Zuge der Sippenhaft ins Gefängnis. Derartige Verfolgungen hatten Major Wecke, einst Inspektionsführer Nord, und Hauptmann Pavel von der Wache Lynarstrasse nicht zu fürchten. An ihre Tätigkeit dachte die SA (in Propagandaschriften) noch später in Dankbarkeit, denn Wecke hatte Hitlers Bürgerkriegsarmee wiederholt Warnungen vor bevorstehenden Polizeieinsätzen zukommen lassen. 1933 half er, die Polizei von Andersdenkenden zu «säubern» und leitete Razzien in Arbeitervierteln.

Am 3. März 1933 – zwei Tage vor der Reichstagswahl! – war die Kösliner Strasse dran.

In einem internen Bericht vom 3. März 1933 heisst es:

«Gemeinsam mit drei Bereitschaften des Schutzpolizeikommandos Wecke, sechzig Beamten der Abteilung K und fünfzehn Hilfspolizeibeamten der SA und SS wurde heute gegen 14 Uhr die Kösliner Strasse polizeilich abgeriegelt. Sämtliche Häuser der Strasse wurden vom Keller bis zu den Bodenräumen, Wohnung für Wohnung, eingehend durchsucht. Die Durchsuchung war um 17 Uhr beendet. Die Abriegelung der Strasse, die von der Schutzpolizei vorgenommen wurde, war sehr gut durchgeführt, die Zusammenarbeit sowohl mit der Schutzpolizei wie mit der Beamtenschaft der Abteilung K und der Hilfspolizei war ausserordentlich gut und in jeder Weise kameradschaftlich.

Unter «Erfolge der Durchsuchung» zählt das Schreiben dann eineinhalb Seiten lang auf, was die Razzia letztlich in elf Haushalten sowie einem Gemeinschaftskeller aufgestöbert hatte: Feststehende Messer, KPD-Druckschriften, einen alten Infanteriedegen und ein Seitengewehr, Gummiknüppel, eine mit Lederscheiben kaschierte Stahlrute, Klebezettel älteren Datums, einen Ordner mit Agitprop.-Material, antinazistische Plakatentwürfe, eine Schreckschusspistole, russische Publikationen, eine leere Patronentasche und schliesslich Eintrittskarten für eine Filmveranstaltung «Der Roten Hilfe Pioniere» am 7. März 1933 im einstigen RFB-Lokal «Sängerheim», Weddingstrasse 9.

Im Falle des Friseurs [Wilhelm Neitzke \(*1900\)](#), Untermieter in der Kösliner Strasse 20, empfahl der Bericht «Schutzhaft» einzuleiten, da es sich bei ihm um einen «rührigen Funktionär» der KPD und früheres Mitglied des «Kampfbundes gegen den Faschismus» handelte. Sofort festgenommen wurde der Kraftwagenführer [Robert Neumann \(*1878\)](#) vor seinem Wohnhaus, der Kösliner Strasse 4, da er im Besitz einer Stichwaffe war.

Als die SA – wie oben berichtet (S. 23) – am 12. April die Kösliner Strasse «erstürmte», indem sie ein Lokal übernahm, war das Risiko dabei wohl viel geringer als ihre Propagandameldungen deutlich machten. Polizeimajor Wecke und seine Männer hatten zuvor ganze Arbeit geleistet.

Wenn der Wedding einst das Herz des «roten Berlin» war, dann bildete die Kösliner Strasse gewissermassen die Hauptschlagader. Zu Wahlkampfzeiten schritt man hier durch ein Meer von roten Fahnen.

SA und Polizei hatten im Frühjahr 1933 die Hauptschlagader durchtrennt und gehofft, damit ein für allemal dem Weddinger Aufruhr den Garaus gemacht zu haben. Es ist ihnen nicht restlos gelungen, wie die folgenden Kapitel berichten.

Die Gruppe «Funke»

Politische Herkunft («Weddinger Opposition»)

Die von Fraktionskämpfen, Ausschlüssen und Abspaltungen geprägte Geschichte der KPD kannte bis 1927/1928 eine oppositionelle Strömung, die so eng mit dem Wedding verbunden war, dass der Bezirk sogar den Namen für diese eigentlich landesweit auftretende politische Gruppe abgab: die Weddinger Opposition.

Neben der Pfalz und Westsachsen konzentrierte sich ihre Anhängerschaft vor allem in Berlin-Wedding. Sprecher der betont linksradikalen Arbeiterströmung, die der KPD einen lediglich verbal-radikalen Kurs unterstellte und eine revolutionär-offensive Ausrichtung der Politik forderte, war der KPD-Funktionär **Hans Weber (1895-1986)**. Wie andere sog. Ultralinke – man denke an den Historiker **Arthur Rosenberg**, den Theoretiker **Karl Korsch** oder den Journalisten **Iwan Katz** – war Weber schärfster Kritiker Stalins und lehnte den autoritären Führungsanspruch der KPdSU in der Komintern (Kommunistische Internationale) strikt ab.

Während **Hans Weber** wie die eben Genannten innerparteilich scheiterte, am 14. März 1928 aus der KPD ausgeschlossen wurde, wieder in seine pfälzer Heimat zog und der aktiven Politik den Rücken kehrte, harrten zahlreiche seiner früheren Weddinger Gefährten weiterhin in der KPD aus. (So man sie liess, muss realistischere Weise hinzugefügt werden.)

Zwar stiess der sich immer stärker durchsetzende stalinistische Kurs, der zu einer autoritär-zentralistischen Formierung und Gängelung führte, viele unabhängige Menschen ab, doch sahen Vertreter der früheren «Weddinger Opposition» in Parteigründungen trotzdem keine realistische Alternative. Wie auf dem sog. rechten bzw. gemässigten Parteiflügel **Max Frenzel** und andere politisch kaltgestellte «Versöhnler» als Anhänger «kommunistischer Realpolitik» (**Hermann Weber**) auf einen Wandel der innerparteilichen Verhältnisse zu ihren Gunsten hofften, geschah es unter ganz anderen politischen Vorzeichen ebenso auf dem sog. ultralinken Parteiflügel. Doch auch der war durch Ausschlüsse und Abwanderungen – in diesem Fall zum «Leninbund» (S. 98) sowie trotzkistischen und anderen ultralinken kommunistischen Sekten – erheblich geschwächt. Zudem schlug die KPD ab 1929 (Weddinger Parteitag) – S. 15 – selbst einen vermeintlich ultralinken Kurs ein, was zumindest einen Teil der ehemaligen Kritiker besänftigte. **Ruth Fischer**, **Werner Schöler** und **Iwan Katz**, um stellvertretend drei vormals führende Funktionäre der «Linken» zu nennen, kehrten daraufhin wieder zur KPD zurück.

Doch ein Rest der alten «Weddinger Opposition» hielt im Verborgenen aus und prägte 1933 Geist und Handeln einer der interessantesten Widerstandsgruppen aus der Tradition der unterdrückten Arbeiterbewegung: Die Gruppe «Funke».

Eins zeichnete die Anhänger dieses Untergrundkreises vor allem gegenüber der KPD aus: Sie machten sich über die erlittene Niederlage bzw. den Sieg der braunen Gegenrevolution schon früh keine Illusionen.

Gerda Kunter (*1918), deren Vater, **Albert Kunter (1885-1945)**, zu den tragenden Kräften der «Funke»-Gruppe zählte, erinnert sich 1982:

«Obwohl mein Vater eher der Typ des ruhigen und bedächtigen Ostpreussen war, erregten ihn die politischen Verhältnisse am Anfang der Weimarer Republik derart, dass er seine Hoffnungen auf eine deutsche proletarische Revolution setzte und über die USPD zur KPD stiess. Der Schlosser kam auf die ‚schwarze Liste‘ der Unternehmer und verlor dadurch oft den Arbeitsplatz.

Die häufig sinnlosen Aktionen der KPD, sei es aufgrund russischen Drucks oder der Fehleinschätzung der innerdeutschen Verhältnisse, führten bei meinem Vater zu ersten Ernüchterungen. Die Spaltung der Gewerkschaften 1929 durch Gründung der ‚Revolutionären Gewerkschaftsopposition‘ (RGO) machte der Metallarbeiter gegen seine Überzeugung mit!

Anfang der 30er Jahre schloss man ihn wegen oppositioneller Haltung aus der Partei aus.

Trotz alledem blieb Albert Kunter (Foto nebenan) der kommunistischen Bewegung verbunden, man traf die [früheren] Genossen ja weiterhin im Kiez. Wir wohnten Samoasstrasse 7, einem Eckhaus, in dem zahlreiche organisierte Kommunisten lebten, viele von ihnen dachten allerdings nicht [kritisch] nach.



Vaters politischer Kreis war zwar nicht [im engen organisatorischen Sinne] trotzkistisch, stand Leo Trotzki aber geistig nahe. Man hielt bewusst den Kontakt zur KPD, war aber nicht auf Spaltung und Sektenbildung aus, sondern wollte in die Partei hineinwirken:

- Parteimitglieder zum kritischen Denken bringen
- Innerparteiliche Demokratie herbeiführen
- Gegen Stalins These vom ‚Sozialismus in einem Lande‘ für Trotzki's ‚Permanente Revolution‘ werben.»

Hans Schafranek (s. Literaturliste, S. 212) bemerkt in seiner Studie über Kurt Landau, Walter Ulbricht hätte 1930 bei einer stürmisch verlaufenden Weddinger Delegiertenkonferenz in den Pharos-Sälen oppositionelle Kritiker – über 30 Personen an der Zahl –, die den Zick-Zack-Kurs der KPD verurteilten und sich mit Trotzki solidarisierten, durch ein Rollkommando hinausprügeln lassen. Und noch im November 1932 (S. 17) wagten sich innerparteiliche Gegner beim BVG-Streik hervor, berichtet «Gegen den Strom», das Organ der KPD(O).

Leo Trotzki hatte die KPD bis zuletzt (1933) durch mehrere Schriften und Broschüren («Was nun?») – die auch die Begeisterung eines Tucholsky hervorriefen – immer wieder vor dem verhängnisvollen Kurs gewarnt, im Zeichen des «Sozialfaschismus» hauptsächlich die SPD zu bekämpfen, statt der deutschen faschistischen Bewegung (NSDAP) die Einheitsfront der Arbeiter entgegensetzen.

Führung und Struktur

Als Leiter der Untergrundgruppe wirkten bis März 1933 Kurt Landau (1903-1937) und Hans Schwalbach (*1905), die beide führende deutsche Anhänger des marxistischen Theoretikers und Stalin-Kritikers Leo Trotzki waren. (Sie waren zwar

nicht organisatorisch mit ihm verbunden, wohl aber geistig bzw. inhaltlich.)
Vor diesem Hintergrund ist auch der gewählte Name:

«Der Funke»
Linker Flügel in der KPD/Marxisten-Internationalisten,
später: Bolschewiki-Leninisten

eher verständlich. Der Kreis ist aus der Weddinger Opposition durch Verschmelzung mit anderen trotzkistischen Tendenzen hervorgegangen.

Die Weddinger «Funke»-Gruppe war der bei weitem grösste Trotzki-nahe Widerstandskreis in Berlin, wo es ansonsten noch in Kreuzberg und Charlottenburg – siehe die entsprechenden Bände dieser Schriftenreihe – Initiativen Ähnlichgesinnter gab.

Nach der Emigration Schwalbachs und Landaus, der wie Leo Trotzki später ein Opfer stalinistischen Terrors wurde, ging die Führung in Berlin auf [Erich Rätzke](#) (Swinemünder Strasse 79) und [Reinhold Schedlich](#) (Müllerstrasse 96) über.

Obwohl zum aktiven Kern neben den Genannten auch weitere intellektuelle Köpfe wie etwa der Fürsorger [Heinz Jacobi](#) oder der KJVD-Ltr. «Rehberge» [Heinz Meyer](#) – Sohn des 1930 verstorbenen KPD-Vorsitzenden [Dr. Ernst Meyer](#), der eine der letzten unabhängigen Persönlichkeiten in der Führungsriege der Partei war – zählten, so kam das Gros der Anhänger doch aus der Arbeiterschaft. Besonders enge Beziehungen bestanden zu den Beschäftigten der BVG (Müllerstrasse 78-82). Interessanterweise lag der Treffpunkt der Gruppenleitung in der Müllerstrasse 96, wo Reinhold Schedlich direkt gegenüber dem Strassenbahnhof bzw. dem BVG-Wohnblock mit seiner Familie lebte.

[Heinz Schedlich](#) (*1911) blickt 1982 zurück:

«Wir waren zu Hause drei Brüder: Herbert, Reinhold und ich. Vater gehörte zu den Sozialdemokraten. Meine Schwester Ruth heiratete Hans Schwalbach, dessen Vater Georg, ein alter Weddinger Kommunist, wegen seiner oppositionellen Haltung aus der KPD geflogen war.

Im Gegensatz zu seinem [Vater Georg](#) († 1932), der als Schlosser arbeitete, war Hans Schwalbach eher ein Intellektueller, dabei gross von Statur wie ein Kleiderschrank. Er hatte schon vor 1933 Verbindung zu meinem Bruder Reinhold, während wir dagegen erst 1931 vom Alexanderplatz in die Weddinger ‚Ebert-Siedlung‘ zogen. Ein Teil der Familie bewohnte mit Schwalbach die Zweieinhalbzimmerwohnung Müllerstrasse 96 (zwei Treppen, rechts), ein anderer in der Scharnweberstrasse 14.

Ich kam erst durch meinen Bruder Reinhold zur Politik der ‚Funke‘-Gruppe und betätigte mich 1933/34 als ihr Kurier. Mehrere Zeitungskioske, Hans Schwalbach betrieb einen Londoner- Ecke Müllerstrasse, dienten als Umschlagplatz für die illegale [Literatur]. Nachdem mein Schwager Hans Schwalbach emigriert war, schickte er Untergrundmaterialien nach Berlin, darunter aus Büchern Kopiertes.

Zentrale Leute der Gruppe waren: der Buchhändler Erich Rätzke von der [früheren] ‚Weddinger Opposition«, der Zeitungshändler Albert Kunter, Otto Klebba, der betrieblichen Einfluss auf Kollegen der BVG hatte, wo er wegen des Streiks (S. 21) rausgeworfen worden war, ferner Heinz Meyer [Foto S. 35], der mit seiner [Stief-]Mutter Rosa Meyer-Levine [Witwe von Dr. Ernst Meyer] zwischen Nachtigalplatz und Swakopmunder Strasse [Müllerstrasse 97/F] wohnte, und mein Bruder Reinhold Schedlich.»

Reinhold Schedlich (1909-1950), letzter Leiter der «Funke»-Gruppe, schreibt 1945:

Im Jahre 1931 erfolgte dann der Übertritt in die KPD im Bezirk Wedding. Im Ringen und Meinungsaustausch um die taktischen Probleme der damaligen Zeit (Einheitsfront, Gewerkschaftsfrage usw.) nahm ich die Stellung der Weddinger Linken Opposition ein.

Wegen dieser Einstellung wurde ich im Januar 1932 aus der KPD ausgeschlossen. [Es] folgte auch weitere Tätigkeit mit Genossen der Linken in und am Rande der Partei, im Kampf um Anerkennung und Wiederaufnahme. Diese Arbeit ging auch illegal unter Hitler bis März 1934 weiter ... »

Inhaltliche Positionen und Forderungen

Die Anklageschrift A vom 28. Juli 1934 (gegen Reinhold Schedlich u.a.) charakterisiert den Widerstandskreis folgendermassen:

«An der hochverräterischen Tätigkeit dieser Oppositionspartei der KPD kann kein Zweifel bestehen. Wie aus den vorgefundenen Druckschriften der Gruppe hervorgeht, unterscheidet sie sich von der Hauptpartei des Kommunismus nur in der Wahl ihrer Mittel zur Erreichung des erstrebten Zieles. Auch sie will den Sturz der ‚faschistischen Diktatur‘ und die Errichtung einer ‚proletarischen Diktatur‘. Wenn die Mitglieder dieser Gruppe es einerseits in ihren Einlassungen gleicherweise wie in ihren Presseerzeugnissen abgelehnt haben, durch offene Gewalt und durch einen bewaffneten Aufstand die Macht im Staate zu erringen, so wollen sie durch das Mittel der inneren Zersetzung des gesamten Staatsapparates und der hinter dem Staat stehenden Verbände, sowie durch Sammlung aller marxistischen Arbeiter die Massen für sich gewinnen, um auf diese Weise eine revolutionäre Volkserhebung durchzuführen und den Sieg der proletarischen Revolution zu erringen. Die Gruppe der Bolschewiki-Leninisten erstrebt mithin genau wie die KPD den gewaltsamen Sturz der Reichsverfassung.»

Die NS-Anklagebehörde hebt zwar zutreffend den revolutionären Charakter der Gruppe hervor, will – oder kann? – aber nicht würdigen, dass es sich um betont kritische Menschen handelt, die dem diktatorischen Gebaren von Funktionären und Parteiführern ablehnend gegenüberstehen.

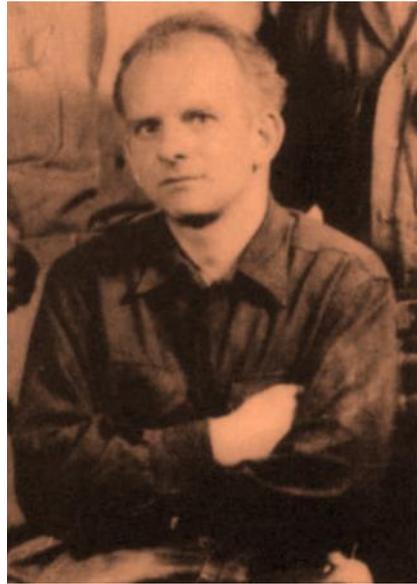
So heisst es in einer Untergrundschrift (1934) mit «Thesen» über die illegale Arbeit:

«... Damit sich die Revolutionäre von einer Partei trennen, bedarf es nicht eines offenen Verrats. Wenn die Partei sich durch immer wiederkehrende Fehler als unfähig erweist, ihre historische Mission zu erfüllen, wenn sich die herrschende Gruppe mit Gewalt an der Macht hält ..., dann wird die Spaltung der Partei ... unvermeidlich.»

Die Gruppe zielte zunächst darauf, etwa im Kampf gegen den «Lohnraub», Nachdenklichkeit bei der breiten Masse der Arbeiterschaft in Gang zu setzen, um daran anknüpfend, der NS-Ideologie immer stärker entgegenzuwirken.



Kurt Landau



Erich Rätzke

In der Februarausgabe des «Funke» (1934) wird ausgeführt:

«Den Faschismus schlagen, bedeutet vor allem, dem nationalen Chauvinismus das proletarische Klassenbewusstsein gegenüberzustellen, der nationalen Volksidee den Klassenkampf, der Kriegshetze die Revolution, dem staatlichen Machtapparat die illegale revolutionäre Partei.»

Die bereits zitierten «Thesen» (1934) äussern des Weiteren:

der Bürgerkrieg wird in Deutschland unter der faschistischen Diktatur permanent sein ... Sobald es aber den Proletariern gelingen wird, durch eine richtige, revolutionäre Politik die ersten Ansätze des erwachenden Widerstandswillens zu entwickeln, den Widerstand zu organisieren und zu ersten, grossen Massenaktionen überzugehen, tritt eine Differenzierung im Lager der herrschenden Klassen ein» (These 19)

und:

«... nie machen die Massen den Aufstand um seiner selbst willen, sondern sie greifen zu diesem äussersten Mittel ihres Kampfes nur dann, wenn sie sich erfahrungsgemäss überzeugt haben, dass ihnen kein anderer Weg offen steht, um ihre konkreten Forderungen zu erreichen» (These 21).

Henry Jacoby (d.i. Heinz Jacobi), der zum Redaktionsstab der «Funke»-Gruppe gehörte, war von seinem anarcho-syndikalistischen Jugendfreund Erich Rätzke für die illegale Organisation geworben worden. Dort überzeugte ihn besonders die nüchterne Einschätzung, dass der Hitler-Bewegung nicht nur ein kurzfristiger Sieg geglückt war, sondern man mit einer längeren terroristischen NS-Herrschaft rechnen musste.



Jacoby schreibt in seinen Erinnerungen (s. Literaturliste):

«Wir stellten drei hektographierte Blätter her. ‚Der Funke‘ diente der politischen Analyse, und die meisten Artikel kamen in Bucheinbänden eingeklebt von Landau aus Paris. ‚Die kritische Parteistimme‘, die nicht den Namen der Gruppe angab, sondern als von Parteigenossen für Parteigenossen geschrieben [galt], [wurde] zur Kritik der offiziellen Linie in der Partei [KPD] verbreitet

Ein wesentlicher Platz für ihren Vertrieb war der Weddinger Strassenbahnhof [Foto oben], wo wir unter den Strassenbahnern über Anhang verfügten. Am wichtigsten für uns war ‚Der revolutionäre Vertrauensmann‘. Wir vertraten die Ansicht, dass ein Sturz des Regimes nur von den Grossbetrieben ausgehen könnte und dass es gälte, ein Netz von Vertrauensleuten zu knüpfen, die eines Tages eine ähnliche Rolle wie [die Revolutionären Obleute in Deutschland] 1917/18 in der Vorbereitung der grossen Streiks würden spielen können»

Organisierung der illegalen Arbeit

N 31, Usedomer Strasse 32 geheime Druckorte
N 20, Koloniestrasse 20

Die «Funke»-Gruppe entfaltete eine sehr rege Propagandatätigkeit. Zwischen September 1933 und März 1934 wurden unter der Führung Reinhold Schedlichs etwa alle zwei bis drei Wochen illegale Publikationen mit dem Titel «Der Funke» und «Der Vertrauensmann» in Umlauf gebracht. Die Auflagenhöhe war (Gerichtsunterlagen zufolge) nicht einheitlich, sondern schwankte zwischen 90 und 120 Exemplaren. Als Beitrag waren pro Woche 10 Pfennig zu entrichten. Die Anklageschrift bemerkt, die Gruppe habe etwa vierzig Personen umfasst; doch angeklagt wurden fast fünfzig.

Bezirksverteiler für Gesundbrunnen waren (nach der Festnahme Erich Rätzkes im September 1933) Paul Kramer und Max Berkner, für Wedding Albert Kunter, Otto Klebba und Reinhold Schedlich, für Haselhorst August Jahn und Richard Blysze. Albert Kunter verwaltete darüber hinaus die Kasse.

Gerda Kunter (*1918) beschreibt 1982 Formen der illegalen Arbeit:

«Wie andere Weddinger Kommunisten der Linken Opposition (Schwalbach, R. Schedlich, Rätzke) beteiligte sich auch mein Vater Albert Kunter an der illegalen Arbeit der ‚Funke‘-Gruppe. Meiner Ansicht nach lag der Sinn dabei nicht in erster Linie im Glauben, den Faschismus [tatsächlich] besiegen zu können, sondern darin

- sich selbst klar zu machen, was politisch ablaufe,
- der KPD die [Mit-]Schuld an der Entwicklung vorzuhalten.

Die Gruppe traf sich regelmässig und gab [Untergrund-]Schriften heraus. Mein Vater musste mich nicht zwingen mitzuwirken, denn er stellte eine politische Autorität für mich dar; er fand trotz aller Belastungen immer Zeit für mich, erklärte mir politische Zusammenhänge oder gar die Funktionsweise von Maschinen.

Von Schwalbach erwarben wir damals einen Zeitungsstand (in Kommission), der abgearbeitet werden musste. In meiner Erinnerung waren mehrere Zeitungswagen im Umfeld der ‚Ebert-Siedlung‘ in den Händen der Gruppe: Unser stand am Nachtigalplatz, Müller – Ecke Londoner Strasse der von Hans Schwalbach, Togo – Ecke Transvaalstrasse waren die alten Schwalbachs und [Togo-] Ecke Swakopmunder Strasse Willi Heinrich.

Mir machte die Arbeit im Zeitungswagen Spass, denn man kam mit vielen Menschen in Kontakt. Ich versorgte zwei Leser mit illegalen Schriften.»



Heinz Schedlich im Zeitungswagen

In Weissensee, Prenzlauer Promenade, betrieb Otto Kirstein einen weiteren Zeitungswagen in ähnlicher Funktion, d. Verf.

Verbindungen zu oppositionellen Beschäftigten hielten:

Max Berkner (N 20, Jülicher Strasse 5), der bei Bergmann-Borsig (Wilhelmsruh) tätig war, **Paul Buschke** zu den Mauser-Werken in Borsigwalde und **Ewald Bertow** (Müllerstrasse 145), der Angestellte und Arbeiter der BVG (Strassenbahnhof Müllerstrasse) mit Untergrundmaterial versorgte.

Den Kontakt zu Regime-Gegnern in Wohngebieten stellten her:

Erich Rätzke nach Gesundbrunnen, **Otto Gumz** nach Reinickendorf-West, **Elisabeth Grossmann** (Allmendeweg 71) in die Genossenschaftssiedlung «Freie

Scholle» (Tegel), [Carl Haacker](#) nach Prenzlauer Berg und Charlottenburg, [Otto Kirstein](#) nach Weissensee (S. 36), [Heinz Jacobi](#) nach Charlottenburg und [August Jahn](#) (vor 1933 Mitglied der Reichsleitung der Linken Opposition) sowie [Gustav Oppermann](#) nach Haselhorst (Bezirk Spandau), wo in der Wohnung Jahn, Burscheiderweg 16/a, mehrere Treffen stattfanden.

[Ernst Nietsch](#) (Boyenstrasse 18) arbeitete eng mit seinem Neffen [Reinhold Schedlich](#) zusammen und präparierte Thermoskannen, um darin illegales Material im doppelten Boden verstecken zu können. [Richard Blysze](#) (Haselhorst) und [Kurt Parthey](#) (Usedomer Strasse 29) schliesslich waren an wichtiger Stelle für die Vervielfältigung bzw. Verteilung der Unterschriften verantwortlich.

Die Gruppe verfügte über zwei Abziehapparate. Einer stand zunächst bei [Ella Jacobi](#) und wurde danach von Reinhold Schedlich an Richard Blysze weitergegeben, dessen Schuppen in der Haselhorster Laubenkolonie «*Hoffnung-Süd*» zeitweise als geheimer Druckort diente. (Hier wurden 103 Exemplare des «*Vertrauensmanns*» hergestellt.) Der Dreher [Paul Kramer](#) versteckte den anderen Abziehapparat zunächst in seinem Weddingener Keller (Koloniestrasse 20), wo Kramer mit Kurt Parthey Schriften vervielfältigte und verpackte, danach kam das Gerät zu [Otto Mehnert](#) (Usedomer Strasse 32), wo neben dem Wohnungsinhaber wieder Parthey beim Druck half, anschliessend stand der Apparat bei [Johann Küster](#) (Wriezener Strasse 5), der sich mit Reinhold Schedlich daran betätigte.

Massenverhaftungen

Als der Untergrundkreis schliesslich im Frühjahr 1934 aufflog, wurden (laut Gestapobericht) über 170 Personen festgenommen – das sind Zahlen, die in Berlin sonst nur für die KPD-Hochburgen (Friedrichshain, SO 36, Prenzlauer Berg) zuträfen, aber für keine andere linke «*Splittergruppe*» und auch nicht für die illegale Sozialdemokratie, es sei denn, man rechnet 1934 *alle* ihre Prozesse in der Stadt zusammen.

Gegen die Gruppe «*Funke*» wurden unter dem Verfahrenssammelbegriff «*Klebba und Genossen*» vier Kammergerichtsprozesse (A bis D) geführt, in denen die Hauptfunktionäre im Januar 1935 zwischen zwei bis drei Jahren Zuchthaus oder Gefängnis erhielten.

Anklage A	vom 28. Juli 1934 gegen	Reinhold Schedlich	(insgesamt 15 Personen)
Anklage B	vom 28. Juli 1934 gegen	Otto Klebba	(insgesamt 17 Personen)
Anklage C	vom 28. Juli 1934 gegen	Elisabeth Grossmann	(insges. 10 Personen)
Anklage D	vom 28. Juli 1934 gegen	Erich Kuntze	(insgesamt 13 Personen)

Dem vorausgegangen war im Februar des Jahres ein Kammergerichtsverfahren (Anklageschrift vom 9. Februar 1934) gegen den früheren Leiter der Organisation Erich Rätzke und drei weitere Personen wegen der Verbreitung illegalen Materials der «*Funke*»-Gruppe im Bereich Gesundbrunnen. Da die Ermittlungen der Geheimen Staatspolizei zu diesem Zeitpunkt noch nicht so weit gediehen waren, kamen Erich Rätzke (Swinemünder Strasse 79) und [Willi Stawitzki](#) (Lortzingstrasse 28) mit je zwei Jahren Gefängnis relativ milde davon, zwei weitere Personen, darunter der nicht enttarnte Literaturobmann für Gesundbrunnen [Alfred Sparwasser](#) (Swinemünder Strasse 45), wurden sogar freigesprochen. Die eben Genannten waren bereits im Sommer 1933, die in den vier Verfahren «*Klebba und Genossen*» Angeklagten dagegen im März 1934, festgenommen worden. Im Urteil des Rätzke-Prozesses (5. Mai 1934) heisst es, der Hauptangeklagte sei von einem «*inzwischen verstorbenen Reitzke mit Druckschriften dieser Oppositionsgruppe*» beliefert worden.



Heinz Meyer



Otto Klebba

Über die genauen Todesumstände Reitzkes (genau: Reitzki) schweigt sich das NS-Dokument (bezeichnenderweise) aus, folgende Zeitzeugenaussage eines Angeklagten lässt erahnen, was sich vor Beginn der offiziellen Untersuchungshaft bei «Verhören» ereignet hat.

Der Dreher [Alfred Sparwasser \(1902-1958\)](#) schreibt 1945 dazu:

«Ich bin von zehn SS- und zwei Zivilleuten in der Nacht aus der Wohnung geholt worden, also im Juni 1933, bin dabei zweimal besinnungslos geschlagen worden. Im Columbia-Haus war ich, ehe ich nach Oranienburg kam, auch acht Tage inhaftiert, da war ich auch schweren Misshandlungen ausgesetzt, wodurch ich heute noch über Kopfschmerzen klage ... »

Kurt Gardei, dessen Brüder wegen illegaler Arbeit für die Rotsportler (S. 128) verurteilt wurden, erinnerte sich bei einem Interview 1996 auch an das Schicksal des verstorbenen Arbeiters Reitzki, des ersten Opfers der «Funke»-Gruppe.

[Kurt Gardei \(*1921\)](#) blickt 1996 zurück:

«Aufgewachsen in einer Arbeitergegend, dem Gesundbrunnen ..., erlebte ich 1933 den Terror der neuen Machthaber. Es war etwa im Sommer d. J., als die neugebildete SA-Hilfspolizei mit einem Handwagen durch die Strassen zog und bei bekannten ‚Linken‘ sozialistische bzw. ‚zersetzende‘ Literatur aus den Wohnungen holte, etwa Werke des Sexualaufklärers Magnus Hirschfeld. Dabei kam es auch in unserem Haus (Graunstrasse 36) zu einem Handgemenge: Fritz Reitzki, der im Hinterhaus wohnte, wurde derart bedrängt, dass er vom Balkon auf den Hof stürzte. Schwer verwundet starb er bald darauf im Krankenhaus. Hausbewohner haben ihn schreien gehört, sa-

hen ihn am Boden liegen. Auch konnte man noch den abgerissenen Putz sehen, denn er hatte verzweifelt versucht, sich noch festzuhalten.»

Aufgrund der eben beschriebenen Haussuchungen bei im Kiez bekannten «Linken» stiess SA-Hilfspolizei auch auf Erich Rätzke.

Wie man sechs Monate später auf die Spur der Gesamtorganisation kam, ist bis heute nicht klar (S. 106), aber es hat die Arbeit der Verfolgungsbehörden gewiss erleichtert, dass man bei einem verhafteten Funktionär eine Namensliste mit Verteilern der Untergrundschriften fand, dies beklagte jedenfalls ein dadurch Betroffener (Otto Kirstein) nach dem Krieg. Henry Jacoby teilt darüber hinaus in seinen Jugenderinnerungen (s. Literaturliste) mit, dass eine leitende Persönlichkeit der Gruppe «Funke» unter den Vernehmungen der Geheimen Staatspolizei zusammengebrochen sei und aussagte, dabei auch Namen nannte, jedoch alle Schuld auf sich nahm.

Verhörqualen

Viele «Funke»-Anhänger, auch im Prozess Freigesprochene, berichten nach dem Krieg von Drangsalierungen und Quälereien bei den «Verhören»:

Otto Lüttcher (1901-?), Krafftfahrer bei der BVG und wohnhaft Londoner Strasse 1, äussert Ende 1945:

«Ich bin geschlagen und mit Füssen getreten [worden] bei der Vernehmung im Polizeipräsidium und im [KZ] Columbia-Haus.»

Der Arbeiter Willi Woithe (1894-?) aus Haselhorst erinnert sich ähnlich im Juli 1945:

«Im Polizeipräsidium und [KZ] Columbia-Haus wurde ich, [obwohl ich] ... Schwerkriegsbeschädigter bin, misshandelt und geschlagen, [so] dass ich einen Teil meiner Zähne einbüsste.»

Während der BVG-Arbeiter **Ewald Bertow (1900-1979)** in seinem OdF-Fragebogen 1945 ebenfalls nur kurz bemerkt: «Bin geschlagen worden bei den Untersuchungen im Polizeipräsidium und [KZ] Columbia-Haus,» gibt die Witwe eines im März 1945 als Angehöriger der Strafeinheit 999 verschollenen Haselhorster Gruppenmitglieds Folgendes zu Protokoll:

Helene Blysze schreibt 1946 über den Technischen Zeichner **Richard Blysze**:

«Die Verhaftung erfolgte auf der Arbeitsstelle in Halensee, wo da selbst im Keller die ersten Misshandlungen seitens der Gestapo vollzogen wurden. Im Laufe der Haftzeit während der Verhöre mehrten sich dann die Misshandlungen. Sechs Wochen Haft im Polizeipräsidium, danach sechs Wochen Haft [KZ] Columbia-Haus, Prinz-Albrecht-Strasse unter der Knute der SS ... »

Wie Richard Blysze (1905-1945) zählte auch August Jahn (1904-1951) zu den mit zwei Jahren und drei Monaten Zuchthaus bestrafte höheren Funktionären aus Haselhorst.

Der Buchbinder Jahn war aus der anarcho-syndikalistischen Bewegung hervorgegangen und stiess – darin Gruppenmitgliedern wie Henry Jacoby (Heinz Jacobi) und Erich Rätzke verwandt – 1929 zur KPD, wo er sich schliesslich der «Weddin-

ger Opposition» bzw. der Linken Opposition anschloss. 1933 versteckten er und seine Frau Frieda zeitweise den untergetauchten Spandauer KPD-Leiter [Hans Fittko](#) und seine Frau [Lisa](#), die später ihrerseits im Exil vielen Bedrohten zur Flucht aus Europa verhalfen.

Als die Gestapo die «Funke»-Gruppe im März 1934 zerschlug, war davon nicht allein August Jahn, der durch die Gestapo sehr gequält wurde, betroffen, sondern auch seine Familie.

[Ike Stojentin \(1899-1972\)](#) erklärt 1952 zum Schicksal ihrer Freunde:

«Mir ist bekannt, dass Frau Frieda (Friedel) Jahn ... im März 1934 mit ihrem Mann ... und ihrem damals fünfjährigen Sohn von der SS in ihrer Wohnung verhaftet wurde. Als ich zwei bis drei Tage später davon erfuhr, begab ich mich zum damaligen Polizeipräsidium, um mich nach dem Verbleib ihres Kindes zu erkundigen.

Auch ich wurde daraufhin festgenommen und der Mittäterschaft bezichtigt. Nach stundenlangem Verhör und einer Haussuchung in meiner Wohnung wurde ich jedoch wieder freigelassen. Während meiner Vernehmung erfuhr ich, dass man Frau Jahn wegen Verbreitung illegalen Materials und Duldung von illegalen Besprechungen in ihrer Wohnung verhaftet hatte.

Ihr Mann wurde in das [KZ] Columbia-Haus transportiert und ihr kleiner Sohn, der inzwischen [im Waisenhaus] sehr erkrankt war, befand sich ca. vier Monate im Virchow-Krankenhaus.

Frau Jahn wurde nach mehreren Monaten schwerkrank aus der Haft entlassen, während ihr Mann eine mehrjährige Zuchthausstrafe erhielt und nach Verbüßung der Strafe zum Strafbataillon 999 gezogen wurde ... »

Ike Stojentin gehörte 1933 der UB-Leitung Spandau an und arbeitete später als Kurierin der Berliner KPD-Leitung, d. Verf.

Wie im eben beschriebenen Fall nahm die Politische Polizei gnadenlos Familienmitglieder in «Sippenhaft» und verschleppte sogar Zufallsbesucher bespitzelter Wohnungen sowie Kiosk-Kunden. Nur so ist auch das grosse Missverhältnis zwischen der Zahl der Festgenommenen und den davon letztendlich Angeklagten bzw. Verurteilten zu erklären. Die 1934 noch minderjährige [Gerda Kunter \(*1918\)](#), die mehrere Monate Kerker erdulden musste, erklärte 1982 im Rückblick, die Gestapo hätte die Bedeutung der «Funke»-Gruppe wohl masslos überbewertet.

Die 1879 geborene Rentnerin [Martha Esser](#) (N 20, Kolonie «Sandkrug») wurde nach acht Monaten Untersuchungshaft wegen hartnäckigen Leugnens zwar freigesprochen, doch dafür entzog man ihr anschliessend die Hinterbliebenenrente, auch musste sie sich mehrmals wöchentlich auf dem Polizeirevier melden.

Heinz Schedlich überliefert 1982 am Beispiel seiner von Verfolgungsmassnahmen vielfach betroffenen Familie ein düsteres Bild der Ereignisse.

[Heinz Schedlich \(*1911\)](#) erinnert sich 1982:

«Am 18. März 1934 um 3 Uhr [früh] wurde die Familie in der Kellerwohnung Scharnweberstrasse 14 verhaftet. Im Polizeipräsidium konnte ich mich mit Kunter und Klebba [kurz] durch Blicke verständigen. 300 Personen sind damals in Haft geraten, darunter meine Mutter und wir drei Brüder. (Meine Schwester Ruth, verheiratete Schwalbach, sass bereits [seit dem 8. August 1933].)

Die SS blieb drei Wochen in der Wohnung und nahm jeden Besucher, darunter meinen Schulfreund [Erich Zahl](#), fest. Nach und nach wurden dann alle [Unbeteiligten] wieder entlassen.

Aus der [grossen] Gruppe der Verhafteten, aber nicht angeklagten Personen, war ich derjenige mit der längsten Kerkerzeit: 18. März – 31. August 1934. Nach dem Polizeipräsidium kam ich ins KZ Columbia-Haus. Dort wurden Erich Rätzke Rücken und Gesäss zerschlagen und dann Salz in die Wunden gestreut.

Anschliessend ging es ins KZ Oranienburg, eine alte Brauerei, wo wir auf Strohsäcken schliefen. Ich war zu jener Zeit dort, als Erich Mühsam ermordet wurde ... Ein studierter jüdischer Journalist (Bassermann?), dem ich im Lager [aus einer Not] helfen konnte, sah mich daraufhin erstaunt an: ‚Ich wusste gar nicht, dass Kommunisten menschlich sein können!‘ Er dachte wohl, wir seien [Wesen] mit zwei Köpfen ...

Meine letzte Haftstation war das Zuchthaus Lichtenburg (Torgau).

Beim Prozess nahm mein Bruder Reinhold alle Schuld auf sich und rettete damit u.a. mich und meinen Bruder Herbert. Andere [Hauptfunktionäre] hielten ebenfalls Minderbelastete raus.

Nach Verbüßung seiner dreijährigen Strafe musste Reinhold – obwohl ein freier Mann! – noch zwei Jahre ins KZ Sachsenhausen. Erst 1939 kam er von dort krank zurück. Er hatte sehr gelitten. Als 16jähriger war ihm nach einem Verkehrsunfall ein Bein bis oberhalb des Knies abgetrennt worden. Durch diese Behinderung wurde die Lagerzeit für ihn besonders schwer.»

Schicksale leitender Funktionäre

Leidvolle Jahre machte auf ganz andere Weise Schedlichs Schwester [Ruth Schwalbach](#) durch. Die Buchhalterin, von der Belegschaft ihrer Firma L. S. Mayer G.m.b.H. (Ritterstrasse 61) vor 1933 in den Angestelltenrat gewählt, wurde im August 1933 infolge der Denunziation einer nazistischen Arbeiterin verhaftet.

[Ruth Schwalbach \(1904-1998\)](#) schreibt im Juni 1945 darüber:

«Am 8. August 1933 wurde ich plötzlich in unserer Wohnung ... Müllerstrasse 96a morgens ½ 8 Uhr, ehe ich ins Geschäft gehen wollte, von zwei Gestapo-beamten verhaftet. Ich kam in das Polizeigefängnis am Alexanderplatz, dann zur Barnimstrasse [Frauengefängnis] in ‚Schutzhaft‘. Am 22. August 1933 abends gegen 6 Uhr wurde ich zur sogenannten Vernehmung zur Gestapo, Prinz-Albrecht-Strasse, gebracht. Vernehmung = Misshandlung.

Nach der Misshandlung wurde ich wieder zur Barnimstrasse transportiert. Hier selbst blieb ich bis Oktober oder November 1933, von wo ich dann mit noch einundfünfzig politischen Häftlingen in das Konzentrationslager nach Mohringen ... kam. Hier blieb ich bis März 1934 und kam auf Transport zum Alexanderplatz. Hier abermals Verhöre und Vernehmungen. Ich kam in Untersuchungshaft und wurde in einen Prozess mit über vierzig Angeklagten hineingezogen, darunter [war] mein Bruder [Reinhold], Ich wurde belastet von Genossen, denen die Gestapo erzählt hatte, ich befände mich im Ausland.

Ich wurde zu zwei Jahren Gefängnis ohne Anrechnung der ‚Schutzhaft‘ verurteilt, mit der Begründung, dass ich die Frau von Schwalbach und die Schwester von Schedlich wäre, das allein würde schon illegale Tätigkeit beweisen ... »



Reinhold Schedlich



Ruth Schwalbach

Ruth Schwalbach und ihrem Mann, der sich seit Sommer 1933 in Frankreich aufhielt, wurde zudem die deutsche Staatsangehörigkeit abgesprochen. Dadurch war sie nach der Haftentlassung staatenlos und bekam keine Arbeit. Als sie einen Fremdenpass beantragte, wies man sie vier Wochen später aus Deutschland aus. Ab September 1936 lebte sie in Paris. Zu ihrer (und der Familie) grossen Enttäuschung brach Hans Schwalbach dort die Beziehung zu seiner Ehefrau ab.

Bei Kriegsausbruch wie andere deutsche Emigranten von den Franzosen in Gurs (Pyrenäen) interniert, gelangte sie aber nach drei Monaten wieder nach Paris. Nach der Besetzung Frankreichs nahm sie die Gestapo am 26. November 1940 fest. Knapp drei Monate danach entliess man sie zum Arbeitseinsatz nach Deutschland. So kehrte sie zur Familie zurück.

Aus der Reihe der leitenden Gruppenmitglieder wählte nach Verbüssung seiner 2½-jährigen Zuchthausstrafe auch der Fürsorger Heinz Jacobi (später Henry Jacoby) den Weg in die Emigration (1936). Der Antisemitismus liess ihm keine andere Wahl. Jacobi ging über Prag nach Paris, wo er ein Heim für jüdische Waisenkinder betreute. Nach Kriegsausbruch französischerseits ebenfalls (S. 38) interniert, konnte er mit Hilfe des Soziologen [Max Horkheimer](#) noch rechtzeitig aus Europa in die USA entkommen.

Von den in Deutschland gebliebenen (ehemals) führenden Funktionären, die weiterhin vorsichtig in Verbindung blieben, mussten Richard Blysz, Heinz Meyer, Kurt Parthey und Erich Rätzke im Krieg in der berüchtigten Strafeinheit 999 dienen. Blysz verlor dadurch sein Leben. Von Paul Kramer (S. 33f.) fehlt nach 1945 jede Spur. Es ist unklar, ob der 1884 geborene Dreher seine 2½-jährige Zuchthausstrafe überlebt hat.

[Otto Klebba \(1895-1968\)](#) und [Albert Kunter \(1885-1945\)](#) blieben zwar «wehrunwürdig», doch Letztgenannter verstarb bereits Ende des Jahres 1945 an einer Kriegsverletzung.

Auch dem Buchbinder [August Jahn](#), einst Mitglied der Landesleitung der Linken Opposition (S. 36f.) und Helfer Verfolgter, war nur ein kurzes Leben beschieden. Er verstarb 1951 einige Wochen vor seinem 47. Geburtstag; Misshandlungen und Zuchthaus hatten bei ihm tiefe Spuren hinterlassen.

Gleiches gilt für den beinamputierten Reinhold Schedlich (1909-1950), der als Hauptverantwortlicher bereitwillig die Schuld auf sich nahm, um andere zu schützen. Er verbüßte von allen Beteiligten mit drei Jahren Zuchthaus und zwei Jahren KZ die längste und schwerste Haft.

Der zutiefst humanistisch eingestellte Sozialist und Antistalinist betrachtete die im Zeichen des Kalten Krieges erneut gespaltene Arbeiterbewegung voller Trauer, aber mit der Distanz eines Unabhängigen, der sich politischen Vereinfachungen entzog.

Schedlich bildete sich nach 1945 noch als Volksschullehrer aus, sprach zwei Fremdsprachen fließend und war bei Kindern und Eltern seiner Klasse so beliebt, dass alle 1950 zur Beerdigung des 41jährigen erschienen.

Sozialdemokraten gegen Gewalt und Diktatur

Für die Republik

Die letzten Jahre der Weimarer Republik standen für die SPD ganz im Zeichen des Bemühens um die Erhaltung der demokratischen Verfassung. Um die Macht ergreifung der NSDAP zu verhindern, war die Sozialdemokratie bereit gewesen, die sozial sehr harte Politik des Reichskanzlers und Zentrumspolitikers **Heinrich Brüning** durch Tolerierung parlamentarisch abzusichern (1930-1932). Dies führte zu Wählerverlusten, meist zugunsten der KPD, und zu innerparteilichen Auseinandersetzungen: 1931 spaltete sich ein Teil des linken Parteiflügels ab und bildete die (einflusslose) Sozialistische Arbeiterpartei (S. 82ff.).

In ihrem Kampf um den Bestand der Republik war die SPD zuletzt fast völlig auf sich allein gestellt: Gemässigte bürgerliche Parteien – mit Ausnahme des katholischen Zentrums – verloren ihre Anhängerschaft grösstenteils an die antidemokratisch-nationalistische Rechte. (Eine Minderheit ging zur SPD.) Doch auch die KPD bot sich trotz allem «Antifaschismus» – samt blutiger Zusammenstösse mit der SA – nicht als Bündnispartei an. Die Kommunisten kämpften nicht für die Republik, sondern für Räterediktatur und «Sowjet-Deutschland». Ihr Hauptfeind war die als «sozialfaschistisch» diffamierte SPD.

Immer mehr Berliner Arbeitslose strömten als Wähler und Aktive zur KPD. Nicht wenige von ihnen blickten – Zeitzeugen zufolge – mit Neid, ja Hass, auf qualifizierte Facharbeiter und öffentliche Bedienstete (Bewag, Gasag, Arbeitsämter, Bezirksverwaltungen), die noch in Lohn und Brot standen und zur SPD hielten.

Die Sozialdemokratie setzte trotz verzweifelter, hitziger Massenstimmung und zunehmender Gewalttätigkeit auf den Strassen (besonders der Innenstadt) weiterhin auf die Macht des Parlamentarismus und auf den Glauben an Vernunft und politische Aufklärung. Sie hielt daran selbst in Zeiten fest, in denen das Parlament durch die extreme Linke und Rechte blockiert wurde und die Regierung nur noch mit Notverordnungen arbeitete. «Aussenparlamentarische Experimente» lehnte die SPD strikt ab.

SPD-Parteiarbeit in einer kommunistischen Hochburg

Die bekanntlich starke Rolle, die die KPD im öffentlichen Leben des Wedding und im Bewusstsein vieler Berliner spielte, sollte nicht dazu führen, ein undifferenziertes Bild der Ereignisse im Berliner Norden zu zeichnen.

Wie wir bereits anhand der Wahlstatistik zeigten (S. 12), wurde der Wedding eigentlich erst 1928 bzw. durch die Radikalisierung der politischen Verhältnisse zu *der* Hochburg der KPD.

In den eher ruhigen Jahren der Weimarer Republik, an deren Ende (1929) die letzten freien Kommunalwahlen in Berlin durchgeführt wurden, konnte die Sozialdemokratie (unterstützt von anderen demokratischen Kräften) in Wedding die Geschicke bestimmen. Die Stellung von Bürgermeister Carl Leid sowie mehrerer besoldeter und unbesoldeter Stadträte der SPD wurde durch eine starke sozialdemokratische Fraktion in der Bezirksversammlung gefestigt. (Allerdings war die kommunalpolitische «Mannschaft» stark überaltert. Der einzige qualifizierte Jüngere, der BVV-Vorsteher Hans Kaasch, musste sich aus privaten Gründen vorzeitig zurückziehen.)

Als infolge der Massenarbeitslosigkeit zuletzt fast jeder zweite Wähler 1932 kommunistisch wählte und auch die NSDAP Arbeiter anzog, sassen die Sozialdemokraten in ihren alten kommunalpolitischen Bastionen nach wie vor fest, während ihr bei Landtags- und Reichstagswahlen inzwischen längst viele Wähler davonliefen.

Auch ein Blick auf das sozialdemokratische Parteileben in Wedding widerlegt die Vermutung, die SPD könne in diesem Bezirk vor 1933 lediglich die Rolle einer «Enklave im roten KPD-Meer» gespielt haben. Ende 1931 besass die Weddinger SPD knapp 8.900 Mitglieder, das waren etwas mehr als 10% des Gesamtbestands in Berlin. Das Weddinger Reichsbanner genoss in der Stadt einen besonderen Ruf und war bei politischen Gegnern seiner Durchsetzungsfähigkeit wegen gefürchtet (S. 45). Der Weddinger [Albert Brych](#) (S. 44) galt sogar als anerkannter Stratege der Republikschutztruppe im Gau Berlin-Brandenburg.

Auch die Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) unter dem Werkzeugmacher [Theo Thiele](#) (1906-1974) konnte sich auf Hunderte einsatzfreudiger junger Menschen stützen, von denen nicht wenige seit 1930 einer starken Linkswendung der SPD das Wort redeten und zum Ärger vieler älterer Genossen einem Banner mit der Parole folgten:

«Republik, das ist nicht viel, Sozialismus heisst das Ziel.»

Die knapp 8.900 Weddinger SPD-Anhänger waren in zehn SPD-Abteilungen (nach dem Wohnortprinzip) organisiert. Sie trugen die Nummern 14 bis 23, wobei die eher etwas mitgliederschwachen frühen Nummern am Gesundbrunnen lagen: So führte der Sohn des SPD-Parteivorsitzenden Otto Wels die Abteilung 15 mit knapp 580 Mitgliedern (S. 78).

Die mit über 1.600 Organisierten stärkste Abteilung in Wedding und zugleich zweitstärkste in der Stadt Berlin war die Abteilung 23 (S. 79). Sie lag gewissermassen im «besseren» westlichen Teil des Bezirks, jenseits der Kreuzung Müller- und Seestrasse, die modernen Siedlungen nahe der Rehberge (Friedrich-Ebert-Siedlung) und am Schillerpark umfassend, in denen viele qualifizierte Facharbeiter, Gewerkschaftsfunktionäre und Intellektuelle lebten.

Lassen wir die Erinnerung eines alten Sozialdemokraten sprechen, der uns einen lebendigen Eindruck von einer untergegangenen politischen Kultur am Ende der Weimarer Republik vermittelt.

[Der Schlosser Arno Braun](#) (1901-1985) beschreibt 1981 das frühere Parteileben:

«Ich wohnte seit 1910 in der Genter Strasse 6 (der heutigen Nummer 61), nach dem 2. Weltkrieg zog ich vom Hinter- ins Vorderhaus.

Am 1. Dezember 1918 trat ich der SPD bei und wurde Mitglied der 22. Abteilung, zum Reichsbanner (S. 43f.) stiess ich auch und wurde dort in Selbstverteidigung ausgebildet.

Es war eine ganz andere Zeit:

Als junger Mensch wurde man viel eingesetzt und engagierte sich stark, auch an den Wochenenden, selbst nachts, und zwar ohne viel zu fragen. Grosse Flugblattverteilungen waren Routinearbeit. Jede Woche ging es vier Treppen rauf und runter, die Sachen steckten gekniff im Revers.

Manchmal wurde einem Material hinterhergeworfen; einmal schlug mich ein fanatischer Nazi beinahe tot. Zu unserem Schutz wechselte die Partei deshalb die Verteilerbereiche aus.

Auch das Kassieren der Parteibeiträge gehörte zu unseren regelmässigen Pflichten, meistens abends, zwischen 18 und 19 Uhr. Es war eine ‚Hunde-



Aufzug des Reichsbanners von der Müllerstrasse durch die Afrikanische Strasse (1932)

arbeit', wöchentlich wurden jeweils 20 Pfennig kassiert. Einmal im Monat war der ‚Zahlabend‘ anberaumt [zur Abrechnung].

Unsere Abteilung tagte in der Schule Lütticher Strasse, der Kreis Wedding in der Hochschulbrauerei [Seestrasse] und den Pharos-Sälen (S. 195).

Wir hatten immer brechend volle Versammlungen, damals gab es doch weder Radio, noch Fernsehen. Niemand besass ein Auto und so gingen wir die Wege zusammen. Man fühlte sich wohl unter Genossen, es wurde viel diskutiert. Untereinander, besonders gegenüber Älteren, herrschte Achtung.

Bis 1929 war es in Wedding recht ruhig, dann nahmen die Störfälle durch politische Gegner zu. Doch bis 1933 sah ich in Wedding keine *einzelnen* Nazis in Uniform laufen. Dank unserem Reichsbanner trauten sie sich einzeln nicht raus. Es wurde nämlich ganz schön gebolzt. Im Unterschied dazu wagten es die Kommunisten, uns einzeln abzufangen.

Unsere letzte Zusammenkunft war im Lokal Utrechter Strasse [10]. Als bekanntgegeben wurde, dass die Partei [im Juni 1933] verboten sei, stand ich auf und sagte: ‚Wir nennen keine Namen, wir nennen keine Zusammenkünfte, holen uns aber einen nach dem anderen [zum Einsatz]‘.»

Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold

Zur Sicherung von Versammlungen und Demonstrationen hielt sich die 1924 in Magdeburg gegründete Republikschutztruppe «Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold» bereit. Sie galt als überparteilich, denn auch liberaldemokratische Kreise und Zentrumsanhänger wirkten mit.

Doch in der Industriemetropole Berlin stellten die sozialdemokratischen Arbeiter das weithin grösste Kontingent der Aktiven, es waren weit über 10.000 Menschen.

1931 bildeten Reichsbanner, Gewerkschaften, SPD und Arbeitersportler einen kampftschlossenen republikanischen Verband, die «Eiserne Front». Ihr Wahrzeichen, drei Pfeile, sollte die geeinte Arbeitersolidarität symbolisieren. Es war das letzte Aufgebot zum Schutz der sterbenden Weimarer Republik. Am 9. November 1918 hatten gerade sozialdemokratisch gesonnene Arbeiter die Republik erkämpft. Auch beim Niedergang der ersten deutschen Demokratie war in diesen Kreisen noch der grösste Verteidigungswille vorhanden.

Alfred Klatt (1905-1997) berichtet 1993:

«Obwohl ich jugendbewegt und antimilitärisch war, liess ich mich zur Mitgliedschaft beim Reichsbanner bewegen, da in unserem Kiez, Kolonie- und Soldiner Strasse, Kommunisten wiederholt unsere SPD-Versammlungen (Abt. 20 unter Richard Lepinsky und Albert Brych) störten. Zu den Jungsozialisten, die sich um Willi Laukant (S. 22) am Brunnenplatz (Ledigenheim) trafen, ging ich trotzdem.

Mit meinem Bruder blieb ich bis zuletzt beim Reichsbanner, das in Wedding recht stark war, bestimmt 400-500 Mann. Doch es waren nicht ausschliesslich Sozialdemokraten dabei, sondern z.B. auch gute Zentrums-Anhänger, einer wohnte mir gegenüber (Koloniestrasse 39). Als langjährigen Vorsitzenden in Wedding kann ich mich an [Fritz] Drews erinnern, als Stellvertreter [und Nachfolger] an den Bäcker Paul Gursky.»

Jochen Brych erzählt 1992 über seinen Vater Albert Brych, der Drontheimer Strasse 6 wohnte:

«Mein Vater Albert Brych (1891-1969) war Schlosser von Beruf. Politisch betätigte er sich hauptsächlich beim Reichsbanner, wo er bis in die Gauleitung (von Berlin-Brandenburg) aufrückte und schliesslich festangestellter Mitarbeiter wurde.

Ihm oblag vornehmlich die Ausbildung der Kameradschaften, aber auch das Jungbanner wurde von ihm betreut. Seine Schwiegereltern betrieben nahe Müller – Ecke Seestrasse das zentrale Reichsbannerlokal Ratzey (S. 49). Man rühmte mit Recht sein grosses taktisches Vermögen, Einsätze des Reichsbanners klug und umsichtig zu führen. Darum steckte er in die erste Reihe auch keine Haudegen – wie den Kameradschaftsführer und Sportler Paul Kube –, denn man wollte sofortige Prügeleien vermeiden und setzte auf defensives Vorgehen. Uniformen und feste Demonstrationsreihen sollten den Gegner von vornherein einschüchtern.

Es wurden viele Einsätze erfolgreich gestaltet und manche Saalschlacht in den Pharus-Sälen bestritten. Mit höchstem Lob sprach mein Vater immer von Theodor Haubach (S. 61 ff.), denn er war wohl *der* Kopf des Reichsbanners.

Es gab auch zu viele Schlägereien mit dem Roten Frontkämpferbund.

Erst in der letzten Phase verfügte Vater privat über direkte Kontakte zum RFB und es kam zu einzelnen erfolgreichen Absprachen. Aber viele ‚normale‘ Anhänger von RB und RFB begriffen [den Ernst der Lage] immer noch nicht, beide Seiten mussten ihre Anhänger sehr zurückhalten.»

Theodor Haubach (1896-1945) war stellvertretender Bundesvorsitzender des Reichsbanners und (1930-1932) Pressesprecher des Berliner Polizeipräsidenten Grzesinski.



[Richard Beck \(1903-1990\)](#) blickt 1982 zurück:

«Das Reichsbanner wurde 1924 gebildet. Die Notwendigkeit dazu hatte sich durch Putsche der [extremen] Linken und Rechten ergeben.

Ich wurde einer von zehn Weddinger Block- bzw. Kameradschaftsführern. Eine Einheit [Foto oben] umfasste jeweils fünfundsiebzig bis achtzig Mann, womit das Weddinger Reichsbanner knapp 800 Mann stark war.

Wir wurden durch Polizei in der Schule Gotenburger Strasse auch im Waffengebrauch ausgebildet, gelegentlich war [der Polizeipressesprecher] Theo Haubach dabei.

Führer des Weddinger Reichsbanners waren Paul Gursky und – als eigentlicher ‚militärischer‘ Führer [des Gaus Berlin-Brandenburg] – Albert Brych. Letzter dirigierte die Reichsbannereinsätze so klug und umsichtig, dass es wenig Blessuren gab. Jungbannerleiter des Bezirks war [Max Fleck](#) (S. 65) – ein Windhund, aber (bis 1945) zuverlässig.

Fast jeden Tag in der Woche waren wir im Einsatz: Werbewochen, Demonstrations- und Saalschutz usw. Die Weddinger hatten eine wichtige Funktion im gesamten Berliner Reichsbanner zu erfüllen. Besonders bei Grosseinsätzen in der Stadt riegelten wir [die jeweilige Aktion] ab.

Anfänglich gab es mit den neu in Wedding starken Kommunisten gewalttätige Auseinandersetzungen. Es war zeitweise schwer, durch die Kösliner Strasse zu ziehen. Man wurde mit Krügen, Blumentöpfen und Exkrementen beworfen. Ab 1931/1932 verschob sich das Schwergewicht nach rechts, die Fronten wechselten, aber die Härte blieb. Die SA kam eigentlich in Wedding nicht hoch. Nur als sie zeitweilig [1930 bis Juli 1932] verboten war, konnte man sie in der Illegalität nicht so gut fassen. Bis [Juli] 1932 konnten wir uns auch im Grossen und Ganzen auf die Polizei verlassen [S. 48f.]. Wurden unsere Versammlungen in den Pharos-Sälen gestört, rückte das Überfallkommando unter Paul Grumbach (SPD) an und half uns.

Die Weddinger Reichsbannerleute waren berühmt-berüchtigt und gefürchtet!»

Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) im Richtungsstreit

Ereignisse wie die eben geschilderten sowie die weit verbreitete soziale Not, die durch Brünings «Sparpolitik» noch vergrössert wurde, radikalisierten auch Teile der sozialdemokratischen Bewegung. Doch die politische Erschütterung war nicht stark genug, um die SPD als Gesamtorganismus zu erfassen und in Bewegung zu bringen. Krisenbewusstsein und Handlungsentschlossenheit bildeten sich eher an den Rändern der Partei beziehungsweise bei den politisch sehr unterschiedlichen Flügeln heraus, die aber nur begrenzten Einfluss besaßen.

Wurde auf dem «rechten» Flügel der SPD um die jungen Reichstagsabgeordneten und Reichsbannerfunktionäre Julius Leber, Kurt Schumacher, Theodor Haubach, Carlo Mierendorff und Gustav Dahrendorf eine kämpferische, offensive prorepublikanische Reformpolitik verlangt, setzten sich Anhänger der Parteilinken und der Parteijugend demgegenüber für eine militante sozialistische Strategie ein, die Kompromisse mit bürgerlichen Kräften weitgehend ablehnte und eine Fundamentalopposition herbeisehnte.

Dieser Richtungsstreit zeigte sich auch in den Auseinandersetzungen der Berliner SPD mit ihrer Parteijugend, wobei die nachwachsenden Generationen in der Hauptstadt sogar auf ein gewisses politisches Verständnis rechnen konnten, denn viele führende Sozialdemokraten, darunter der Vorsitzende Franz Künstler, waren durch die alte USPD pazifistisch und linkssozialistisch geprägt und standen der Tolerierung des Reichskanzlers Brüning (S. 41) distanziert gegenüber, verharrten allerdings in behäbiger Unentschlossenheit.

Der sozialdemokratische Parteienachwuchs der Vierzehn- bis über Zwanzigjährigen war 1922 als Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) aus den Jugendorganisationen von SPD und USPD – Arbeiterjugend (AJ) und Sozialistische Proletarierjugend (SPJ) – hervorgegangen.

Obwohl es stets gewisse ideologische Auseinandersetzungen gab, meistens an der Frage festgemacht, ob Sozialisten mit bürgerlichen Parteien Koalitionen bilden durften oder sich besser der traditionellen Systemopposition verschreiben sollten, blieb die Mehrheit der SAJ lange Zeit eher parteiloyal. Das galt nicht nur für den mit festangestellten Funktionären bestückten Bundesvorstand unter Max Westphal und seinem Nachfolger Erich Ollenhauer, sondern auch für den Berliner Bezirksvorstand unter **Walter Rüdiger** (Prenzlauer Berg) und dessen Nachfolger Ludwig Diederich bzw. Erich Lindstädt. Dagegen waren Mitglieder der die über 18jährigen erfassenden Jungsozialisten, denen man allerdings gesondert beitreten musste, schon in den 20er Jahren einem linksoppositionellen Kurs verpflichtet, der besonders von Hans Seigewasser und seinen Freunden repräsentiert wurde.

Der innerparteiliche Streit eskalierte und führte schliesslich zum Bruch, nachdem es zwischen Mitgliedern des «Schutzbundes» der Jungsozialisten und SPD-Anhängern des republikanischen Bündnisses Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold anlässlich einer Kundgebung in den Berliner Automessehallen (Kaiserdamm) sogar zu tätlichen Auseinandersetzungen gekommen war (November 1930).

Doch auch nach der Auflösung der Jungsozialisten, die reichsweit etwa 500 Anhänger zählten, kehrte keine Ruhe zwischen Parteimehrheit und Parteijugend ein – vor allem nicht in Berlin. Denn nun war es die SAJ, die 1930/31 – im Zuge der alles radikalisierenden Weltwirtschaftskrise – zunehmend in Opposition zur bürgerlichen Koalitionspolitik trat. Seit 1929 erregte besonders die Frage die Gemüter, ob die SPD-Reichstagsfraktion aus Koalitionsrason Mittel zum Bau eines Panzerkreuzers bewilligen oder an ihrem zentralen Wahlversprechen (1928) «Kinderspeisung statt Panzerkreuzer» festhalten sollte.



SAJ Wedding mit Werbebezirksleiter Theo Thiele (4. von links), Franz Possehl (oben, 2. von rechts) und Erich Sonnemann (oben, 1. von rechts)

Die SAJ im Werbebezirk Wedding hatte Ende 1931 etwas über 430 Mitglieder. Um [Daniel Broido](#) (S. 295f.) bestand sogar eine eigene Kabarettgruppe, die bei SPD-Versammlungen stadtweit zum Einsatz kam.

[Günter Schmidt \(1913-1986\)](#) berichtet 1984:

«Meiner Erinnerung nach gab es im Bezirk folgende SAJ-Gruppen: Wedding – Wedding-Nord – Humboldthain – Brunnenplatz – Schillerpark Leiter des Werbebezirks war Willi Gentz, 2. Vorsitzende [Margarete Schwanz](#). Die jeweiligen regionalen Gruppen hatten wiederum eigene Leiter, so [Erna Röpke](#) (Gentz' spätere Frau) für Schillerpark oder [Theo Thiele \(1913-1944\)](#), der meiner SAJ-Gruppe Wedding-Nord vorstand. Ich wohnte Fennstrasse 57.

[Es gab in der SAJ Wedding zwei Theo Thiele!](#)

„Mein‘ Theo Thiele (1913-1944) war in der Brüsseler Strasse aufgewachsen, wo sein Vater eine Schuhmacherei betrieb, und zog bei mir ins Hinterhaus ein. Dieser Werkzeugmacher – ein grosser, stämmiger und kräftiger Mann – war namensgleich mit dem früheren Weddinger Werbebezirksleiter der SAJ Theo Thiele (1906-1974), der zwar gleichfalls Werkzeugmacher, aber eher der Typ des schwächlichen, langen Intellektuellen war.

Beide wurden auch später beim Prozess gegen die Gruppe Neu Beginnen (S. 84ff.) angeklagt, was zu einiger Verwirrung beitrug! Zu unserer Zeit unterschieden wir sie nach der familiären Herkunft, der Schuhmacher-Sohn hiess ‚Laden-Thiele‘, der andere, dessen Eltern Kameruner Strasse wohnten, ‚Treppen-Thiele‘.»

Der berühmtere und einflussreichere von beiden war der Bezirksleiter. Er hat auch als Einziger überlebt und wurde nach 1945 Landessekretär der Berliner SPD, d. Verf.

Unabhängig von diesen SAJ'ern wohnten in der Friedrich-Ebert-Siedlung (bis 1934) Jugendsekretäre der Partei: so Bruno Lösche (S. 16f.), bis 1931 Jugend-, danach Betriebssekretär des Berliner Bezirksverbandes, und die Hauptsekretäre des SAJ-Bundesvorstandes: Gustav Weber, Fritz List und Erna Schlingmann, später verheiratete Wiechert.

Den linken Berliner SAJ'ern um den Bezirksvorsitzenden Erich Schmidt (Prenzlauer Berg) sowie seinen Weddinger Freunden Theo Thiele (1906-1974) und Herbert Borsky galten diese Parteisekretäre als «Rechte».

Herbert Borsky (1907-1998) erinnert sich 1981:

«Wir hatten in Wedding etwa 500 Mitglieder [Ende 1931, vor der SAP-Abspaltung, noch 433], was zahlenmässig viel bedeutete. Ich war 1927-1929 Nachfolger Theo Thieles. Man befand sich in Opposition zu denjenigen, die als Sekretäre die Jugendarbeit hauptamtlich betrieben. Wir wandten uns gegen ‚Wandern und Trallala‘ und neigten zum Kreis um den Kopf des linken SPD-Flügel, Dr. Paul Levi [1883-1930], für dessen ‚Sozialistische Politik und Wirtschaft‘ (SPW) ich auch einige Artikel schrieb. Ich besuchte die Marxistische Arbeiterschule (MASCH) und bildete mich bei Gewerkschaftsbildungseinrichtungen wirtschaftspolitisch weiter. Wir waren ‚stramm links‘.

Über die oppositionelle SAJ-Clique – Theo Thiele (Wedding), Kurt Mattick (Prenzlauer Berg), Eberhard Hesse (Neukölln) – gelangte ich dann später auch zur Widerstandsgruppe Neu Beginnen (S. 84ff.).

Theo Thiele (1906-1974) war der eigentliche Kopf der Weddinger SAJ'ler. Er fand immer einen Ausweg, war zwar kein grosser Organisator und eher ein schlechter Redner, aber er wusste viel und besass grosses [politisches] Einfühlungsvermögen.

Auf seinen geistigen Einfluss führe ich es zurück, dass ich Ende 1931 nicht der linken Abspaltung SAP (S. 82ff.) folgte. Aber ich schwankte längere Zeit. Auch in Wedding kam es damals zu einem Aderlass. So verliess der SAJ-Leiter vom Brunnenplatz, Fischer, mit fünfundzwanzig bis dreissig Anhängern unsere Organisation.»

Insgesamt traten 1931/32 (It. Bezirksbericht) in Wedding 83 SAJ'ler aus. Zu ihnen zählte mit Werner Sellentin ein weiterer Gruppenleiter der SAJ. Er wurde Leiter des SJV, des Jugendverbandes der SAP, in Wedding, trat jedoch schon bald in einer spektakulären SJV-Versammlung im «Glaskasten» (S. 24) mit zahlreichen Freunden zum KJVD über. Seinem Beispiel folgte 1932 der Weddinger Werkzeugmacher **Hans Burckhardt** (S. 132f.), der zeitweise dem Berliner Bezirksvorstand der SAJ um Erich Schmidt angehört hatte.

Um den 20. Juli 1932

Als am 20. Juli 1932 das rechtskonservative Reichskabinett unter Franz von Papen die preussische Landesregierung Braun-Severing (SPD) – die letzte grosse Stütze der Weimarer Republik – durch einen Staatsstreich («Preussenschlag») absetzte, lehnten vor allem die sozialdemokratischen Gewerkschaften (ADGB) einen Aufruf zum Streik oder gar bewaffnete Gegenwehr ab. Für einen Kampf gegen die Reichswehr erschien ihnen das republikanische Lager von vornherein als Verlierer. In (vermeintlich) aussichtsloser Lage wollte man kein Blut vergiessen. Kampfbereite Anhänger wurden von der SPD-Spitze auf die Zukunft und die Ende Juli anstehende Reichstagswahl vertröstet: Das Zeichen zum Losschlagen komme im rechten Augenblick!

Diese Haltung stiess auch in der Reichshauptstadt – so bei der Reichsbannerleitung – auf Protest. Die Berliner Polizeiführung wartete vergeblich auf die entscheidenden Befehle von Innenminister Severing.

Allein psychologisch wirkte das kampflose Kapitulieren, so verantwortungsbewusst die Gründe auch gewesen sein mögen, verheerend auf die einsatzbereite, opferwillige Anhängerschaft. Mit diesem Datum begann die endgültige Niederlage der Republik, denn ihre treuesten Anhänger resignierten.

Zeitzeugen berichten von ihren Erlebnissen.

Herbert Borsky weiter 1981:

«Besonders deprimierend waren die Ereignisse um den 20. Juli 1932, den sog. Preussenschlag.

Ich arbeitete seit 1928 bei der BEWAG, im Transformatorenwerk Lichtenberg.

Bis 3 Uhr in der Nacht hatten wir Kollegen dort ausgeharrt. Auch ein Lastwagen stand [für einen Einsatz] bereit. Wir schickten einen Kurier zur Hauptgeschäftsstelle am Schiffbauerdamm, doch der kam mit der resignierenden Bemerkung zurück: ‚Die sind alle besoffen‘, womit er meinte, sie seien geistig nicht klar. Wir verliessen unseren Einsatzort über den Hinterausgang, denn vorne lag ein SA-Lokal.

Damit waren für uns Republik-Partei und Gewerkschaften fertig. Mit *denen* brauchte man über Widerstand nicht [mehr] zu diskutieren!»

Richard Beck:

«Die Berliner Reichsbannerformation besass eine Stärke von 14.000 Mann. Wir hatten auch Waffen.

Beim Putsch [Papens] am 20. Juli 1932 warteten wir alle [seine RB-Kameradschaft, d. Verf.] im Lokal Stettiner Strasse 52 auf ein Signal.* Von Berlin aus sollte die [Gegen-]Aktion starten. Doch um 3 Uhr nachts kam die Anordnung ‚Alles nach Hause gehen‘.

Unter uns herrschte daraufhin eine grosse Enttäuschung vor über Innenminister Severing (SPD) und den Berliner Polizeipräsidenten Grzesinski, der zu allem auch noch eine Karteikarte mit den Angaben über unser Waffenlager in die Hände der Reaktion fallen liess.

Die führenden Männer spielten damals eine traurige Rolle, und in unseren Reihen [einfacher Reichsbannermänner] ging es sehr diszipliniert zu.

So scheiterte die gewaltsame Auseinandersetzung mit der Reaktion an der Unentschlossenheit unserer Führer.»

* Der Reichsbanner Alfred Klatt (S. 44), der mit seinen Kameraden in einem Lokal in der Schwedenstrasse ausharrte, berichtet Ähnliches, desgleichen Arno Braun, dessen Reichsbannertreff Brüsseler Ecke Antwerpener Strasse (Ratze) lag, d. Verf.

Jochen Brych fährt fort:

«Nach den deprimierenden Ereignissen um den 20. Juli 1932 begann Albert Brych (S. 44) dann mit dem Einbunkern [eines Teils] der Waffenvorräte der Berlin-Brandenburger Gauleitung. Manches, in Öl verpackt, verbarg er auf seinem Ende 1932 erworbenen Rudower Grundstück, wohin er ab Mitte der 30er Jahre übersiedelte.

Nach dem Verbot des Reichsbanners wurde Vater verhaftet und verbüsst neun Monate in Moabit.»

Massenprotest im Lustgarten

Bei der Reichstagswahl am 6. November 1932 – die Ende Juli vorausgegangene Wahl hatte die NSDAP in einen Siegestaumel fallen lassen, im November verlor sie dagegen über zwei Millionen Stimmen – wurde die KPD mit 31% stärkste Berliner Partei, die Sozialdemokraten erhielten 23,2%.

Berlins SPD-Vorsitzender Franz Künstler äusserte zum Jahreswechsel 1932/33 in der Funktionszeitung «Unser Weg» die Hoffnung, das neue Jahr möge die endgültige Niederlage des Nationalsozialismus bringen.

Bald nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler (30. Januar 1933) veranstalteten SPD-nahe Organisationen im Stadtzentrum (Lustgarten) eine eindrucksvolle grosse Kampf demonstration der freien Berliner Arbeiterschaft: 200.000 Menschen protestierten am 7. Februar gegen die neugebildete Regierung Hitler.

«Der Vorwärts» schrieb am nächsten Tag optimistisch: «Berlin ist nicht Rom. Hitler ist nicht Mussolini. Berlin wird niemals die Hauptstadt eines Faschistenrechts werden. Berlin bleibt rot!»

Die neue Reichsregierung aus rechtskonservativen und nazistischen Kräften hatte sofort Neuwahlen anberaumt. Hitlers Bürgerkriegsarmee, die SA, verstärkte den Terror gegen Andersdenkende und politische Gegner. Der preussische Innenminister Hermann Göring ernannte SA-Männer zu «Hilfspolizisten» (S. 23ff.) und ermunterte die Polizei zum Gebrauch der Schusswaffe. Übergriffe und Verbote folgten Schlag auf Schlag.

In dieser äusserst angespannten Atmosphäre wagte das Reichsbanner noch einmal einen öffentlichen Protest. Weddinger Reichsbanner männer schildern ihre Eindrücke:

Letzter Reichsbanneraufmarsch (19. Februar 1933)

Richard Beck (1903-1990) weiter 1982:

«Wir traten am Schiessplatz Tegel an, wo wir früher immer zu Eskalationsübungen zusammengekommen waren. Ein grosser Zug Tausender marschierte von dort aus über Scharnweber-, Müller- und Chausseestrasse, vorbei am Bahnhof Börse, zum Lustgarten. SA stand an einem ihrer Lokale mit hochgehobenen Bananen in der Hand. [Verspottendes Wortspiel auf Reichsbanner]

Im Lustgarten sprach dann der Bundesführer Karl Höltermann zu uns. Zurück gingen wir nicht einzeln, das war schon zu gefährlich. Im zentralen Reichsbannerlokal Uferstrasse Ecke Martin-Opitz-Strasse legten wir dann unsere Uniformen ab und gingen als Zivilisten nach Hause.»

Arno Braun (1901-1985) sagt 1981 dazu:

«Für unsere letzte Zusammenkunft war die Parole ausgegeben worden, Verpflegung für 24 Stunden mitzubringen. Wir kamen in Tegel, auf dem heutigen Flugplatzgelände zusammen.

Dann ging es mit Marschmusik in Richtung Lustgarten los

[Unser Block] wollte über die Müllerstrasse, doch Ecke Afrikanische wurden wir von der Polizei umgelenkt.» Am Virchow-Krankenhaus verbot man uns sogar die Musik.

Bis dahin hatten wir immer geglaubt, wenn etwas [Bedrohliches] passiert, werden wir [zum Schutz der Demokratie] alle in Polizeiuniform gesteckt.

Aber nun fragten wir uns, was ist mit der Polizei los? Am Oranienburger Tor schnauzte der Polizeikommandant die Reichsbanner sogar an. Auf meinen Zuruf: ‚Gib nicht an wie ne Lore Affen, erhielt ich als Antwort [die Warnung]: ‚Nächstes Mal gehe ich mit euch anders um.‘

Da wussten wir, das sind nicht mehr unsere Leute!

Im Lustgarten angekommen, sprach der Bundesvorsitzende Höltermann starke Töne [: ‚Nach Hitler kommen wir‘!]. Doch es war das letzte Mal, dass wir zusammenkamen. Zu Hause beseitigte ich die Reichsbannermerkmale meiner Uniform.›

* Ähnliches berichtet Erwin Puhst, d. Verf.

Auflösung, Verbot, Verfolgungen

Nach dem letzten grossen öffentlichen Protest im Lustgarten fanden sich Sozialdemokraten noch zu einigen internen Veranstaltungen ein. Doch es zeigten sich in den nun folgenden Monaten nicht nur Beispiele von Gesinnungstreue und Mut – vielerorts griffen auch Ängstlichkeit und Anpassung um sich.

Dora Lösche (1906-1985) erinnert sich 1981:

«Wir lebten bis 1934 in der Friedrich-Ebert-Siedlung, Togostrasse 30.

Mein Mann (Foto, rechts), der Betriebssekretär der Berliner SPD [Bruno Lösche \(1898-1963\)](#), schuf mit den hier wohnenden Angestellten des SAJ-Hauptvorstandes Fritz List und Gustav Weber die Zeitung ‚Die Rote Ebert-Siedlung‘. Sie erschien 1933 auch illegal.

Am 27. Februar 1933 fand die letzte Kundgebung der Berliner SPD im Sportpalast statt. Polizei löste die Versammlung auf, als Friedrich Stampfer [Chefredakteur des ‚Vorwärts‘] sagte, um Anti-Marxist zu sein, müsse man offensichtlich nicht viel von Marx wissen. Als wir die Stätte verliessen, brannte bereits der Reichstag.

Kurz vor der März-Wahl leitete ich noch in der Weddinger ‚Lichtburg‘ (Behmstrasse) die wahrscheinlich letzte lokale Parteiveranstaltung. Es sprach Käthe Fröhbrodt vom SAJ-Hauptvorstand. Vom Weddinger Parteivorstand hatte sich niemand eingefunden, nicht einmal die Frauenleiterin [Luise] Pagel.

Der Raum war knallvoll. Eine Diskussion gab es nicht mehr. Draussen standen argwöhnische Nazis.

An der 1. Mai-Veranstaltung 1933 auf dem Tempelhofer Maifeld – eine Schande, dass der ADGB um Leipart dazu aufrief – nahm aus dem Genossenkreis unserer Siedlung niemand teil. Wir trafen uns am Nachmittag im ‚Moabiters Schützenhaus‘ am Plötzensee, wo 300-400 Personen zusammenkamen.

Mitte Juli 1933 war ich dabei, als im Krematorium Gerichtstrasse die Trauerfeier für den ermordeten Reichsbanner-



leiter [Gau Berlin-Brandenburg] Johannes Stelling stattfand. Alles war bis auf den letzten Platz gefüllt. Als der Sarg in die Tiefe ging, ertönte der Ruf ‚Freiheit‘. Daraufhin schlossen Kripobeamte die Tür, doch wir konnten durch einen anderen Ausgang entweichen. Nach dem Parteiverbot [Juni 1933] wurde mein Mann verhaftet und erst im Dezember 1933 entlassen.

Den grossen Zusammenhalt nach 1933 bewahrten besonders die SAJ'ler. In unserer Weddinger Siedlung war es vor allem Fritz List und in Neukölln – wohin wir 1934 wegen der zu teuren Weddinger Miete zogen – war es Erich Bock. Aber auch über alte Sportbeziehungen, Freikörperkultur- und Singgemeinschaften liefen Kontakte und Nachrichten.»

Der Maurer [Alfred Wittmack](#) schildert 1982 seine Eindrücke aus dem Arbeitermilieu nahe der Kösliner Strasse:

«Ich wohnte damals Gottschedstrasse 9.

Wir linken Genossen der SPD-Abt. 18 und des Reichsbanners aus dem Gebiet Buttman-, Gottsched- und Uferstrasse haben die Partei aufgefordert, mit dem Reichsbanner gegen die Nazis vorzugehen. Als dies abgelehnt wurde, haben wir den Kram hingeworfen.

Der SPD-Vorsitzende unserer 18. Abteilung, der uns Linke immer gerne aus der Partei drängen wollte, kam 1933 zu mir und meiner Frau mit der Bitte, ein Schriftstück an das Bezirksamt aufzusetzen, in dem er gegenüber seinem Arbeitgeber seine vaterländische, nationale Gesinnung betonte.

Wir lehnten es ab, ihm zu helfen!

Unter Jugendfreunden der Partei hielten wir weiterhin den Kontakt, es nahm aber alles keine festen Formen an. Aus dem Bereich der Abteilung gab es viele Ängstliche, andere wiesen auf ihre Familie hin, auf die sie Rücksicht nehmen müssten.

Trotzdem traf man mal diesen, mal jenen und hörte von Verhaftungen.»

Besonders in den modernen Siedlungen am Schillerpark (S. 68f.) und den Rehbergen, wo aus der Friedrich-Ebert-Siedlung nun die «Eintracht» wurde, führten Verhaftungen, «Säuberungen», Vertreibungen, Flucht, auch Emigration, zu erheblichen sozialen und politischen Umschichtungen des bis dahin dominierenden Milieus aus Gewerkschaftsfunktionären, qualifizierten Facharbeitern, Künstlern und Intellektuellen.

Alte Bewohner der Friedrich-Ebert-Siedlung, die damals wohnen bleiben konnten, blicken zurück:

[Walter Garbe \(1907-1997\)](#) erinnert sich 1982:

«Mit meiner Frau Betty tauchte ich in der Laubenkolonie jenseits der Müllerstrasse [Foto S. 43] unter (wo heute die Gärtnerei ist), weil wir als Werbeträger der SPD bekannt waren. Dort versteckten wir auch sozialistische Literatur u.ä. Wir konnten damit dem Schicksal des Gewerkschafters Schuhmacher (Swakopmunder Strasse) entgehen, der bei Nacht und Nebel abgeholt wurde. Seine Frau rief um Hilfe, aber die Polizei hielt sich abseits.»

[Charlotte Menzel \(1899-1988\)](#) teilt 1982 mit:

«Junge Reichsbanner männer der 23. Abteilung hatten eine ‚Schutztruppe‘ gebildet. Mein Mann berichtete mir darüber: Zum Schutz der Siedlung sei alles [geregelt] und eingeteilt worden [S. 18].

Doch als der Terror 1933 in der Siedlung losging, trat die Schutztruppe nicht hervor.

Auch unser Block wurde durchsucht: Swakopmunder- Ecke Mohasistrasse gab es einen so grossen Krach, dass man dachte, Schränke wären auf die Strasse geworfen worden. Der Sohn des Gewerkschafters Fritz Schuhmacher war derartig verhaufen worden, dass er nur auf allen vieren die Treppen hochkam. Ein anderer Genosse floh im Zickzack, weil hinter ihm hergeschossen wurde. Auch meinen Nachbarn, den Schlosser F. Schmidt, wollte SA holen. Sie pochten mit Revolvern an seine Tür und lagen dann drei Stunden auf der Lauer, aber die Familie hatte wohl vorher einen Wink bekommen. Frau Schmidt kam nur nachts bzw. wenn es schummrig war [Sachen holen] und nahm stets den Weg durch den Keller, nach hinten hinaus.»

Anfänge illegaler Arbeit

N 65, Föhler Strasse 7 – Wohnung von Otto Frank

Das endgültige Verbot der SPD am 22. Juni 1933 war begleitet von einem furchtbaren Blutbad, das SA-Männer unter führenden Reichsbanner- und Parteifunktionären des Berliner Bezirks Köpenick («Köpenicker Blutwoche») anrichteten.

Fast die gesamte Berliner SPD-Leitung – darunter der Vorsitzende Franz Künstler – wurde von einer weiteren grossen Verhaftungswelle erfasst: Das zentrale Partei- und «Vorwärts»-Verlagshaus in Kreuzberg, Lindenstrasse 3, war bereits besetzt und verwüstet, als im Juni 1933 Spitzenfunktionäre, Parteisekretäre und Parlamentarier von ihren Arbeitsplätzen und aus den Wohnungen geholt wurden. Mit diesen terroristischen Willküraktionen, zynisch «Schutzhaft» genannt, wollte man nicht zuletzt die Anhängerschaft der SPD einschüchtern.

Trotzdem regte sich auch unter überzeugten Sozialdemokraten Widerstand: Die ersten illegalen Leitungen wurden von früheren Parteisekretären und hauptamtlichen Mitarbeitern der SPD gebildet. Für Berlin waren es sozialdemokratische Kreisleiter wie [Alfred Markwitz](#) (Lichtenberg), [Karl Schwarz](#) (Reinickendorf), [Richard Schmidt](#) (Pankow) und aus Wedding der langjährige Stadtrat und Kreisvorsitzende [Otto Frank \(1874-1936\)](#), der auch als Mitglied dem letzten Bundesvorstand der SPD angehört hatte (Foto S. 10).

Bereits im Sommer 1933 wurden die vier genannten Repräsentanten des ersten illegalen Berliner Vorstandes verhaftet und grausamen Verhören unterworfen, um die Namen von Kontakteuten und Mitverschwörern zu erhalten.

Der Steindrucker [Karl Schwarz](#) berichtete im Jahre 1949:

«... 1933 wurde ich mit verschiedenen anderen Genossen, darunter [Franz Klühs](#), [Otto] Frank usw. verhaftet. Nach den bekannten gewaltsamen Vernehmungen in der Prinz-Albrecht-Strasse, wobei mir der Kiefer zerschlagen wurde, und ich auch wohl Verletzungen des Nierenbeckens bekam, wurde ich in das bekannte Columbia-Haus eingeliefert. Nach ... siebenwöchigem Aufenthalt in dieser Hölle wurden alle an dieser Angelegenheit Beteiligten nach dem Polizeipräsidium transportiert und kamen dann als Untersuchungsgefangene nach Moabit. Am 27. Februar 1934 fand die Verhandlung vor dem Landgericht in Berlin-Moabit statt. Durch die kluge Taktik der Verteidigung [darunter Rechtsanwalt Ernst Fraenkel, d. Verf.] und der uns geneigten Verhandlungsführung durch den Vorsitzenden Richter, einem Zentrums-Mann, wurden wir wegen Mangels an Beweisen freigesprochen.»

Weddings früherer Kreisvorsitzender und Stadtrat [Otto Frank](#) war – [Carl Fabiunke](#) (S. 306ff.) zufolge – bereits im Frühjahr 1933 bei der Vertreibung aus dem Rathaus zusammengeschlagen worden. Die erneute Beeinträchtigung seiner Gesundheit im Sommer desselben Jahres soll so gravierend gewesen sein, dass er – zwei Jahre nach dem Prozess – an den Spätfolgen verstarb.

Das zu diesem Zeitpunkt noch nicht völlig vom NS «gleichgeschaltete» Gericht sprach die angeklagten Sozialdemokraten, die die Quälereien offen zur Sprache gebracht hatten, frei. Besonders Otto Frank hinterliess durch seine lautere Persönlichkeit und sein überzeugendes Auftreten Eindruck.

Im Urteil des Landgerichts vom 17. Februar 1934 heisst es:

«... ebenso haben die übrigen Angeklagten ihre vor der Polizei gemachten Aussagen, soweit sie belastende Angaben enthalten, widerrufen. Zur Begründung des Widerrufs haben sie erklärt, ihre Aussagen seien unter Druck erfolgt, der durch unsachgemässe Behandlung der Wachmannschaften hervorgerufen sei. Der Kriminalsekretär Rikowski vom Geheimen Staatspolizeiamt, den das Gericht hierzu als Zeuge vernehmen wollte, konnte eine Aussage hierzu nicht machen, da ihm eine Aussagegenehmigung für Angelegenheiten des inneren Dienstes nicht erteilt war. Soweit die polizeilichen Protokolle von den Erklärungen der Angeklagten in der Hauptverhandlung abweichen, konnten sie unter diesen Umständen der Urteilsfindung nicht zugrunde gelegt werden, da sie durch kein richterliches Protokoll bestätigt sind.»

Familie Broer in Sippenhaft

N 65, Schulstrasse 38 – Alfred und Alwine Broer

N 65, Sprengelstrasse 43 – Richard und Helene Broer

Der Nationalsozialismus griff bei der Durchsetzung seiner Ziele rücksichtslos auch nach den Familien von Widerstandskämpfern – nicht erst nach dem 20. Juli 1944. So geschah es nämlich der Arbeiterfamilie Broer aus der Schulstrasse 38: [Alwine \(1881-1950\)](#) und [Alfred Broer \(1880-1963\)](#) hatten drei Söhne und eine Tochter, die bereits mit jeweils zehn Jahren zur sozialistischen Jugendbewegung stiessen. Zwei Söhne, Richard und Erich, beteiligten sich 1933 an der oppositionellen Arbeit des linkssozialistischen «Roten Stosstrupp» (siehe den Band über Mitte und Tiergarten).

Als dieser Untergrundkreis Anfang Dezember 1933 aufflog, wurden nicht nur die genannten Brüder Richard und Erich Broer, sondern auch deren Eltern – die die zwölfjährige Tochter in der Wohnung zurückliessen – festgenommen und für über sechs Monate in Haft gehalten. Doch beim Kammergerichtsprozess «Eckert und Genossen» mussten Alwine und Alfred Broer am 26. Mai 1934 freigesprochen werden. Man zwang sie aber, ihre Wohnung in Wedding aufzugeben; in Mitte, Schröderstrasse 12, fanden sie ein neues Quartier.

Am schlimmsten trafen die Verfolgungen ihren Sohn [Richard Broer \(1909-1944\)](#). Der kaufmännische Angestellte, seit Februar 1932 Jugendpfleger im Bezirksamt Wedding, war bereits im April 1933 vom NS-Statthalter Dr. Suthoff-Gross aus dem Amt geworfen worden und fiel damit in die Arbeitslosigkeit. Für die Widerstandsgruppe «Roter Stosstrupp» übte er in Wedding bis Dezember 1933 die Funktion eines Hauptverteilers ihrer Untergrundschriften aus. Dafür verurteilte ihn das Kammergericht zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus. Er kam erst Ende Mai 1936 frei und arbeitete anschliessend mehrere Jahre als Buchhalter. Seiner Frau Helene erwachsen durch die Vorstrafe ihres Mannes wiederholt berufliche Schwierigkeiten. Am 2. November 1942 zog das NS-Regime Richard Broer schliesslich zur Straf-einheit 999 ein. Bei einem gefahrvollen Einsatz verlor er im Juni 1944 das Leben.

Verteiler des «Proletarischen Pressedienstes»

N 65, Antwerpener Strasse 6 – Lokal von Albert Voss (unten mit Ehefrau)
N 65, Togostrasse 27a – Wohnung von [Fritz List](#) und [Erna Schlingmann](#)
(spätere Wiechert)

Aufgrund der frühen Zerschlagung des o.g. Berliner Vorstandes, aber auch anderenorts des illegalen Bundesvorstandes der Partei (um [Franz Klühs](#), [Wilhelm Krüger](#), [Fritz Neubecker](#), [Richard Weimann](#) u.a.) im August 1933, wurde bei den nun folgenden Reorganisationsversuchen auf jüngere und weniger bekannte



Genossen zurückgegriffen. In Wedding waren es frühere Parteiangestellte des Hauptvorstandes der SAJ wie Fritz List und Gustav Weber, die in der Ebert-Siedlung (23. Abteilung) wohnten, und der alte Parteifunktionär Albert Voss, ein Freund des 1932 verstorbenen Parteitheoretikers [Eduard Bernstein](#) und langjähriger stellvertretender Kreisvorsitzender in Friedrichshain. Voss war 1928 in den Wedding gezogen und betrieb mit seiner Frau Klara in der Antwerpener Strasse 6 ein im Umfeld sehr bekanntes Parteilokal der SPD (22. Abteilung).

Voss war so vertrauenswürdig, dass im Februar 1933 im Hinterzimmer der Schankwirtschaft heimlich eine Sitzung des Vorstands der SPD-Reichstagsfraktion abgehalten werden konnte.

Zwei Zeitzeugen schildern im Folgenden ihre illegale Arbeit im Umfeld von Fritz List und Albert Voss und verschweigen dabei eigene Ängste nicht.

Walter Garbe (1907-1997) teilt 1982 mit:

«Nördlich der Ebert-Siedlung, wo später Kasernen errichtet wurden, trafen wir uns nachts mit einigen politischen Freunden und nahmen von einem vertrauten [Kurier] illegales Material entgegen. Es waren Kleindruck-Ausgaben des ‚Vorwärts‘, in dem aufmunternde Parolen standen, die uns Mut machen sollten, und die wir an Mitglieder der 23. Abteilung verteilten. Ich bekam etwa fünfundzwanzig Exemplare, die ich zunächst in meiner Laube (S. 52) versteckte und dann noch am selben Tag verbreitete.

Als der intelligente Fritz List (S. 57), der ein geistiges Zentrum der Abteilung war, Ende 1933 verhaftet wurde, nahmen wir uns auf Bitten seiner Frau ihres kleinen Kindes an.

Auch sonst hielten Genossen untereinander Kontakt und trafen sich, man unternahm Ausflüge, machte sich Mut, erörterte die Lage. Wir standen darüber hinaus noch mit Walter Kuttich aus unserer früheren 22. Abteilung (S. 42, 55) in Verbindung, in dessen Wohnung Seestrasse 43 oft bis in die Nacht diskutiert wurde.

Im November 1936 zogen wir von der Afrikanischen Strasse 156 (wo wir Untermieter beim Genossen Walter Ritz waren) in die Togostrasse 32f, wo nahebei früher Fritz List und nun die rührige Erna Schlingmann, vom [ehemaligen SAJ-Hauptvorstand] lebten.»

Arno Braun (1901-1985), 1933 als Betriebsrat wegen «Staatsfeindlichkeit» entlassen und in der Genter Strasse wohnhaft, erinnert sich 1981:

«Bis Mitte der 30er Jahre beteiligte ich mich an der Verteilung von Flugblättern, Dünndruckausgaben und Ähnlichem. Oft las ich die Sachen nicht durch, denn darin stand auch Blödsinn – etwa, wie wir uns verhalten sollten –, aufgeschrieben von Leuten, die keine Ahnung hatten wie es uns ging.

Als ich einmal Flugblätter an eine bestimmte Adresse am Lenzener Platz brachte, wurde ich dort von einer nazistischen Nachbarin mit den Worten verschreckt: ‚Auch so ein Sozialistengesicht!‘

Ich rannte vor Angst zu einer öffentlichen Bedürfnisanstalt, denn der Vorfall war mir auf den Darm geschlagen. Dabei entledigte ich mich auch gleich der Flugblätter, die ich einzeln in den Ausgang stopfte.

Illegales Material war unter anderem in einem Kinderwagen im Keller des Lokals von Albert Voss (Antwerpener Strasse 6) gelagert. Voss war ein alter Genosse, der viel im Widerstand tat. Ich wollte gerade zu ihm gehen, als er von zwei Männern abgeführt wurde. Aus demselben Wohnhaus wurde auch Otto Lüttger eingelocht, dabei hatte er nur die Absicht gehabt, sich von Voss Werkzeug zu holen. Parteifreunde halfen während der Haft von Albert Voss (Gefängnis Tegel) seiner Frau im Lokal.

Überhaupt war der Zusammenhalt unter den Genossen gross, 95% blieben gesinungstreu. Doch wenn man bei Beerdigungen, etwa des ermordeten Johannes Stelling (S. 52), zusammenkam, grüsste man sich nicht zu deutlich.»

Es gelang der Gestapo zwischen Oktober und Dezember 1933, einen grossen Bereich des illegalen Apparats der Berliner SPD zu zerschlagen.

In vier Kammergerichtsverfahren wurden im März 1934 über fünfzig Menschen angeklagt. Wenn ein Teil von ihnen auch freigesprochen wurde, so lagen doch hinter vielen von ihnen grausame Verhöre durch die Politische Polizei.



Fritz List



Erna Wiechert geb. Schlingmann

Herta List (*1931) berichtet 1981 vom Schicksal ihres Vaters:

«**Fritz List (1904-1960)** geboren in Nürnberg und von Beruf Bäcker hatte sich an der Berliner ‚Hochschule für Politik‘ [bzw. dem dortigen Sozialpolitischen Seminar] 1927/28 als Fürsorger ausbilden lassen und war danach in einem Heim für Schwererziehbare tätig.

Im Mai 1930 wurde er Sekretär für Spiel, Sport und Wandern beim Hauptvorstand der SAJ. Er war ein enger Freund von Erich Ollenhauer.

In unserer Weddingener Wohnung, Togostrasse 27a, mietete sich [später] auch Erna Schlingmann vom Hauptvorstand ein.

Durch das Verbot der Partei arbeitslos geworden, baute mein Vater in der Hollmannstrasse 30 ein kleines Geschäft auf, wo er Restbestände des SAJ-Wanderbedarfs verkaufte. Erna Schlingmann war hier mitangestellt, beide nutzten das Geschäft für die illegale Arbeit als Umschlagplatz.

Am 18. Dezember 1933 wurde mein Vater früh um 5 Uhr verhaftet. Noch lief alles ruhig ab ... Aber erst im Januar 1934 erfuhr Mutter, dass er noch lebte und wo er sich befand.

Mutter war es während dieser Zeit sozialer Not sehr schlecht gegangen, sie hat echt gehungert. Nachbarn brachten Essen, andere schoben Geld unter der Tür durch. Mich nahmen die Genossen Betty und Walter Garbe zu sich.

Über seine Haft erzählte Vater nichts, nur, dass ihm bei der Gestapo die Zähne ausgeschlagen wurden, auch blieben Magengeschwüre zurück. Am 30. August 1934 entliess man ihn.»

Das Ehepaar List zog noch 1934 aus der Siedlung fort, ab 1938 lebte es in Frankfurt a. M. Nach dem 20. Juli 1944 versteckte List einen «Untergetauchten», d. Verf.

Klara Voss (1893-1983) blickt 1981 zurück:

«Unser Lokal Antwerpener Strasse 6 war ein wichtiger Anlaufort und eine Verteilerstelle für illegales Material.

So wurden Druckschriften aus Prag – vom Exil-Vorstand aber auch der von Dr. Milkowsky und anderen [Theo Wiechert] in Berlin verfasste ‚Proletarische Pressedienst‘ verteilt.

Albert Voss (1881-1958) ‚flog auf‘, da ein Kurier ... gefasst wurde und der Folter nicht standhielt.

Man hat meinen Mann am 18. Dezember 1933 verhaftet. In der Prinz-Albrecht-Strasse schlug man ihn halbtot, aber er nannte keinen Namen. Er kam auch ins KZ Oranienburg und schliesslich ins Gefängnis Tegel ...

Seine Tapferkeit bewahrte etliche Weddinger Sozialdemokraten vor der Verhaftung.

Als er am 28. Januar 1936 entlassen wurde, holten ihn zehn Genossen ab. Im Lokal waren Blumen über Blumen aufgestellt.

Er stand auch ‚danach‘ weiterhin in Treue zur Genossenschaft ... »

Das Lokal Voss war noch in den Kriegsjahren ein Ort, wo sich Gegner des Regimes wie Max Urich u.a. (S. 78) einfanden, 1945/46 wurde es ein Treffpunkt der Gegner der Vereinigung von SPD und KPD, d. Verf.

Abschliessend sei noch auf den Weddinger **Gustav Weber (1904-?)** vom früheren SAJ-Hauptvorstand hingewiesen. Vor 1933 war er Herausgeber der «Arbeiterjugend». In der illegalen Arbeit beteiligte er sich an der redaktionellen Gestaltung des «Proletarischen Pressedienstes» und erhielt deswegen eine zweieinhalbjährige Gefängnisstrafe. Er zog wie Fritz List aus wirtschaftlichen Gründen aus der Siedlung fort.

Eine Zeitzeugin erinnerte daran, dass Weber bereits erstmals Anfang 1933 festgenommen wurde.

Grete Sonnemann (1903-1990) berichtet 1984:

«Am 1. April 1933 gelang es mir und meinem Mann (Erich S.), in der ‚Freien Scholle‘ [Genossenschaftssiedlung in Tegel] unterzukommen. Dadurch brach der Kontakt zu meinen alten Weddinger SAJ-Genossen – wie Theo Thiele, Herbert Borsky und Gustav Weber – ab. Als Hochschwangere hatte ich für Gustav Weber noch im Februar 1933 vor Gericht aussagen können.

Er kam [zunächst] frei, aber sein Verteidiger, Rechtsanwalt Michaelis, wurde später entmannt in der Spree gefunden.»

Gustav Weber lebte nach dem Krieg in der DDR (Weimar) und war dort beim Rundfunk tätig. Er gehörte der SED an, d. Verf.

«Ein Sohn des Volkes» (Karl Napp)

Zu den nach 1933 besonders aktiven Sozialdemokraten in Wedding zählte Karl Napp, der frühere Leiter der grössten Weddinger SPD-Abteilung (23), im bereits erwähnten Bereich westlich der Kreuzung Müller- und Seestrasse, mit den modernen Siedlungen an den Rehbergen (Friedrich-Ebert-Siedlung) und am Schillerpark.

Er führte die Abteilung ausgleichend und verständnisvoll gegenüber der aufbegehrenden Parteijugend und blieb auch nach 1933, als sich durch die NS-»Macht ergreifung« viele politische Veränderungen und Umschichtungen ergaben, die

zentrale Integrationsfigur für diejenigen Parteimitglieder, die an den Idealen der Sozialdemokratie festhalten wollten.

Vieles ist über seine illegale Arbeit leider nicht überliefert. Aber alle Zeitzeugen aus dem Umfeld der 23. Abteilung sprachen mit Zuneigung und Respekt von Napp. Nur dank der Verschwiegenheit verhafteter Mitverschwörer wie Max Urich, Albert Voss und Erich Wienig blieben Napp Verhaftung und Prozess erspart.

Doch die Gestapo hatte ihn wiederholt im Visier: So meldete «S3», ihr erfolgreichster Spitzel in den Reihen der illegalen Partei, dass Karl Napp Gelder des Exilvorstandes zur Unterstützung der Untergrundarbeit in Berlin erhalten habe und verteile.

Man mag es als Kuriosum betrachten, oder darin ein Beleg für die Vorsicht sehen, die Regime-Gegner auch untereinander an den Tag legten, dass Karl Napp den «linken» SAJ'ler Theo Thiele (S. 85) nach 1933 zu Hause kritisch befragte, warum die Parteijugend sich nicht im Widerstand hervorwagte. Als Theo Thiele 1936 wegen illegaler Arbeit für «Neu Beginnen» verhaftet wurde, wusste Karl Napp nun die wahren Umstände.

Margarete Szersba († 2000) erinnert sich 1982 an ihren Vater:

«Mein Vater **Karl Napp (1887-1939)**, von Beruf Schriftsetzer, war bis zu seinem Hinauswurf beim Arbeitsamt Nord (Friedrich-Krause-Ufer) tätig.

Er war ein Weggefährte des Metallarbeiterführers Max Urich.

Wie dieser war er aus der USPD hervorgegangen und zählte in der Partei zu den ‚Linken‘.

Er leitete als Vorsitzender die grosse 23. Abteilung, sein Stellvertreter war **Wilhelm Hauth [1895-1968]**, ein Intellektueller, der ursprünglich aus dem Spartakusbund stammte und bis 1933 bei der Arbeiterbank [des ADGB] tätig war. Abteilungskassierer war **Karl Friedel [1898-1971]**, ein ruhiger und netter Genosse, der mehr im Stillen wirkte.

Vater war ein aktiver Mensch und mitreissender Redner, der nie Ruhe gab und auch kein Blatt vor den Mund nahm. Mit Friedel spannte er quer über die Barfusstrasse, von Balkon zu Balkon, ein selbstgefertigtes Transparent, das zur Wahl der SPD aufrief.

1933 musste er sich verstecken, er verbarg sich im Bootshaus in Tegel. Während dieser Zeit durchsuchten mehrere SA-Männer seine Wohnung in der Müllerstrasse 59 b. Fahnen u.a. wurden vom Boden geholt und zum SA-Lokal Seestrasse gebracht.

Durch den Hinauswurf beim Arbeitsamt arbeitslos geworden, fand er schliesslich eine Beschäftigung in der Benzinuhren-Fabrik (Roedernallee). Die schwere Arbeit dort war er nicht gewöhnt, einmal brach er sogar an der Maschine zusammen – erstes Anzeichen eines schweren Krebsleidens, das früh zum Tode führte.

Vater war eng mit Max Urich verbunden, als der [1935] in Haft geriet, sammelte Karl Napp unter Genossen Gelder zur Unterstützung der Familie Urichs.



Vaters Beerdigung im Krematorium Gerichtstrasse war sehr stark besucht. Menschen standen noch in den Gängen. Das Lied ‚Ein Sohn des Volkes‘ zu spielen, hatten die Nazis untersagt!»

Erich Wienig und die «Gruppe Nordbahn»

N 65, Kolberger Strasse 7

N 65, Müllerstrasse 156/b Wohnungen von Erich Wiemg

Der Buchhalter **Erich Wienig (1897-1979)** stammt aus einer eher konservativ-bürgerlichen Familie und wuchs im Berliner Stadtzentrum auf, getauft wurde er in der Matthäuskirche im besseren Tiergartenviertel. Er war Soldat im 1. Weltkrieg, wurde verwundet und erhielt das Eiserne Kreuz (E.K.I.). Wegen der Segnung der Kriegswaffen verliess er die Kirche.

Als die Eltern Müller – Ecke Dubliner Strasse eine Gastwirtschaft übernahmen, zog die Familie in den Wedding. Dort heiratete er 1923 und trat im Jahr darauf der SPD und dann dem Reichsbanner bei. Er muss sich schon nach wenigen Jahren Ansehen erworben haben, denn man übertrug ihm eine wichtige Aufgabe: Von 1930-1933 leitete er in Birkenwerder das Arbeitsamt des Kreises Niederbarnim, im Norden von Berlin gelegen.

Hier machte der überzeugte Republikaner bereits 1933 böse Erfahrungen mit der SA und NSDAP.

Seine Tochter **Ingeborg Giers (*1924)** erinnert sich 2000:

«Durch die berufliche Aufgabe meines Vaters wohnten wir damals in Birkenwerder im Haus des Arbeitsamtsleiters vom Kreis Niederbarnim.

Erich Wienig sollte am 30. Januar 1933 die Hakenkreuzfahne aufziehen, was der Sozialdemokrat aber ablehnte. Nachts kletterte er aufs Dach, um die von Nationalsozialisten angebrachte Fahne herunterzuholen. Aufgrund der kalten Jahreszeit war es dort oben sehr glatt, und die Fahne riss durch. Am nächsten Tag holte SA die Eltern ab, auch ich musste folgen und verliess deshalb die Schulklasse. Befragt zu dem Vorfall, gab ich an, bereits geschlafen zu haben. Zum Glück unserer Familie war bei dem nun folgenden Drama ein Gendarm dabei: Als auf dem Arbeitsamt die NS-Fahne erneut aufgezogen wurde, sollten wir alle den Arm zum ‚Deutschen Gruss‘ erheben, was wir verweigerten. Daraufhin schrie der SA-Truppführer:

‚Hängt die rote Sau mitsamt seiner Brut am nächsten Baum auf!‘

Doch der Gendarm wiegelte ab: ‚Na, meine Herren, so weit sind wir noch nicht!‘

Wenige Tage danach wurde unser Hund vergiftet.

Die Ereignisse spitzten sich immer mehr zu.

Es war noch Anfang Februar, als nachts ein Ziegelstein ins Fenster geworfen wurde und direkt neben Vaters Kopf landete. Daraufhin schlief er Nacht für Nacht bei anderen Genossen. Als SA begann, bekannte Sozialdemokraten aus ihren Wohnungen zu verschleppen, erwischte sie auch meinen Vater. (Ich lebte bereits bei den Grosseltern Thews in Wedding, Müllerstrasse 69.)

Nachdem meine sehr couragierte Mutter einen Wink erhalten hatte, doch mal im Lager Oranienburg nach ihrem Mann zu forschen, ging sie dorthin, liess sich nicht abwimmeln und drang bis zum stellv. Lagerkommandanten vor. Dem war die Angelegenheit peinlich, weil Mutter in ihm einen ehemali-

gen Kommunisten wiedererkannte, der früher oft das Arbeitsamt aufgesucht hatte. (Als Mutter aus dem Fenster blickte, sah sie, wie SA ihrem Mann gerade ins Gesicht schlug.) Nach einigem Hin und Her kam es zu folgender Lösung: Unter der Massgabe, innerhalb von 24 Stunden mit dem gesamten Hausrat den Kreis Niederbarnim zu verlassen, kam Vater am Tag darauf frei. Mit Hilfe Weddinger Genossen, die einen Kastenwagen mitbrachten, wurde eiligst alles geräumt und die Flucht nach Berlin angetreten.»

Erich Wienig (1897-1979) berichtet 1952 über seinen weiteren Weg:

«Ich zog nach Berlin zurück und wurde am 22. Juni 1933 [Tag des SPD-Verbots] erneut von der SA aus der Wohnung [Müller – Ecke Kameruner Strasse] geholt und in das SA-Lokal Seestrasse 96 verschleppt. Trotz weiterer Verfolgungen wurde sofort die illegale Arbeit aufgenommen.

Eine weitere Verhaftung erfolgte am 13. Mai 1934 durch die Gestapo, und ich kam in das berüchtigte [KZ] Columbia-Haus. Nach meiner Freilassung nach zwei Tagen wurde der illegale Kampf weiter betrieben.

Ich war Leiter der illegalen Gruppe des Reichsbanners und der SPD Berlin-Nord. Die illegale Tätigkeit bestand in [der] Verbreitung von Flugblättern etc. und im Sammeln eines grösseren Widerstandskreises ehemaliger Reichsbannerkameraden»

Die Verhaftung Wienigs am 13. Mai 1934 erfolgte nach einer illegalen Sternfahrt Berliner Reichsbannerkreise nach Liebenwalde unter Anwesenheit Theodor Haubachs. Internen Gestapo-Berichten vom November 1934 zufolge galt Haubach zu dieser Zeit als Leiter einer circa 1.000 Mann starken Gruppe, meistens aus Reihen ehemaliger Reichsbanner im Gau Berlin[-Brandenburg],

Haubach wurde am 24. November 1934 mit drei weiteren führenden Berliner Reichsbannerfunktionären aus Berlin W und Berlin O – siehe ausführlich den Schriftenband über Friedrichshain/Lichtenberg – in «Schutzhaft» genommen und erst am 20. September 1935 aus dem KZ entlassen.

In dieser Zeit (1934/35) schälten sich aus der nun führungslosen illegalen Berliner Reichsbannergruppe in Spandau unter dem ehemaligen Polizeimajor Karl Heinrich – siehe die entsprechende Bezirksdarstellung – und in Berlin-Nord um **Erich Wienig** eigene oppositionelle Initiativen heraus. Während die Spandauer (wohl auch traditionell) weitgehend für sich blieben, aber über einzelne Mitverschwörer Kontakte in andere Bezirke knüpften – über Herbert Dewald nach Lichtenberg, Kurt Ackermann nach Charlottenburg und Walter Grünefeld nach Prenzlauer Berg –, bildeten sich hauptsächlich durch Wienigs Anstrengungen im Berliner Norden engere oppositionelle Strukturen heraus, die auch über die Stadt hinausgingen. Da davon Ortschaften wie Hohen Neuendorf, Birkenwerder und Bergfelde betroffen waren, die an der alten Nordbahnstrecke lagen, trug der Widerstandskreis den Namen «Gruppe Nordbahn».

Ingeborg Giers (*1924), geborene Wienig, weiter:

«Vater war seit 1933 arbeitslos und erhielt lange Zeit keine Anstellung. Währenddessen lief die illegale Arbeit. Aus der Zeit in Birkenwerder bestand eine enge Verbindung zu **Erich Hahn [1890-1966]**, in Wedding war er viel mit **Richard Beck** (S. 45) zusammen.

Erich Wienig fuhr wiederholt nach Prag und holte dort den kleinen ‚Vorwärts‘ auf Dünndruckpapier ab. Die von ihm [im Berliner Norden] geleitete Gruppe hiess ‚Nordbahn‘ und umfasste – wie er mir selber sagte – 120 Personen.

Erst etwa September/Oktober 1936 erhielt Vater endlich eine Arbeitsstelle als Buchhalter, ein Onkel, Verkaufsdirektor bei Opel, hatte sie ihm besorgt. Dort wurde er später (Januar 1937) auch verhaftet.»

Richard Beck (1903-1990), Wienigs engster Weddinger Freund, blickt 1982 zurück:

«Im Jahr der beginnenden illegalen Arbeit zog ich aus Sicherheitsgründen in die Badstrasse 65 um, denn SA hatte vor meiner alten Wohnung oft auf der Lauer gelegen, einmal sogar 14 Tage. Ich sass auch [wiederholt] am Alexanderplatz in einer Massenzelle [Kurzhaft]

In den ersten Jahren der Diktatur glaubten wir noch, Widerstand leisten zu müssen. ‚Überläufer‘ aus Reichsbannerkreisen gab es [bei uns] nur wenige; mir sind lediglich zwei bekannt, die plötzlich in SA-Uniform erschienen. Viele unserer Kameraden sind [im Laufe der Jahre] verschütt gegangen, mehrere emigrierten in die CSR und drückten sich dort herum, andere fielen später im Krieg.

Wir nahmen mehrere Flugblattverteilungen mit Erfolg vor. Ich selbst fuhr einmal nach Prag und holte dort mit einem schäbigen Koffer etwa 1.000 Exemplare [Dünndruck] des illegalen ‚Vorwärts‘ ab. Darüber hinaus kamen wir zum Skat oder geselligen Veranstaltungen (getarnt) zusammen. Manchmal wusste man nicht, wer derjenige war, von dem man [Material oder Nachrichten] erhielt.

Wie gefährlich die illegale Arbeit bzw. der ‚kleine Widerstand‘ war, zeigt folgendes Erlebnis:

Mein Freund Erich Wienig hatte mit anderen [Reichsbannern] Flugblätter in einer Laubenkolonie verteilt. Die Aktion war gut gelungen. Als SA oder Polizei nahte, wurde das restliche Material über einen Zaun geworfen. Doch auf dem Packpapier standen Name und Anschrift Erich Wienigs!

Doch er blieb standhaft und nannte keine Namen.

1936/37 kamen wir dann zur Überzeugung, dass die illegale Arbeit keinen Sinn mehr hatte. Der Erfolg hatte sich nicht eingestellt.

Jeder, den sie schnappten, war reif [für den Kerker], Viele, auch Nichtnazis, hatten Angst und hängten deswegen eine NS-Fahne raus. Ich bin stolz darauf, es nie getan zu haben.»

Nach der Zerschlagung des Kreises um den Spandauer Reichsbannerführer **Karl Heinrich** (September/Oktober 1935) stiessen dessen nichtentdeckte Berliner Anhänger – wie der Treptower RB-Funktionär Erich Hoffmann – nun zu Wienig, desgleichen die Berliner SPD-Leitungsmitglieder **Kurt Wostrack** und **Karl Woyte** aus Kreuzberg.

Es war insgesamt keine ausschliessliche Reichsbannerinitiative mehr, denn nach der Verhaftung der illegalen Berliner SPD-Leitungen um den Lichtenberger **Alfred Markwitz** (1935) und den Kreuzberger **Alfred Lowack** (1936) – siehe die jeweiligen Bezirksdarstellungen – sammelten alte Gewerkschafter wie **Otto Scharfschwerdt** (Eisenbahnerverband) und **Hermann Schlimme** (Transportarbeiterorganisation) jene gesinnungstreuen (ehemaligen) Gewerkschaftsfunktionäre, Parteisekretäre, SPD-Anhänger und Reichsbannermänner, die den bisherigen Verfolgungen entgangen waren und den Mut zur Fortsetzung der Untergrundarbeit aufbrachten.



Ernst Voss



Erich Wienig

Hermann Schlimme (1882-1955) schrieb 1945:

«Illegale Gewerkschaftsarbeit habe ich mit mehreren Kollegen der Verbandsvorstände zur Aufrechterhaltung der Fundamente der deutschen Gewerkschaften des ADGB betrieben, auch mit Scharfschwerdt, dem Führer des Verbandes der Lok.-Führer. Walter Maschke, Cäsar Thierfelder, Erich Bührig [S. 75], Otto Eichler [S. 73], Martin Krebs, Wilhelm Leuschner waren im Bunde mit mir. In meinem Prozess [waren] allein zweiundfünfzig Personen beteiligt, die restlos verurteilt wurden. Oswald Wiersich, [Wilhelm] Leuschner gingen in den Tod, viele ins KZ.»

Ein Blick auf die in fünf Prozessen des Kammergerichtsverfahrens «Scharfschwerdt und Genossen» angeklagten Regime-Gegner zeigt, dass nach den genannten Ortschaften aus dem Brandenburgischen, der Bezirk Wedding noch am stärksten vertreten war; es war das Werk Erich Wienigs, der vor und nach seiner Zeit als Arbeitsamtsleiter von Niederbarnim (1930-1933) in Wedding wohnte und viele politische Freunde besass.

Angeklagt mit Wienig wurden später und am 17. Januar 1938 jeweils zu 1½ Jahren Gefängnis verurteilt:

Kaufm. Angestell.	Erich Bardelmeier	N 65, Lüderitzstrasse 4
Packer	Bruno Kruse	N 65, Triftstrasse 46
Kraftfahrer	Arthur Joswiak	N 65, Seestrasse 106
Rohrlegerhelfer	Richard Priebe	N 65, Lüderitzstrasse 59
Zimmermann	Otto Redmann	N 65, Utrechter Strasse 1
Metallarbeiter	Rudolf Schierz	N 65, Seestrasse 96
Arbeiter	Ernst Voss	N 65, Prinz-Eugen-Strasse 8

Andere, darunter Heinz Ritter (S. 72) und Karl Steinweg (S. 78), gerieten nicht in Haft.

Mehrere der eben genannten Reichsbanner hatten 1933 aufgrund der politischen «Säuberungen» den Arbeitsplatz verloren: So [Rudolf Schierz](#), der als Angestellter durch den NS-»Staatskommissar» Dr. Suthoff-Gross [S. 25] aus der Weddinger Verwaltung geworfen wurde, oder [Arthur Joswiak](#), den man als Omnibusfahrer entliess, und [Ernst Voss](#), der als Beschäftigter der Gaswerke vor die Tür gesetzt wurde.

[Karl Steinweg](#) (*1888) aus der Brüsseler Strasse 4 führt 1952 aus:

«Ernst Voss ist mir als SPD-Mann vor 1933 bekannt. Wir trafen uns immer im SPD-Verkehrslokal Albert Voss, Antwerpener Strasse 6. Ernst Voss, Erich Wienig, Rudolf Schierz haben Gelder für die Ehefrau des verhafteten Majors [der Schutzpolizei] Heinrich gesammelt. Es wurden auch dort Flugblätter und der ‚Kleine Vorwärts‘ der SPD in Empfang genommen und ... vertrieben.»

[Albert Voss](#) (1881-1958) und [Ernst Voss](#) (1887-1982) waren nicht verwandt, d. Verf.

Wie in der frühen Phase des sozialdemokratischen Widerstandes (1933) in Wedding (S. 55ff.), spielte demnach das Lokal von Albert Voss als Treffpunkt auch später eine zentrale Rolle. Dies belegen weitere Aussagen:

Zitat aus der Anklageschrift D vom 7. Juli 1937:

«Der Angeschuldigte Priebe wurde von Ende 1934 bis zum Jahre 1936 von dem Angeschuldigten Wienig etwa 5-10 mal mit Hetzschriften, insbesondere der ‚Sozialistischen Aktion‘, beliefert. Er erhielt jedesmal ein Exemplar. Die Weitergabe der Hetzschriften erfolgte meist in dem Lokal von Voss in der Antwerpener Strasse, wo Wienig mit Priebe und seinen übrigen alten Bekannten vom Arbeitsamt Nord, den Angeschuldigten Joswiak, Bardelmeier, Kruse, Redmann, Voss und Schierz, zusammentraf. Bei diesen Treffs wurden politische Fragen erörtert. Es unterliegt keinem Zweifel, dass über die illegale Aufbauarbeit der SPD gesprochen wurde ... »

[Arthur Joswiak](#) (1897-1979) schreibt 1946:

«(Im Lokal Voss, N 65, Antwerpener Strasse) war unser zuständiger Treff, wo wir illegales Flugblattmaterial erhielten und dies nachts vor den Reinickendorfer Rüstungswerken verbreiteten. Dieses Material kam aus Prag, wo sich der [Exil-]Partei Vorstand der SPD befand

Bis zum Jahr 1938 war ich erwerbslos. In dieser Zeit arbeitete ich illegal für die SPD (Flugblattverbreitung, Geldsammlungen) usw.»

In engem Kontakt mit der Familie des Reichsbanners und Tischlers [Erich Salisch](#) (Müllerstrasse 118), der später selber wegen des Antisemitismus mit seinen Angehörigen emigrierte (S. 292), konnte vielen zur Flucht verholten werden.

Nicht restlos geklärt ist es bisher (2002), ob und in welcher Intensität [Erich Wienig](#) die Verbindung zum im September 1935 aus dem KZ entlassenen [Theodor Haubach](#) aufrechterhielt. Haubach wurde im Mai 1936 erneut für einige Wochen in «Schutzhaft» genommen und stand unter starker Beobachtung.

Andererseits belegen Zeitzeugenerinnerungen, dass Haubach auch in der zweiten Hälfte der 30er Jahre mit Reichsbannerkreisen in Wedding recht intensive Kontakte pflegte.



Max und Margarete Fleck mit Tochter Hannelore (Frühjahr 1943)

So erinnert sich die Frau des Weddinger Jungbanner-Leiters Max Fleck an mehr als eine Begegnung mit Haubach.

Margarete Fleck (1906-1992) geborene Pagel blickt 1982 zurück:

«Unsere Wohnung in der Prinzenallee 58, die wir 1934 bezogen, zuvor lebten wir bei **Paul Gursky** (S. 44f.) in der Utrechter Strasse zur Untermiete, wurde zu einem Treffpunkt Weddinger Reichsbanner. Bis zu fünfzehn bis zwanzig Personen kamen zusammen. Einen Teil schleuste mein Mann, einen anderen ich aus dem Haus, denn man musste sich vor einer gefährlichen ‚Nazisse‘ als Nachbarin vorsehen. Die Männer trafen sich aber auch in Friedrichshagen und ausserhalb Berlins, etwa in der Schorfheide. Etwas muss darüber verraten worden sein, denn Haubach geriet [1934/35] in Haft. Auch danach hielt er den Weddinger Reichsbannern die Treue. Er schlug sich als Vertreter durch und versicherte viele Genossen. Wir rieten ihm wiederholt, zu emigrieren, aber er hing an seiner Mutter; eine feine, alte Dame, ich besuchte sie mehrmals.

Haubach diktierte mir und meiner Schwester ‚Rundbriefe‘ in die Maschine. Als ich schwanger wurde (1941), drang Haubach darauf, die Treffen einzustellen, um die Familie nicht zu gefährden. Anfang Januar 1943 musste mein Mann zum Militär.»

Zwei weitere Weddinger Zeitzeugen (**Heinz Ritter** und **Otto Redmann**) benennen nach 1945 in Entschädigungsanträgen Haubach als führende Persönlichkeit der Untergrundgruppe.

Die leitenden Funktionäre der «Gruppe Nordbahn» wie Erich Wienig gerieten bereits im Januar 1937 in Haft, die meisten seiner Weddinger Reichsbannerfreunde im März/April des Jahres.

Betroffene äussern über die Ursache der Zerschlagung ihrer Gruppe:

Der Hermsdorfer [Bernhard Thurow \(1916-1986\)](#) schreibt 1952:

«Diese [illegale] Betätigung ging glatt bis zur Verhaftung des deutschen Kuriers an der tschechischen Grenze im Sommer 1936. Die illegitime Frau [d.h. Freundin] dieses Kuriers, die ebenfalls in Hohen Neuendorf wohnte, fiel dann einem Trick der Gestapo zum Opfer und stellte sich dann offensichtlich dieser ganz zur Verfügung, da sie in dem sich daraus später ergebenden Hochverratsprozess als Kronzeugin auftrat und nicht zur Aburteilung stand.»

Der Hohen Neuendorfer [Rudolf Castan \(1910-?\)](#) macht dazu 1945 folgende Angaben:

«Zur Beschaffung des Materials ging [[Willy](#)] [Vollnberg](#) oft über die Grenze und wurde als Erster wegen Devisenvergehens bei Lauenstein verhaftet. Daraufhin Spitzelbesuch bei der Fischer, bei der Vollnberg lebte. Diese ging mit den Spitzeln, die sich als Genossen ausgaben, zu Ammon jun. Die Fischer und Ammon waren mitteilksam, daraufhin] wurde auch ich verhaftet...

Unter dem Verfahrenstitel «Scharfschwert und Andere» wurden von Mitte 1937 bis Anfang 1938 mindestens fünf Prozesse vor dem Berliner Kammergericht geführt, wobei fünfundvierzig Personen angeklagt waren. ([Hermann Schlimme](#) berichtet sogar von zweiundfünfzig Personen.)

Während sich die Prozesse B und C ausschliesslich gegen Oppositionelle aus Brandenburg wandten, findet man in der Anklageschrift D (gegen [Erich Hoffmann](#) und neun weitere Personen) sieben Weddinger Reichsbanneranhänger.

Zu den Hauptverantwortlichen bemerkt das Kammergericht:

«Im Jahre 1934/35 gingen ehemalige Mitglieder der verbotenen SPD unter Leitung des früheren Lokomotivführers Otto Scharfschwert dazu über, in Hohen Neuendorf und an anderen Orten des Kreises Niederbarnim Gesinnungsgenossen zu sammeln und die SPD fortzuführen. Im Zuge dieser Bestrebungen nahm Scharfschwert auch Verbindungen nach Berlin, und zwar u.a. zu dem früheren Arbeitsamtsangestellten Erich Wienig auf. Von Wienig bezog Scharfschwert vom Sommer 1934 bis Sommer 1935 laufend illegale Schriften wie ‚Sozialistische Aktion‘ und ‚Neuer Vorwärts‘, die Wienig seinerseits von anderen Funktionären der illegalen SPD geliefert erhielt. Daneben unterhielt Wienig in Berlin einen Kreis von Gesinnungsgenossen, den er mit den vorgenannten Schriften sowie von Scharfschwert herausgegebenen ‚Zeitberichten‘ versah und in dem er Versammlungen veranstaltete.»

Die NS-Justiz hielt den Oppositionellen unter anderem folgendes Zitat aus einer von ihnen verbreiteten Untergrundschrift vor:

«Der Sturz der Despotie wird sich, wenn nicht äussere Katastrophen ihn herbeiführen, nur in der gewaltsamen Niederringung, nur durch den Sieg im revolutionären Kampf vollziehen. Er wird sich ergeben, wenn die Bedingungen einer objektiv revolutionären Situation ausgenutzt werden von einer entschlossenen, von radikalem Kampfgeist durchseelten, von einer erfahrenen Elite geführten Partei des revolutionären Sozialismus. Er kann nur erwachsen aus der Tat der Massen selbst.»

Die Hauptangeklagten (Prozess A) verurteilte der V. Strafsenat des Berliner Kammergerichts am 15. Dezember 1937 zu folgenden Strafen:

Otto Scharfschwerdt (Hohen Neuendorf)	- 6 Jahre Zuchthaus
Erich Hahn (Birkenwerder)	- 4 ½ Jahre Zuchthaus
Erich Wienig (Berlin)	- 4 ¼ Jahre Zuchthaus
Fritz Ammon (Hohen Neuendorf)	- 4 Jahre Zuchthaus
Reinhold Weise (Berlin)	- 3 Jahre Zuchthaus
Hermann Schlimme (Berlin)	- 3 Jahre Zuchthaus
Rudolf Castan (Bergfelde)	- 2 ¾ Jahre Zuchthaus
Wilhelm Masuch (Bergfelde)	- 2 Jahre Zuchthaus

Trotz quälender Verhöre, Untersuchungshaft und Strafe, die fast alle erleiden mussten, blieb der schlimmste Leidensweg dem Hauptangeklagten Otto Scharfschwerdt vorbehalten: Nach Verbüßung der Zuchthausstrafe in Brandenburg, wo er sich die Achtung der Mithäftlinge erwarb, verschleppte man ihn im Februar 1943 ins KZ Sachsenhausen. Dort kam er infolge verbrecherischer Impffexperimente am 4. oder 5. Mai 1943 ums Leben.

Ingeborg Giers (*1924) über die Haftzeit Erich Wienigs:

«Eine Woche vor dem Prozess legte Vaters Rechtsanwalt – wohl aus Angst und Sorge vor Unannehmlichkeiten – das Mandat nieder.

Dadurch bekam Erich Wienig nur einen Officialverteidiger. Seine [am 15. Dezember 1937] erhaltene Strafe von 4¼ Jahren Zuchthaus – ergänzt um 2.315 RM Haftkosten – sass er zunächst in Brandenburg ab, wo ich ihn wie während der Untersuchungshaft in Moabit mit meiner Mutter besuchte. Die Umstände und sein Aussehen brachten mich hinterher immer zum Weinen. Nachdem er einen weiteren Teil der Strafe im bayerischen Zuchthaus Amberg verbüßt hatte, überstellte man ihn in ein Lager im Aschendorfer Moor bei Papenburg, nahe der holländischen Grenze.

Eines Tages schrieb er an meine Mutter, er bräuchte 75 Mark (nach heutigem Wert mehr als das Zehnfache) für ein neues Gebiss, sie möchte das Geld an die Lagerleitung schicken.

Doch wie sollten diese Kosten aufgebracht werden? Mutter leistete ohnehin schon gesundheitlich belastende Arbeit: In einer Firma, die Glanzpostkarten herstellte, schwenkte sie Karten durch glänzend machende Ochsen-galle, wodurch ihre Arme vereiterten. Zu ihrem Glück konnte ihr ein jüdischer Arzt (entgegen dem Verbot), der ebenfalls Müllerstrasse 156b wohnte, mit Spritzen helfen.

Die Gebisskosten bekamen wir durch eine Sammlung bei Familienmitgliedern und Genossen zusammen. Doch Mutter beharrte darauf, ihren Mann persönlich zu sehen, nahm auch kleine Präsente (Kuchen, Tabakwaren) mit. Unter grossen Abenteuern gelangte sie mit dem Zug bis zur Stadt Papenburg. Von da aus nahm sie ein Bauer mit dem Fuhrwerk bis zum Lager mit. Dort zum Lagerverantwortlichen vorzudringen, war sehr schwierig. Dank ihrer Courage schaffte sie es sogar, dass sie Vater kurz sprechen durfte. Er sah entsprechend einem Moorlagerhäftling aus: [dürr und kahlgeschoren] Als Erich Wienig etwa März 1941 nach Hause zurückkam, bekam ich einen Schrecken, er war so abgemagert, dass die Kleidung an ihm schlotterte. Nach kurzer Erholungszeit fand er Arbeit als Buchhalter bei einer Firma, die mit holländischem Kapital arbeitete und sich über diesen neuen Mitarbeiter freute ... »

Illegale Metallarbeiter (Max Urich)

Aus dem Umfeld der unterdrückten Gewerkschaftsbewegung schlug dem Nationalsozialismus in Berlin neben den hochqualifizierten und zu fast hundert Prozent organisierten Buchdruckern – siehe den Schriftenband über Kreuzberg (Zeitungsviertel) – aus den Reihen des früheren Deutschen Metallarbeiterverbandes (DMV) noch die grösste Gegnerschaft entgegen. Zwar war der Einfluss dieser Organisation in der Industriemetropole Berlin, wo einst Hunderttausende den Beruf des Metallarbeiters ausübten, im Zeichen der Massenarbeitslosigkeit erheblich zurückgegangen und wurde zudem seit 1929 durch die Abspaltung der allgemein sehr rührigen kommunistischen Funktionäre, die im Zeichen der RGO-Politik eine eigene Organisation, den E.V.M.B. (S. 133), bildeten, zusätzlich geschwächt, aber es hielt sich ein Kern äusserst entschlossener DMV-Funktionäre, der auch nach 1933 Beharrlichkeit und Zivilcourage bewies.

Viele von ihnen wohnten im Berliner Norden, vor allem im Bezirk Wedding, wo auch wichtige metallverarbeitende Betriebe ansässig waren. (Siehe den Schriftenband über Pankow und Reinickendorf.) Der Verbandssitz des DMV befand sich seit 1929 in der Alten Jakobstrasse 148-155, nahe dem Halleschen Tor, die Berliner Zweigstelle lag in der Linienstrasse 83/85 in Mitte. Vorsitzender des Dachverbandes war [Alwin Brandes \(1866-1949\)](#), Erster Berliner Bevollmächtigter [Max Urich \(1890-1968\)](#).

Der im Verhältnis zu Brandes wesentlich jüngere Berliner DMV-Leiter repräsentierte eine militante Schicht Berliner Gewerkschaftsfunktionäre, von denen mehrere im Ersten Weltkrieg durch die harte Schule der «Revolutionären Obleute» um Ernst Däumig (1866-1922), der klassenkämpferischen Antikriegsopposition in den Berliner Rüstungsbetrieben (S. 8), gegangen waren.

Der in Suhl geborene Max Urich war vor 1919 Sekretär von [Robert Dissmann \(1878-1926\)](#) gewesen, der zur engen Führungsschicht des DMV und der USPD gehörte. Linke Gewerkschafter führten zwar den Berliner Metallarbeiterverband in Abgrenzung zur Politik der Mehrheitssozialdemokraten, sprachen sich aber überwiegend gegen eine Verschmelzung von USPD und KPD aus und gingen 1922 mit der USPD-Minderheit zur SPD zurück, wo sie mit anderen dem linken Flügel in der Stadt zur Mehrheit in der Partei verhalfen. Der Berliner Bezirksvorsitzende [Franz Künstler](#) (S. 50) war beispielsweise ein früherer USPD-Funktionär und DMV-Sekretär.

[Max Urich](#), der auch für die SPD in der Berliner Stadtverordnetenversammlung sass, widmete sich aber nicht der Parteipolitik, sondern sah in der gewerkschaftlichen Arbeit, als Erster Bevollmächtigter des DMV in Berlin (1920-1933), sein Hauptbetätigungsfeld.

Er und sein Stellvertreter [Paul Eckert \(1883-1964\)](#) – ein enger Freund von [Richard Müller](#) (S. 8), dessen genaue Todesumstände (1943/1944) noch immer nicht geklärt sind – waren bis 1933 ein nicht nur bei Unternehmern, sondern auch bei den politischen Gegnern auf der «Rechten» (Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation) und «Linken» (Revolutionäre Gewerkschaftsopposition) stark beachtetes und nicht selten gefürchtetes Gespann. Urich und Eckert waren *ein* Begriff in Berlin, berichteten mehrere Zeitzeugen. Beide waren feste Charaktere, die vieles wegstecken konnten, unermüdet im Einsatz und vor allem schlagfertige Debattenredner, die mit ihrem leicht cholерischen Temperament Versammlungen «zum Kochen» bringen konnten.

Zeitzeugen berichten über die Endphase der Weimarer Republik.

[Adele Dünnebacke \(1901-1988\)](#), die mit ihrem Mann bis 1933 am Schillerpark wohnte, blickt 1983 zurück:

«Mein Mann [Adolf Dünnebacke \(1891-1978\)](#) – nach dem Krieg Reinickendorfer Bezirksbürgermeister – musste wie andere festangestellte Funktionäre des DMV [1929] mit der Hauptverwaltung von Stuttgart nach Berlin umsiedeln. Wie viele Gewerkschaftsfunktionäre – auch aus den Reihen des Baugewerbeverbundes ich denke an die Kollegen Rosenzweig, Wüst und Schnell, zogen wir in eine moderne Siedlung am Wedding Schillerpark [Barfusstrasse 10 m). Es dauerte einige Zeit, bis wir uns an die neuen Verhältnisse und die direkte Art der Berliner gewöhnt hatten.

Adolf Dünnebacke hatte als Abteilungsleiter das Volkswirtschaftliche Archiv unter sich, sein Freund Otto Voss die Abteilung Statistik. Mein Mann schreibt über das baldige Ende seiner Tätigkeit: ‚Die Wirtschaftskrise und die Lähmung der Weimarer Republik durch eine rechts- und [eine] linksradikale Opposition führten zur Machtübernahme der Nazis im Jahre 1933. Die Gewerkschaftshäuser wurden von bewaffneten SA-Trupps besetzt und die führenden Leute festgesetzt. Das deutsche Unheil nahm seinen Lauf.‘

Adolf Dünnebacke wurde mit gezogenem Revolver aus dem Haus [Alte Jakobstrasse] gejagt. Ihm und Otto Voss gelang es gerade noch, sich vom Vorsitzenden [Alwin Brandes](#) zu verabschieden. Während dieser Ereignisse griffen die Nazis auch in der o.g. Wedding Siedlung [am Schillerpark] zu. Es kam zu zahlreichen Hausdurchsuchungen, darunter bei uns. Ich erlebte ebenfalls mit, wie der Berliner DMV-Leiter Max Urich geholt wurde.

Nach der Zerschlagung der Gewerkschaften zogen viele frühere Gewerkschaftsangehörige nun wieder in ihre alte Heimat nach Westdeutschland zurück. NS-Anhänger übernahmen ihre Wohnungen.»



[Werner Urich](#) erinnert 1982 an das Schicksal seines Vaters (Foto oben): «[Max Urich \(1890-1968\)](#) wohnte mit anderen Gewerkschaftern in der Neubausiedlung am Schillerpark, Bristolstrasse 23. Vorher hatten wir [bescheidener] in der Wiesenstrasse gelebt.

Am Schillerpark wohnten vom Metallarbeiterverband noch mehrere andere Gewerkschafter, so [Karl Gebhard](#) und [Karl Sachs](#).

Für das Verhalten von Leipart und anderen ADGB-Funktionären am 1. Mai 1933 [die zur NS-Kundgebung auf dem Tempelhofer Mai-Feld aufriefen] hatte er nur Worte der Verachtung wie ‚Umfaller‘ und ‚Feiglinge‘ übrig. Max Urich zog es dagegen vor, an diesem Tag mit seinen Getreuen in den Zoo zu gehen, um sich dort:

„Die braunen Affen anzusehen“.

Am 2. Mai wurde er wie andere im Zuge der Zerschlagung der Gewerkschaften verhaftet. Mutter und ich kamen gerade aus dem Park und sahen, wie SA-Leute waschkorbeweise Gewerkschaftsliteratur aus unserer Wohnung holte und auf einen LKW lud.

Zwei SA-Männer führten ihn ab, wir hörten ihn noch rufen

„Ich werde verhaftet, weil ich Sozialdemokrat war und bin!“

Man sperrte ihn zwei bis drei Monate ein, darunter in Oranienburg. Zwischen- durch erreichte uns einmal die falsche Meldung, er sei in der Prinz-Albrecht-Strasse erschossen worden.»

Wie Brandes und Urich wurden am 2. Mai 1933 Hunderte von Funktionären verschleppt. Trotz vielfältiger Überwachung hielten sie auch danach den Kontakt zu gesinnungstreuen Kollegen und Funktionären aufrecht.

Zusammen mit anderen früheren Gewerkschaftssekretären, darunter [Heinrich Schliestedt \(1883-1938\)](#), hatte Brandes dafür gesorgt, dass Vervielfältigungsgeräte und einige Schreibmaschinen rechtzeitig aus der Kreuzberger Hauptverwaltung herausgebracht und sicher versteckt wurden. Abwechselnd mal in Neukölln, mal in Konradshöhe (bei [Wilhelm Daenes](#) Schwiegereltern) gelagert, dienten sie Schliestedt bei der Herstellung von Flugblättern und Druckschriften.

Ehemalige DMV-Spitzenfunktionäre wie der Reichstagsabgeordnete Alwin Brandes bemühten sich, in ganz Deutschland ein informelles Netz aufzubauen, Nachrichten auszutauschen und den Zusammenhalt zu wahren. Brandes, dessen Haus in Tempelhof (später Köpenick) viele heimliche Besucher aus allen Teilen des Landes aufsuchten, hielt auch die Verbindung zu Wilhelm Leuschner, dem inoffiziellen Führer des ADGB, der weitreichende Kontakte über die Arbeiterschaft hinaus besass.

Ein besonders enger Vertrauter von Brandes war der frühere Berliner Bevollmächtigte Max Urich, er war sozusagen sein «junger Mann in der Reichshauptstadt».

Mit ehemaligen DMV-Funktionären aus Wedding wie [Emil Barteleit](#) (Ostender Strasse 9), [Georg Konieczny](#) (Bristolstrasse 19), [Erich Bührig](#) (Lüderitzstrasse) und [Otto Eichler](#) (Müllerstrasse 15/16) baute Urich ein heimliches Verbindungsnetz zu regimekritischen Kollegen in Berliner Gross- und Mittelbetrieben auf, liess dort Gelder für die illegale Arbeit sammeln und vertrauliche Nachrichten verbreiten.

[Werner Urich](#) weiter:

«Im Anschluss an seine erste Verhaftung 1933 musste sich der nun Arbeitslose [eine neue Existenz aufbauen und] wurde Vertreter, unter anderem für Rasierwasser. Auch zogen wir in eine billigere Wohnung, Seestrasse 38, wo wir von unseren zwei Zimmern (mit Küche, Bad und Ofenheizung) eines an einen jüdischen Genossen untervermieteten. Als Vater erneut eingesperrt wurde [1935-1939] unterstützten uns treue Weddingener Freunde, so die Familie von [Karl Napp](#) (S. 58).

Mit Napp kam Max Urich sonntags oft in Saatwinkel [Zeltplatz] zusammen, wo sich auch Adolf Holz, Franz Schnell und Emil Barteleit wiederholt einfanden.

Wichtige Treffpunkte von Gewerkschaftern und Sozialdemokraten waren u.a.:

- das Lokal von Albert Voss, Antwerpener Strasse
- die Laube des Genossen Koch auf der Insel Maienwerder (Tegeler See)
- die Wohnung des Strassenbahners Weittkuss in Blankenfelde
- der U-Bahnhof Stadtmitte
- Karolinenhof, zwischen Grünau und Schmöckwitz gelegen, und
- die Kartoffelhandlung von Otto Eichler [S. 73] in der Müllerstrasse [15/16].»

In einem der wenigen uns schriftlich vorliegenden Dokumente aus der Hand von Max Urich, einem kurzen «Lebenslauf» vom 8. Mai 1945, heisst es:

«Seit 1933 und während meiner Freiheit bis zu meiner letzten Verhaftung 1944 anlässlich der Generalrevolte in Deutschland, habe ich illegal gearbeitet, gehörte zur Leitung der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Gewerkschaftlich war ich illegaler Leiter des Metallarbeiterverbandes für das gesamte Deutsche Reich.»

[Emil Barteleit \(1883-1957\)](#), der bei dem Kammergerichtsverfahren gegen [Alfred Nau](#), [Max Urich](#) u.a. im Februar 1936 als Zuhörer zugegen war, erinnert sich 1955 daran:

«Im Termin wurde Herrn Urich zur Last gelegt, dass er angeblich eine Speisekarte Hermann Görings im Kreise seiner Freunde – wir spielten im Lokal Hennings, Mittelstrasse [], Skat – herumgereicht habe. Es handelte sich dabei lediglich um die Aufstellung eines Speisezettels. Wir haben diesen im illegalen Kreis veröffentlicht, um dem Arbeiter vor Augen zu halten, wie seinerzeit Prominente im Dritten Reich gelebt haben»

Die Geheime Staatspolizei, die diese Gewerkschafter mit grossem Misstrauen beobachtete, schaffte es, einen politischen Prozess gegen wichtige Landesfunktionäre zu initiieren. Brandes wurde am 25. Januar 1935 verhaftet, wiederholt Verhören unterzogen, musste aber vom Volksgerichtshof am 6. Oktober 1937 freigesprochen werden. Seine Mitangeklagten, darunter [Willy Rössler](#) (DMV-Bezirksvorsitzender von Halle) und [Richard Teichgräber](#) (aus Dresden), erhielten dagegen Zuchthausstrafen. Trotz seines Freispruchs hatte Brandes eine schwere Verfolgungszeit hinter sich, denn der fast Siebzjährige war im KZ zur Zwangsarbeit im Steinbruch gezwungen worden.

Auch nach dem Wedding ergriff die NS-Justiz:

Er wurde im Januar 1935 festgenommen, desgleichen im Mai des Jahres der frühere Berliner DMV-Sekretär [Franz Schnell](#) (Brüsseler Strasse 28). Schnell betrieb am Kottbusser Damm 102 einen Zigarrenladen, der zum Umschlagplatz illegalen Materials und Treffpunkt von Regime-Gegnern wurde.

Im Prozess gegen Alfred Nau und andere Berliner Sozialdemokraten mussten Urich und Schnell zwar am 4. Februar 1936 aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden, doch damit hatte ihre Leidenszeit kein Ende:

Franz Schnell wurde bis Ende Februar in der Prinz-Albrecht-Strasse in Haft gehalten, zog sich aber – seiner Frau Klara zufolge – dabei (weil ihm der Arztbesuch

verweigert wurde) ein so schweres Herz- und Nierenleiden zu, dass er im Jahr darauf (27. Juli 1937) im Alter von 52 Jahren verstarb.

Der ebenfalls freigesprochene, aber nicht freigelassene Urich wurde ins KZ verschleppt und kam erst nach drei Jahren, Anfang Mai 1939 aus dem KZ Buchenwald nach Berlin zurück.

Max Urichs Weddingener Mitverschwörer aus den Reihen des DMV sagten nach dem Krieg über ihre gemeinsame illegale Arbeit zwischen 1933 und 1945 aus.

Georg Konieczny (1889-1958) erklärt 1955:

«Ich war illegaler Kassierer der Widerstandsgruppe Brandes – Leuschner – Urich – Künstler ... Da ich die Familien Inhaftierter zu unterstützen hatte, ist mir genau der [Haft-]Aufenthalt des Herrn Urich bekannt geworden. Ich bin deshalb in der Lage, Angaben über seine Haftzeiten zu machen. Erneut verhaftet wurde Herr Urich am 20. Juli 1944 und ist bis Kriegsende in Haft gewesen*... .»

* Max Urich konnte am 20. April 1945 mit anderen Häftlingen aus dem KZ Flossenbürg fliehen, d. Verf.

Emil Barteleit (1883-1957), bis 1933 Hauptkassierer des Berliner Metallarbeiterverbandes, gibt in einem Lebenslauf zu Protokoll:

«Von 1933 bis 1945 gehörte ich der Gruppe Urich an. Als Mitglied der SPD und Funktionär des DMV ... hatte ich die Aufgabe, Informationen der Partei, zuerst [durch Verbreitung des] kleinen ‚Vorwärts‘¹, dann durch Zusammenkünfte in kleinen Gruppen, für Anschluss an die Berliner Metallbetriebe zu sorgen und Informationen [weiter] zu geben, Sammlungen für die Angehörigen der verhafteten Genossen zu machen.

Als Genosse Urich verhaftet wurde [1935], übernahmen die Genossen Otto Eichler, Erich Lübbe und Erich Bührig die Leitung.»

Emil Barteleit geriet vom 1.-5. September 1939 in Polizeihaft und wurde vom 5. September 1939 bis zum 22. Februar 1940 ins KZ Sachsenhausen gesperrt, d. Verf.

Wer waren die von Barteleit genannten Gewerkschafter Eichler, Lübbe und Bührig?

Erich Lübbe (1891-1977) war bis 1933 Reichstagsabgeordneter der SPD, Sekretär des Berliner SPD-Vorstandes und Vorsitzender des Gesamtbetriebsrates bei Siemens. Als er aufgrund der NS-»Machtergreifung« untertauchen musste, fand er in Wedding zuverlässige Freunde: Herbert Kowalewski (Tangastrasse) und Heinz Ritter (S. 63), die beide zur 23. Abteilung um Karl Napp gehörten, versteckten Lübbe in ihren Wohnungen. Zwischen 1934 und 1936 lebte er legal in der Fritz-Schulz-Strasse 34 – der heutigen Genter Strasse, nahe seinem Freund Max Urich (Seestrasse 38) – und stand unter Polizeiaufsicht. Erst 1935 bekam er Arbeit und schliesslich im Jahr darauf auch ein neues Ausweichquartier in Heiligensee, bei der Schwester von Herbert Kowalewski.

Erich Lübbe wurde am 1. September 1939 im Betrieb verhaftet und (mit mehreren anderen Berliner Gewerkschaftern) ins KZ Sachsenhausen gesperrt, wo er bis 1945 litt.

In einem 1950 ausgefüllten Fragebogen schrieb Lübbe zum Stichwort «illegale Organisation» nur die spärlichen Worte «Gruppe Urich». Dagegen äussern sich seine Mitverschwörer Eichler und Bührig im Folgenden etwas ausführlicher.



Otto Eichler



Emil Barteleit

Otto Eichler (1886-1948), 1917 in der Leitung des Munitionsarbeiterstreiks, später Mitglied der Revolutionären Obleute, schreibt 1945 in seinem Lebenslauf:

«1921 bis 1933 Leiter der Rechts- und Betriebsräteabteilung im Hauptvorstand [des DMV] und Lehrer für Arbeitsrecht und Sozialpolitik an der Wirtschaftsschule des Verbandes in Dürrenberg.

1935 bis jetzt wieder als Werkzeugmacher in Berlin tätig. Nach 1933 illegale Betätigung, Verkehr mit [dem] Ausland, Zusammenkünfte mit ausländischen Genossen und Emigranten (Internationale).

4. Juli 1939 bis 11. Juli 1940 Anklage [wegen] Hochverrats und Konzentrationslager Sachsenhausen.»

Im Oktober 1948 ergänzt seine Witwe **Martha Eichler**:

.... Die Zusammenkünfte während der illegalen Zeit fanden zum grössten Teil in unserer Wohnung [Schulstrasse] und in dem von mir geführten Geschäft in der Müllerstrasse 15/16 [Kartoffelhandlung] statt.

Nach der Inhaftierung meines Mannes habe ich weiterhin die Verbindung zu unserem illegalen Kreis aufrecht erhalten und aktiv teilgenommen, ich selbst bin wiederholt von der Gestapo vernommen worden.

In den 1½ Jahren Haft meines Mannes, teils im Gefängnis, teils im KZ, hat sich der Gesundheitszustand meines Mannes so wesentlich verschlechtert, dass er von diesem Zeitpunkt an, im Gegensatz zu früher, ständig krank war und die Haft letzten Endes als Ursache für den frühen Tod meines Mannes anzusehen ist...

Als Bürgen für die Verfolgungszeit nennt der VdN-Fragebogen: Erich Bührig, Erich Lübke und Otto Tost. Otto Tost gehörte bis 1933 ebenfalls dem DMV-Hauptvorstand an und war wie viele seiner engeren Kollegen aus der Schule der «Revolutionären Obleute» hervorgegangen. (1918 führte er eine wichtige Gruppe revolutionärer Matrosen nach Berlin.) 1939 und 1940 verschleppte man ihn ins KZ.

Otto Tost (1883-1954), 1917 führend in der Streikleitung der Metallarbeiter tätig und von 1919 bis 1933 Mitglied des Geschäftsführenden Vorstandes des DMV, berichtet 1945:

«Während der Hitlerherrschaft habe ich mich in der illegalen Gewerkschaftsarbeit in der Gruppe der Metallarbeiter Lübke – Eichler – Bührig – Ulrich nicht nur in Berlin, sondern auch im Reich betätigt ...

Wenn eine Verurteilung [im Prozess Barth, S. 75] nicht erfolgte, so nur aus dem Grunde, dass man in der Tschechoslowakei nur die Notizbücher unseres dortigen Verbindungsmannes fand und alle an dem Verfahren Beteiligten absolut dichtschießen und auch nicht durch Kreuzverhöre in die Enge zu treiben waren. ... Auch die Frau unseres Verbindungsmannes in der Tschechoslowakei – des Kollegen Schliestedt – [Margarete Traeder], die ebenfalls mit verhaftet wurde, ist standhaft geblieben. Von allen Beteiligten bin ich als Einziger zum zweiten Mal [vom 14.10.1939 – 6.2.1940] ins Lager Sachsenhausen transportiert worden.

Ich führe ... [das] hauptsächlich darauf zurück, dass meine Akten über meine Tätigkeit im Ersten Weltkrieg, besonders die Tatsache, dass ich die Matrosen nach Berlin geführt habe, in den Händen der Gestapo waren»

Erich Bührig (1896-1959), bis 1933 Leiter der Arbeitsrechtlichen Abteilung des DMV und nach seiner Entlassung durch die NSBO Maschinenarbeiter bei der Firma Teves (Wittenau), schreibt 1946:

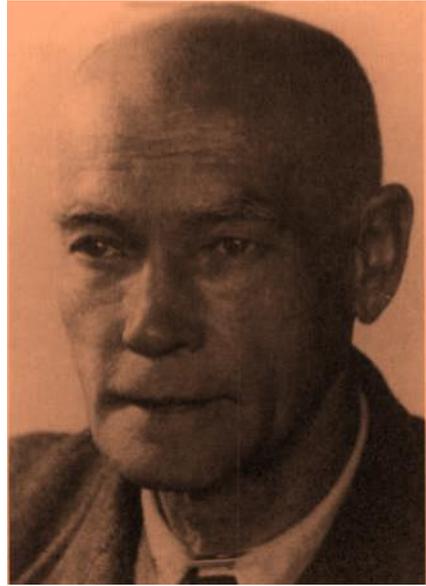
«Von 1933 ab habe ich am Arbeitsgericht die Klagen früherer Angestellter des DMV gegen die DAF auf Zahlung des Gehalts für die Kündigungsfrist und Rückzahlung der zum Unterstützungsverein des DMV gezahlten Beiträge angefertigt und vertreten.

Von 1934 ab gehörte ich zu dem früheren Kreis illegal arbeitender Funktionäre des früheren ADGB. Nach der Verhaftung des früheren Vorsitzenden des DMV, Alwin Brandes, im Jahr 1935, übernahm ich mit die Leitung der illegalen Arbeit früherer Funktionäre des Metallarbeiter-Verbandes, stand in dauernder Verbindung mit dem Ausland (Schliestedt/Komotau) und über diesen [Schliestedt] mit dem Internationalen Metallarbeiter-Bund, Bern, und dem Internationalen Gewerkschafts-Bund.

Am 4. Juli 1939 wurde ich verhaftet. Vorgeworfen wurden mir meine Reisen nach Komotau und in die verschiedenen Teile des Reiches. Nach längerer Schutzhaft im Polizeigefängnis Berlin und circa 1 1/2-monatigem Aufenthalt im Konzentrationslager Sachsenhausen ins Untersuchungsgefängnis überführt. Es erfolgte Anklage wegen Hochverrat. Da inzwischen zwei Genossen gestorben waren, auf die wir wichtige Punkte der Anklage abschieben konnten, erfolgte Freispruch wegen Mangels an Beweisen. Nach meiner Entlassung [4. Oktober 1940] schaltete ich mich wieder in die illegale Arbeit ein, ... infolge Krieg ohne Verbindung mit dem Ausland»



Erich Bührig



Otto Tost

Die Hochverratsklage lief gegen Richard Barth, Hermann Scheffler, Margarete Traeder (die als Kurier nach Prag tätig war) und eben Erich Bührig, d. Verf.

Fast unbeachtet blieb das Schicksal des Gewerkschafters [Karl Volkmann \(1889-1944\)](#), Torfstrasse 25. Im Frühjahr 1933 als Rechtsschutzsekretär beim Gesamtverband der öffentlichen Betriebe entlassen, fand er im Herbst des Jahres Arbeit bei einer Treptower Firma. Bei Kriegsbeginn wurde er als einer von über vierzig sozialdemokratischen Gewerkschaftlern eingesperrt, zunächst im KZ Sachsenhausen, danach in der Prinz-Albrecht-Strasse. Als nicht mehr lagerfähig 1940 entlassen, verstarb der Gepeinigte schliesslich 1944 an den Haftfolgen.

Gerade in jenem Jahr (1939), in dem viele seiner Weddingener DMV-Kollegen eingesperrt und angeklagt wurden, kehrte Max Urich nach langjähriger Haft in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Buchenwald wieder nach Berlin und in den Wedding zurück.

Sein Sohn [Werner Urich \(*1925\)](#) schildert 1982 die Umstände:

«Noch 1939, vor dem Kriegsbeginn, entliess man Max Urich ‚plötzlich‘ aus dem KZ in die ‚Freiheit‘. Er war schneller in Berlin, als das Telegramm aus Buchenwald.

Anfänglich musste er sich *täglich* auf dem Polizeirevier in der Müllerstrasse melden, erst nach einem Jahr dreitäglich.

Arbeit fand er in der Sebastianstrasse bei der Firma Felix Pfister, einer kleinen Werkzeugmacherbude, die einem Genossen gehörte.

Über Alwin Brandes' Tempelhofer Rechtsanwalt und andere fand Max Urich wieder Kontakt zum illegalen Apparat der Gewerkschaftsbewegung um [Wilhelm Leuschner](#).»

Dass Max Urich auch nach der dreijährigen KZ-Haft die Untergrundaktivitäten nicht einstellte, belegt die folgende Mitteilung eines verfolgten Weddinger Reichsbannermannes (S. 63ff.).

[Rudolf Schierz \(1902-1981\)](#) schreibt nach 1945:

«Nach meiner Freilassung im Herbst 1938 fand ich auf meiner neuen Arbeitsstelle, Allgemeine Werkzeugmaschinen AG in Weissensee, wieder Anschluss [an NS-Gegner]. Hier arbeiteten ca. fünfzehn politisch vorbestrafte Genossen.

Im Sommer 1939 bekam ich Kontakt mit dem Genossen Max Urich, ehemals [Berliner] Vorsitzen der des Deutschen Metallarbeiterverbandes. Diese Verbindung bestand bis zu meiner Einberufung durch die Gestapo in ein Bewährungsbataillon im Mai 1944 und war eine gute Informationsquelle, denn Genosse Max Urich hatte Verbindungen in Richtung Leuschner – Leber... »

Mit Kriegsbeginn verlagerte sich der Schwerpunkt illegalen gewerkschaftlichen Wirkens von den Weddinger DMV-Funktionären, die mit der Zerschlagung der Auslandsverbindungen und zeitweisen Einweisung ins KZ (1939) den grössten Teil ihrer Aktivitäten einstellen mussten, zu Wilhelm Leuschner, der in SO 36 einen wehrwirtschaftlich wichtigen Betrieb unterhielt. (Siehe den Schriftenband über Kreuzberg.) Leuschner, der beruflich viel im Land herumreisen konnte, stellte in seinem Betrieb auch verfolgte Sozialdemokraten wie Else Megelin, Ehefrau des letzten Leiters des «Roten Stosstrupps», Kurt Megelin, und Walter Rossdorf, Reichsbannerführer aus Berlin-O, ein. Bei Leuschner, der verstärkt den Kontakt ins bürgerliche und militärische Lager suchte und zu einem wichtigen Wegbereiter der Verschwörung des 20. Juli 1944 wurde, bündelten sich nach und nach Informationen und Aktivitäten gewerkschaftlicher Regime-Gegner.

Dieser Entwicklungsprozess besagt nicht, dass die genannten Weddinger DMV-Funktionäre, soweit sie gesundheitlich und politisch dazu noch in der Lage waren, ihre illegale Arbeit einstellten. Zeitzeugen wie der Gewerkschafter Herbert Kowalewski (S. 72) berichten, dass auch nach 1939 geheime Nachrichten ausgetauscht und Spendengelder gesammelt wurden, man versuchte auch, Zwangsarbeitern das schwere Los etwas zu erleichtern. Durch Empfehlungen bei alten sozialdemokratischen Werkmeistern und liberalen Betriebsleitern – man denke besonders an die Firma Lindner in Wittenau (siehe den Schriftenband über Pankow und Reinickendorf) – wurde arbeitslosen bzw. als «Staatsfeinde» entlassenen politischen Freunden ein berufliches Auskommen in politisch relativ sicherem Umfeld verschafft. Handelte es sich zudem um «wehrwirtschaftlich» wichtige Betriebe, konnte im Krieg mehreren Regime-Gegnern durch die U.K.-Stellung geholfen werden, Einberufungen zur Wehrmacht abzuwenden und sich damit dem verhassten Krieg weitgehend zu entziehen: Keine zu unterschätzende Methode, um gewerkschaftliche Kader für die Zeit nach der Befreiung zu retten!

Wie vorsichtig sich gerade (der später vom Stalinismus verfolgte) Max Urich gegenüber Annäherungsversuchen der illegalen KPD-Leitung verhielt – denkt man an die dortige Spitzeltätigkeit von Ernst Rambow (S. 166f.), muss man Urich in einem gewissen Sinne Recht geben –, belegt das folgende Zitat. Der Schlesier [Josef](#)

Smolka, ein ehemaliger KPD(O)-Funktionär, berichtet darin von vergeblichen Versuchen Anton Saefkows (S. 163ff.), der zur engeren Führung der KPD in Berlin-Brandenburg zählte, 1944 mit dem Gewerkschafter Urich in Kontakt zu kommen.

Josef Smolka (1897-?) schreibt 1946 darüber:

«... Er [d.i. Anton Saefkow] sagte mir, dass der Name Urich in Berlin der meistgenannte sei und er sich schon oft darüber gewundert habe, dass die Gestapo ihn bisher in Ruhe gelassen hat. ...

Anton Saefkow fragte mich, ob ich ihm nicht eine Zusammenkunft mit Max Urich vermitteln könnte. Ich sagte ihm, dass ich es versuchen könnte. Ich kannte in Thüringen einen ehemaligen Angestellten des Deutschen Metallarbeiterverbandes, der in ständiger Verbindung mit Alwin Brandes, dem ehemaligen Vorsitzenden des Deutschen Metallarbeiterverbandes, ... [stand]. Von dem wusste ich, dass Alwin Brandes auch Beziehungen zu Urich hatte. Es war also möglich, dass Alwin Brandes auf Urich einen entsprechenden Einfluss ausüben konnte. Der Versuch ist nicht gelungen. Max Urich blieb unzugänglich. ...»

Bewahrte Tradition

Für Menschen, die zwischen 1933 und 1945 in einer für sie feindlichen politischen Umgebung lebten, in der man durch erzwungene Kundgebungen, Propagandalösungen, Fahnenhissungen, Sammlungen u.ä. einem dauernden Druck ausgesetzt war, stellte der Rückgriff auf ganz andere Wertvorstellungen und deren Symbolik einen wichtigen inneren Halt dar. Weddings langjähriger Baustadtrat **Walter Nicklitz (1911-1989)** bemerkte dazu einmal: «Wenn ich mich in der Nazi-Zeit besonders einsam fühlte, dachte ich an den Internationalen Arbeiterjugendtag in Wien 1929». Damals waren Tausende zusammengekommen und zeigten sich von der eigenen Stärke und dem kommunalpolitischen Leistungen der SPÖ-Stadtverwaltung überwältigt.

Ähnliches berichtet Nicklitz Neuköllner Freund (SAJ und Neu Beginnen) **Eberhard Hesse (1911-1986)**, der ergänzt: «Die schlimmste Zeit in Deutschland war in den Jahren von Hitlers militärischen Erfolgen, als viele Menschen wie betäubt vom Siegestaumel waren, da kam man sich vor wie ein Verrückter!» Um so wichtiger dürfte es für Kritiker des NS-Systems gewesen sein, dem gefühlsmässig etwas entgegen zu setzen.

Wir haben an anderen Stellen dieses Berichts über Gegner des Nationalsozialismus aus den Reihen der Weddingener SPD bereits darauf hingewiesen, dass sich innerhalb traditioneller Bindungen aus der SAJ – man denke an Theo Thiele (S. 47) und Erna Wiechert (S. 55) –, dem Reichsbanner (S. 62), dem Metallarbeitergewerkschaftsbund (S. 71) oder den jeweiligen SPD-Abteilungen (S. 55ff.) mehrere (unterschiedlich starke) Kreise Gleichgesinnter bildeten, die sich vertrauten, gegenseitig stützten und damit vor der Vereinnahmung durch den totalitären Staat bewahrten.

Oft waren es jüngere Genossen, die der Angst und Anpassung widerstanden, erinnert sich **Alfred Wittmack**, der nahe der Kösliner Strasse wohnte und das opportunistische Verhalten mancher ehemaliger Parteimitglieder beklagte (S. 52). **Richard Beck** wiederum, Reichsbanner aus dem Arbeiterviertel Soldiner- und Koloniestrasse (S. 62), berichtet, dass ihm dort nur zwei, drei Fälle bekannt wurden, von Genossen, die direkt zum politischen Gegner überliefen. Die übergrosse Mehrheit hätte die Gesinnung nicht gewechselt.

Ein Zentrum über all die Jahre, bis weit in den Krieg hinein, blieb das Lokal von [Albert Voss](#), Antwerpener Strasse 6. Hier trafen sich regelmässig mehrere aus der Haft freigekommene Reichsbanner männer und Gewerkschafter.

[Karl Steinweg](#) (S. 63f.), aus der Brüsseler Strasse 4, bemerkt 1952 dazu:

«Nach seiner ([Ernst Voss](#)) Entlassung trafen wir [Reichsbanner] uns jeden Freitag wieder in unserem Verkehrslokal [von [Albert Voss](#)], wie auch den [ehemaligen] Vorsitzenden des Metallarbeiterverbandes [Max Urich](#)»

Es sei hinzugefügt, dass zum Kreis der von Steinweg Genannten auch [Emil Barteleit](#) (S. 70ff.) und der NS-verfolgte Berliner SPD-Sekretär [Adolf Holz](#) (S. 90) zählten. Wieder andere fanden sich sonntags auf dem Zeltplatz in Saatwinkel oder dem Bootshaus ehemaliger SPD-Sportler in Tegel ein. [Martha Welke \(1910-1987\)](#) ergänzt, auch das kleine Vereinszimmer im Lokal Wiesenthal, Luxemburger Strasse 2, sei ein heimlicher Treffpunkt gewesen. M. Welke: «Wenn Nazis einkehrten, bediente der Wirt, der alter SPD-Genosse war, aus Sicherheitsgründen selber».

[Rudi Diepold \(1905-1991\)](#), bis 1933 DMV-Leiter von Wedding (S. 16), blickt 1981 zurück:

«Wir wohnten Stralsunder Strasse 51, direkt gegenüber dem SA-Lokal Grahn. 1933 bin ich für einige Monate aus Sicherheitsgründen ‚weggetaucht‘ und versteckte mich in einer Laube in Heiligensee.

Dem Sohn des SPD-Vorsitzenden [Otto Wels](#), [Walter Wels \[1895-1976\]](#), der unsere SPD-Abteilung 15 leitete, wurde 1933 das Lotteriegeschäft weggenommen und einem NS-Parteigenossen gegeben. Wels ging einige Male nach Prag zu seinem Vater und brachte vom Exil-Vorstand illegales Material (im Kleinformat) mit, das dann unter Genossen weitergegeben wurde*. Wiederholt kamen wir auch in seiner Wohnung in der Brunnenstrasse 117 zusammen, wählten aber auch Spaziergänge im Wald (Treffpunkt ein Lokal am Bahnhof Schulzendorf) für politische Diskussionen.

Beeindruckend waren für mich die Massen, die zur Beerdigung [des früheren SPD-Vorsitzenden Berlins] [Franz Künstlers](#) in Baumschulenweg [1942] erschienen.

Man erkannte die Genossen schon auf der S-Bahnfahrt dorthin am schwarzen Hut, die Bahn war übervoll. Am Krematorium standen die Menschen beiderseits des Weges.

Ich erinnere mich an [Max Urich](#), [Franz Neumann](#), [Paul Lobe](#) und eben [Walter Wels](#).»

* Als [Walter Wels](#) 1938/39 keinen Pass mehr erhielt, weil dem «gefährdete Belange des deutschen Volkes entgegen(stünden)», machte sich seine sehr couragierte Frau [Luise](#) auf die Reise nach Kopenhagen zu ihrem Schwiegervater [Otto Wels \(1873-1939\)](#), der am 16. September 1939, einen Tag nach seinem 66. Geburtstag, schliesslich in Paris verstarb, d. Verf.

Ein anderer Weg, an wertvollen Traditionen festzuhalten, war es, verbotene Literatur aufzubewahren oder gar beschriftete Banner und Fahnen von SPD-Abteilungen in einem Versteck für die Zukunft zu retten.

Aus Wedding sind gleich zwei derartige Aktionen gesinnungstreuer Sozialdemokraten überliefert. Einige Dokumente wurden erst sehr spät, das «100jährige Reich» war schon Jahrzehnte vergangen, entdeckt.

Als erste tauchte 1954 die Fahne der früheren 23. Abteilung auf, ein Bann erfolgte 1962. Dahinter steckte folgende Geschichte:

Friedel Schley geborene Rentsch erklärte 1966:

«Meinem Vater **Ernst Rentsch** wurden von dem Genossen Karl Napp, Müllerstrasse [59b], 1933 eine Fahne, ein Banner und eine Kiste mit Schriftmaterial der SPD auf das Angebot hin, Dinge zu verbergen, übergeben.

Die Fahne und das Banner wurden je in eine Zinkrolle eingelötet und unter dem Schuppenboden [einer Laube] eingegraben. Das Schriftmaterial musste nach der Verhaftung meines Schwagers Wilhelm Daene* vernichtet werden, weil wir jeden Tag mit einer entsprechenden Durchsuchung rechnen mussten.

Da mein Vater im Jahre 1945 starb und niemand ausser ihm den genauen Platz der vergrabenen Rollen wusste, fanden wir zunächst bei Aufräumungs- und Sucharbeiten die Fahne, die im Jahre 1954 im Rahmen einer kleinen Feier von mir der Bezirksverordneten-Fraktion von Wedding übergeben wurde. Das Banner wurde erst im Jahre 1962 gefunden.»



im Rathaus Wedding

* Wilhelm Daene (S. 70), Werkmeister bei Teves in Wittenau, rettete mehreren jüdischen Zwangsarbeitern das Leben. Siehe den Schriftenband Pankow/Reinickendorf.

Von einem weiteren couragierten Mitglied der 23. SPD-Abteilung kann zum Abschluss dieses Kapitels über Weddinger Sozialdemokraten berichtet werden.

Und in diesem Fall reichen die aufgefundenen Spuren der Vergangenheit aus der Endphase der Weimarer Republik viel dichter an unsere unmittelbare Gegenwart heran.

Charlotte Neumann (*1917) teilt 1995 mit:

«Mein Vater **Arthur Köhler (1882-1958)** war bis 1933 Angestellter im Arbeitsamt Kochstrasse, er sass dort als Vertrauensmann des Metallarbeiterverbandes (DMV) und seines Freundes Max Urich. Wir wohnten in Wedding, Schöningstrasse 8, IV Treppen, und besaßen in den Rehbergen eine Laube.

Vom Balkon unserer Wohnung hing 1932/33 das Banner
,Wählt Liste 2/SPD/Partei der Arbeit‘

sowie die ‚Drei Pfeile‘ der Eisernen Front (S. 44) und die Fahne der Republik.

Als 15-16jähriges Mädchen (SAJ) verkaufte ich der nahegelegenen Siedlung am Schillerpark (S. 42), wo viele Gewerkschafter wohnten (und die bei mir und anderen jungen Linken die ‚Bonzen-Siedlung‘ hiess), kleine Ziegelsteine als Solidaritätsbeiträge. Ich wurde viel los.

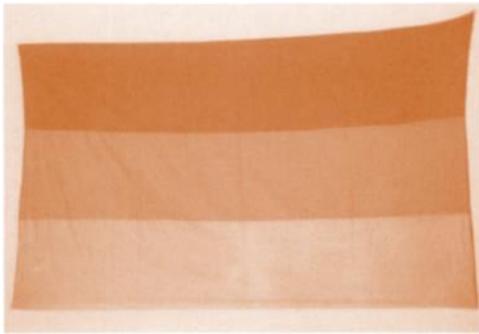


1933 wurde Vater aus dem Arbeitsamt geworfen. Er ging nun wieder als Schmied bei der AEG-Hennigsdorf arbeiten. Im selben Jahr der ‚Machtergreifung‘ verbarg Vater die Fahnen und das Banner in der Laubenkolonie Rehberge, Ulmenweg 130.

Es hiess in der Familie immer, die Fahnen seien in Maggi-Blechbüchsen im Garten vergraben worden. Wir haben nach 1945 lange danach gesucht und den Boden umgegraben, immer ohne Ergebnis.

Nun aber (1995), als mein Sohn die Wohnlaube umgestaltete, Wände einriss und den Boden oben ausbaute, fand er in braunem Packpapier eingerollt, hinter dem Schornstein versteckt, das einst Gesuchte. Alles war demnach aus den Blechbüchsen rausgenommen und hinter den Ofen geklemmt worden. Vater muss das vergessen haben.»

Nebenan: SPD-Transparent, Nationalfahne und die «Drei Pfeile» der Eisernen Front (S. 44) aus dem aufgefundenen Paket (Ölpapier).



Unabhängige Sozialisten und Kommunisten

Stimmen von Minderheiten

Neben den beiden grossen Arbeiterparteien gab es am Ende der Weimarer Republik und im Widerstand der dreissiger Jahre eine differenzierte Gruppe kleinerer Organisationen und politischer Initiativen, die sich weder dem Kurs der Reformpartei SPD noch dem der stalinistisch ausgerichteten KPD anschliessen mochten. Es handelte sich um linkssozialistische Kreise im Umfeld der Sozialdemokraten wie die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP), die Roten Kämpfer, den Internationalen Sozialistischen Kampfbund und die Gruppe Neu Beginnen sowie jene Organisationen am rechten und linken Rand der KPD wie die Kommunistische Partei Deutschlands Opposition (KPD/O), den Leninbund und die Trotzlisten, die aus früheren (inzwischen ausgeschlossenen) Strömungen der Kommunistischen Partei Deutschlands hervorgegangen waren. Darüber hinaus bestanden seit längerem Kleingruppen mit rätekommunistischer oder anarcho-syndikalistischer Ausrichtung wie die Allgemeine Arbeiter Union und die Kommunistische Arbeiterpartei, die antiparlamentarisch und basisdemokratisch waren.

Sie alle in ihren ideologischen Facetten, voller sektiererischer Absurditäten, aber auch kluger Erkenntnisse, aufzugliedern, würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Da diese kleinen, aber ungemein engagierten Gruppen die NS-Gefahr meist früh erkannten, mit einem hohen Einsatz im Arbeiterwiderstand wirkten und viele Opfer auf sich nahmen, haben sie es verdient, dass man ihrer gedenkt. Es kam den meisten von ihnen zugute, dass ihre Funktionäre nach 1933 keine bekannten Persönlichkeiten der «linken Szene» waren. Ihre ideologische Geschlossenheit und dichte Organisation schützten sie wiederholt vor Spitzeln, die die Gestapo in ihre Reihen einzuschleusen versuchte.

Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD)

N 65 – Reinickendorfer Strasse 63 – Wohnung von Georg Pandura

N 31 – Ackerstrasse 88 – Wohnung von Otto Seiffert

Die SAP, eine kleine sozialistische Partei, war erst 1931 entstanden. Obwohl sie bei Wahlen politisch völlig einflusslos blieb, zählte diese Gruppe zu den aktivsten Teilen der deutschen Arbeiterbewegung. Gemessen an der geringen Zahl der Mitglieder (in Berlin etwa 1.300, darunter sehr viele junge Menschen), war der Anteil ihrer im Widerstand engagierten Anhänger bemerkenswert hoch.

Im September 1931 wurden mehrere SPD-Reichstagsabgeordnete ([Dr. Kurt Rosenfeld](#), [Max Seydewitz](#)) sowie zahlreiche Mitglieder und Funktionäre aus der SPD ausgeschlossen, weil sie sich massiv gegen die Kompromisspolitik ihrer Partei gestemmt hatten und die Tolerierung der Regierung Brüning ablehnten (S. 41). Sie verlangten u.a. die Einhaltung des SPD-Wahlversprechens von 1928: «Kinderspeisung statt Panzerkreuzer».

Die aus der SPD Ausgeschlossenen, ihre Anhänger und Freunde lehnten andererseits auch die Politik der KPD ab. Deren Spaltungspolitik, «Sozialfaschismusthese» und mangelnde innerparteiliche Demokratie hielten sie für ebenso verhängnisvoll wie den «Reformismus» der SPD.

Am 4. Oktober 1931 beschlossen die Oppositionellen auf einer Reichskonferenz in Berlin die Gründung der «Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands» (SAPD).

In der Folgezeit schlossen sich der Organisation verschiedene kleine Gruppen der sozialistischen Linken an, die zwischen SPD und KPD zuvor keine Heimat gefunden hatten. In Wedding war es beispielsweise Elsa Wiegmann, eine alte Funktionärin der kleinen Rest-USPD-Gruppe um den Rechtsanwalt [Dr. Theodor Liebknecht \(1870-1948\)](#), der sich mit wenigen Getreuen 1922 dem Ansinnen des Geraer Parteitags widersetzt hatte (S. 11), die Wiedervereinigung mit der SPD zu vollziehen. (Zur Erinnerung, der linke USPD-Flügel schloss sich bereits 1920 mit der KPD zusammen.) Auch Gustav Laukant (S. 9f.), der in der Soldiner Strasse wohnte, ging als Mitglied des «Sozialistischen Bundes» um den Arbeiter-veteranen Georg Ledebour zur SAP, übernahm aber weiter keine Funktion. Elsa Wiegmann arrangierte demgegenüber nach 1933 Zusammenkünfte von Wegge-fährten im Hinterzimmer eines Cafés, das vis-à-vis vom Urnenfriedhof Seestrasselag und einem Gruppenfreund gehörte, berichtet [Erich Seweko \(1900-1994\)](#).

Ein grosser Teil der SAP bzw. seines Sozialistischen Jugendverbandes (SJV) stammte aus der unzufriedenen SPD-Jugend, der SAJ, von der sich 1931 um die Berliner Spitzenfunktionäre [Edith Baumann](#) und [Willi Kressmann](#) mehrere hundert junge Menschen in der Stadt scharten und die SPD verliessen. (Siehe ausführlich den Schriftenband über Prenzlauer Berg/Weissensee.)

Wie bereits im Abschnitt «Neu Beginnen» ausgeführt, verhinderten (verdeckte) Mitglieder dieser geheimen Organisation, wie Theo Thiele und Herbert Borsky, die beide in der Weddinger SAJ sehr angesehen waren, einen noch grösseren Aderlass, als es ohnehin schon der Fall war. Denn zwei SAJ-Gruppenleiter – Fischer vom Brunnenplatz und [Werner Sellentin](#) – gingen mit insgesamt über fünfzig Jugendlichen zum SJV. Doch viel Honig konnte die SAP aus diesem spektakulären Erfolg nicht saugen: Genannter Sellentin, der zum SJV-Vorsitzenden des Wedding gewählt wurde, trat schon 1932 mit vielen Getreuen – ausgerechnet in einer SAP-Wahlveranstaltung mit Edith Baumann im «Glaskasten» (Prinzenallee) – demonstrativ zum KJVD über. Auch nach 1933 engagierte er sich für diese Organisation und geriet deswegen in Haft (S. 116f.).

Am Ende der Weimarer Republik wohnte auch der SAP-Vorsitzende [Max Seydewitz \(1892-1987\)](#) im Bezirk, nämlich Behmstrasse 1, dicht am S-Bahnhof Gesundbrunnen.

Seydewitz' Bemühungen und die seiner Partei, eine Einheitsfront der Arbeiter gegen die Hitler-Bewegung zustande zu bringen, waren bekanntlich nicht von Erfolg gekrönt. Mit der Mehrheit des Parteivorstandes sah Seydewitz in einer illegalen Weiterführung der SAP keinen Sinn, beschloss im März 1933 deren Auflösung, stiess dabei aber auf grossen Widerwillen, gerade unter den jungen Mitgliedern. Während Seydewitz emigrierte und seine Freunde – im Gegensatz zu Kurt Rosenfeld – zum Anschluss an die SPD aufforderte, wurde in Berlin ein illegaler Apparat aufgebaut, gewisse Vorbereitungen dazu hatte man schon 1932 getroffen.

Die Bildung von Widerstandsgruppen der SAP und die Verteilung illegalen Materials, das zum Sturz des Regimes aufrief, hatte gerade wenige Monate angehalten, als die Gestapo schon im August 1933 die ersten Verhaftungen vornahm. Grausamen Torturen folgten noch im selben Jahr weitere Festnahmen, mehrere Leitungen der SAP und des SJV gingen hoch.

Allein im Jahre 1934 kam es zu mindestens drei Kammergerichtsverfahren und einem Volksgerichtshofprozess (gegen die Leitung um Max Köhler).

Aus dem Bezirk Wedding wurde der kaufmännische Angestellte [Georg Pandura \(1901-1944\)](#) dabei am 26. September 1934 zu eineinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Er hatte als Kassierer der Berliner Bezirksleitung angehört. Seiner Aussage zufolge sank die Zahl der Berliner Beitragszahler von 500 (Juni 1933) auf

100 (im August d. J.), was aus heutiger Sicht eine (verständliche) Untertreibung gewesen sein dürfte.

Obwohl in den verschiedenen NS-Verfahren auch der Name des zentralen Weddingener SAP-Funktionärs Seiffert auftauchte – wenn auch fälschlich Seiffert geschrieben sollte es doch noch geraume Zeit dauern, bis die Gestapo seiner habhaft werden konnte.

Er wurde erst am 16. Februar 1939 vom 4. Strafsenat des Berliner Kammergerichts wegen illegaler Arbeit in den Jahren 1933 und 1934 zur Verantwortung gezogen.

Otto Seiffert (1894-1977) hatte von 1920 bis 1932 der USPD, die nach 1922 nur noch eine Sekte war, angehört und war dann mit Dr. Theodor Liebknecht und seinen Freunden zur SAP gestossen (S. 83). Vom UB-Leiter Nord, Paul Walter, erhielt Seiffert etwa im Juni 1933 den Auftrag, den Bezirk Wedding der SAP wieder illegal aufzubauen. Es gelang ihm, acht bis zehn



Otto Seiffert

Menschen, darunter die 1939 mit ihm angeklagten Otto Kuhr, Fritz Timm und Willi Voss, zur Mitarbeit zu gewinnen. Seiffert verbreitete Schriften, kassierte Beiträge und führte die Gelder an Paul Walter ab. Nach dessen Festnahme will der Weddingener Leiter keine illegale Arbeit mehr geleistet haben. Doch die Mitangeklagten Timm und Voss, die sich Mitte der 30er Jahre von der politischen Arbeit zurückgezogen haben wollen, sagen vor Gericht aus, dass sie noch 1934 von Seiffert Untergrundschriften erhielten und an Treffen in seiner Wohnung, Ackerstrasse 88, teilnahmen. Timm und Voss belasteten auch den Angeklagten Otto Kuhr (Ackerstrasse 111), dabei anwesend gewesen zu sein.

Das Gericht verurteilte Seiffert – der weitergehende Untergrundtätigkeit verheimlichen konnte – zu zweieinviertel Jahren Zuchthaus, Kuhr und Timm zu zwei Jahren, Willi Voss zu eineinhalb Jahren Gefängnis.

Von den genannten SAP-Anhängern kam Fritz Timm (dessen Witwe und Herbert Borsky zufolge) in der Haft nach einem ungeklärten Zwischenfall 1940 ums Leben, Georg Pandura «fiel» 1944 als Angehöriger der Strafeinheit 999.

Neu Beginnen

N 65, Genter Strasse 41 – Treffpunkt bei Theo Thiele (1906-1974)

N 65, Fennstrasse 57 – Treffpunkt bei Theo Thiele (1913-1944)

Mitten in den Schrecken der ersten Monate des Hitler-Regimes erregte eine im Ausland gedruckte und im deutschen Untergrund als Tarnausgabe verbreitete Schrift mit dem Titel «Neu beginnen!», die durch die Hände vieler Suchender wanderte, im Herbst 1933 unter Sozialisten erhebliches Aufsehen. Im Gegensatz zu den meisten Zeitgenossen rechnete ihr Verfasser Miles (das ist Walter Loewenheim), der an der Spitze der 1929 gebildeten geheimen Gruppe stand, die intern



SA J-Umzug mit Werbebezirksleiter Theo Thiele (links im Bild)

nur «Org» oder «Leninistische Organisation» genannt wurde, mit einer längeren terroristischen Herrschaft des Faschismus.

Statt sich in waghalsigen Widerstandsaktionen zu verschleissen, zog es dieser elitäre Kreis vor, qualifizierte Kräfte für eine Erneuerung der Arbeiterbewegung zu sammeln und bereitzuhalten. Untereinander oft nur durch Decknamen bekannt, trafen sie sich in kleinen Gruppen, um die politische Situation möglichst realistisch zu analysieren. Seit 1929 hatte Miles, ein gemässigter Kommunist jüdischer Herkunft, der mit der ultralinken KPD gebrochen hatte, seine Anhänger in geheimen Kursen ideologisch und konspirativ geschult und motiviert, innerhalb von SPD und KPD für ein einheitliches Vorgehen zu wirken. Es versteht sich, dass er Abspaltungen wie die KPD(O) oder die SAP (S. 82ff.) ablehnte.

Sein grösster strategischer Erfolg war die geistige Eroberung der Mehrheit des linken Berliner SAJ-Vorstandes um Erich Schmidt (Prenzlauer Berg), der sich Ende 1931 gegen die Gründung der linkssozialistischen SAP aussprach und damit die Abspaltung vieler Hunderter junger Sozialdemokraten unterband. Das bedeutete jedoch nicht, dass Miles grosse Wertschätzungen für die Sozialdemokratie besass. Er lehnte die SPD als zu reformistisch und allein auf Wahlkämpfe fixiert ebenso entschieden ab, wie er die von Moskau abhängige, bürokratisch-dogmatische KPD verurteilte: Beide grossen Parteien stellten sich auf die drohenden Gefahren nicht ein und unterschätzten die Auswirkungen einer Machteroberung durch die NSDAP. Doch die Org war viel zu klein, und ihre Anhänger sassen nicht in den Schaltzentralen der Apparate, um die politische Katastrophe 1932/33 abwenden zu können. Anfang 1933 umfasste die Gruppe 100 Personen, hinzu kamen etwa 200 Sympathisanten im Umfeld. Es fällt auf, dass ein besonders hoher Anteil der Aktiven aus Kreisen der linken jüdischen Intelligenz kam. Die Zentren von Neu

Beginnen lagen daher in Wilmersdorf und Charlottenburg, aber auch in Prenzlauer Berg und Neukölln.

In Wedding besass die Org in den früheren Kreis- bzw. Werbebezirksleitern [Theo Thiele \(1906-1974\)](#) und [Herbert Borsky \(1907-1998\)](#) zwei sehr einflussreiche «linke» SAJ-Führer, die viele treue Freunde an sich banden. Doch auch sie konnten nicht verhindern, dass – laut Jahresbericht des SPD-Bezirksverbandes Berlin (1931) – von 433 SAJ-Anhängern in Wedding 83 zum SJV, dem Jugendverband der SAP, übertraten (S. 83).

[Herbert Borsky \(1907-1998\)](#) beschreibt 1981:

«1931/32 – nach der Abspaltung der SAP – begannen wir mit der Umstellung auf die illegale Arbeit, schufen z.B. Fünfer-Gruppen.

Ausgewählte SAJ'ler wurden durch NB-Organisation marxistisch geschult, sie sollten vorbereitet sein auf die NS-Herrschaft und sich dann gegenüber deren Infiltration als möglichst immun erweisen

Theo Thiele war der eigentliche Kopf der Weddinger SAJ'ler

Wir gehörten zeitweise dem Berliner Bezirksvorstand um Erich Schmidt an, der dann auch die Bildung von Fünfer-Gruppen initiierte.

Im Wedding lagen deren geheime Treffpunkte in der Barfusstrasse 12 (bei mir) und am Brunnenplatz. Doch die Orte der Zusammenkünfte wurden häufig gewechselt und auch die Zusammensetzung geändert, von meiner Fünfer-Gruppe kannte ich lediglich ein Mädcl. Es waren also keine Weddinger, die hätte ich gekannt!

Nicht Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, sondern der Brand des Reichstages Ende Februar 1933 war das Signal [der ‚Machtergreifung‘]. Ich stand am Abend in der Müllerstrasse, sah den Feuerschein des brennenden Gebäudes und schlug vor, sich dorthin auf den Weg zu machen.

Doch Theo entgegnete: ‚Jedem, den du triffst, musst du sagen, er soll nicht dorthin. Ihr könnt euren Mund nämlich nicht halten, und überall lauert Gestapo.‘

Auch später hielten wir uns von spektakulären Veranstaltungen gegen die Nazis (wie Beerdigungstreffen) fern.

Zum Glück der Org kannten wir uns unter den Genossen gut aus, unterschieden Windige von Zuverlässigen. Es liefen nur wenige von der SAJ über. Der Nazismus erwies sich als nicht so sachkundig wie wir, die wir uns viel im Freien aufhielten und beim Sport und auf Zeltlagerplätzen zu vielen Menschen Kontakt besaßen.»

Den Erfolg dieser Strategie bestätigt eine Zeitzeugin, die nicht bei Neu Beginnen war, aber zu den überzeugten Regime-Gegnern gehörte.

[Charlotte Neumann geborene Köhler \(*1917\)](#) blickt 1982 zurück:

* Nach dem Verbot kamen wir als SAJ'ler um Theo Thiele und Kurt Mattick weiterhin zusammen, unternahmen Wanderfahrten in die Natur. Ein Foto zeigt uns Pfingsten 1934, als wir uns in der Swakopmunder Strasse zu einer Fahrt an den Müritzsee aufmachten.

Infolge der Verhaftungen [1935/36] wurden diese Aktionen später eingestellt, aber wir jungen Leute trafen uns weiterhin bei Neumanns (S. 18f.), bei uns, Familie Köhler (S. 79f.) und anderen. Verbindungen bestanden auch zu Erika Friedel (S. 59) und der sehr gutherzigen Erna Wiechert (S. 57f.).»



Herbert Borsky



Theo Thiele (1913-1944)

Herbert Borsky erinnerte sich 1981, dass es neben der beschriebenen Beeinflussung von SAJ'lern im Umfeld der Org darüber hinaus interne Treffen im Berliner Rahmen gab. Viele Kontakte liefen über Theo Thiele, **Kurt Mattick**, **Eberhard Hesse** (Neukölln) und **Walter Marotzke**. Zeitweise war auch **Otto Suhr** von der illegalen Bewegung der Angestellengewerkschafter dabei. Die meisten Verbindungen hielten bis in den Krieg hinein. (So traf man sich noch 1942 bei Woserow in Heiligensee.)

Von Theo Thieles Verhaftung erfuhr Borsky erst durch Alfred Brehmer bei einem Ausflug.

Und diese Festnahme, die Gestapo konnte zwischen Herbst 1935 und April 1936 den grössten Teil der Berliner NB-Organisation aufrollen, führte im Bezirk zu einigen Verwicklungen. Denn es war für die Politische Polizei nicht so einfach auseinanderzuhalten, dass es in Wedding zwei namensgleiche SAJ'ler und Werkzeugmacher Theo Thiele gab! (S. 47ff.).

Neben dem früheren Werbebezirksleiter aus der Genter Strasse – und späteren Nachkriegspolitiker der Berliner SPD – wirkte als SAJ-Gruppenleiter von Wedding-Nord ein weiterer Theo Thiele (Foto oben). Er wohnte Fennstrasse 57. Da dessen Eltern in der Brüsseler Strasse einen Schuhmacherladen betrieben, erhielt er zur Kennzeichnung den Spitznamen «Laden-Thiele».

Sein Freund **Günter Schmidt (1913-1986)** teilt 1984 mit:

«Wie der Nazismus an die Macht kam, blieb mir auch durch Einzelereignisse im Gedächtnis: Hier, in der Fennstrasse, wurde ein Reichsbannermann abgeholt, dann der SAJ'ler Herbert Ticks, ein sogenannter Mulatte, von SA verschleppt und im Sturmlokal Genter Strasse verprügelt. Mich schlug HJ als vermeintlichen ‚Judenjungen‘, es kam auch zu wiederholten Haussuchungen, da uns

ein NSV-Sammler mehrmals beim im Haus wohnenden SA-Sturmführer Schulz denunzierte.

Wir SAJ'ler der Gruppe Wedding-Nord trafen uns unter anderem auch bei uns in der Fennstrasse. Theo wohnte im Hinter-, wir im Vorderhaus. Mal war es ein geselliges Beisammensein, mal wurde politisch diskutiert, wobei zur Tarnung Karten auf dem Tisch lagen. Gelegentlich kam ein Mädchen der Kommunistischen Jugend dazu. Manchmal gab es eine Kleinausgabe des .Vorwärts« zu lesen. Wir unternahmten auch Fahrten in die Umgebung. Doch wir vergrösserten unsere SAJ-Gruppe nicht, es ging mehr darum, ein freies Wort unter Genossen zu reden.

Nach Theos Verhaftung [1936-1938] verlor ich ihn aus den Augen. Ich selbst wurde 1939 Soldat und blieb bis 1948 in Gefangenschaft. Wie ich später erfuhr, musste er in einer Strafeinheit (999er) dienen und verlor dadurch 1944 das Leben.»

Der andere Theo Thiele (1906-1974), der nicht zwei, sondern eineinhalb Jahre Gefängnis erhielt, kam um die Einberufung zur Strafeinheit herum, musste als «Wehrunwürdiger» nicht Soldat werden. Wie Herbert Borsky 1981 berichtete, sass im Wehrbezirkskommando bzw. der Wehrkreiskommission ein Genosse, dem es gelang, die eine oder andere Akte immer wieder «zu vergraben». So gelang es beispielsweise, die Einberufung von Borsky bis zum Oktober 1944 zu verzögern.

Theo Thiele (1906-1974), der im Krieg in eine Argus-Werkwohnung nach Lichtenberg gezogen war, schreibt 1945:

«1938, also gleich nach meiner Entlassung, versuchte ich, die alten Verbindungen wieder herzustellen, es gelang mir auch nach kurzer Zeit. Die Möglichkeit der [Untergrund-]Arbeit hatte sich inzwischen stark geändert. Durch [den] Ausbruch des Krieges fiel ein grosser Teil der illegal arbeitenden Genossen aus. Ein loser Zusammenhang wurde trotzdem immer wieder zwischen den Genossen aufrechterhalten. Jetzt kam es auch im verstärkten Masse darauf an, sich aus den ungenügenden Nachrichten, die uns zuzingen, ein Bild von der Weltlage zu machen. Im Betrieb, ich war seit 1941 als Leiter der Werkzeugplanung bei der Fa. Argus-Maschinen-Bau A.G. Berlin [tätig], gelang es mir mit mehreren anderen Genossen, im antifaschistischen Sinne zu arbeiten, indem wir unsere Auffassung im Betrieb verbreiteten. Dem Aufruf zum Volkssturm habe ich nicht Folge geleistet.*»

* Thiele versteckte sich in einem Ladenkeller eines befreundeten Genossen, d. Verf.

Obwohl Theo Thiele im betrieblichen Widerstand durchaus mit Anhängern der Uhrig- bzw. Saefkow-Gruppe wie Erwin Reislter und Max König zusammenarbeitete, zählte er nach 1945 zu den entschiedenen Gegnern einer Vereinigung von SPD und KPD. Gerade die «Neu Beginnen»-Anhänger engagierten sich in diesen Auseinandersetzungen als treibende Kraft.

Die Brüder Wille

N 20, Behmstrasse 1 (Ecke Badstrasse) – Treffpunkt

Nachzutragen in diesem Abschnitt über sozialistische Gegner bleiben zwei Rechtsanwälte, die auf sehr besondere Weise gegen die NS-Diktatur wirkten. Es



Gerhard Wille



Werner Wille

waren die Brüder Werner und Dr. Gerhard Wille. Beide standen einigen Hundert von Berliner Widerstandskämpfern juristisch zur Seite (siehe den Band über Mitte und Tiergarten) und repräsentierten mit anderen sozialdemokratischen Verteidigern, man denke an Dr. Ernst Fraenkel und Heinrich Reinefeld, die Stimme des Rechts inmitten der bedrückenden Gewalt.

Willi Zahlbaum (1914-2002) erinnert sich 1982:

«Ich sass wegen Widerstandes für die SAP in Haft, war durch die Verhöre der Gestapo-Bullen und die Brüllereien der Gefängnisbediensteten deprimiert und einsam.

Da wurde eines Tages die Zellentür geöffnet, ein freundlich blickender, junger Mann – Werner Wille – trat ein, lächelte mich an, sagte ‚Guten Tag‘ und gab mir sogar die Hand.

Wer nie in ähnlicher Situation war, kann sich nicht vorstellen, welche positive Wirkung es hatte, wieder als Mensch behandelt zu werden – und war es auch nur vorübergehend.»

Die Brüder Wille verteidigten nicht nur viele Berliner Sozialdemokraten und Sozialisten vor Gericht, sondern standen auch mit dem Exil-Vorstand der SPD in Prag in Verbindung, tauschten wichtige Informationen aus und bezogen Unterstützungsgelder. Beide wurden von der Gestapo und ihren Spitzeln mit grossem Argwohn beobachtet.

Besonders Werner Wille riskierte darüber hinaus sehr viel, denn er wirkte auch im Widerstand gegen das NS-Regime.

Er gehörte zu jener Rest-Gruppe von «Neu Beginnen» um Fritz Erler und Kurt Schmidt, die die Verhaftungswelle 1935/36 überstanden hatte und mit Förderung des Prager Exil-Vorstandes den Kontakt zur Gruppe «Deutsche Volksfront» aufnahm. Sie wurden dabei u.a. vom früheren Tegeler Gefängnispfarrer [Erich Kürschner](#) unterstützt; der Religiöse Sozialist hatte einen kleinen Kreis junger Juristen um sich ([Horst Emmelmann](#), [Georg Zimmermann](#) und [Erich Boehme](#)), die wiederholt bei Wille am Gesundbrunnen zu politischen Diskussionen zusammenkamen.

Als der Gestapo im Herbst 1938 der entscheidende Schlag gegen die Volksfrontgruppe ([Otto Brass](#), [Hermann Brill](#)) gelang – siehe den Schriftenband über Friedrichshain/Lichtenberg –, konnte [Werner Wille](#) buchstäblich in letzter Minute über die Hintertreppe entkommen. Auf abenteuerliche Weise schlug er sich schliesslich bis nach Amerika durch. In den USA engagierte er sich in der internationalen Emigrantenhilfe und stand vielen Notleidenden bei.

Sein Bruder Dr. Gerhard Wille blieb in Berlin zunächst unbehelligt, geriet aber im Krieg für mehrere Monate ins Gefängnis.

Im Zuge der Zerschlagung der «Volksfront» kamen zwei Weddinger Sozialdemokraten in Haft: Der 1933 entlassene Amtsrat [Dr. Heinrich Acker – 1946-1948](#) Bürgermeister von Berlin – und der frühere Parteisekretär der Berliner SPD [Adolf Holz \(1885-1945\)](#), der ein häufiger Gast im Lokal Voss in der Antwerpener Strasse 6 war (S. 78). Er verstarb am Kriegsende.

Eine Wohngemeinschaft des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK)

Adolfstrasse 19 (Balkonzimmer, 1. Stock) – Treffpunkt
Provinzstrasse 101 Wohnung von [Fritz Grob](#) (Berliner Leiter des ISK)

Der Internationale Sozialistische Kampfbund (ISK) orientierte sich an den Grundsätzen des Philosophen und Sozialisten [Leonard Nelson \(1882-1927\)](#). Im Gegensatz zu den Denkrichtungen des Marxismus ging die Gesellschaftslehre Nelsons von ethischen Forderungen aus, die den Menschen vor konkrete Aufgaben stellen sollten und ohne deren Erfüllung jede Bemühung um einen gesellschaftlichen Fortschritt ihren Wert verlieren würde.

Die Mitglieder des Kampfbundes zeichneten sich durch hohen Idealismus und grosses Engagement aus. Der ISK verlangte von seinen Anhängern den Einsatz der ganzen Persönlichkeit: Enthaltensamkeit (auch in sexueller Hinsicht) und ein gesundes Leben, das auf den Genuss von Alkohol, Nikotin und Fleisch verzichtete. Diese Verhaltensweisen stählten zwar den eigenen Willen, sie stellten im Verbund miteinander aber andererseits sehr starke Anforderungen an den Einzelnen. Schon allein dadurch blieb die Mitgliederzahl begrenzt. Dem ISK war diese Auslese wiederum sehr recht, denn er strebte keine Massenpartei an, sondern eine geistige Elite. Die Mitglieder des ISK waren entschiedene Gegner der Kirche (Freidenkerbewegung), des Nationalismus und Militarismus. Sie engagierten sich ganz besonders im Bildungs- und Erziehungsbereich, in dem gerade mehrere eindrucksvolle Frauen wie [Minna Specht](#) und [Maria Hodann](#) (spätere [Mary Saran](#)) hervortraten.

Im Norden der Stadt konzentrierten sich vor und nach 1933 über mehrere Jahre wichtige Aktivitäten und Anhänger der Gruppe:

In der Provinzstrasse 101 wohnte der Berliner ISK-Vorsitzende Fritz Grob, ein kleiner, aber ungemein agiler Mann, der schon im 1. Weltkrieg durch seine Unterstützung der Revolutionären Obleute (S. 8ff.) Erfahrungen in illegaler Arbeit gesammelt hatte.

Ende der 20er Jahre zogen angesehene Mitstreiter Grobs, darunter die Fürsorge-
rin Maria Hodann – frühere Frau des Arztes und Sexualaufklärers Dr. Max Ho-
dann – und der Pädagoge Julius Philippson in den Wedding, Adolfstrasse 19.
Nicht zu vergessen wirkte in Wedding [Fritz Schmidt](#) («Russland-Schmidt») als Re-
ktor der «weltlichen» Schule in der Pankstrasse 20/21 (S. 185ff.), dessen pädagogi-
sche Einrichtung von späteren ISK-Anhängern, darunter [Kurt Kulse](#) und [Renate
Hodann](#) (Rene Saran), besucht wurde.

[Kurt Kulse \(1912-1994\)](#) blickt 1984 zu-
rück:

«Ich wuchs am Gesundbrunnen auf, wo
jeder zweite damals [vor 1933] kommuni-
stisch eingestellt war. Die SPD wurde
nicht wegen ihres Bekenntnisses zur
Demokratie abgelehnt, sondern weil
man sie hier als zu lasch empfand. Zu-
nächst trat ich dem KJVD bei, doch die
Kommunisten stiessen mich durch ihre
Phrasen bald ab. Ich besuchte auch
Versammlungen der Anarcho-Syndikalis-
ten, doch die waren mir zu wirr.
Wohlthuend [unaufgeregt] war dagegen
die Atmosphäre bei einer ISK-Versamm-
lung in den Pharos-Sälen, wo man sich
auch mit anwesenden Kommunisten aus-
einandersetzte. Maria Hodann hatte eine
so feine Art mit der Stimme: ‚Ja, aber lie-
ber Genosse, wollen wir doch mal sachlich
reden!‘ (Stille).

Das vernunftmässige, rationale Argumentieren und die allgemeine politische
Orientierung auf die Einheitsfront liessen mich und meinen Bruder zu dieser
Organisation wechseln.»

[Mary Saran \(1898-1976\)](#) schreibt in «Gib niemals auf»:

«Der ISK bestand aus kleinen geschlossenen Gruppen ausgebildeter Mitglie-
der, die einander vertrauten und Standfestigkeit gegenüber Widrigkeiten und
Schwierigkeiten gelernt hatten. Darum war er in vieler Beziehung besser als
andere Organisationen auf die illegale Arbeit nach Hitlers Machtergreifung
vorbereitet. Der wichtige Anteil am Widerstand gegen die Nazis ist weithin
anerkannt. Dank seiner Struktur vermochte der ISK auch in der Emigration
Einfluss auszuüben, zuerst in Paris, dann in London. Er hatte beispielsweise
Geld, Veröffentlichungen herauszugeben, weil seine Mitglieder gewohnt wa-
ren, für die Organisation Geld zu verdienen. Viele von uns lebten in Gemein-
schaftshaushalten, was billiger war

1928 zogen wir – ein halbes Dutzend ISK-Mitglieder – in den Wedding um,
einen Arbeiterbezirk im Norden Berlins, den wir als die uns gemässere Um-
gebung betrachteten als das Hansa-Viertel im Westen, in dem wir vorher in
einer Gemeinschaftswohnung gelebt hatten. Als [meine Tochter] Renate von
ihrer ersten Tour [in Wedding] mit ihren geliebten Rollschuhen nach Hause
kam, weinte sie bittere Tränen:

‚Die Kinder sind hier so rau‘»



Der ISK verlangte seinen Anhängern einen hohen Einsatz ab, schon dadurch entstand eine gewisse Auslese, wie der folgende Zeitzeuge berichtet.

Kurt Mietke (1904-1997), der in der Stettiner Strasse aufwuchs, teilt 1983 mit:

«Zunächst bei den Jungsozialisten (S. 46) engagiert, deren Gesundbrunner Gruppe ich leitete, stiess ich in der zweiten Hälfte der 20er Jahre zum ISK. Es waren besonders die Vorträge von Dr. Max Hodann und die Diskussion über ‚Demokratie und Führerschaft‘ mit Fritz Grob* und Maria Hodann, die mich heftig bewegten.

Man wurde hart dadurch gefordert, gegen Alkohol, Rauchen und die Ehe eingestellt sein zu müssen. Besonders das sexuelle Problem war eine schwere Last. Aber man vertrat beim ISK die Auffassung, wer Familienrücksichten habe, könne nicht ganz in der Politik aufgehen, sei auch nicht so beweglich. Dies stimmte – besonders in der illegalen Zeit.»

* Kurt Kulse erinnert sich 1981, das in Fritz Grobs Wohnung ein grosses Lenin-Portrait hing, d. Verf.

Gegen Ende der Weimarer Republik war es das Ziel des ISK, den Sieg des Faschismus durch ein einheitliches Auftreten der Linksparteien zu verhindern. Diese politische Stossrichtung war den kleinen Gruppen der Arbeiterbewegung gemeinsam. Allerdings lehnten Anhänger der Roten Kämpfer und von Neu Beginnen die Neugründung von Parteien und dadurch die weitere Zersplitterung der Arbeiterbewegung strikt ab. Damit standen sie den Plänen der KPD(O), der SAP und des ISK scharf entgegen.

Demonstrativ trugen ISK-Mitglieder Abzeichen der KPD (Rote Fahne) und SPD (Eiserne Front) nebeneinander. Der hohen Einsatzbereitschaft dieser Menschen war es vermutlich zu verdanken, dass es der zahlenmässig kleinen Organisation gelang, eine eigene Tageszeitung («Funke») herauszugeben. Am 1. Januar 1932 erschien das erste Exemplar. Im Juli 1932 plakatierte der ISK einen «Dringenden Appell», doch bei den bevorstehenden Wahlen wenigstens eine gemeinsame Listenverbindung von SPD und KPD zustande zu bringen. Der Appell schloss mit der Mahnung: «Sorgen wir dafür, dass nicht Trägheit der Natur und Feigheit des Herzens uns in die Barbarei versinken lassen.» Am 12. Februar 1933 wurde der Aufruf erneuert. Fünf Tage später schien «Der Funke» wegen Verbots das letzte Mal.

Der ISK hatte im Gegensatz zu SPD-, aber auch KPD-Führungsspitzen die gewaltige Beschleunigung des «Faschisierungsprozesses» erkannt. Der Bund rechnete mit einer längeren Diktaturperiode und setzte den Kampf in der Illegalität fort. Um seine Anhänger und Freunde nicht zu gefährden, löste sich der ISK 1933 auf. Doch im Ausland knüpften emigrierte Anhänger des ISK, wie der frühere Sekretär Nelsons, Willi Eichler, Kontakte zur internationalen Gewerkschaftsbewegung. Deren antifaschistische Kampfschriften wurden von den Nelson-Bündlern im deutschen Untergrund verbreitet. Viele 1933 arbeitslos gewordene Mitglieder des ISK, unter ihnen mehrere Pädagogen und Erzieher, fanden eine Beschäftigung im Drei-Türme-Seifen-Vertrieb und in den vegetarischen Gaststätten, die der ISK in einigen Grossstädten unterhielt.

In Berlin wurde ein derartiges Speiselokal nahe dem Roten Rathaus – siehe den Schriftenband über Mitte/Tiergarten – eingerichtet und von **Ida Regeier** (damals **Krentier**) betrieben. Anfang 1934 zog auch **Fritz Grob** aus Sicherheitsgründen ins Stadtzentrum (Burgstrasse 3). Seine Tochter **Käthe Brunner** (S. 181) teilte dem

Verfasser 1981 mit, wie schwer es für sie war, dass der Vater verlangte, sie müsse den Kontakt zu früheren Schulfreunden (Gemeinschaftsschule Leopoldplatz) abbrechen (S. 181 f.).

Mit der Flucht [Maria Hodanns](#) und dem Wegzug Philipppsons wurde die ISK-Gemeinschaftswohnung in der Adolfstrasse aufgelöst, eine neue (Burgstrasse 3) trat mit anderer Zusammensetzung an ihre Stelle. Philipppson, neben von Rauschenplat zentrale Persönlichkeit der Widerstandsorganisation im Reich, wechselte häufig sein Quartier. Zuletzt wohnte er Kanzowstrasse 8 in Prenzlauer Berg.

[Kurt Kulse \(1912-1994\)](#) bemerkt 1981 zur Untergrundarbeit:

«Wie ein roter Faden zog sich durch alle schriftlichen Dokumente und Protestmaterialien des ISK die Warnung:

„Hitler will den Krieg“

Das war das Leitmotiv unserer illegalen Propaganda. Darüber hinaus bestand das Ziel der Kaderarbeit: Jeder schaffe eine neue illegale Kleingruppe. (Ich habe es leider nicht erreicht.)

Bei der jüdischen Genossin [Dora Jeremias](#), Philippstrasse 20 (nahe der Charité), konnte ein Exemplar der ‚Sozialistischen Warte‘ eingesehen werden. Einige Flugblätter im Kleinformat auf Dünndruckpapier, so dass man sie [im Gefahrenfall] aufessen konnte, bewahrte ich bei mir, Swinemünder Strasse 34, in einem Kellerversteck auf.

Unsere Gruppen waren überlegt aufgebaut, falls jemand verhaftet wurde, konnte er wenig aussagen. Ich kannte natürlich Grob, Philipppson und Rauschenplat [als Führungspersonen], aber ansonsten nur die Mitglieder meiner Fünfer-Gruppe: die Reinickendorfer Georg Bischoff, Otto und Alexander Scaruppe, dann meinen Bruder Werner sowie Fritz Lorenz aus Hennigsdorf.»

[Georg Bischoff \(1910-1945\)](#), stammt wie Kurt Kulse ursprünglich vom Gesundbrunnen und leitete dort bis 1933 die «Naturfreunde»-Gruppe Humboldthain.

Der frühere Berliner Leiter [Fritz Grob \(1896-1981\)](#) schreibt 1947:

«Die illegale Arbeit von ISK-Mitgliedern begann im Herbst 1933 mit der Verteilung von Flugblättern. Sie brachte uns sehr früh Verhaftungen und Verluste. Nach einer Pause lief die Arbeit wieder an. Flugblätter bekamen wir aus dem Auslande. Anderes stellten wir selber her, zum Beispiel kleine Plakate von Handflächengrösse. Mit selbst hergestellten Linoleumschnitten druckten wir auf gummiertem buntem Papier verschiedene kurze Texte, die wir an glatte Flächen und Glasscheiben klebten. Ein Genosse entwarf eine Münze in Grösse eines Talers mit Hakenkreuz und Stiefelabsatz auf der einen Seite und mit dem Text

„Der Sozialismus ist der Friede, Hitler ist der Krieg“

auf der anderen Seite.

Ein Modell wurde graviert und mein Vater formte und goss in meiner Küche davon eine Form ab, mit der wir dann, nachdem sie abermals sachgemäss graviert war, achtzig Abgüsse in Hartmetall herstellten und zur Verteilung brachten. Die Fortsetzung dieser Arbeit wurde durch meine Verhaftung gestört. Wir hatten zum 1. Mai 1935 900 Flugblätter verschickt und verteilt... »

Die kleine Gruppe Entschlossener entfaltete gerade in der illegalen Propaganda grosse Aktivitäten. Kurt Mietke, der mit Fritz Dönch, Julius Philippson, Hellmut von Rauschenplat (d.i. Fritz Eberhard), Kurt Regeier und Fritz Grob tätig wurde, erläutert: «Wir haben Flugblätter verbreitet, warfen sie aus dem fahrenden S-Bahnzug oder liessen einen Packen durch den Zug der Luft aufwirbeln.»

Mit derartigen Aktionen im Wohnbereich war der ISK recht erfolgreich. Doch ausgerechnet in dem einzigen Betrieb, in dem der ISK einen gewissen Zugang zur Arbeiterschaft hatte, kam es zu unglücklichen Verwicklungen.

Zum 1. Mai 1935 brachte die Widerstandsgruppe mehrere Hundert antinazistische Flugblätter in Berlin in Umlauf, was zunächst auch ohne entdeckt zu werden, organisiert werden konnte. Durch den Erfolg offenbar übermütig geworden, begann der junge Otto Scaruppe in seiner Firma hervorzutreten. Er wurde sofort von einem nazistischen Kollegen denunziert. Als die Gestapo bei Scaruppe Haussuchung vornahm, fand sie mehrere Untergrundschriften. Nach harten Verhören und der Drohung, den lungenkranken Vater ebenfalls festzunehmen, gestand der Verzeifelte.

Im Abstand von einigen Tagen wurden daraufhin mehrere ISK-Anhänger, besonders aus dem Norden Berlins, verhaftet. Die meisten hielten sich an die interne Abmachung, alles beim Verhör abzustreiten und herauszubekommen, was die Gestapo weiss.

Doch welche Verhörqualen mancher Eingekerkerte erdulden musste, beschreibt im Folgenden ein Zeitzeuge, der nicht verurteilt, sondern lediglich 1935 einige Tage «vernommen» wurde.

Kurt Mietke (1904-1997), der bereits 1934 kurz vorgeladen worden war, blickt 1983 zurück:

«An einem Morgen holte man mich von der Arbeitsstelle (Gaswerke am Mühlendamm) und brachte mich zur Prinz-Albrecht-Strasse (Gestapo).

Ich wurde masslos verprügelt. Man wusste hinterher nicht mehr, ob man Mann oder Frau war. Mir wurden mehrere Zähne ausgeschlagen Untergebracht war ich dann in einer Zelle mit zwölf Mann, darunter Zeugen Jehovas und Gewerkschaftern. Alle waren blutverschmiert, an vielen Stellen der Zelle lag Auswurf....

Grossen Respekt hatte ich vor einem katholischen Geistlichen, dem sie beim Verhör das halbe Ohr abgerissen hatten. Er betrat unsere Zelle, sprach kein Wort des Jammerns, sondern setzte sich zum Gebet hin.

In der Nacht vom Sonntag zum Montag kam ich frei – mit angebrochenen Rippen und rausgeflogenen Zähnen. Als ich mir mit der Hand über den Schädel fuhr, gingen mir die Haare aus. Seit der Zeit bin ich am oberen Kopfteil kahl.»

Zum weiteren Lebensweg des Ingenieurs, der 1937 zum Siemens-Konzern ging, siehe den Schriftenband über Spandau, d. Verf.

Weil es Fritz Grob durch Geschick beim Verhör gelungen war, die Verbindung zum Exil, ja überhaupt den Zusammenhang mit dem ISK und die Herstellung der Münzen, zu verheimlichen, konnte er jene harten Strafen unterlaufen, mit denen seine politischen Freunde (S. 98) schon wenige Jahre danach bedacht wurden.

Das Kammergericht Berlin verurteilte am 5. Januar 1936 Fritz Grob zu drei Jahren Zuchthaus, Alexander Scaruppe zu 2½ Jahren, Georg Bischoff, Paul Bohnhardt und Kurt Kulse zu je zwei Jahren; mit je zwei Jahren Gefängnis bestraft wurden Fritz Lorenz und Otto Scaruppe, Werner Kulse mit 1¼ Jahren. Erich Irmer kam frei. (Siehe auch den Schriftenband über Pankow/Reinickendorf.)



Fritz Grob (Foto oben) ergänzt 1959 über die tatsächliche Grösse des illegalen Kreises:

«Ich hatte mit vier Gruppenleitern zu tun und in jeder Gruppe waren etwa fünf Mitarbeiter. Es wurden nicht alle Angehörigen der Gruppen verhaftet. Wenn so viele Freisprüche erfolgten, so war das überraschend für mich. Zum Umstand, dass in der Anklageschrift der ISK kaum eine Rolle spielt und lediglich von einer «Einheitsfront» die Rede ist, die Grob ins Leben rufen wollte, führt der Zeitzeuge aus:

«Der Gestapo war die Bedeutung des ISK zu diesem Zeitpunkt [1935] nicht bekannt. Der Name Einheitsfront ist in dem Prozess ‚Scaruppe und andere‘ wahrscheinlich im Verlauf der Verhöre von der Gestapo positiv so geprägt worden bei der Erforschung der Ziele der Arbeit. Ich habe ihn stillschweigend akzeptiert, weil es mir so recht war, und der ISK dabei eben übergegangen wurde. Die Frage einer Verbindung zum ISK als treibende Kraft wurde im Zeitpunkt des Prozesses nicht erörtert.»

Julius Philippon

Während ihre Freunde in Gefängnissen und Zuchthäusern sassen, setzten der Volkswirt **Dr. von Rauschenplat** und der Pädagoge **Philippon** den Untergrundkampf fort. Wegen seiner jüdischen Herkunft war Letztgenannter besonders gefährdet, aber auch der Wissenschaftler riskierte einiges: Als gegen ihn 1933 ein Haftbefehl erlassen wurde, nahm er den Namen **Fritz Eberhard** an und legte ihn nie mehr ab. Der in Dresden geborene Sozialist und Humanist lebte von Beginn der NS-Machtergreifung bis zu seiner erzwungenen Emigration (1937) illegal in Deutschland, unternahm viele Reisen im Inland, um die Widerstandsarbeit der ISK-Gruppen zu organisieren, fuhr wiederholt auch in gefahrvoller Mission ins Ausland, um Schriftenmaterial, darunter die «Reinhart-Briefe», zu besorgen.

Fritz Eberhard (1896-1982) bemerkt 1975 über die Zielsetzungen der ISK-Arbeit:

«Wir waren uns in der Organisation des ISK und anschließenden Gewerkschaftsgruppen (U.S.G., Unabhängige Sozialistische Gewerkschaften), die sich dann gründeten, über die Ziele, die wir anstrebten, einig:

1. *Information*: Informationen beschaffen, sammeln, weitergeben, mündlich und gedruckt, denn aus der deutschen Presse konnte sich ja niemand über die wirklichen Tatsachen im In- und Ausland unterrichten.
2. *Propaganda*: versuchen, den Gegnern des Systems Mut zu machen, ihnen zeigen, dass auch andere dagegen sind; klarmachen: Hitler bedeutet Krieg. Diese Parole hatte die SPD in den letzten Wochen der Weimarer Republik allgemein ausgegeben.
3. *Störung der Nazis*: die Nazis in ihrer Arbeit stören, wo es uns mit kleinen Kräften ohne Gefährdung möglich war; die Propaganda ‚ein Volk, ein Führer‘ und ‚alles ist Volksgemeinschaft‘ durch kleine Taten mindestens widerlegen und später nach Möglichkeit die Arbeit in Rüstungsbetrieben stören.
4. *Selbstabsicherung*: uns selber gegen plötzliches Einschreiten der Gestapo und Verhaftung absichern.

Kurt Kulse berichtet 1981, dass er schon wenige Wochen nach der Entlassung aus der Strafhaft und anschließenden (etwa) siebzehn Tagen zusätzlicher Verhöre auf dem Polizeipräsidium von Philippson Ende Juli 1937 durch einen Mittelsmann zu einer Aussprache gebeten wurde.

Kurt Kulse weiter:

«Philippson und ich trafen uns in der Leipziger Strasse vor dem damaligen Luftfahrtministerium. Es war abends und die Strasse ziemlich leer, so dass wir uns unbeobachtet unterhalten konnten. Philippson erzählte von der illegalen Arbeit [‚Hakenkreuz am Galgen‘] in der Zwischenzeit und machte den Vorschlag, dass wir uns in etwa einem halben Jahr über weitere illegale Arbeit unterhalten sollten, an der ich teilnehmen sollte.»

Doch Kulse gab unter Hinweis auf seine ihn noch immer bedrückenden Hafterlebnisse – er hatte siebzehn Monate lang im Zuchthaus Plötzensee im Haus der Todeskandidaten gelegen und Schreckliches miterlebt – Philippson keine Zusage.

Und diese Haltung rettete ihn schon bald vor dem nächsten Prozess, denn Philippson wurde am 5. August 1937 verhaftet. Der «nicht-arische» Sozialist durchlitt grausamste Verhöre. In seinem Kalender war auch ein Treffen mit einem «ku-ku» eingetragen. Kommissar Urban von der Staatspolizei entschlüsselte die Abkürzung als Kurt Kulse und lud den Genannten zum Alexanderplatz vor. Doch die übereinstimmenden Schilderungen der früheren Begegnung – und der darin erfolgten Ablehnung illegaler Tätigkeit – durch Kulse und Philippson rettete den Weddinginger.

Foto unten: Julius Philippson (Bildmitte)



Kulse erfuhr über **Philipppson** schweres Schicksal:

«Ganz besonders hatte Urban dann darauf hingewiesen, wie schwer Philipppson es ihm bei der Vernehmung gemacht hatte. Philipppson hätte immer nur etwas zugegeben, wenn man es ihm einwandfrei beweisen konnte. Urban hätte Philipppson gegenüber die grösste Hochachtung, ... [obwohl der] Jude ist, erklärte er. Diese Äusserung von ihm sollte ich aber sofort vergessen, und wenn er erfahren würde, dass ich das weitererzählte, hätte es für mich schwere Folgen.»

Philipppson nahm nicht nur in diesem «Fall», sondern grundsätzlich alle Schuld auf sich. Wohl nur seine hohen Kriegsauszeichnungen retteten ihn (vorerst) vor dem Todesurteil. Der Volksgerichtshof sprach am 5. Dezember 1938 eine lebenslange Haftstrafe aus. Viereinhalb Jahre hielt man Philipppson danach in verschiedenen Zuchthäusern gefangen. Am 22. Mai 1943 deportierte man ihn ins KZ Auschwitz, wo er schon im Sommer des Jahres ermordet wurde.

Durch Eberhards Flucht (1937) und mehrere Prozesse gegen Philipppson und seine Freunde (1938) ruhte die Untergrundtätigkeit des ISK in Berlin für mehrere Jahre.

Ida und Kurt Regeier erinnern sich 1958 gegenüber Dr. H. J. Reichhardt:

«Mit der grossen Verhaftungswelle von 1937/38 hörte die illegale Arbeit faktisch auf. Die nur kürzere Strafen verbüssenden Genossen fanden sich im Krieg zwar in loser Form zusammen, ohne aber wieder aktiv illegal tätig zu werden.»

Im Herbst 1944 besuchte die 1937 emigrierte Genossin [Änne] Kappius, aus der Schweiz kommend, den in Berlin noch vorhandenen Kreis, um zur aktiven Arbeit in der Schlussphase des Krieges aufzufordern.
Leider geriet sie in Berlin an den Gestapospitzel Gerda Weil ...»

Daraufhin kam es im Dezember 1944 zur Verhaftung mehrerer Kontaktpersonen der Kurierin Änne Kappius: **Ida Lippmann** (spätere **Regeier**), **Heinz Scheer** und **Fritz Grob** aus Berlin, **Heinrich Düker** und seine Frau aus Göttingen sowie **Berta Turnier** aus Hannover. Kurt Regeier (Foto S. 186) konnte bis Kriegsende untertauchen (siehe den Schriftenband über Neukölln).
Für Fritz Grob war eine besonders verzweifelte Situation entstanden.

Fritz Grob, der im Juni 1938 aus dem Zuchthaus entlassen wurde, schreibt 1947:

«Ende 1940 erlitt meine Frau im Alter von 47 Jahren einen schweren Schlaganfall, der den rechten Arm und das rechte Bein völlig gelähmt liess und auch eine gewisse Sprachstörung herbeiführte. Mit dieser Sorge für einen hilflosen Menschen belastet, traf es mich besonders schwer, als ich infolge Spitzeltätigkeit im Ausland Ende 1944 wegen Empfangs von illegalen Kurieren aus der Schweiz mit anderen Genossen erneut verhaftet und ins KZ Sachsenhausen gebracht wurde, ohne dass meine Angehörigen eine Nachricht hatten, wo ich mich befand. Am 21. Juni 1945 kehrte ich aus Schwerin gesund zurück ... »

(Fritz Grob kämpfte 1945/46 gegen die Vereinigung von SPD und KPD und wirkte später längere Zeit als DGB-Vorsitzender in Wedding.)

Linke Opposition (Leninbund/Internationale Linksopposition)»

Nicht nur die KPD, sondern auch ausgeschlossene innerparteiliche Strömungen (S. 99) waren von wiederholten Spaltungen geprägt. Einen ganz besonderen «Sektenkrieg» lieferten sich die zahlreichen Vertreter des linken Parteiflügels. 1928 zunächst noch im Leninbund/Linke Opposition unter dem Pädagogen **Hugo Urbahns** vereint (darunter 800 Berliner), trennte sich davon 1930 eine von Trotzki geförderte «Vereinigte Linke Opposition», die sich dann wiederum in zwei Strömungen spaltete. Die eine, von Schwalbach und Landau geführte Richtung ist uns als «Funke»-Gruppe bereits aus dem Arbeiterwiderstand in Wedding vertraut (S. 27ff.), die andere spielte dagegen im Bezirk eine untergeordnete Rolle, ist aber durch die Person Walter Nettelbecks (S. 99f.) mit einem wichtigen Funktionär vertreten.

Nachdem die trotzkistischen Richtungen einen Sonderweg gewählt hatten, sank die Bedeutung des «Leninbundes» in Berlin. Urbahns hatte zuletzt noch etwa dreissig bis fünfzig Anhänger in der Stadt. Doch selbst aus dieser kleinen Schar, die an die Bedeutung der Trotzki-nahen Organisation nicht heranreichte, entwickelten sich nach 1933 Widerstandsinitiativen – siehe die Schriftenbände über Kreuzberg und Prenzlauer Berg/Weissensee –, die nicht übersehen werden dürfen, zumal ihre Vertreter in mehreren Prozessen zur Verantwortung gezogen wurden.

Der Generalstaatsanwalt beim Kammergericht führte in seiner Anklageschrift vom 8. Februar 1936 gegen **Kurt Tzschentke** (Wedding) und andere Leninbündler aus:

«Die Bestrebungen des Lenin-Bundes sind daher hochverräterischer Natur. Er unterscheidet sich lediglich in den Mitteln und der Organisation von der KPD, nicht aber im hochverräterischen Ziel. Er ist letzten Endes eine Auffangorganisation der KPD für die dieser Splittergruppe angehörenden Kommunisten.»

Leninbund

N 65, Kiautschoustrasse 2 – «Einheitsfrontverhandlungen» bei Kurt Tzschentke

Der Weddinger Buchhalter [Kurt Tzschentke \(1903-1968\)](#), von 1930 bis 1932 Betriebsratsmitglied in der Firma «Nord und Süd» (Einkaufsgenossenschaft), stand nach 1933 mit dem illegalen Leiter des Leninbundes, [Dagobert Kleppel](#), in Verbindung und bezog von diesem Untergrundmaterial. Eine Schrift gab Tzschentke an den Arbeiter [Hermann Niebergall](#) weiter, über den der Leninbund schliesslich Kontakt zum Steindrucker [Paul Grünefeld](#), einem führenden Funktionär des UB Gesundbrunnen der KPD (S. 140) erhielt. Zwischen Grünefeld und Kleppel wurde für den 9. November 1935 eine Aussprache über Perspektiven der Zusammenarbeit in der Wohnung Tzschentkes, Kiautschoustrasse 2, arrangiert. Kleppel referierte und sparte dabei nicht mit kritischen Anmerkungen.

Aus der o.g. Anklageschrift vom 8. Februar 1936:

«Er [d.i. Kleppel] warf die Frage auf, ob die Massnahmen der KPD immer richtig gewesen seien und was die Ursache dazu gewesen sei, dass in der Arbeiterbewegung so viele verschiedene Strömungen entstanden seien wie Sozialdemokraten, Kommunisten, Trotzlisten, Leninisten und andere. Er ging bei seinen Erörterungen von der Gründung der KPD aus, streifte den Heidelberger Parteitag und sprach von der demokratischen Periode in Deutschland von 1918 bis 1933. Als er zu den einzelnen Parteien dieser Periode Stellung nehmen wollte, erschienen die Beamten der Staatspolizei und nahmen ihn samt Tzschentke und Grünefeld fest.»

Alle drei wurden in getrennten Verfahren verurteilt. Tzschentke erhielt als Hauptangeklagter eines Prozesses gegen Berliner Leninbund-Anhänger ein Jahr und neun Monate Zuchthaus. 1943 musste er zur Strafeinheit 999, konnte aber überleben. (Er schloss sich später der SED an.)

«Internationale Linksopposition»

N 65, Glasgower Strasse 21 – Wohnung von Walter Nettelbeck

Der in Krefeld geborene Journalist [Walter Nettelbeck \(1901-1975\)](#) war 1931 als Gegner der Diktatur Stalins von einer Studienreise durch die Sowjetunion zurückgekehrt. Nach seinem Ausschluss aus der KPD näherte er sich im Herbst 1933 der kleinen Berliner Gruppe der trotzkistischen «Internationalen Linksopposition» an, die das Zentralorgan «Permanente Revolution» herausgab.

Aufgrund theoretischer Differenzen spaltete sich die Gruppe. Nettelbeck wurde im Frühjahr Repräsentant der Mehrheitslinie von etwa vierzig Personen. Man bemühte sich um die Bildung einer Einheitsfront, besonders mit der Sozialistischen Arbeiterpartei (S. 82), und konzentrierte sich auf Zirkelarbeit und Berichterstattung



im Ausland über die politischen und sozialen Zustände in Deutschland. Im September 1935 musste Nettelbeck auf Beschluss der Auslandsleitung ins Exil nach Frankreich. Dort war er verantwortlich für die Verbindung zu illegalen trotzkistischen Gruppen im Reich. Bei Kriegsausbruch wurde er interniert und im September 1940 durch deutsche Organe verhaftet. 1942 verurteilte ihn der Volksgerichtshof wegen Vorbereitung zum Hochverrat – bis 1934 in Deutschland, danach im Ausland – zu sechs Jahren Zuchthaus. Bis Kriegsende litt Walter Nettelbeck im KZ Sachsenhausen.

(Von 1946 bis 1966 wirkte er für die SPD als Sozialdezernent in Krefeld.)

Walter Nettelbeck

KPD(O)

Auf Initiative von Mitgliedern der Kommunistischen Partei Deutschlands (Opposition) – einer «rechten» Abspaltung der KPD aus dem Jahre 1928 (S. 17 und 272) – hatte sich in Berlin eine überparteilich zusammengesetzte gewerkschaftliche Widerstandsgruppe gebildet. Sie besass in verschiedenen Berliner Grossbetrieben illegale Kader und stellte in der Weddingener Schulstrasse 55 (Hinterhof bei [Willi Bölke](#)) Untergrundmaterial her, so das Organ «Der Metallarbeiter» mit Berichten und Materialien. Besonders dem Versuch des NS-Regimes, durch manipulierte «Vertrauensrätewahlen» entscheidenden Einfluss bei der betrieblichen Arbeiterschaft zu erlangen, wirkte man durch die Verbreitung unterdrückter Nachrichten erfolgreich entgegen. (Siehe den Schriftenband «Schöneberg/Tempelhof».)

Nicht weit entfernt vom o.g. Quartier in der Schulstrasse lag in der Liebenwalder Strasse in einer Kohlenhandlung eine Auslieferungsstelle für Schriftenmaterial. Erst 1937 gelang der Gestapo der entscheidende Schlag gegen die Untergrundgruppe. Verhaftete (darunter der Reichskurier) wurden grausam gequält. Der Volksgerichtshof verhängte gegen die Hauptangeklagten hohe Zuchthausstrafen, denn die illegale Organisation wurde als besonders gefährlich angesehen. Durch die Verschwiegenheit seiner politischen Freunde blieb der Weddingener Arbeiter Willi Bölke unverhaftet.

FAUD (Anarcho-Syndikalisten)

Abschliessend sei an den Stellmacher [Walter Brodhagen](#) (*1892), Bornemannstrasse 8, und den Werkzeugmacher [Ernst Schwantes](#) (1897-1965), Brunnenstrasse 195, erinnert. Beide gehörten der anarcho-syndikalistischen FAUD – siehe ausführlich den Band «Köpenick/Treptow» – als Weddingener Funktionäre an. Weil sie Beträge und Spenden kassiert und Untergrundmaterial verbreitet hatten, erhielten sie vom Berliner Kammergericht im Februar 1938 («Schwaiba und andere») Strafen von jeweils zweieinhalb Jahren Zuchthaus bzw. eineinhalb Jahre Gefängnis. Nach der Haft mussten sie sich bis 1945 vierzehntäglich bei der Polizei melden. Beide trugen Gesundheitsschäden davon.

(Mehrere frühere Anarcho-Syndikalisten stiessen zur Gruppe «Funke», S. 31, 36.)

Kommunistische Partei Deutschlands

Ein Symbol wechselt seine Farbe

«Ein Gespenst geht um in Europa», mit diesen bekannten Worten seiner berühmtesten Programmschrift beschwor Karl Marx zur Mitte des 19. Jahrhunderts die dem Bürgertum drohende Gefahr revolutionärer kommunistischer Erhebungen.

Im Herzen des «roten Berlin», der legendären KPD-Hochburg Wedding, ging im Frühjahr 1933 ein ganz anderes und sehr viel realeres «Gespenst» um: das der Gegenrevolution; ihre Wegbereiter hiessen Einschüchterung, Überrumpelung und blanker Terror.

Schon mit wenigen harten Massnahmen erreichte es die NS-Bewegung, die seit Hitlers Ernennung zum Reichskanzler (30. Januar 1933) im Besitz staatlicher Macht war, durch die Umformung eines Teils ihrer Bürgerkriegsarmee (SA) zur «Hilfspolizei» und zahlreiche Sondergesetze im Schatten des Reichstagsbrandes (27. Februar 1933), ihren Einfluss systematisch auszubauen. Solchem Zangenriff vermochten sich viele nur noch durch die Flucht zu entziehen. Besonders aus der Ebert-Siedlung flohen zahlreiche Intellektuelle, Juden und Künstler (S. 320f.).

Das «Ermächtigungsgesetz» vom 23. März 1933 – von der SPD abgelehnt, die KPD war bereits faktisch verboten – besiegelte scheinbar legal die in der Realität schon weitgehend vollzogene Abschaffung der demokratischen Verfassung. Das Kabinett der «nationalen Konzentration» konnte über ihre Gegner auf der politischen «Linken», die unter dem Vorwand der «Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» als angebliche «Staatsfeinde» aus Behörden und öffentlichen Einrichtungen geworfen wurden (S. 25), triumphieren.

Besonders nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933, die bereits unter Manipulierungen, Drohungen und Übergriffen abließ, brach der Terror des neuen Regimes mit einer in Deutschland bisher unvorstellbaren Bestialität über Tausende Wehrloser herein.

Die Schnelligkeit und Radikalität des Prozesses kamen einem politischen Erdbeben gleich.

Das Staunen, das Entsetzen, mit dem Gegner der Hitler-Bewegung Augenzeugen dieser Ereignisse wurden, steigerte sich ins viele Lähmende, als realisiert wurde, wie selbst im Lager der alten Arbeiterbewegung nicht nur Einzelne, sondern ganze Gruppen, häufig RFB-Spielmannszüge, über Nacht zur SA bzw. NSDAP überliefen.

Es handelte sich dabei weniger um qualifizierte, gewerkschaftlich geschulte Facharbeiter, sondern meist um unteres, desorientiertes Proletariat, erniedrigte und verzweifelte Menschen, beobachtete der RGO-Funktionär [Hans Burckhardt](#) (S. 133), der 1933 in der Pankstrasse 77, nahe der Kösliner Strasse wohnte. So richtig diese Analyse sein mag: Trotzdem blieb alles unvorstellbar.

[Ernst Golgowski \(*1915\)](#) blickt 1981 zurück:

«Ich wohnte in der Reinickendorfer Strasse 44. Um die Ecke lagen Kösliner und Weddingstrasse, wo der Rote Frontkämpferbund im ‚Sängerheim‘ seinen zentralen Treffpunkt besass. Hier kamen die härtesten Kämpfer der Kommunisten zusammen. Diese Menschen hatten irgendwie einen Doppelcharakter: Als Kameraden waren sie charakterlich beeindruckend, fest, aber sie hatten eine fanatische politische Gesinnung.



Als die SA [ganz] kurz nach der ‚Machtergreifung‘ erstmals durch die Kösliner Strasse (Foto oben), dem Inbegriff des ‚roten Wedding‘, wo mindestens aus jedem zweiten Fenster die rote Fahne hing, zog, wurden sie [noch] mit Flaschen und Nachttöpfen beworfen.

Bald setzte der Terror ein:

Die Reinickendorfer Strasse wurde im Frühjahr 1933 zwischen Schul- und Scheererstrasse abgesperrt, Menschen gruppenweise aus den Wohnungen geholt [S. 26]. Ich habe mich damals sehr gewundert, wie viele man verhaftete. Nicht alle waren Funktionäre.»

Zwischen Mitte Februar 1933 – siehe dazu die Aussagen von [Benno Biebel](#) (S. 103) – und etwa Mitte März 1933 veränderte sich das gewohnte Bild, das die Kösliner lange geboten hatte, ins radikale Gegenteil: NS-Fahnen über NS-Fahnen hingen nun aus den Fenstern.

[Ernst Golgowski](#) (*1915) ergänzt 2001:

«Als ich die Veränderungen in der Kösliner Strasse sah (wir wohnten um die Ecke), wollte ich es erst gar nicht glauben: Das konnte doch nicht möglich sein! Es war zuerst ein riesiges Erstaunen, dann eine grosse Enttäuschung. Man zweifelte plötzlich an sich selbst.

Ja, alles war ein Schock. Man hatte doch angenommen, gerade in der Kösliner Strasse dürfte wegen des Widerstandes kein Stein mehr auf dem anderen stehen bleiben. Und dann das!»

Der frühere leitende Rotsport-Funktionär (S. 127) [Rudi Rothkamm \(1906-1983\)](#), Hussitenstrasse 34, teilt 1959 gegenüber [Dr. H. J. Reichhardt](#) mit:

«Die KPD-Führung war Anfang der 30er Jahre weitgehend verbürgerlicht und unfähig, die Arbeiterschaft zu revolutionären Aktionen aufzurufen. Zudem ist sie wohl auch Schuld daran, dass sie durch ihre verfehlte Einschätzung der Lage der Sowjetunion und der Komintern völlig falsche Informationen geliefert hat. So war noch 1934 in der Öffentlichkeit die Meinung weit verbreitet, die Anhängerschaft und die Mitglieder der NSDAP rekrutieren sich ausschliesslich aus dem Bürgertum.

Nach [meiner] ... Schätzung gingen etwa 20% der Mitglieder, vor allem vom RFB, zu den Nazis; rund 50 bis 55% blieben passiv, dagegen waren wohl 30% bereit, auch illegal gegen den Faschismus zu arbeiten. Im Laufe der Zeit schrumpfte aber die Zahl der Illegalen erheblich zusammen ... »

[Maria Lehmann \(*1909\)](#), 1933/34 Weissenseer Mitarbeiterin der Bezirksleitung der Roten Hilfe um Hans Seigewasser, bemerkt 2000:

«1929 habe ich kurze Zeit beim Pol.Ltr. der Zelle Kösliner Strasse gewohnt, ein sehr netter Genosse. Er hiess Sievers oder Siebert. Um so erschütterter war ich 1933, als in der Kösliner Strasse lauter NS-Fahnen aus dem Fenster hingen. Ich sah es selbst und war äusserst desillusioniert. Diese Enttäuschung!»

Terror im Arbeitermilieu

Funktionäre, die in den verschiedenen Stadtvierteln des Bereichs Wedding-Gesundbrunnen aktiv waren, geben ihre unvergessenen Erfahrungen aus dem Jahre 1933 wieder und versuchen damit, den Umbruch im Alltag des Arbeiterbezirks zu verdeutlichen.

[Benno Biebel \(*1911\)](#) erzählt 1998:

«Ich bin gelernter Installateur und wohnte damals Reinickendorfer Strasse 24. Dem KJVD gehörte ich seit 1928 an und übte dort mehrere Funktionen aus ... Im Februar 1933 wurde ich ... Pol.Ltr. des UB Nord (Wedding/Reinickendorf) ...

Die Wahlkämpfe im März 1933 ermöglichten kaum noch eine legale politische Tätigkeit. Vieles wurde erschwert und eingeschränkt ...

Entgegen jenen Geschichtsliteraturdarstellungen, die berichten, die KPD sei 1933 seit längerer Zeit auf die Illegalität vorbereitet gewesen, muss gesagt werden: Es gab keine organisierten Massnahmen zur Sicherung der Mitglieder und Kader der KPD bzw. des KJVD sowie der Massenorganisationen.

So wurden allein in Berlin in der Nacht des Reichstagsbrandes 1.500 Menschen verhaftet, darunter führende Genossen, die man in ihren *legalen* Quartieren festnahm.

[Mitte] Februar 1933 unternahm die SA mit 1.200 Mann einen einschüchternden Marsch durch den Wedding, wobei [durch Schlägertrupps] der Hakenkreuzfahnengruss erzwungen wurde.

Am 17. Februar antwortete der KJVD mit einer Strassendemo durch Max- und Schulstrasse Richtung Nauener Platz. Dort hielt ich eine kurze Ansprache. Vor dem Aufgreifen zerstreute sich alles.»

In der Woche darauf, am 23. Februar 1933, wurde die KPD-Bezirksgeschäftsstelle in der Weddingstrasse von der Polizei besetzt und geschlossen.

Heinz Passow (1913-1995) beschreibt 1988 letzte Wahlkampfaktivitäten:

«Ich bin aufgewachsen und politisch geprägt im Arbeiterbezirk Wedding, wir wohnten Brüsseler Strasse, nahe den Pharus-Sälen ... »

Ein Agit.-Prop.-Einsatz führte Passow zum Arbeitsamt Nord (Nordufer): «Hier, am Nordufer, starteten wir auch die Parole ‚Wählt Liste 3‘ zur Märzwahl 1933. Es war drei Tage vor dem Wahltag. Um zehn Uhr morgens war schon alles mit schwarzer Farbe übermalt. Am Sonnabend in der Nacht vor der Wahl strichen wir mit Weiss auf die schwarze Farbe noch einmal die Parole. Damit hatte keiner gerechnet. Ausserdem hatten die Strassenreiniger am Wahltag, der ein Sonntag war, ja Feiertag.

Etwa um elf Uhr kam ein SA-Sturm und machte bei einem Riesenandrang von Passanten der Parole den Garaus ... »

Erwin Reisler (1911-1996), damals beim RFB-Nord aktiv, erinnert sich 1993:

«Mir und anderen KPD-Genossen wurde nach 1945 – so beispielsweise auf einer Tagung der Universität Greifswald – wiederholt vorgehalten, dass sich die deutsche Arbeiterbewegung bzw. die KPD 1933 nicht zur Wehr gesetzt hat. Doch man muss sich rückblickend das ‚Gemüt‘ [der breiten Masse] und die Lage der Kommunisten vor Augen halten: Der 1. Mai 1929 hatte viel zur Vertiefung der Spaltung der Arbeiterparteien beigetragen, zudem drückte die soziale Not. Die Verzweiflung, mit kleiner Arbeitslosenhilfe auskommen zu müssen, zeigte politische Auswirkungen. Die Masse der Arbeitslosen war zermürbt, kaputt und hoffnungslos. Drei Jahre hockten sie [perspektivlos] in Hinterhofquartieren – das machte es uns Funktionären – Trepp auf, Trepp ab agitierend – schwer, diese Menschen für Demonstrationen im Lustgarten zu gewinnen.

„Hungerdemonstrationen“ wurden nur noch abends abgehalten und von Berufstätigen durchgeführt! Die drückten in grossen Lebensmittelgeschäften wie Reichelt die Scheiben ein. Arbeitslose brachten es dabei gerade noch fertig, nach den herumliegenden Wurstzipfeln zu greifen.»

Die allgemeine Verfolgung im Jahre 1933 schildert auch Reislers Freund:

Heinz Tietz, ein RFB-Mann vom Gesundbrunnen, schreibt 1969:

«Anfang 1933, nach dem Reichstagsbrand [27. Februar], verstärkte sich der Terror der SA gegen uns besonders, wobei sich der Sturm 17 (Lokal Grahn, Usedomer Strasse, ‚Lokal zur Post‘), dem wir besonders gut bekannt waren, besondere Mühe gab.

So wurde festgelegt, dass sich einige Kameraden des 4. Zuges [RFB-Nord] aus Berlin entfernen sollten. Etwa zehn Kameraden gingen Ende März bis Mitte April 1933 in den Freiwilligen Arbeitsdienst nach Michaelsdorf b. Barth. Als ich Anfang April 1933 aus der Wohnung verhaftet wurde – im ‚Völkischen Beobachter‘ stand darüber ein Artikel – und in die Maikäferkaserne [Chausseestrasse Nr. 95-98] gebracht wurde, wo man mich in der Nacht wieder frei liess, fasste ich den Entschluss, ebenfalls dorthin zu gehen. Bestärkt wurde dieses durch die Tatsache, dass ich erfuhr, dass ein SA-Kommando in [meiner] ehemaligen Wohnung, ... Strelitzer Strasse, aus der wir im Dezember 1932 gezogen waren, erschienen war, um uns zu holen ... »

Wie Heinz Tietz früheren Schulkameraden, die inzwischen der SA angehörten, aus dem «Kiez» als Kommunist bekannt war, so erging es im Frühjahr 1933 unzähligen Weddinger Arbeitern. (Der RFB-Gruppenleiter Karl Bartel floh vor dem Terror nach Zepernick, geriet durch die Denunziation Willi Seifferts (S. 109) aber doch in Haft.) Quartiere, die als besonders «rot» verrufen waren, wurden systematisch durchsucht.

Kurt Gardei (*1921), dessen Brüder sich im Arbeitersport profilierten (S. 127ff.), teilt 1996 mit:

«Aufgewachsen in einer ausgesprochenen Arbeitergegend, dem Gesundbrunnen, wo besonders die Putbusser Strasse *die* Strasse der Kommunisten war, erlebte ich den Terror der neuen Machthaber...

Es war etwa im Sommer des Jahres als die neugebildete SA-Hilfspolizei mit einem Handwagen durch die Strassen zog und bei ihnen bekannten ‚Linken‘ sozialistische bzw. ‚zersetzende‘ Literatur aus deren Wohnungen holte, etwa Werke des Sexualaufklärers Magnus Hirschfeld.

Dabei kam es bei uns, Graunstrasse 36, zu einem Handgemenge. **Fritz Reitzki**, der im Hinterhaus wohnte, wurde derartig bedrängt, dass er vom Balkon auf den Hof stürzte [S. 34f]. Gegenüber in der Graunstrasse 10 wohnte der bekannte und aktive RFB-Anhänger ‚Fritz Moskau‘, der mehrere Hausversammlungen und Mieteraktionen durchgeführt hatte. Er war eher ein intellektueller Typ, stets mit der Aktentasche unterwegs. Nun traute er sich nicht mehr nach Hause, blieb verschwunden [siehe unten].

In der Demminer Strasse sperrte SA Reichsbanneraktivisten im Schulgebäude ein. Von der SPD-Familie Knopke inhaftierte man den Vater.

Nach und nach zeichneten sich im Kiez Veränderungen ab. In der Armeleute-Gegend, in der es [vor 1933] zu Plünderungen und Mundraubaktionen gekommen war, gab es 1933 nicht wenige Überläufer vom RFB zur SA/ NSDAP. Aber bei uns in der Graunstrasse überwogen die NS-Gegner, doch viele resignierten, andere wiederum wurden durch positive Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt gefangen.»

Der von **Kurt Gardei** eben genannte Funktionär «Fritz Moskau» (d.i. Fritz Goslar) zählte zur Gauführung des Roten Frontkämpferbundes, dem mit der Person des früheren Stadtverordneten **Hermann Scheffler** (Foto nebenan) und dem Leiter des bezirklichen RFB-Untergaus, Hermann Fenske, zwei weitere Weddinger angehörten.

Sowohl Moskau als auch Scheffler wurden 1933 bestialisch von der SA ermordet. Moskau, der jüdischer Herkunft war, starb im «Prinzenpalast» (s. S. 24), zu Tode gefoltert, Scheffler im Polizeikrankenhaus an den Folgen von Misshandlungen. (Fenske blieb viele Jahre eingesperrt und kam erst 1939 aus dem KZ frei.)

An der Föhrrer Brücke wurden 1933 im Abstand weniger Monate die entstellten Leichen der Arbeiter **Wilhelm Drews** und **Richard Herbst** angetrieben.



Richard Seiffert (1906-1983) – S. 17 – beschreibt weitere Terrorstätten:

«Im Lokal Lehmann, Tegeler Strasse [38], wurden im Keller Menschen schwer von der SA gefoltert. Es gab zwei Tote, darunter ein jüdischer Fichtesportler. Ich entzog mich den Massenverhaftungen, indem ich nach Moabit zu einem unwissenden SA-Mann für ein halbes Jahr in Untermiete ging. 1933 kam es auch zu mehreren Wahlmanipulationen, denn es wurden potentielle ‚Nein-Stimmer‘ vor Wahlen verhaftet und ins Gefängnis am Alexanderplatz gebracht.»

Margarete Fischer geborene Schönicke (*1910) blickt 1994 auf Ereignisse im westlichen Teil des Bezirks zurück:

«1931 wurde ich Org.Ltr. der Wohnpartei zelle Ebert-Siedlung» (S. 17f.), zu der neben diesem modernen Wohnbaukomplex auch mehrere umliegende Laubenkolonien wie Rehberge, Möwensee, Nachtigalplatz sowie jene im Umfeld der BVG-Siedlung (Müller- und Londoner Strasse) zählten. Dort wohnten viele Arbeiter, darunter an der Swakopmunder Strasse unsere Familie, Bruno Schönicke. Auch die Schauspielerin Lotte Loebinger lebte hier.

Nahebei befand sich eine Barackensiedlung für Arbeitslose, wo die KPD zahlreiche Anhänger besass. Gerade dort liefen 1933 viele Arbeiter zum NS über. Auch in der Kösliner Strasse war es so. In den Laubenkolonien hielt sich die KPD [politisch] länger.

Da ich im November 1932 am BVG-Streik teilgenommen hatte, war ich den Nazis 1933 bekannt. Es kam häufig zu Durchsuchungen. Ich arbeitete illegal mit dem früheren Reichstagsabgeordneten August Creutzburg [1892-1941] zusammen, dem ich (nach der Swakopmunder Strasse) ein neues Quartier besorgt hatte. Ich schrieb für ihn Untergrundschriften und half bei deren Verbreitung. Creutzburg setzte sich im Januar 1934 ab [und wurde 1941 in der UdSSR umgebracht].

Aufgrund der in der Siedlung sehr eifrig illegal arbeitenden Schwalbach-Gruppe (S. 27ff.), die meinem damaligen Mann (H. Lippkow), der wie mein Vater zu den Linkskräften ausserhalb der KPD neigte, immer Material zusteckte, und wohl auch, weil ein ehemaliger Genosse der Kolonie ‚Möwensee‘ zur SA übergelaufen war und viel Schaden anrichtete, gerieten wir alle im März 1934 in Haft. Mein Kind war gerade sieben Monate alt.

Vater kam nach Oranienburg, er wurde im Oktober entlassen, Mutter schon zuvor. Mich sperrte man ins KZ Mohringen, erst am Jahresende erfolgte aufgrund der ‚Hindenburg-Amnestie‘ meine Entlassung.»

Aus Sorge um die drohende Illegalität hatte die KPD-Bezirksleitung (Berlin-Brandenburg, Grenzmark-Lausitz) im Herbst 1932 gewisse Vorbereitungen getroffen: Beispielsweise wurden im Stadtteil Soldiner und Freienwalder Strasse – einschliesslich Steeger- und Grüntaler Strasse bis zur Osloer – die Strassenzellen (insgesamt etwa siebzig Mitglieder) verkleinert, funktionäre und zuverlässige Mitglieder besonders erfasst, die Beitragskassierung umgestellt und der Druckapparat für das «Soldiner Echo» verlagert. Doch entscheidende Hemmnisse blieben, berichtet im Folgenden ein dort Verantwortlicher.

Franz Ziegels (1908-1983), vom UB Nord 1933 als Instrukteur im o.g. Gebiet um die Soldiner Strasse eingesetzt, äussert sich 1959 gegenüber Dr. H. J. Reichhardt:

«Als im Februar 1933 die ersten Verhaftungen und nach dem Reichstagsbrand eine wahre Terrorwelle über die KPD hinwegging, zeigte es sich, dass die getroffenen Vorbereitungen für die Illegalität nicht ausreichten. Der illegale Apparat funktionierte zunächst nur sehr mangelhaft. Die illegale Arbeit geschah nur auf Weisungen des UB. Ein Hauptfehler in der konspirativen Technik war, dass sie getragen wurde von Funktionären, die sich von früher her persönlich kannten. So war die Gefahr, dass bei einer Verhaftung der Betreffende alle ihm bekannten Genossen unter [der] Folter angeben könnte, ausserordentlich gross.»

Franz Ziegels geriet Ende Juli 1933 in Haft. Er wurde im Prozess «Merckel und Genossen» (S. 109) am 9. Juni 1934 freigesprochen, d. Verf.

Frühe Untergrundleitungen (1933)

Der illegale Apparat der KPD in Wedding wurde mehrmals umstrukturiert, anfänglich war er mit dem nördlichen Nachbarbezirk Reinickendorf eng verbunden.

In dessen Ortsteilen Borsigwalde, Tegel und Wittenau lagen zahlreiche grosse Betriebe, Hunderte Wedding-er Arbeiter strömten täglich dorthin.

Es war also keine künstliche Konstruktion, dass die beiden genannten Bezirke 1933 im UB Nord zusammengefasst waren. Und doch, im Jahr der NS-»Macht-ergreifung« erwies sich dieser Apparat offensichtlich als zu gross und zu schwerfällig. Er wurde aufgeteilt in die Unterbezirke Wedding-West (mit Reinickendorf-West) und Wedding-Ost (mit Reinickendorf-Ost). Während sich diese Gebietsgliederung in Wedding bis Mitte der 30er Jahre hielt, wurde Reinickendorf 1934 wieder herausgelöst und zu einem eigenständigen Unterbezirk zusammengefasst. (Dass er sehr bemerkenswerte Untergrundaktivitäten entfaltete, belegt der entsprechende Schriftenband dieser Reihe.)

Der KPD-Funktionär **Erich Dey** (UB Wedding-West) berichtet (1948), dass bereits im April 1933 ein Treffen leitender Kader im Lokal Fenn - Ecke Reinickendorfer Strasse hochging und dabei der Pol.Ltr. **Walter Weiss**, der Org.Ltr. **Herbert Bartsch**, der BL-Instrukteur «**Hans**» (**Johannes**) **Fischer** sowie **Edmund Kloss** und eben Dey festgenommen wurden.

Doch der Verfolgungsapparat steckte noch in den Anfängen: Das Reichsgericht (6. Strafsenat) sprach **Fritz Hirth**, Liebenwalder Strasse 8, und **Walter Weiss**, Oudenarderstrasse 28, schliesslich am 1. Dezember 1933 aus Mangel an Beweisen frei. Der Buchhalter **Johannes Fischer** (S. 131), Malplaquetstrasse 7, wurde diesmal gerichtlich nicht belangt, aber im Herbst 1935 wegen seiner Verbindungen zum «AM»-Apparat (S. 108/109) erneut festgenommen und erst im Mai 1945 aus dem KZ befreit.

Eine lückenlose Rekonstruktion der Namen aller (oft nur kurzzeitig) verantwortlichen Politischen bzw. Organisatorischen Leiter im Norden Berlins 1933/34 ist nicht mehr möglich. Doch verhilft uns der Blick in die Akten eines Strafverfahrens vor dem Berliner Kammergericht (Anklageschrift vom 2. August 1934 gegen Karl Hennig und Genossen) zu Einblicken in die illegale Arbeit im Frühsommer 1933. Sämtliche Angeklagten sassen seit dem 29. Juni 1933 in Untersuchungshaft, wurden aber erst im Januar 1935 wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt:

Schmied Karl Krause,	N 65, Türkenstrasse 19	2 Jahre Zuchthaus
Arbeiter Hermann Hähnel,	NW 87, Alt-Moabit 44	2 Jahre Zuchthaus
Arbeiter Fritz Baierl,	N 20, Pankstrasse 60	1¾ Jahre Zuchthaus
Schuhmacher Fritz Gabbe,	Neu-Bötzow, Bahnstrasse 95	2 Jahre Zuchthaus
Student Zoltan Benkö,	N 65, Hennigsdorfer Strasse 1	1½ Jahre Gefängnis
Arbeiter Anton Koza,	N 65, Gottschedstrasse 1	1½ Jahre Gefängnis
Tischler Wilhelm Horrey,	N 65, Neue Hochstrasse 19	1½ Jahre Gefängnis
Arbeiter Wilhelm Heinrichs,	N 31, Stralsunder Strasse 65	1 Jahre Zuchthaus
Studentin Maria Hirsch,	N 20, Gotenburger Strasse 5	2 Jahre Zuchthaus
Arbeiter Wilhelm Paepke,	N 65, Reinickendorfer Strasse	1½ Jahre Gefängnis
Schriftsetzer Werner Böhnke,	N 20, Freienwalder Strasse 30	2 Jahre Zuchthaus

Das Urteil vom 29. Januar 1935 hebt hervor:

«Durch Verbreitung gefälschter und entstellter Nachrichten und Gräuelmärchen, durch Aufhetzung des Volkes gegen die Träger der nationalsozialistischen Revolution und gegen die Regierung, durch Verherrlichung der Zustände in der Sowjet-Union sucht sie [die KPD] den Massen die Überzeugung einzuhammern, dass der gewaltsame Umsturz das einzige Mittel zur Besserung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse sei. Über die Methoden für diese Hetzarbeit bestehen genaue Anweisungen Danach soll die Regierungspresse diskreditiert, eine aufrüttelnde Agitation gegen den Terror entfaltet werden, Lohnforderungen und Proteste sollen geltend gemacht und mit SPD-Arbeitern diskutiert werden. In den Betrieben, auf der Strasse und in den Häusern sollen die Presseerzeugnisse der KPD, die Zellen- und Häuserblockzeitungen und Streuzettel verbreitet werden ... »

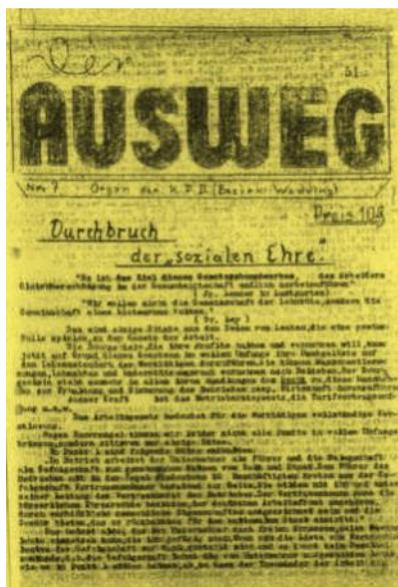
Neben der Verbreitung «hochverräterischen» Schriftguts und der Sammlung von Geldern zur Finanzierung der illegalen Arbeit wurde den Angeklagten vor allem die Herstellung eines organisatorischen Zusammenhalts, also der Aufbau eines konspirativen Apparates, vorgeworfen.

Und darüber muss die Geheime Staatspolizei gute Kenntnisse gehabt haben. Denn es heisst sehr offen im genannten Urteil: «Der Polizei war bekanntgeworden, dass am 13. Juni 1933 am Bahnhof Buch in Berlin ein sogenannter Treff früherer KPD-Funktionäre stattfinden sollte.» Dabei anwesend waren die Pol.Ltr. des UB 13 (Wedding-West), [Karl Krause](#), und des UB 23 (Tegel-Heiligensee-Borsigwalde), [Hermann Hähnel](#), sowie der Org.Ltr. des UB 11 (Gesundbrunnen), [Fritz Baierl](#). Des Weiteren erschienen der frühere Reichstagsabgeordnete [Karl Olbrysch \(1902-1940\)](#), der Instrukteur der Berliner Bezirksleitung [Rudolf Brassart](#) und der Pol.Ltr. des UB 12 (Wedding-Ost), der Zimmermann [Karl Hennig](#) (Kolonie Schönholz).

Während Olbrysch und Brassart (1905-1983) vom Volksgerichtshof am 20. November 1934 als Spitzenfunktionäre zu drei bzw. zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurden, trennte die NS-Justiz [Karl Hennig \(1897-1976\)](#) aus dem Kammergerichtsverfahren gegen Krause und Hähnel ab und strengte einen gesonderten Prozess gegen ihn an. (Urteil: 2 Jahre Zuchthaus)

Die Verhaftung der genannten UB-Leiter am 13. Juni 1933 führte in der Folge zur Festnahme von 25 weiteren Weddinger Funktionären. Es entkam zunächst der Org.Ltr. des UB Wedding-West, [Alfred Perl](#). (Der Maschinenbauer erhielt 1936, in einem späteren Verfahren, eine zehnjährige Haftstrafe.)

Es erleichterte die Ermittlungen der Politischen Polizei erheblich, dass es ihr gelungen war, in den Besitz von Untersuchungsprotokollen des sog. Gegner-Appa-



rates – Teil des «AM»-Geheimapparates – der KPD zu kommen, der nach den Ursachen der Verhaftungen am 13. Juni 1933 geforscht hatte und dabei Namen und geheime Funktionen akribisch festhielt.

So wurde es dem UB-Ltr. Wedding-West, Karl Krause, eben nicht abgenommen, dass es sich bei der Zusammenkunft in Buch um «Kleingarten-Interessenten» gehandelt habe. Er wurde nicht allein als Unterbezirksleiter enttarnt, sondern stand im dringenden Verdacht, Nachfolger von Hanna Sandtner (Stockholmer Strasse 31) – «einer berühmten Kommunistin» – zu werden, die als Mitglied der Berliner Bezirksleitung die Nordbezirke betreute, aber mittlerweile schwer erkrankt war. (Die Stadtverordnete und Reichstagsabgeordnete Sandtner konnte entfliehen, wurde aber später – S. 321 – in Österreich wegen politischer Tätigkeit zu achtzehn Monaten Kerker verurteilt.)

In engem Zusammenhang mit dem o.g. Prozess gegen mehrere leitende Funktionäre des UB Nord stand das Kammergerichtsverfahren «Merckel und Genossen» (11 Personen), einem Folgeprozess, in dem am 9. Juni 1934 relativ milde Urteile gesprochen wurden. So erhielt der hauptangeklagte Werkzeugmacher Erich Merckel, Exerzierstrasse 27, der als Org.Ltr. des UB 11 (Gesundbrunnen) eng mit der Pol.Ltr. Maria Hirsch (s.o.) zusammengearbeitet hatte, lediglich 1½ Jahre Zuchthaus. Im Gegensatz zum freigesprochenen Franz Ziegels (S. 107), der den verurteilten UB-Kassierer Otto Noack als Quelle der Gestapo vermutete, gibt Merckel 1946 an, ein Kurier namens Seiffert (S. 105) habe sich als heimlicher Informant der Politischen Polizei bei der illegalen KPD betätigt. Insgesamt drehten sich die Vorwürfe um Schriftenverbreitung und Beitragskassierung bis August 1933 sowie im Falle der Angeklagten Erich Merckel (1903-1972) und Paul Traugor (1902-?) auch um Tätigkeiten für den «Gegner»-Apparat.

Das genaue Studium der Justizunterlagen führt uns zu einem Opfer des Terrors im Sommer 1933. Heisst es doch, Nachfolger der verhafteten Pol.Ltr. Maria Hirsch sei der «inzwischen verstorbene» Funktionär Ewald Vogt (1905-1933) gewesen.

Dieser ehemalige Betriebsrat vom Walzwerk Hennigsdorf war am 20. August 1933 im KZ Columbia-Haus ermordet worden. (Seine Vorgängerin [Maria Hirsch](#), die jüdischer Herkunft war, konnte nach der Strafverbüßung ins Ausland entkommen und dadurch überleben.)

Ein anderes Strafverfahren des Berliner Kammergerichts (Urteil vom 22. Juni 1933 gegen Klawns und Genossen) beleuchtet die illegale Arbeit leitender Funktionäre in Reinickendorf-Ost, ein Gebiet, das, wie wir bereits bemerkten, 1933 organisatorisch zum UB Wedding-Ost gehörte. Er lag in den Händen des erfahrenen Kommunisten [Walter Klawns \(1905-1986\)](#). Klawns stützte seine Untergrundaktivitäten auf seine Genossen [Krämer](#), [Lubczyk](#), [Weber](#), [Urban](#), [Wagenknecht](#) und vor allem auf den Weddinger Arbeitersportler (Wander-Paddelverein-Havel) [Heinz Passow](#) (Provinzstrasse 117), der von den linken Sportfunktionären [Paul Knorr](#) (S. 170) und [Paul Junius](#) (S. 168) für die KPD gewonnen worden war.

[Heinz Passow \(1913-1995\)](#) erinnert sich:

«Ich erhielt von Franz [= Walter Klawns] den Auftrag, vier Zellen wieder aufzubauen und diese alle in meiner Nähe. Darin lag der erste grosse Fehler. Zugleich hatte ich den Auftrag, die ‚Rote Hilfe‘ als Betreuungsorganisation für die politischen Gefangenen mit diesen Zellen zu verbinden. Ich besuchte damals die Abendschule der Höheren Technischen Lehranstalt Berlin und arbeitete am Tage als Steinsetzer. Daneben schaffte ich es, die vier Zellen in ca. drei Monaten wieder ins Leben zu rufen. Natürlich blieb nicht aus, dass alle Zellenangehörigen wussten, wo ich wohnte und in diesem Bereich Fichtesportler lebten, die mich auch schon kannten. Offiziell galt ich als Kassierer und Kurier. Ich hatte den Vertrieb der illegalen Zeitung ‚Der rote Norden‘, den Verkauf von ‚Rote-Hilfe-Marken‘ sowie das Kassieren der Partei- und RGO-Beträge.»

Anfang Januar 1934 führte eine Eifersuchtsaffäre im Arbeitermilieu dazu, dass Name, Anschrift und Funktion von Heinz Passow bekannt wurden. Bei seiner Verhaftung gelang es dem Arbeitersportler zwar, Dünndruckzettel mit Informationsmaterial verschwinden zu lassen, doch der Verschleppung ins SA-Heim Schönholz konnte er nicht entgehen. Dort fand man unter seinen persönlichen Dingen (hinter einer Briefmarke in der Brieftasche versteckt) eine Namensliste.

Heinz Passow: «Bei jedem [Namen] erscholl das Wort ‚Kommune‘ von irgendeinem SA-Mann. Und jedes Mal, wenn das Wort ‚Kommune‘ fiel, schlug man mir in das Gesicht. Plötzlich ging die Tür auf und Gustav Krämer und Erich Urban wurden gebracht. Dann schwärmten die SA-Männer aus und holten die anderen Genossen.»

Der kleine, unscheinbare Sturmführer der SA-Schönholz, Kubick, liess zur Einschüchterung der Verhafteten einen bereits gefolterten Gefangenen – ein in die o.g. Eifersuchtsaffäre verwickelter Arbeiter – hereinführen:

Heinz Passow:

«Zwei SA-Leute vom Sturm Schönholz, die selbst beide ganz blass aussahen, zogen am Hemd, aber das war wie mit dem Körper zusammengewachsen. Als es Kubick nicht schnell genug ging, stiess er die Degenspitze in das Hemd und riss es mit aller Gewalt nach oben. Ein weiterer Mann der Feld-

polizei half dabei. Das Hemd sah aus wie ein fast schwarzes bis dunkelrotes Stück steifen Stoffes und zeigte mit dem getrockneten Blut nach oben wie eine Fahne. Das Gesäss war als solches nicht mehr zu erkennen, sondern sah aus wie ein grosser, roter Blumenkohl, aus dessen Rosen jetzt nach dem Abriss des Hemdes das rote Blut sickerte.»

Der SA-Führer stiess wiederholt den Degen in das geschundene Gesäss, bis sein Opfer schliesslich ohnmächtig umfiel. Als letzter der illegalen Gruppe wurde der Leiter, **Walter Klaws**, gebracht. Passow: «Von uns allen ... bekam ... Walter Klaws die meisten Tritte und Schläge im SA-Heim.»

Danach kamen die Gefangenen in den Gestapo-Keller Prinz-Albrecht-Strasse und das KZ Columbiadamm. Noch im Januar 1934 erfolgte ihre Einlieferung in das Polizeipräsidium (Alexanderplatz). Als die Gruppe dem Vernehmungsrichter vorgeführt wurde, trug Walter Klaws noch einen Verband. Am 22. Juni 1934 erging im Kammergerichtsprozess «Klaws und Genossen» dann das Urteil gegen die Reinickendorfer. Die Strafen lagen zwischen drei Jahren Zuchthaus und 1½ Jahren Gefängnis.

Die Angeklagten bewiesen bei der Verhandlung grosse Tapferkeit: Beispielsweise antwortete der alte Reinickendorfer Kommunist **Paul Lubczyk** auf die Frage des Richters, ob die Gruppe ihre illegale Zeitung «Der rote Norden» überhaupt loswurde: «Wie warme Semmeln». Diese Aussage brachte ihm prompt 2/2 Jahre Zuchthaus ein. Der minderjährige Angeklagte Wagenknecht lehnte es ab, sich als «jugendlichen Mitläufer» freisprechen zu lassen und erhielt daraufhin 1½ Jahre Gefängnis. Walter Klaws und **Heinz Passow** bekamen die höchste Strafe, drei Jahre Zuchthaus. Klaws wurde nach Verbüsung der Haft nicht freigelassen, sondern im Januar 1937 erneut der Gestapo vorgeführt. Von dort «durfte» der Geschwächte zu Fuss zu seiner Ehefrau, die am S-Bhf. Bornholmer Strasse wohnte, nach Hause gehen. (Schon Mitte 1938 griff die Politische Polizei wieder nach ihm. Er wurde erst 1945 aus dem KZ befreit.)

Paul Lubczyk hatte es gewagt, aus dem Zuchthaus heraus eine Anzeige wegen der erlittenen Misshandlungen zu erstatten. Daraufhin verschleppte man ihn nach Verbüsung seiner Haft bis 1939 ins KZ. 1944 ermordeten ihn Unbekannte.

(**Heinz Passow** wurde 1942/43 zur Strafeinheit 999 eingezogen. In Griechenland nahm er führend an einem Aufstand teil. Nach der Befreiung lebte Heinz Passow zunächst in der DDR, wo man den Unbequemen wegen angeblicher «Agententätigkeit» 1951-1953 inhaftierte.)

Gegenüber den bereits genannten leitenden UB-Mitarbeitern kamen die Verantwortlichen von Strassenzellen noch vergleichsweise milde davon.

Am 9. Januar 1934 zog das Reichsgericht (Leipzig) vier Weddingener zur Verantwortung, die zur «revolutionären Massenarbeit» unter Polizeibeamten aufgerufen hatten:

Arbeiter Hugo Weisskopf	Liebenwalder Strasse 5	Zehn Monate Gefängnis
Arbeiter Gustav Raabe	Liebenwalder Strasse 8	2¼ Jahre Gefängnis
Werkzeugmacher Karl Ziem	Liebenwalder Strasse 7	1¾ Jahre Gefängnis
Kraftwagenführer Richard Borchers	Liebenwalder Strasse 8	2¼ Jahre Gefängnis

Sie hatten im Februar 1933 die beiden Flugblätter «Die roten Schupozellen an das rote Berlin» und «Arbeiter, bewaffnet Euch» verbreitet, wobei Borchers und Raabe als treibende Kräfte enttarnt wurden, was nicht zuletzt auf die Aussagen «des Zeugen Schallock», eines früheren Mitverschwörers, zurückzuführen war.

Da das Reichsgericht in Leipzig mit diesen und anderen eher weniger bedeutenden Untergrundaktivitäten zunehmend belastet wurde und das NS-Regime generell mit der für zu milde gehaltenen Rechtsprechung dieser Justizbehörde (man denke an den «Reichstagsbrandprozess» mit seinen Freisprüchen für Dimitroff und andere) nicht einverstanden war, wurden die politische Strafjustiz bzw. die dafür zuständigen Organe völlig umorganisiert:

Seit 1934 zog der Volksgerichtshof (VGH) nur Hauptverfahren an sich, die Masse der Folgeprozesse behandelte das Berliner Kammergericht, dem andernorts das Landgericht entsprach.



Im Arbeiterviertel um die Brotfabrik Wittler

N 65, Maxstrasse (Brotfabrik Wittler)

Nördlich vom Nettelbeckplatz lagen sehr dicht gedrängte Arbeiterviertel, in der die Weddinger KPD bis 1933 auf eine grosse Anhängerschaft rechnen konnte. Dazu zählten nicht allein (östlich der Reinickendorfer Strasse) Kösliner und Weddingstrasse, sondern auch auf der gegenüberliegenden Seite der Reinickendorfer Strasse jene Gegend um die Brotfabrik Wittler (Maxstrasse) herum, die sich bis zur Schulstrasse erstreckte.

Organisatorisch dem Unterbezirk Wedding-West der KPD zugeordnet, die dort ihr Untergrundorgan «Der Ausweg» verbreitete, war es der junge, parteilose Arbeitersportler Ernst Golgowski, der in diesem Gebiet 1933/1934 starke Aktivitäten entfaltete.

Ernst Golgowski (*1915) blickt 1981 zurück:

«Dem lärmenden und etwas derben Milieu der Kösliner und Weddingstrasse mit seinem RFB-Zentrum ‚Sängerheim‘ stand ich stets mit innerer Reserve gegenüber.

Enttäuscht von der Haltung der Führungen der Arbeiterparteien, entschloss ich mich 1933 aus eigenem Handeln dem NS-Terror etwas entgegenzusetzen.



Gertrud Eichhorn (spätere Thiele)



Ernst Golgowski

Ich empfand es als moralische Verpflichtung, gegen das Unrecht anzugehen.

Anfänglich verbreitete ich mit Freunden aus dem Arbeitersport illegales Material, das aus dem Ausland kam, darunter das begehrte ‚Braunbuch über den Reichstagsbrand‘ [S. 23f.].

Ein geeigneter Treffpunkt mit Kurieren und zum Austausch von Kurzinformationen war das belebte Rummelplatzgelände neben dem [alten] Weddinger Rathaus. Später war auch der Zeitungskiosk von [Heinz Köchling](#), einem älteren und besonnenen Funktionär, ein wichtiger geheimer Umschlagplatz am Nettelbeckplatz.

„Der ‚Ausweg‘ wurde vermutlich in der Schererstrasse auf einer Druckmaschine (Wachsplatte) hergestellt und hatte maximal vier Seiten Umfang. Pro Ausgabe erschienen circa 100 Exemplare. Sie wurden an uns bekannte Arbeiterfamilien in der Gegend um die Brotfabrik Wittler verteilt. In den Betrieb selber gelangte nichts hinein. Einige Päckchen Schriften konnte ich zeitweise bei einem Friseurgeschäft in der Schulstrasse, etwa drei bis vier Häuser nach dem Leihhaus (Ecke Reinickendorfer Strasse) deponieren.“

Wegen der Verbreitung des «Ausweg» wurden wiederholt Weddinger festgenommen. (Am 14. September 1934 verurteilte die NS-Justiz im Prozess Preuss deswegen auch 15 Personen aus Reinickendorf-West.)

Im August 1934 verhandelte das Berliner Kammergericht gegen sechs Personen, die in den Monaten Januar und Februar festgenommen worden waren, unter ihnen die Buchhalterin Gertrud Eichhorn (S. 155), nicht verwandt mit dem früheren USPD-Polizeipräsidenten Berlins (1919) Emil Eichhorn. Als Kurierin der Bezirksleitung erhielt sie mit zweiundeinviertel Jahren Zuchthaus die Höchststrafe. (Kontakte zu Golgowski hatte sie verschwiegen.) Ihre Mitarbeiter bzw. Unterverteiler [Karl Sass](#) und [Richard Awiszus](#) bekamen je eineinhalb Jahre Zuchthaus,

Hans Baase ein Jahr und neun Monate Gefängnis, Erwin Muchow ein Jahr und drei Monate, Wilhelm Awiszus neun Monate Gefängnis wegen Beihilfe. (Richard Awiszus kam 1937 an den Folgen von Misshandlungen ums Leben.) Gut ein halbes Jahr nach diesem Justizverfahren fand im Februar 1935 erneut ein Kammergerichtsverfahren statt. Hauptangeklagter war der Arbeiter Ernst Golgowski aus der Reinickendorfer Strasse 44. Dramatische Wochen lagen bereits hinter dem jungen Arbeitersportler.

Ernst Golgowski (*1915) fährt 2001 fort:

«Als ich am 1. November 1934 nach einem illegalen Treffen auf dem Rummelplatz, das bereits beobachtet worden war, schliesslich auf dem Leopoldplatz abends festgenommen wurde, nahm ich das mit einer Mischung aus Angst und Erleichterung auf. Angst, weil ich nicht wusste, welche Gefahren mir drohten. Erleichterung, weil die nervliche Anspannung der letzten eineinhalb Jahre endlich vorbei war.

Nach dem ersten Verhör am Alexanderplatz führte man mich am nächsten Tag über die Müllerstrasse, um dort vermeintliche Mitverschwörer, die mich ansprachen, zu verhaften.

Um beim Verhör überzeugend zu sein und Freunde nicht zu verraten, hatte ich Wichtiges meiner illegalen Arbeit – wie durch Autosuggestion – aus dem Gedächtnis ‚ausgeschaltet‘. Man schlug mir die Zähne aus, aber ich schwieg, wie ich es mir geschworen hatte. Als die Überstellung in die SA-Folterhöhle Hedemannstrasse drohte (frühere Opfer hatten uns in Wedding von den furchtbaren Quälereien dort berichtet), war ich zum Selbstmord entschlossen.

Man hatte mich bereits beim Verhör einmal überrumpelt, plötzlich die Tür geöffnet, Heinz Köchling präsentiert, und ich gab zu, ihn zu kennen.

Nun auch noch zur Hedemannstrasse wäre zu viel für mich gewesen! Mit zwei kleinen Nägeln aus Schuhen wollte ich mir die Pulsadern durchtrennen. Ich sass bereits im Wagen zum Abtransport bereit, da wurde ich, wohl weil man mich beim ‚Verhör‘ noch brauchte, wieder rausgeholt.

Am Tag darauf wollte ich mich aus Angst, Freunde doch noch zu belasten, im Baderaum erhängen. Und da war es (neben einem anderen Kameraden) gerade Heinz Köchling, der mich davor bewahrte. Der besonnene und erfahrene Mann machte mir deutlich, es sei nur ausschlagegebend, was man vor Gericht aussage. Ich solle dort klarmachen, dass ich durch Schläge und Tritte gezwungen worden war, ihn zu beschuldigen.

So geschah es dann, und Köchling wurde freigelassen.»

Golgowskis Anprangerung von Misshandlungen ist gerichtlich belegt (S. 144)

Mit Rücksicht auf sein Alter erhielt Ernst Golgowski, der zur «Tatzeit» keine neunzehn Jahre alt war, am 23. Februar 1935 «nur» dreieinhalb Jahre, sein Mitverschwörer Hermann Kiekeben, Hennigsdorfer Strasse 10, dagegen vier Jahre Zuchthaus, der Schneider Karl Weiss, Triftstrasse 46, wegen Anfertigung von Zeichnungen für Untergrundschriften zweieinhalb Jahre Zuchthaus. Der Arbeitsbursche Hans Werner, ein Jahr jünger als Golgowski, kam als Minderbelasteter mit einem Jahr Gefängnis davon.

Im Jahr darauf (21. Februar 1936) verurteilte das Kammergericht im Verfahren gegen Kurt Ackermann, Otto Wachlin, Gertrud Fischer und andere den Hauptangeklagten Arbeitersportler Ackermann, der am 13. Juni 1936 Ruheplatzstrasse 23 festgenommen worden war, zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus. Er vermutet (im Rückblick), aufgrund von Aussagen Kiekebens ein halbes Jahr beobachtet wor-

den zu sein, bis man ihn festnahm. Doch den Herstellungsort und die geheime Poststelle konnte die Gestapo immer noch nicht ermitteln.

Kommunistischer Jugendverband

N 65, Reinickendorfer Strasse 24 – Wohnung von Benno Biebel

Der Kommunistische Jugendverband (KJVD) war neben mehreren Fichte-Arbeitersportinitiativen (S. 120ff.) die zweite grosse Nebenorganisation der KPD, aus der der illegalen Partei immer wieder neue aktive Kader zuwuchsen.

Dies zählte besonders, weil durch den NS-Terror und zahlreiche Überläufer der Rote Frontkämpferbund (mit einst 1.200 Anhängern) – von einer kleinen Gruppe (S. 131) abgesehen – weitgehend ausfiel und der betriebliche Einfluss 1933 ohnehin gering war. (Diesbezüglich sollte sich die Lage erst in der zweiten Hälfte der 30er Jahre bessern, wie wir noch zeigen werden, S. 155ff.)

Der Weddinger Installateur Benno Biebel, Reinickendorfer Strasse 24, gehörte zu den führenden KJVD-Funktionären im Norden Berlins. Er trat der Jugendorganisation 1928 bei und leitete schon nach einem Jahr eine von zehn Weddinger KJ-Gruppen.

Benno Biebel (*1911) blickt 1998 zurück:

«Als 1931 aus Wedding und Reinickendorf der ‚Unterbezirk Nord‘ gebildet wurde, er umfasste 6.000 Menschen, davon 1.300 KJVD, übertrug man mir die Aufgabe des Org. Leiters, Pol. Leiter war **Ernst Horn**.

Führende Weddinger Jugendfunktionäre waren Helmut Remmele [1910-1938], Arno Strauss und Fritz Reuter, führend im UB Nord ebenfalls Fritz Reuter (S. 152ff.) sowie Paul Baske und schliesslich Erich Lembke, der im KZ Bergen-Belsen ums Leben kam.



*Benno Biebel
(Gestellte Aufnahme des KZ-Häftlings)*



Helmut Remmele

Im Februar 1933 wurde ich (nach einer Tätigkeit im UB Siemensstadt) Pol.Ltr. des UB Nord.

Zwischen KJVD und SAJ bestand im Kampf gegen den Faschismus kaum Einheit. Aber es gelang, den SAJ [Gruppen-JLeiter Werner Sellentin, der 1931/32 der Jugendorganisation der Weddinger SAP [S. 83] vorstand, mit seinen Freunden für uns zu gewinnen»

Helmut Remmele, ein Sohn des bekannten KPD-Funktionärs (S. 15), wurde – wie sein Vater – im sowjetischen Exil ein Opfer stalinistischer Terrors, d. Verf.

Der UB Nord des KJVD nahm trotz der beschriebenen Massenrepressalien Flugblatt- und Klebeeinsätze vor. Unter Zuhilfenahme eines Auslösers mit Zeitverschiebung flatterten zum 1. Mai 1933 im Warenhaus Tietz, Chausseestrasse 70/71, Hunderte von Flugblättern durch den Lichthof.

Am Tag zuvor wurde in dem Graphischen Grossbetrieb Schwerdtfeger, Reinickendorfer Strasse 96, mit Protestschreiben an die Arbeiter appelliert, nicht an der NS-Maifeier auf dem Tempelhofer Feld teilzunehmen. An dieser Aktion waren neben Benno Biebel noch Karl Benz, Günter Braun und Werner Sellentin beteiligt.

Am Nordufer und am Schifffahrtskanal, nahe der Grenze zu Moabit, malten die Freunde die Losung

„Nieder mit der Hitlerdiktatur“.

Bald darauf, am 2. Juni d. J., wurde Biebel in der Gerichtstrasse festgenommen. Dem Spitzenfunktionär ein VGH-Verfahren anzuhängen, misslang, so verurteilte man ihn lediglich wegen unbefugten Waffenbesitzes zu sechs Monaten Gefängnis.

In der Zeit seiner Inhaftierung strengte das Berliner Kammergericht ein Verfahren gegen mehrere seiner Weddinger Freunde an.

Im Urteil des Berliner Kammergerichts vom 8. Mai 1934 heisst es dazu:

«Durch eine vertrauliche Mitteilung war der Polizei in Berlin bekannt geworden, dass am 23. Juni 1933 im Schillerpark in Berlin eine Zusammenkunft von kommunistischen Funktionären stattfinden sollte»

Die Gestapo beobachtete das Treffen und nahm kurz darauf den Maurer [Werner Sellentin](#) (Genter Strasse 31) und den Graphiker [Ernst Jazdzewski](#) (Afrikanische Strasse 144) fest. Erstgenannter trug eine geladene Pistole und eine Anzahl kommunistischer Schriften bei sich, die Wohnungsdurchsuchung des anderen Jungkommunisten fördert ebenfalls Untergrundtexte und darüber hinaus Abzugspapier zu Tage, das ihm vom Kreuzberger Arbeiter Karl Böhme zur Aufbewahrung gegeben worden war.

Böhme, bis Herbst 1931 HJ-Scharführer, hatte sich im November 1931 (unter grossem Aufsehen) dem Kommunistischen Jugendverband angenähert und beteiligte sich durch Abfassung von Artikeln an deren agitatorischer Arbeit. Da der Kreuzberger 1933 fürchtete, Opfer von Razzien zu werden, brachte er einen Koffer mit Materialien bei Jazdzewski in der Ebert-Siedlung (nun «Eintracht») unter.

Alle drei stellten ihre Beteiligung an der illegalen Arbeit des KJVD nicht in Abrede, Sellentin – einer von Benno Biebels engen Mitarbeitern (s.o.) – gab sogar zu, nach seiner Tätigkeit als Pol.Ltr. der Strassenzelle «Wasserkante» (womit der kleine Nordhafen gemeint war) Pfingsten 1933 die Aufgabe des Org.Ltr. im UB Wedding-West übernommen zu haben. Eine halbe Stunde vor seiner Festnahme

am 23. Juni 1933 hatte er im Rahmen der genannten Funktion Untergrundschriften durch einen Beauftragten der Berliner Bezirksleitung in Empfang genommen.

Sellentin wurde am 8. Mai 1934 zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt, Jazdewski bekam eineinhalb, Böhme zwei Jahre Gefängnis. (Der Kreuzberger entschloss sich nach seiner Haft, die illegale Arbeit fortzusetzen. Wegen Beteiligung am Widerstand der Schulze-Boysen/Harnack-Organisation wurde er 1943 in Plötzensee hingerichtet.)

Während die genannten Jungkommunisten bereits in Untersuchungshaft saßen, kam Benno Biebel im Dezember 1933 aufgrund einer «Weihnachtsamnestie» mit etwa 150 Berliner Schicksalsgenossen in Berlin überraschend frei, was sogar in der NS-Presse bekanntgegeben wurde. Biebel vermutet 1998, mit diesem demonstrativen Gunstbeweis wollte die Hitler-Regierung den sowjetischen Aussenminister beeindrucken, der



Otto Wiesner

Anfang des folgenden Jahres übernahm Benno Biebel die verantwortungsvolle Aufgabe eines Instrukteurs für die Unterbezirke «Wedding-West» und «Wedding-Ost». Durch ein Mitglied der Berliner KJVD-Bezirksleitung, das sich der Gestapo zur Verfügung stellte, kam es seit Sommer 1934 zu zahlreichen Festnahmen in der Stadt. Im Hauptprozess (19.3.1936) zog man die Funktionäre [Wilma Eke](#) (Pol.Ltr. Südost), [Gerhard Winter](#) (Technischer Leiter und Kurier) und [Otto Wiesner](#) (Instrukteur) wegen Wiederaufbaus der Berliner KJ zur Verantwortung, wobei der Weddingener Otto Wiesner (Adolfstrasse 12a) sieben Jahre Zuchthaus erhielt.

Benno Biebel war von seinen Freunden rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden und setzte seine illegalen Aktivitäten in Sachsen fort. Am 9. August 1934 nahm ihn die Chemnitzer Gestapo fest. Nach acht Monaten Untersuchungshaft verurteilte ihn das Oberlandesgericht Dresden wegen Vorbereitung zum Hochverrat (VzH) zu vier Jahren Zuchthaus. (Doch als am 24. März 1938 die Stunde der Entlassung schlug, verschleppte man ihn ins KZ Buchenwald, wo er erst im April 1945 befreit wurde.)

Mit dem Massschneider [Fritz Goltz \(1914-1984\)](#), der in der Tegeler Strasse 5 wohnte, konnte die Geheime Staatspolizei im Juni 1935 einen weiteren wichtigen Funktionär des Weddingener KJVD festnehmen. Und Goltz war ihr kein Unbekannter:

Im August 1933 war er wegen der Weitergabe illegaler Broschüren zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden, 1934 verbüßte er zwei Monate «Schutzhaft» im KZ Oranienburg, weil er am S-Bhf. Wedding (Nettelbeckplatz) zu Ehren der Revolutionsführer Lenin, Liebknecht und Luxemburg einen Kranz aufgehängt hatte.

Nach seiner Entlassung widmete er sich dem Neuaufbau des durch Verhaftungen stark dezimierten Unterbezirks. Bereits ein halbes Jahr nach seiner Verhaftung

verurteilte ihn der Volksgerichtshof im Dezember 1935 zu sechs Jahren Zuchthaus, weil er (als Nachfolger des Tischlers Henry Bringmann) im Bereich «Wedding-West» Parteianhänger gesammelt, Zellen gebildet, Unterschriften verbreitet und dafür Gelder eingesammelt hatte.

Die Anklageschrift hielt Goltz am 5. Oktober 1935 des Weiteren vor:

«Ostern 1935 organisierte [Goltz] ... einen politischen Schulungskursus, der an den beiden Feiertagen in Grünhorst in der Märkischen Schweiz stattfand. Daran nahmen der Angeschuldigte, Bringmann und weitere fünf Personen teil. Die Schulung fand in der Weise statt, dass Bringmann vor- und nachmittags je zwei Stunden über die Machtergreifung der Kommunisten in Russland und die Errichtung eines Sowjetdeutschlands sprach.»

Henry Bringmann, der im Frühjahr 1935 aus Russland über Prag nach Deutschland eingereist war (und bei Goltz' Schwager [Albert Schmidt](#), Tegeler Strasse 4, Quartier fand), geriet bereits im Juni d. Jahres in die Fänge der Gestapo, d. Verf.

[Fritz Goltz](#) wurde im Januar 1941 aus dem Zuchthaus Luckau (mit bedingter Reststrafe von einem halben Jahr) entlassen. Im Frühjahr 1943 stieg er wieder in die illegale Arbeit, Gruppe Saefkow (S. 163ff.), ein.

Der KJVD war noch bis Ende 1935 in Wedding sehr aktiv, wie das folgende Justizverfahren zeigt. Im April 1936 klagte der Generalstaatsanwalt bei dem Kammergericht mehrere Jugendliche, darunter auch Minderjährige aus Wedding und Charlottenburg, an, die mit den leitenden Funktionären [Franz Eistel](#) (Gleimstrasse 67) und [Fritz Goltz](#) (Tegeler Strasse 5) zusammengearbeitet hatten, insgesamt fünfzehn Personen.

Die Anklageschrift vom 4. April 1936 führt einleitend aus:

«Am 16. Dezember 1935 gelang es der Geheimen Staatspolizei, in der Wohnung des Drehers Bandelow die Angeklagten Kurt Hackelbusch [S. 23], Max Goldbeck, Herbert Korb, Hans Zinnecker, Heinz Reich und Ernst Brosius zu verhaften, als sie einen Schulungsabend des KJVD unter der Leitung des Instruktors der BL. Berlin, Otto Grube (,Werner¹) abhielten.

Leiter der Gruppe, der früher noch die Angeschuldigten Paul Fechner und Walter Ehrlicke angehört hatten, war der Angeschuldigte Kurt Hackelbusch [Buchholz, Kolonie .Rügen«]. Im Laufe der Ermittlungen wurden noch zwei weitere Gruppen des KJVD unschädlich gemacht.

Die eine bestand aus den Angeschuldigten Heinz Rau, Karl Rudolph, Herta Rudolph, Walter Burghaus, während sich in der anderen die Angeschuldigten Lucian Stern und Friedrich Eberlein zusammengeschlossen hatten. Sämtliche Gruppen standen mit [Otto] Grube in Verbindung, der vom Generalstaatsanwalt in Dresden verfolgt wird.

Im Zuge der Aktion gelang es schliesslich noch, den Angeschuldigten Franz Eistel zu verhaften, der mit dem vom Volksgerichtshof bereits abgeurteilten KJVD-Funktionär Fritz Goltz [S. 117] zusammengearbeitet hatte»

Otto Grube wirkte zeitweise als Berliner Bezirksleiter und hatte Hackelbusch bereits im Sommer 1934 zur Bildung von KJ-Gruppen aufgefordert. Es kursierten illegale Schriften, Monatsbeiträge von 40 oder 50 Pfennig wurden entrichtet.

Ernst Brosius, der bereits 1933 mehrfach in Haft war, kommentiert die Ereignisse 1976 rückblickend:

«Da einige Genossen abwesend waren und sich zurzeit im Arbeitsdienst befanden, dehnten sich unsere Vernehmungen auf circa acht Wochen aus ... Drangsalierungen, Schläge mit Gummiknüppel und [Fusstritte] waren an der Tagesordnung. Wir haben geschwiegen und alles erduldet.»

Aufgrund geheimer Absprachen in der U-Haft (Hofgang) konnten die Jugendlichen nicht überführt werden.

Zum Abschluss dieses Überblicks über Aktivitäten des KJVD in Wedding sei darauf hingewiesen, dass der Bezirk für einige Zeit auch hohe Landesfunktionäre beherbergte:

Es waren Bruno Baum (1910-1971), der am Gesundbrunnen, Usedomer Strasse 19, und **Erich Honecker** (1912-1994), der in der Brüsseler Strasse 26 wohnte.

Ende 1935 festgenommen, standen sie nach langer Untersuchungshaft erst im Juni 1937 zusammen mit dem früheren sozialdemokratischen Studentenfunktionär Erwin Lauterbach vor den Schranken des Volksgerichtshofes.



Bruno Baum

gaben eine weitere Zeitung ‚Die freie Jugend‘ heraus. Am 4. Dezember 1935 wurde ich nach einem Treffen mit **Bruno Baum** verhaftet ... »

Erwin Lauterbach (*1909), nach 1933 bei Siemens & Halske in Spandau tätig, schreibt nach 1945 in seinem Lebenslauf:

«Durch Genossen, die mich von vor 1933 kannten, bekam ich im Betrieb Verbindung mit illegal arbeitenden Gruppen der KPD und des KJVD. Meine organisatorische Arbeit in der SAJ – wo ich mit einigen Genossen in Neukölln eine hektographierte Zeitung herausgab – und später in der... Sozialistischen Studentgruppe ..., veranlasste die Genossen, mich mit der Herausgabe der ‚Metallarbeiterjugend‘ im Siemenskonzern zu beauftragen. Ich erklärte mich zu dieser Arbeit bereit, und im August 1933 erschien die erste Nummer. In dieser Zeit trat ich der illegalen KPD bei. Im Laufe meiner weiteren Tätigkeit arbeitete ich mit Bruno Baum zusammen. Wir ga-

Der Berliner Bruno Baum erhielt dreizehn Jahre, der Saarländer Erich Honecker zehn Jahre Zuchthaus, Lauterbach zweieinhalb Jahre. Die vierte Angeklagte, eine tschechische Medizinstudentin, **Sarah Fodorová**, wurde freigesprochen. Bruno Baum, der jüdischer Herkunft war, litt bis 1945 im Konzentrationslager Auschwitz. Honecker, Häftling im Zuchthaus Brandenburg, konnte im März 1945

bei einem Arbeitskommando entweichen, kehrte aber – aus Angst, zuletzt doch noch der Gestapo in die Hände zu fallen – freiwillig ins Zuchthaus zurück. Auch Erwin Lauterbach überlebte (Strafeinheit 999 und Gefangenschaft).

Rotsportler wehren sich

Die Arbeitersportbewegung war eine der eindrucksvollsten kulturellen Leistungen der alten Arbeiterbewegung, sie prägte nicht nur das Freizeitverhalten und Denken politisch Organisierter, sondern auch das Tausender Parteiloser. (In Berlin zählten allein zum A.S.V. Fichte über 30.000 Menschen.) Gesundes und freies Leben in der Natur gingen dabei mit der Pflege sozialistischen Gedankenguts einher – Prägungen, die bei Vielen auch nach 1933 anhielten.

Obwohl es in diesem Bereich anfänglich eher weniger dogmatisch zugeht, als es im politischen Alltagsstreit zwischen SPD und KPD sonst der Fall war, wirkten sich Spaltungstendenzen seit 1929 schliesslich auch hier aus: Sozialdemokraten organisierten sich im Arbeiter-Tum- und Sport-Bund (ATSB), während Fichte-Berlin eindeutig zur äusseren «Linken» neigte und der «Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit» beitrug.

Bis zum Verbot 1933 gab es in der Stadt Zehntausende, die in den Sparten Wassersport, Wandern und Leichtathletik des Arbeitersportvereins (A.S.V.) Fichte organisiert waren. Und der Wedding war eine seiner grossen Hochburgen: Eine ganze Prozessserie lief 1935 unter dem Nachnamen eines Gesundbrunnens:

Das Berliner Kammergericht hielt im Kammergerichtsverfahren «Gardei und Genossen» fest:

«Die KPD hat ... ihr Interesse insbesondere der ‚Rot-Sport‘-Bewegung, einer ihrer stärksten und wichtigsten Unterorganisationen, zugewandt. Es wurde angestrebt, die weite Kreise der Volksgemeinschaft erfassende und zusammenhaltende Sportbewegung mit kommunistischen Ideen zu durchsetzen.»

Um die Mitte des Jahres 1933 begannen die Kommunisten, zum Teil vom Ausland aus, die über Deutschland verzweigte Rot-Sport-Organisation neu aufzubauen. Alle werktätigen (aber auch die arbeitslosen) Turner und Sportler sollten in der illegalen «Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit» zusammengefasst und zur Mitarbeit an der Wiederherstellung der Einheit des «proletarischen Sports» herangezogen werden. Die illegale Arbeit umfasste

- Bildung von Zellen in legalen «bürgerlichen» Vereinen,
- Teilnahme an geheimen Zusammenkünften,
- Einziehung von Mitgliedsbeiträgen,
- Herstellung, Vertrieb und Verbreitung antifaschistischer Schriften, die zum Sturz der NS-Diktatur aufriefen.

In einer ihrer illegalen Schriften heisst es (laut Gericht) über das Ziel der Untergrundarbeit:

«Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, dass der Sturz der imperialistischen Herrschaft nur durch die proletarische Revolution möglich ist Aktivität, Aktionen, Klassenkämpfe, Massenstreik, gesteigert zum bewaffneten Aufstand des geeinten Proletariats, das ist die entscheidende Frage, das bringt die Entscheidung über Wohl und Wehe des Imperialismus und Faschismus.»

Der Hannoveraner Kaufmann Bernhard Almstadt (1897-1944), Afrikanische Strasse 139, von 1930 bis 1933 Leiter des Arbeiter-Sport-Verlages Berlin, wirkte als Mitglied der illegalen Reichsleitung der Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit. Mit dem Kreuzberger Erich Rochier arbeitete er als engster Mitarbeiter des Rotsport-Landesleiters Karl Hallwass (Gelsenkirchen) und war an der Verbreitung von Untergrundmaterial beteiligt.

Bereits im Oktober 1933 festgenommen, wurde Almstadt im Dezember 1934 im Prozess gegen die illegale Leitung von Rotsport zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt.

(In den Kriegsjahren stellte er im Auftrag der Saefkow-Gruppe – S. 163ff. – Verbindungen zu Regimegegnern im Ruhrgebiet und in Hannover her. Im Juli 1944 fiel er dem NS-Regime erneut in die Hände. Als sog. Wiederholungstäter zum Tode verurteilt, richtete man ihn bereits im November des Jahres hin.)

Rudi Rothkamm (Fichte-Humboldt)

N 31, Hussitenstrasse 34 – Wohnung von Rudi Rothkamm

Der Weddinger **Rudi Rothkamm**, von Beruf Einkäufer im Tuchhandel, war vor und nach 1933 einer der bekanntesten und einflussreichsten Berliner Rotsport-Funktionäre. Seinem Mut und seiner Tapferkeit (auch beim Verhör) zollten selbst jene kommunistischen Kreise Respekt, mit denen er 1950 aus politischen Gründen brach. Der KPD war er 1930 beigetreten.

Rudi Rothkamm (1906-1983) schreibt Ende 1949 in seinem Lebenslauf:

«Nachdem ich in den Jahren 1923 bis 1930 verschiedenen Berliner Sportvereinen angehört hatte, trat ich 1930 mit einer grossen Anzahl bürgerlicher Sportler der Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit bei und gründete die Sportgruppe Fichte-Humboldt, die sich im Laufe der Jahre politisch und sportlich als eine der stärksten Gruppen entwickelte. Ich bekleidete die Funktion eines Gruppenleiters Mein Übertritt vom bürgerlichen zum Arbeitersport wurde seinerzeit politisch stark ausgewertet, und somit gelang es uns, circa 400 bürgerliche [d.h. nicht kommunistische] Sportler für unser Lager zu gewinnen. Im Jahre 1932 wurde ich Rotsport-Meister im 400m-Lauf und in der 4x100m Staffel und fuhr mit einer Delegation in die UdSSR»

Ein anderer Zeitzeuge ergänzt zu Fichte-Humboldt (Der Humboldthain ist noch heute *der* grosse Erholungspark in Gesundbrunnen.)

Erwin Reisler (1911-1996) sagt 1992:

«Fichte-Humboldt war einer besten Arbeitersportvereine Deutschlands, heimlich trainiert von bürgerlichen Spitzensportlern.

In Berlin hatte wohl kein Verein eine solche Ausstrahlung – auch noch in den illegalen Widerstand hinein. Viele aus der antifaschistischen Arbeit vertraute Namen zählten zu dieser Gesundbrunner Organisation: **Willi Hielscher**, **Rudi Rothkamm**, **Werner Deckers**, [Erwin Reisler, Erich Dawideit] und nicht zuletzt **Cäsar Horn** (S. 128, 167f.).

Auch der Arbeiterschriftsteller **Ernst Nielsen** gehörte dazu. Er war der Längste von uns und vor allem der beste Kugelstosser. (Sein Spitzname ‚der lange Asta‘, spielte nicht nur auf die Körpergrösse an, sondern beruhte auf



RotSPORTler: Ernst Nielsen (links) und Erich Dawideit

dem Wortspiel, dass die bekannte Schauspielerin Nielsen mit Vornamen Asta hiess.)

Bekannt im Gesundbrunnenkiez wie kaum ein anderer, wurde der Elektriker Ernst Nielsen 1933 vom SA-Sturm 17 (Watt- Ecke Usedomer Strasse) verschleppt und ins KZ Columbia-Haus gesperrt. Er verfasste darüber einen Text.

Fichte-Humboldt gehörten bestimmt über 100 Menschen an. Man trieb nicht allein Sport auf dem Sportplatz im Humboldthain, sondern wurde auch zur Weiterbildung angehalten. So lernten [Willi Hielscher](#) und [Werner Deckers](#) Russisch. In der legalen Zeit lag das Vereinslokal in der Voltastrasse, in der sich nahebei auch der Treffpunkt der KJ-Gruppe Humboldt befand. (Aber die waren mir zu weich, ich ging lieber zur RFB-Jugend um Erwin Kurz, S. 131.)

Nach dem Verbot kamen wir linken Sportler weiterhin heimlich zusammen, wie auch das Foto mit Nielsen zeigt. Sportpolitisch Unterschlupf fand man im bürgerlichen Club ‚City Humboldt‘.»

Reislers Sportfreund Rudi Rothkamm musste Deutschland 1933 eiligst verlassen, denn er war seines Lebens nicht mehr sicher: In einer NS-Zeitung wurde sein voller Name mitsamt der Privatanschrift in einem Artikel veröffentlicht, der die Überschrift «Rot-Mord hetzt» trug.

Rothkamm floh nach Dänemark, wo er in ständiger Verbindung mit Fritz Lesch von der Roten Sport-Internationale stand. Über Kraftwagen einreisender Fischlieferanten gelangte illegales Schrifttum nach Deutschland.

Rothkamm 1949 weiter:

«Ende 1933 kehrte ich nach Berlin zurück und arbeitete im Auftrage der Partei an dem Neuaufbau der illegalen Kampfgemeinschaft der Roten Sporteinheit. Ich war Instrukteur für sieben Berliner Bezirke. Nachdem [Karl Maron](#) [1903-1975] Deutschland verliess, beauftragte er vorher Ferdinand Graendorf [S. 127] und mich als stellvertretende Landesleiter, weil die Verhaftung einiger Genossen aus der Leitung erfolgt war. Im Mai 1934 besuchte ich noch einmal die Sowjet-Union und hatte dort Rücksprache mit den Genossen [Heckert](#), [Bürger](#) und [Fritz Lesch](#). Im Oktober gleichen Jahres kehrte ich nach Berlin zurück und wurde durch den Reichsleiter [Hans Mickinn](#) als Technischer Leiter für Berlin eingesetzt und wurde somit Mitglied der Landesleitung»

Rothkamm fügt 1960 hinzu:

«... Nach vielen Bedenken und ohne Schulung liess man mich 1934 im Oktober nach Deutschland.

Alle die oben geschilderten Dinge fielen im ‚Dritten Reich‘ unter Landesverrat, und so werden Sie sich erklären können, dass ich damals meines Lebens nicht mehr froh wurde»

«Freie Schwimmer Norden»

Die «Freien Schwimmer Norden» waren eine 300 Personen umfassende und in ihrer Sparte führende Berliner Arbeitersportgruppe. Sie trainierten im Stadion Gerichtstrasse und am Plötzensee. Noch im Februar 1933 konnten sie ein Schwimmfest veranstalten, kamen dann aber überein, vor einem drohenden Verbot sich selbst aufzulösen. Nicht nur die jungen Sportler sollten dadurch geschützt werden, sondern auch das Vereinsvermögen, neben Wasserbällen und Stoppuhren, ein Abzugsgerät und eine Schreibmaschine.

Eine kleine Gruppe von etwa zwanzig Personen wollte illegal Weiterarbeiten. Zur Tarnung schloss man sich dem «SC Wasserfreunde Wedding» an. Durch Mundpropaganda versuchte man hier, andere politisch zu beeinflussen. Der sportliche Leiter der Gruppe, Adolf Derz, und der Kassierer, Walter Michaelis, hielten Kontakt zur kommunistischen «Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit», von der Information und illegales Material bezogen wurde. Zur Finanzierung der Arbeit sammelte man unter Freunden und Sympathisanten kleine Beiträge. Die sehr selbstständig wirkende Gruppe stellte auch oppositionelle Druckschriften her, darunter Klebezettel mit der Parole «Nieder mit Hitler!»

Ein Arbeitersportler, ein erfahrener Rennfahrer, warf in der belebten Chausseestrasse einen Paken dieser Blätter in die Menge. Zwei Freunde folgten ihm, um das Hinterfeld abzudecken. Ausserhalb der Stadt hatte man ein kleines Grundstück gepachtet. Hier wurden an Wochenenden ungestört Versammlungen abgehalten und politische Ereignisse wie der Spanische Bürgerkrieg erörtert.

Nach 1936 lief die Untergrundarbeit dieser Weddingener Arbeitersportgruppe langsam aus, zumal sich nach der Auflösung der «Wasserfreunde Wedding» kein geeigneter Unterschlupf mehr fand. Ohnehin waren von der Gruppe nur zehn Mann übrig geblieben.

Durch einen in der Haft geständigen Spitzenfunktionär von «Rotsport», der jene Kontaktleute oppositioneller Weddingener Arbeitersportgruppen nannte, mit denen er bis 1934/35 in Verbindung stand, kam es im September 1939 zu Verhaftungen. In einem Hochverratsprozess gegen mehrere Weddingener Arbeitersportler wurden



«Freie Schwimmer Norden» mit Adolf Derz (Nr. 1) und Walter Michaelis (Nr. 3)

von den «Freien Schwimmern Norden» Adolf Derz und Walter Michaelis zu eineinhalb bzw. einem Jahr Gefängnis verurteilt. Derz musste einen Teil seiner Strafe in einem der berühmtesten Moorlager verbüßen.

Unabhängige Basisaktivitäten

Ähnlich den Anhängern von Fichte-Humboldt (S. 121 f.), fanden auch andere Weddinger Arbeitersportler Wege, den Zusammenhalt trotz des Verbots zu wahren, berichtet im Folgenden der Leiter der Fichte-Wandersparte 11, der Werkzeugmacher Richard Seiffert.

Richard Seiffert (1906-1983), der bis 1935 am Nordufer 16 wohnte, sagt 1981:

«Den 1. Mai 1933 feierten wir Arbeitersportler der Fichte-Wandersparte in der Jungfernheide, auf einem Freigelände der Kolonie Mäckeritzwiesen (Paddpfehl).

Unter uns Fichte-Sportlern blieben die Kontakte auch nach dem Verbot erhalten. So kamen wir 1934 (wahrscheinlich bei Strausberg) zusammen, zwischen 120-130 Menschen erschienen.

Im Moränenweg (Genossenschaftssiedlung Freie Scholle) stellten wir Flugblätter her, die im Rahmen einer geplanten Aktion von einer kleinen Gruppe von uns am Hellsee bei Bernau [einem beliebten Sportler-Treffpunkt] verbreitet wurden. Zeitweise gaben wir Elli Schmidt, der [prominenten] KPD-Kurierin, ein illegales Quartier im Engelmannweg. Meine Frau [Titelbild links] wurde von 1937-1940 wegen Sammlungen für Familien Verfolgter (Rote Hilfe) eingesperrt. Als sie verhaftet wurde, wollten wir gerade heiraten.

(Lisel starb 1953 an den Folgen der Haft.)

Ich geriet Anfang 1940 in einen Hochverratsprozess gegen Berliner Arbeitersportler (S. 123, 126), kam aber wieder frei.

Mein Bruder [Rudolf Seiffert](#) wurde wegen Widerstandes in der Saefkow-Gruppe (S. 170f.) hingerichtet.»

[Kurt Gardei](#) (*1921) teilt über einen anderen Sportverein 1996 mit:

«Auf verdeckte Gegner des NS-Regimes traf man verstärkt beim Sportverein (SV) ‚Astoria‘, der im Norden Berlins wirkte.

In der Halle der Schule Trift – Ecke Müllerstrasse betätigte sich die Amateurboxabteilung, während auf dem ‚Exer‘ [Sportplatz] in Prenzlauer Berg die Leichtathleten aktiv waren. Der Drogist Leonard Mantler leitete die Boxer, sein Bruder Eugen die Schwimmer. Beide waren teilweise jüdischer Herkunft.

In den Reihen des ‚SV Astoria‘ wirkten viele ehemalige Radsportler. Etwa Kamerad Schwuchow, ein bekannter Arbeitersportler, der noch 1935 zu mir über einen angesehenen jüdischen Sportclub sagte: ‚Makkabi‘, das waren prima Boxer!

Obwohl auch einige NS-Anhänger im Verein ‚Astoria‘ Mitglied waren, denunzierten sie derartige Äusserungen nicht, sie waren nicht so scharf wie die Spitzel andernorts.»

Karl Gardei (1915-1992) berichtet 1982 über die Aktivitäten eines Kreises junger Sportler seines Wohnbereichs:

«In Wedding wurden am Gesundbrunnen (Swinemünder Strasse) und bei der Brotfabrik Wittler Massenwurfsendungen gemacht, die zum Sturz der Hitler-Diktatur aufriefen. Unter Freunden und Sympathisanten kassierte man kleine Beiträge für illegale Broschüren. In einem Lokal Putbusser- Ecke Ramlerstrasse hatten wir etwa zwanzig meist junge Leute unseren Treffpunkt. Wir kamen als Billardkreis getarnt zusammen.

Sportlich ‚Unterschlupf‘ fanden wir bei grossen Fahrradhändlern, wie Machnow, die zu Werbezwecken Radsportclubs aufgezogen hatten.»

Weddinger Rotsportler wurden sogar ausserhalb der Stadt mit Protestmaterial aktiv, berichteten uns die Akten eines Prozesses vor dem Hanseatischen Oberlandesgericht (9. Oktober 1934). Dabei waren mehrere Angeklagte zu ein bis drei Jahren Gefängnis verurteilt worden, weil sie als ehemalige Fichtesportler in verschiedenen Arbeitsdienstlagern in Mecklenburg Untergrundschriften verbreitet hatten.

So warf das Gericht dem Weddinger [Fritz Schnabel](#) (*1913) vor:

«Er befestigte im Waschraum des Lagers einen aus einem Zeitungsroman herausgeschnittenen Satz des Inhalts

‚Unser Wedding bleibt rot‘

und liess auf dem Fussboden einer Baracke zwei Karten fallen, die er von einem ... erhalten haben will und auf denen stand:

‚Die Revolutionen sind die Lokomotiven der Weltgeschichte‘ (Karl Marx).»

Fritz Schnabel wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.

«Ein tödlicher Schlag für Rot-Sport»

Bereits im Januar 1935 war es dann der Geheimen Staatspolizei mit Hilfe eines Spitzels und eines beim «Verhör» geständigen Spitzenfunktionärs gelungen, die kommunistische Arbeitersportbewegung zu zerschlagen. «Ein tödlicher Schlag für Rot-Sport» hiess es im geheimen Gestapo-Bericht triumphierend. Im Berliner Raum zählte man insgesamt über 2.000 illegale Rot-Sport-Anhänger. Von ihnen gerieten 350 in Haft, 200 Menschen wurden angeklagt. (Walter Mickin bekam bei der Vernehmung Fotos von illegalen Treffen und Zusammenkünften vorgelegt.)

Der Hauptprozess vor dem Volksgerichtshof richtete sich gegen die Reichsleitung und die illegale Führung der Berlin-Brandenburger «Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit». Neben dem Pankower [Walter Mickin \(1910-2001\)](#), der als Instrukteur der Leitung im sächsischen Raum gewirkt hatte, waren es

Landesleitung: Hans Mickinn
Instruktoren: Erich Quade und Willy Meyer
Technischer Leiter: Rudi Rothkamm

Durch Drohung und Folter gefügig gemacht, hat ein Instrukteur vieles preisgegeben, während andere (Rothkamm, Mickin, Mickinn) schwiegen, obwohl sie schlimme Qualen erduldeten.

Erich Quade und Hans Mickinn erhielten lebenslänglich. Walter Mickin, dem das Gericht unterstellte, bei ihm herrsche ein «völliger Mangel an deutschem Gefühl» vor, wurde zu einer fünfzehnjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Lediglich Rudi Rothkamm hatte es vermocht, seine herausragende Funktion zu verheimlichen. Er kam mit einem Jahr Gefängnis davon – hatte aber bereits vierzehn Monate Untersuchungshaft hinter sich.

Doch damit war die Sache für ihn nicht ausgestanden, denn es brauten sich neue Gefahren zusammen:

[Rudi Rothkamm](#) weiter 1960:

«Nach der Urteilssprechung durften uns damals im Hause des Volksgerichtshofes unsere Frauen noch einmal besuchen.

Frau Meyer, die Gattin von [Willy] Meyer, machte damals schon die Bemerkung mir gegenüber, dass ich doch mehr ausgefressen hätte als ihr Mann, und die Strafe ihres Mannes würde doch, an der meinen gemessen, viel zu hoch sein. Diese Aussage können sämtliche Angeklagten dieses Prozesses wiedergeben.

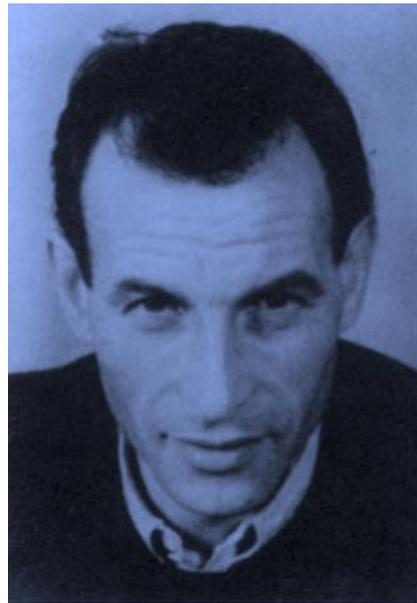
Nachdem ich mich schon [wieder] in Freiheit befand, sickerte aus dem Zuchthaus eine Nachricht von Hans Mickinn durch, dass Willy Meyer einen neuen Prozess anstrenge und ein Lebensgeständnis ablegen wolle. Mir blieb damals weiter nichts übrig, als mich in die Illegalität zu begeben.»

Doch beim Versuch Meyers, den Rotsport-Prozess neu aufzurollen, wurde Rothkamm diesmal von Erich Quade, der zu lebenslänglich verurteilt im Zuchthaus einsass, gerettet. Das Hauptverfahren musste aus Mangel an Beweisen eingestellt werden. Aber mehrere kleine Kammergerichtsprozesse belangten 1939/40 zahlreiche Arbeitersportler wegen weit zurückliegender Kontakte, Gespräche und Spenden (S. 123, 125f.).

Unabhängig vom o.g. Volksgerichtshofverfahren (Urteil am 11. Februar 1936) gegen die Landes- bzw. Reichsleitung der Rotsportler setzte die NS-Justiz ihre Verfolgungsmassnahmen auch gegen Minderbelastete fort.



Karl Gardei



Rudi Rothkamm

In mehreren Folgeprozessen vor dem Berliner Kammergericht («Gardei und Genossen») wurden ebenfalls zum Teil hohe Zuchthausstrafen ausgesprochen, so erhielt der Schöneberger Ferdinand Graendorf sieben Jahre Haft.

Es war der junge Weddinger Arbeitersportler Karl Gardei (Graunstrasse 36), der zum unfreiwilligen Namensgeber des Justizverfahrens erhalten musste, insgesamt kam es zu mindestens vier Verhandlungen vor dem Kammergericht.

Kurt Gardei (*1921) sagt 1996 weiter aus:

«Meine beiden Brüder **Karl (1915-1992)** und **Heinrich (1916-1993)** waren für die Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit aktiv.

Heinrich hatte einmal [bei einer Aktion] die Strassenbahn auf der Millionenbrücke [Swinemünder Strasse] folgendermassen zum Schutz genutzt: Er warf einen Packen Flugblätter über die Bahn in Richtung jener Menschen, die zum Ausgang der S-Bahn an der Brücke gingen. Danach flitzte er mit dem Rad die Behmstrasse in Richtung Osloer abwärts und machte dann einen grossen Bogen über die Hindenburgbrücke [heute Bösebrücke] durch den Bezirk Prenzlauer Berg [und den Gleimtunnel] in die Graunstrasse zurück. Mein arbeitsloser Bruder Karl hatte dagegen etwas leichtfertig ein Flugblatt weitergegeben, als er im Gespräch beim Fahrradrahmen bemalen war. Doch er erzählte mir später, die Gruppe sei bereits ein Vierteljahr beobachtet worden.

Es war morgens um 5 Uhr am 9. Januar 1935 als es an unserer Wohnungstür klopfteGeheime Staatspolizei, sofort aufmachen! Drei Polizisten und zwei Kripobeamte durchsuchten alles, fanden aber nichts ...

Wir hatten von Karl und Heinrich nichts gehört, bis wir dann erfuhren, dass sie [in Untersuchungshaft] in Moabit sassen.»

Zum Kammergerichtsverfahren fährt der Zeitzeuge fort:

«Mutter konnte dem Prozess beiwohnen und berichtete was davon. Es stand sogar eine Notiz in der Zeitung.

Rechtsanwalt Tonnemacher erwies sich als anständiger Mann, der viel für meine Brüder erreichte: Aus vom Staatsanwalt beantragten acht Jahren Zuchthaus für Karl wurden drei, und aus sieben Jahren Gefängnis für Heinrich zwei.

Als im Prozess Misshandlungen angesprochen wurden, unterbrach der Richter: ‚Das gehört nicht ins Verfahren‘.»

Karl Gardei (1915-1992) bemerkt 1982 über die Verhöre:

«Ich wurde am 9. Januar 1935 festgenommen und kam zum Alexanderplatz in Gestapohaft. Im Keller hörte man ferne das Glockenspiel der Parochialkirche und vernahm auch Fahrgeräusche der S-Bahn.

Man war in ständiger Angst, verhört zu werden.

Auf dem Weg dorthin, nur Unterhose und Hemd als Bekleidung tragend, ging es über eine eiserne Treppe hoch.

Es wurde bei der Vernehmung einmal neben den Kopf geschossen.

Da verrät man alles – auch Sachen, die es nicht gab.»

Aus Wedding wurden in den Rotsportprozessen zur Verantwortung gezogen

Hauptverfahren (VGH)

Maurer	Erwin Heuer	Putbusser Strasse 26	3 Jahre Zuchthaus (Z)
Verkäufer	Rudi Rothkamm	Hussitenstrasse 34	1 Jahr Gefängnis (G)
Vertreter	Werner Deckers	Kameruner Strasse 53	1 Jahr Gefängnis (G)

Folgeprozesse (Kammergericht)

Verteiler und Leser illegalen Materials

Maler	Karl Gardei	Graunstrasse 36	3 Jahre Z
Elektriker	Heinrich Gardei	Graunstrasse 36	2 Jahre G
Chauffeur	Wilhelm Fischbeck	Gerichtstrasse 8	2 Jahre G
Elektriker	Heinz Reimann	Bornemannstrasse 9	3 ¼ Jahre Z
Schlosser	Werner Schmulz	Schererstrasse 4	1¼ Jahre G
Tischler	Erwin Brachmann	Swinemünder Strasse 104	1¼ Jahre G
Maurer	Kurt Bauch	Ackerstrasse 113	1 Jahre Z
Lackierer	Hans Clawiter	Putbusser Strasse 25	(Untersuchungshaft)
Modelltischl.	Heinrich Hintzmann	Putbusser Strasse 25	(Untersuchungshaft)
Arbeiter	Herbert Hübner	Putbusser Strasse 31	(Untersuchungshaft)

Einzelprozess (weitere wahrscheinlich)

Kassenbote	Cäsar Horn	Ackerstrasse 130	1½ Jahre Gefängnis
------------	------------	------------------	--------------------

Von den Verurteilten haben mit Ausnahme Cäsar Horns, der 1945 wegen Widerstandes für die Saefkow-Gruppe hingerichtet wurde, alle die NS-Diktatur überlebt. Der frühere Rotsport-Jugendleiter Heinz Reimann (1914-1985) war nach seiner Entlassung aus dem Moorlager im Mai 1938 in die CSR geflüchtet, musste dort allerdings nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht erneut fliehen und rettete sich nach England.

Welchen hohen gesundheitlichen Preis auch manche weniger Belastete zahlten, verdeutlicht die folgende Aussage der Witwe des Chauffeurs Wilhelm Fischbeck (1899-1956), der in beiden Weltkriegen Soldat sein musste:

«Im November 1955 erkrankte mein Mann schwer. Er litt schon seit seiner Haftzeit bei den Nazibanditen an Bronchitis. Spezialuntersuchungen in der Charité bestätigten den Verdacht der Ärzte auf Lungenkrebs.»

Arbeitersportler sollten auch in der zweiten Hälfte der 30er Jahre im Widerstand gegen den Nationalsozialismus noch einmal eine wichtige Funktion erfüllen, wie noch berichtet werden wird (S. 155ff.).

Nebenorganisationen der KPD

- * Demminer Strasse 28 – illegales Büro der KJVD-Reichsleitung
- * Hochstrasse 21 – Versteck des Leiters der Roten Hilfe von Berlin-Brandenburg

Neben dem Arbeitersport und dem Jugendverband gab es auch in Wedding politische Initiativen aus anderen kommunistischen Nebenorganisationen, etwa der Roten Hilfe (S. 130), dem RGO-Metallarbeiterverband (S. 132) und dem Roten Frontkämpferbund bzw. den «AM» – (Geheim-) Apparat der KPD (S. 108f.). Doch an die Bedeutung und Wirkung der Rotsportler reichten sie nicht heran. Viele gingen der Geheimen Staatspolizei schon sehr früh ins Netz.

Zu den lokalen Initiativen kamen überregionale Einflüsse hinzu:

Der Wedding geriet zwar nicht zum Zentrum landesweiter Aktivitäten (Derartiges blieb eher dem Bezirk Prenzlauer Berg vorbehalten), wurde aber mehrmals von Spitzenfunktionären zum Stützpunkt geheimer Vorhaben gewählt:

Einer Meldung des Untersuchungsrichters beim Berliner Kammergericht vom 28. Juli 1933 (Strafsache Robert Polo u.a.) entnehmen wir den Hinweis, dass kurz zuvor ein geheimes Büro der Leitung des KJVD in der Müllerstrasse 71 ausgehoben wurde. Es war in der Friedhofsgärtnerwohnung Sobkowiak verborgen gewesen. Von hier aus gingen (per Kurier) Sendungen mit illegalem Material und Beitragsmarken in die verschiedenen Bezirke des Landes, darunter nach Stettin.

Im Frühjahr 1933 befand sich in Gesundbrunnen, Swinemünder Strasse 76, beim Fleischergeschäft Kreisel (o.ä.), eine weitere Anlaufstelle des illegalen Apparates der KPD. Von hier aus holten Kuriere wie die Buchbinderin [Erna Klempert](#), der Vertreter [O. H. Wollenberg](#) und der Weddinger Metallschleifer [Max Büge](#), Swinemünder Strasse 73, geheime Post ab. Doch die Politische Polizei war bereits eingeweiht und beobachtete die Untergrundtätigkeit der Genannten, wobei Kreisel als Informant zu Diensten war und auch im Prozess (Anklageschrift vom 18. Januar 1934) als Zeuge zur Verfügung stand.

Von den am 28. April 1934 Verurteilten ist besonders das Schicksal Max Büges hervorzuheben, der 1½ Jahre Gefängnis bekam und sich in der Strafhäft in Tegel ein schweres Lungenleiden zuzog, dem er im November 1943 schliesslich erlag, berichtete seine Witwe 1945.

Am 5. Dezember 1934 gelang der Politischen Polizei ein empfindlicher Schlag gegen den technischen Apparat der Landesleitung der KPD: Die Gestapo konnte in der Müllerstrasse 97a (vormals Ebert-Siedlung) ein kleines Laboratorium ausheben, in dem sowohl im fotografischen als auch chemisch-technischen Verfahren Untergrundmaterialien hergestellt wurden. Mieter der Wohnung war der Werkmeister [Franz Baumann](#), der mit seinen Mitarbeitern [Fritz Nolte](#), [Willy Mönke](#) und

Gustav Behre (die vier kannten sich aus der politischen Arbeit in Prenzlauer Berg) im Juli 1935 vor dem Volksgerichtshof angeklagt und am 11. September d.J. verurteilt wurde. Baumann bekam mit 8 Jahren Zuchthaus die Höchststrafe, die drei oben Genannten 4, 3 und 2 Jahre Zuchthaus. Die Diktatur überlebte nur einer von ihnen, wobei die genauen Todesumstände der anderen nicht in allen Fällen ermittelt werden konnten: Behre wurde Kriegsofopfer – vermutlich in einer Strafeinheit –, Baumann verstarb während der Haft. Und von Fritz Nolte berichtet sein politischer Freund **Willy Mönke (1909-1988)**, jener sei nur noch zum Sterben aus dem Kerker entlassen worden.

In der Seestrasse 72, bei einer Freundin des 1936 zu 3½ Jahren Zuchthaus verurteilten **Kurt Weidner**, lagerten ebenfalls Untergrundschriften.

Einem frühen Prozess (1934) gegen die KJVD-Reichsleitung um Kaiser, Klinger und Schirdewan verdanken wir den Hinweis, dass die Genannten in der Demminer Strasse 28 am Gesundbrunnen ein illegales Büro unterhielten.

Der bereits am 15. April 1933 festgenommene Reichstagsabgeordnete und Org.Ltr. der Berliner KPD, **Artur Vogt (1894-1964)** – Pol.Ltr. Berlins war damals **Wilhelm Florin** – betrieb ebenfalls in Gesundbrunnen, in der Bernauer Strasse 47b (bei Frau Borchert), ein illegales Büro, wurde dort am besagten Tag verhaftet und später (1934) zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.

Für die Bezirksleitung der Roten Hilfe von Berlin-Brandenburg um **Hans Seigewasser** betätigte sich der Arbeiter **Max Rehwaldt (1898-1958)** aus der Gerichtstrasse 2. Er war als Materialkurier aktiv und übergab Untergrundschriften auch an Sympathisanten in Wedding weiter. (Dafür erhielt er im Februar 1935 drei Jahre Zuchthaus, nach Verbüßung der Strafe verschleppte man den Arbeiter noch 1½ Jahre ins KZ Sachsenhausen, wo er erst im April 1939 freikam.)

Der Arbeiter **Karl Fugger (1897-1966)**, bis April 1934 Org. Sekretär der Berliner Roten Hilfe, unterhielt in der Ebert- bzw. Eintracht-Siedlung, Swakopmunder Strasse 16 bei Otto Weber, einen illegalen Stützpunkt. Nach seiner Festnahme wurde Fugger zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, aber erst 1945 aus dem KZ befreit.

Seigewassers Nachfolger als Berliner Leiter der Roten Hilfe war der Weissenseer **Fritz Hödel**. Er und seine enge Mitarbeiterin, die Verkäuferin **Frieda Seydlitz** – siehe zu beiden den Band über Prenzlauer Berg/Weissensee –, mussten über drei Jahre illegal leben, Frau Seydlitz meistens in Neukölln bei ihrem Freund **Martin Weise**, Fritz Hödel dagegen in Wedding in der Hochstrasse 21 bei **Otto Lubbe** (Leihbücherei). Im März bzw. April 1936 festgenommen, schwiigen Hödel und Seydlitz sich über ihre Helfer eisern aus. Als der Verkäuferin der seelische und physische Druck zu gross wurde, schied sie im Mai 1936 freiwillig aus dem Leben. (Für Hödel schlug erst 1945 die Befreiung aus der mörderischen KZ-Haft.)

Der sog. Gegner-Apparat der KPD, der nicht allein den NS-Staat und seine Organisationen ausspähte, sondern auch die illegale SPD ins Visier nahm, um dort Kräfte für den Untergrundkampf der Kommunisten zu gewinnen, besass in dem jungen Wissenschaftler **Dr. Ernst Engelberg (*1909)**, Wriezener Strasse 14, einen sehr profilierten Vertreter. Er wurde bereits im Februar 1934 verhaftet und im Prozess **Harwarth und Genossen** zu 1½ Jahren Zuchthaus verurteilt. (Er emigrierte nach der Haft. Der DDR-Historiker wurde in den 80er Jahren besonders durch seine zweibändige Bismarck-Biographie international bekannt.)

Für den auch der Spionage anfälligen «AM»-Geheimapparat der KPD, der schon in den 20er Jahren bestand, in diesem Fall für die Sparte «Betriebs-Beobachtung» (BB-Apparat), betätigte sich in Wedding der Chemotechniker **Erich Winkler (1911-1977)**. Im August 1935 in einem Café am Nollendorfplatz festgenommen, verurteilte ihn der Volksgerichtshof am 15. Januar 1937 zu acht Jahren Zuchthaus. Winkler, seit 1931 Laborant in der Chem.-Technischen Reichsanstalt (damals

westlich der Rehberge), besuchte in Abendkursen die Chemotechniker Schule und kam dort in Kontakt zu kommunistischen Kreisen, die ihn mit Dr. Carow, einem Spartenleiter des BB-Apparates, in Verbindung brachten. In dessen Auftrag sammelte er geheime Forschungsdaten und bildete eine Vierergruppe aus NS-Gegnern. Erich Winkler wurde nach Strafverbüßung von August 1943 bis April 1944 von der Gestapo in «Schutzhaft» genommen, danach allerdings entlassen.

Eine schwere Haftzeit durchlitt der Weddinger Buchhalter **Johannes Fischer (1902-1973)** aus der Malplaquetstrasse 7. Er wirkte seit 1933 im Auftrag der Berliner KPD-Bezirksleitung als Instrukteur für das Stadtgebiet Moabit-Charlottenburg-Wilmersdorf, stand aber auch in Verbindung zum schon genannten BB-Apparat bzw. seinem leitenden Funktionär **Gerhard Diehl (1902-1938)**. Nach dessen Festnahme und «Verhör» geriet auch Fischer in die Hände der Politischen Polizei. Der Volksgerichtshof verurteilte ihn am 15. April 1936 zu acht Jahren Zuchthaus. Über die Haftanstalt Luckau und das Emslandmoor verschleppte man ihn Anfang 1944 in das gefährdete «Arbeitserziehungslager» Grossbeeren, von wo er nach einem halben Jahr nach Sachsenhausen kam. Dort wurde er erst am 3. Mai 1945 befreit.

Eine grosse Anhängerschaft konnten die genannten Organisationen unter Weddinger Arbeitern nicht gewinnen. Und auch vom einst so starken Roten Frontkämpferbund (bis 1933 über 1.200 Mann) blieb lediglich ein verschworener Kreis um den früheren Unterbezirksleiter **Paul Trebe (1902-1956)** bzw. seinen Nachfolger **Erwin Kurz (1907-1982)**, genannt Sewin, übrig. (Trebe sass wiederholt in «Schutzhaft».) Kurz sammelte allerdings besonders vertrauenswürdige und entschlossene NS-Gegner wie **Erwin Reisler** um sich und baute im Berliner Norden eine kleine, aber hoch motivierte Gruppe bewaffneter Kader auf, von deren Aktivitäten in den 40er Jahren noch berichtet werden wird (S. 161 ff.).



Illegale Jungkommunisten mit Erwin Kurz (rechts im Bild)

Einen etwas stärkeren Einfluss in Wedding übten in den frühen 30er Jahren dagegen die kommunistische Metallarbeiterorganisation und der Bund der Freunde der Sowjetunion aus:

Im Juni 1934 verhandelte das Berliner Kammergericht gegen die Führung der Berliner kommunistischen Metallarbeitergewerkschaft E.V.M.B. (Einheitsverband der Metallarbeiter Berlins), die in Berlin etwa 1.000 Arbeiter umfasst haben soll. Hauptangeklagter war der Berliner RGO-Metall-Leiter **Rudolf Lentzsch (1900-1945)** aus Pankow.

Mit einem engen Kreis von Mitverschworenen schuf er eine illegale Organisation: Das Berliner Stadtgebiet wurde in achtzehn Bezirke gegliedert, wobei man grosse Industriebezirke (Tempelhof, Treptow) und ehemalige Hochburgen der KPD (Wedding, Neukölln) in zwei Bezirke aufteilte.

Lentzsch setzte vier Instrukteure (für jeweils mehrere Bezirke) ein, die zusammen mit ihm die Berliner Leitung der illegalen kommunistischen Metallarbeiter darstellten. Es waren der Spandauer Walter Kautz, August Bolte aus Prenzlauer Berg, Otto Walz aus der Kattgatstrasse 6 (damals zu Pankow, heute zu Wedding gehörend) und Wilhelm Bielefeld aus Wedding. Ein weiterer Weddinger, der Feinmechaniker Hans Burckhardt (S. 101), war für die Herausgabe einer illegalen Jugendzeitung verantwortlich.

Neben dieser engen Leitung gehörten die jeweiligen achtzehn Bezirksleiter und die Verbindungsmänner in Betrieben und Stempelstellen zum illegalen Apparat. Darüber hinaus gab es eine Gruppe, die Gelder kassierte und Flugblätter verbreitete.

Da die Kommunisten am Ende der Weimarer Republik weitgehend eine Partei der Arbeitslosen waren, fiel es ihnen 1933 zusätzlich schwer, betriebliche Widerstandsgruppen aufzubauen. Lediglich bei Orenstein und Koppel in Spandau gab es einem E.V.M.B.-Funktionär (1959) zufolge eine gewisse Anhängerschaft. Doch auch dort sprang bereits 1933 die Hälfte von fünfundachtzig Anhängern ab, etwa 30% hielten lose Verbindung.

Ganz verheerend war die Situation bei den Weddinger AEG-Betrieben, wo die KPD bis in die späten 20er Jahre durchaus Einfluss hatte (S. 16). Die Massenarbeitslosigkeit bzw. der wirtschaftliche Niedergang und gezielte Entlassungen kommunistischer Funktionäre (1933), an deren Stelle zahllose Nationalsozialisten in die Werkstätten kamen (S. 271), veränderten die innerbetrieblichen Verhältnisse ganz erheblich.

So gelangte bei der AEG und in anderen Berliner Firmen illegales RGO-Material meistens nur noch von aussen hinein. Die Wirkung wurde zusätzlich durch absolut unrealistische Parolen gemindert.

In der «Gewerkschaftszeitung» der kommunistischen Metallarbeiter hiess es:

«Die besten Voraussetzungen [zur Schaffung unabhängiger Klassengewerkschaften, d. Verf.] sind dort gegeben, wo es der RGO gelingt, die Belegschaft in Kampfhandlungen zu führen, weil dadurch der Desillusionierungsprozess der noch vom Faschismus beeinflussten Arbeiterkreise gewaltig gefördert wird. ... wir fordern die Arbeiterschaft auf, die Sabotage in den faschistischen Verbänden nicht nur fortzusetzen, sondern erheblich zu steigern, ... Protestiert überall durch Losung, durch Flugblätter, Protesttelegramme, Demonstrationen und durch Streiks. Steigert in diesen Tagen die Aktion zur Erregung und Befreiung der vier angeklagten Revolutionäre und Thälmanns und aller eingesperrten Arbeiterführer und Antifaschisten.»



Wilhelm Bielefeld



Hans Burckhardt

Die kommunistische Metallarbeitergewerkschaft, die – woran erinnert werden darf – eine RGO-Abspaltung des Deutschen Metallarbeiterverbandes (S. 68ff.) war, ging bereits im Dezember 1933 vermutlich durch einen Spitzel in den Reihen der Reichsleitung hoch. (Zudem trat der frühere KPD-Reichstagsabgeordnete Wilhelm Agatz als Belastungszeuge auf.)

In drei Berliner Prozessen (B und C erhielten allerdings eine gemeinsame Urteilschrift) wurden vierunddreissig Menschen wegen der «Vorbereitung zum Hochverrat» angeklagt.

Aus Wedding waren betroffen

Revolverdreher Wilhelm Bielefeld	Adolfstrasse 26	2 Jahre Z
Feinmechaniker Hans Burckhardt	Pankstrasse 77	2 Jahre G
Mechaniker Oskar Walz	Kattegatstrasse 6	2½ Jahre Z
Werkzeugmacher Hans Brenning	Gerichtstrasse 21	2 Jahre G
Lagerarbeiter Karl Wasenberg	Reinickendorfer Strasse 85	Frei (U-Haft)
Arbeiter Werner Liebezeit	Brunnenstrasse 94	1½ Jahre G
Hobler Karl Weiss	Soldiner Strasse 96	Frei (U-Haft)
Fräser Wilhelm Faber	Sparrstrasse 15	1½ Jahre G
Fräser Paul Schmidt	Putbusser Strasse 48	1¾ Jahre G

Auch bei denen, die nur kurze Haftstrafen bekamen, blieben durch KZ-Aufenthalte und «Verhöre» lebenslange gesundheitliche Schäden zurück. Den Gerichtsunterlagen zufolge müssen der Hauptangeklagte Rudolf Lentzsch (Pankow) und sein Weddingener Kamerad Wilhelm Bielefeld besonders standhaft gewesen sein. Sie belasteten keinen Mitverschworenen.

(Einige Prozessbeteiligte gerieten – so sie nicht in Strafeinheiten dienen mussten – in den 40er Jahren erneut in Haft. Nach dem 20. Juli 1944 erfasste eine grosse

Verhaftungswelle ehemalige Politiker wie Wilhelm Faber. Zusammen mit seinem Freund, dem einstigen Weddinger Arbeitersportfunktionär und Stadtverordneten Willy Villwock, der 1934 von Wedding nach Buchholz gezogen war, wurde Faber ins KZ Sachsenhausen verschleppt. Erst Anfang Mai 1945 kam für sie die Befreiung.)

Ein anderes Verfahren gegen kommunistische Gewerkschafter richtete sich (ebenfalls 1934) gegen Funktionäre, die Einfluss auf die Belegschaft der BVG nehmen wollten.

Es war der Weddinger Werkzeugmacher Erich Fox (Prinzenallee 74), der im Mai 1933 vom damaligen Politischen Leiter des KPD-Bezirks Berlin, dem Reichstagsabgeordneten Wilhelm Florin (1894-1944), als Instrukteur für die gesamten BVG-Betriebe eingesetzt wurde. Drei Gebietsinstruktoren stellte man ihm zur Seite, den Neuköllner Hermann Henning für den Süden der



Erich Fox

Stadt, Wilhelm Quanter aus Charlottenburg für den Westen und Norden und den Lichtenberger Otto Ilgner für den Osten. Der Weddinger Arbeiter Gustav Paech (Zechliner Strasse 6) half dem Gruppenleiter Erich Fox bei der Herstellung der Untergrundschriften «BVG-Informationen» und das «Rote Signal».

Wie bei den RGO-Metallern (S. 132) schon geschildert, erwies es sich auch in diesem Fall als grosser Nachteil, das die Aktiven zumeist entlassene Kollegen waren. Zudem standen unrealistische Forderungen wie:

«Bildet überall Diskussionszirkel» und

«Die proletarische Revolution steht auf der Tagesordnung», einer bereits weitgehend «gleichgeschalteten» Gesellschaft gegenüber.

Die RGO-BVG-Gruppe wurde bereits im September/Oktober 1933 zerschlagen. Erich Fox (1900-1969), der unter den Misshandlungen zusammenbrach, erhielt im November 1934 eine Haftstrafe von zwei Jahren und drei Monaten Zuchthaus. Sein früherer Mitarbeiter Otto Ilgner kam noch vor dem Kriegsende ums Leben.

«Der Bund der Freunde der Sowjetunion» um Siegmund Sredzki (1892-1944), der im Nachbarbezirk Prenzlauer Berg seinen Schwerpunkt in der Stadt hatte, jedoch auch landesweit für das politische Vorbild UdSSR warb, fand in Neukölln und Wedding zahlreiche Mitstreiter.

Der Volksgerichtshof hebt im Urteil vom 9. Juni 1936 über die Ziele des 1928 gegründeten Bundes hervor:

«Die revolutionäre Sonderaufgabe des Bundes besteht hauptsächlich darin, durch Verherrlichung der angeblichen Erfolge der Sowjetunion im kommunistischen Sinne zu werben, das bolschewistische Russland als die wahre Heimat der Werktätigen hinzustellen und die Massen auf diesem Wege von der Notwendigkeit der Zerschlagung des bisherigen Staatssystems in Deutschland nach dem Vorbilde der russischen Revolution zu überzeugen.»

Neben der ideologischen Aufklärung durch Druckschriften und (kleinere) Delegationsreisen in die UdSSR, sah der Bund vor allem in der Antikriegspropaganda seine wichtigste Aufgabe. So wies er immer wieder darauf hin, dass die Kriegsrüstungen der «imperialistischen Staaten» vor allem gegen die Sowjetunion gerichtet waren.

Die Propagandaarbeit des Bundes flog im Dezember 1934 auf. (Siehe den Schriftenband über Prenzlauer Berg und Weissensee dieser Reihe.) Während im Hauptverfahren vor dem Volksgerichtshof (Juni 1936) die leitenden Persönlichkeiten abgeurteilt wurden, zog die NS-Justiz im Oktober 1935 in neun Kammergerichtsverfahren (A bis J) über einhundert Menschen zur Verantwortung, die sich entweder im Rahmen des Bundes (A bis D), der KPD (E bis G) oder des KJVD (H bis J) illegal betätigt hatten.

Mehrere Weddinger waren auf folgende Prozesse verteilt:

Prozess F (gegen Franz Schmitt und andere)
Prozess G (gegen Hedwig Walkowiak und andere)
Prozess J (gegen Richard Schmidt (1912-1944) und andere)

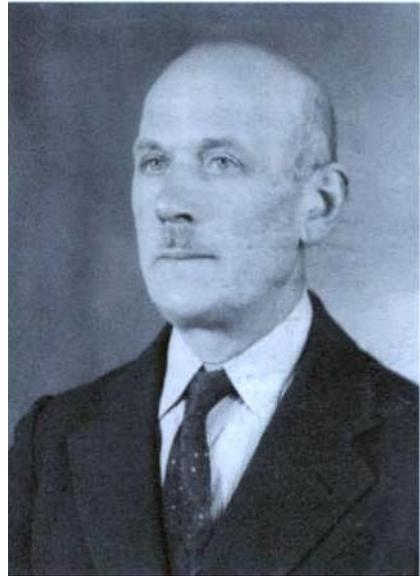
Die in Wedding besonders aktiven Funktionäre waren:

neben dem Kupferschmied und Zellenleiter [Richard Schmidt \(1886-1959\)](#), Utrechter Strasse 6, das Ehepaar [Marie und Richard Seifert](#), Wagnitzstrasse 21 (h. wieder Utrechter Strasse), die sich als Grossverteiler von Untergrundschriften hervortaten, der Schlosser [Willi Ahrens](#), Maxstrasse 6, als Zellenleiter (Nachfolger von [Richard Schmidt](#)), der Dreher [Willi Becker](#), Amsterdamer Strasse 21, als zentraler Lieferant der Berliner Leitung für den Wedding, sowie sein Gruppenkassierer, der Brettträger [Richard Höri](#), Amsterdamer Strasse 4.

Becker wurde vom Kammergericht (Prozess F) zu vier Jahren Zuchthaus, Schmidt (als «fanatischer Kommunist») zu fünf Jahren, die anderen zu je drei Jahren verurteilt. Zweieinviertel Jahre Zuchthaus bekam der Kutscher [Wladislaw Szczypiorski](#) aus der Usedomer Strasse 17, zwei Jahre die Dreherin [Martha Wagner](#), Hennigsdorfer Strasse 10. Beide hatten mehrere Untergrundschriften wie «Roter Wedding», «Roter Weckruf» und den «Ausweg» verteilt.

Für die Entgegennahme derartigen illegalen Materials und die Zahlung einiger Arbeiter Groschen wurden zwölf weitere Weddinger zu je eineinhalb Jahren Gefängnis verurteilt.

Von den genannten drei Hauptangeklagten überlebte [Richard Schmidt \(1912-1944\)](#) – aus dem Prozess J – die Verfolgungszeit nicht. Er fiel als Angehöriger der Strafeinheit 999. (Dieser Richard Schmidt war mit dem namensgleichen Kupferschmied nicht verwandt.)



Richard Schmidt (1886-1959)

Das Verhalten der Verhafteten war verständlicherweise nicht einheitlich, manche sahen keinen Sinn darin, Fakten abzustreiten, über die die Gestapo bestens informiert war. Um brutalen Vernehmungen oder weiterem psychischen Druck zu entgehen, sagten sie aus. Deswegen machten ihnen Mitverschwörer damals und besonders nach 1945 bittere Vorwürfe. So geschah es neben dem Konstrukteur und Jungkommunisten Karl Nagel (Schönhauser Allee) auch dem zu vier Jahren Zuchthaus verurteilten Weddinger Dreher Willi Becker (Prozess F).

Becker führte allerdings 1947 zu seiner Entlastung an, die Namen der von ihm angeblich Belasteten hätten der Gestapo bei der Vernehmung längst vorgelegen. Frühere Mitverschwörer bürgten, Becker hätte nicht aus böser Absicht ausgesagt.

UB Gesundbrunnen/Technischer Apparat der Berliner KPD

N 20, Koloniestrasse 36 – Wohnung des Pol.-Leiters **Erich Sbrisny** N 31, Scheringstrasse 8 – Vervielfältigungsstelle bei **Alfred Neidhardt**

Im Herbst 1934 richtete sich ein Kammergerichtsverfahren («Leitloff und andere») gegen mehrere Gesundbrunner, die an illegalen Zusammenkünften teilgenommen und vor allem Untergrundmaterial – wie die «Neuköllner Sturmflagge» und den «Klassenkampf» – verbreitet hatten. In den Gerichtsunterlagen (Urteil, S. 13) finden sich Hinweise darauf, dass beim Gestapo-Verhör Angeschuldigte unter Druck zu Aussagen genötigt worden waren.

Für einige Betroffene waren es nicht die ersten negativen Erfahrungen mit dem NS-Terror, denn der beschuldigte Arbeiter Alfred Bogedein war bereits im Mai 1933 mit anderen bekannten Funktionären der Strassenzelle Stralsunder Strasse bzw. des UB Nord vom berichtigten SA-Sturm 17 (S. 104) verschleppt und unter Misshandlungen fünf Tage in einem Keller gefangengehalten worden.

Nach der erneuten Festnahme im Juli 1934 musste er wiederum Leid ertragen.

Alfred Bogedein (1910-1990) schreibt 1945 in einem Lebenslauf darüber:

«Während der sechswöchigen Einzelhaft vollzog man an mir die grauenvoll[s-
t]en Untersuchungsmethoden, die jedoch zu keinem Ergebnis führten, da ich keinen anderen Genossen und auch meinen Bruder [Georg Bogedein] nicht belastete. Die Anklage lautete auf Vorbereitung zum Hochverrat. Angeklagt waren wir zu neun ... [Personen], darunter auch meine Frau, von denen ich mit 2½ Jahren Zuchthaus die höchste Strafe erhielt. Meine Frau [**Margarete Leitloff**] bekam 2 Jahre Gefängnis.»

Die zweithöchste Strafe sprach das Kammergericht (Urteil vom 24. November 1934) beim Hilfsarbeiter **Siegfried Schramm (1909-1976)**, Stralsunder Strasse 52, aus, der zweiundeinviertel Jahre Zuchthaus erhielt. Ihm folgte der Packer **Wladimir Dombrowski**, Kameruner Strasse 12, mit zwei Jahren. (Bogedein und Schramm wurden 1942/1943 zur Strafeinheit 999 eingezogen, konnten aber überleben.)

Eher am Rande berührt wurde der UB Gesundbrunnen durch die Prozess-Serie «Michael und Genossen», bei der es überwiegend um die illegale KPD-Arbeit in den Landbezirken Sachsenhausen und Oranienburg ging. Doch der Norden Berlins war durch leitende Kader vertreten:

Im Prozess A (11. Mai 1935), bei dem das Kammergericht gegen zwölf Personen verhandelte, war als Spitzenfunktionär der Weddinger Former **Robert Rinck**

(1898-?) aus der Lortzingstrasse 11 betroffen. Weitere angeklagte Berliner waren [Hans Ladeburg](#) (Prinzenallee 13) und [August Sass](#) (Prinzenallee 62/63). Sie hatten ihre Untergrundtätigkeit (It. Gericht) im Mai 1934 begonnen und waren bereits im Februar 1935 festgenommen worden. Nicht bekannt wurde der Gestapo, dass Ladeburg illegales Material auch an Rotsportler (S. 110ff.) weitergab. Keiner der drei genannten Weddinger hat die NS-Zeit überlebt: Ladeburg verstarb 1942 in der Kerkerhaft (Sonnenburg), von Rinck (verurteilt zu 8 Jahren Zuchthaus) ist eine Entlassung nicht überliefert. Der Pantinenmacher [August Sass](#) kam zwar im Februar 1939 aus dem Zuchthaus Brandenburg frei und stand danach drei Jahre unter Polizeiaufsicht, wurde aber noch am 1. Mai 1945 Opfer kriegsrischer Auseinandersetzung, da ihn ein Herzschuss auf der Strasse niederstreckte.

Die Verhaftungen für das eben genannte Verfahren «Michael und Genossen» begannen im Berliner Norden bereits im Februar 1935. Der eigentliche Schlag gegen den UB Gesundbrunnen wurde jedoch erst im Herbst d. J. geführt:

Als die Berliner Gestapo am 11. September 1935 den Schlosser [Erich Sbrisny](#), Koloniestrasse 36, festnahm, war ihr noch nicht bewusst, welcher bedeutende KPD-Funktionär sich dahinter verbarg. Eine Woche später liess sie ihn bereits aus der Willkür ihrer «Schutzhaft» in die Untersuchungshaft des «normalen» Strafvollzugs überstellen. Die Anklageschrift des Kammergerichts datiert vom 15. Oktober des Jahres.

Die Justiz legte ein züiges Tempo vor, es schien alles klar zu sein: Obwohl Sbrisny beim Verhör bestritt, der KPD angehört zu haben (interne Polizeiakten belegten vor 1933 lediglich die Teilnahme an verbotenen Demonstrationen), und auch von illegaler Arbeit nichts wissen wollte, wurde er doch durch einen Inhaftierten des Gegenteils beschuldigt. Der vom Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof angeklagte (Kurier) [Erwin Rothe](#) sagte nämlich aus, er hätte den Eindruck gewonnen, Sbrisny sei an der Schriftenherstellung von Untergrundmaterial beteiligt gewesen. Rothe blieb auch bei einer Gegenüberstellung bei der Behauptung. Zudem fand die Geheime Staatspolizei bei einer Haussuchung in der Koloniestrasse 36 «staatsfeindliche Stimmungsberichte», von denen die Ehefrau nicht wusste, wie sie in die Wohnung gekommen waren.

Die Anklageschrift vom 15. Oktober 1935 lag gerade vor, da war sie schon überholt! Es war der Gestapo inzwischen gelungen, im Berliner Norden auf die lang gesuchte Spur (S. 115) des zentralen technischen Apparats der Berliner KPD zu kommen: In Wedding und Prenzlauer Berg lagen die Zentren der illegalen Schriftenherstellung weitverbreiteter Publikationen wie

der «Klassenkampf» und «Der Ausweg».



In Prenzlauer Berg begannen (nach Beobachtungen) die Verhaftungen im November/Dezember 1935, wodurch der sehr aktive Unterbezirk (UB) Nordring – siehe den Schriftenband über Prenzlauer Berg/Weissensee – zerschlagen wurde.

In Wedding bzw. Gesundbrunnen setzte alles mehrere Wochen vorher ein.

Die «Nachtrags-Anklage» gegen Erich Sbrisny vom 30. Oktober 1935 (fünfzehn Tage nach der ersten Anklageerhebung) führt aus:

«Bei Ermittlungen des Reichsanwaltes beim Volksgerichtshof gegen Spitzenfunktionäre des UB Gesundbrunnen (Verbreitung ‚Der Klassenkampf‘) wurde festgestellt, dass Sbrisny an hervorragender Stelle als Pol.Ltr. des Stadtteils II mitgearbeitet hat.»

Die Anklageschrift fährt fort, Sbrisny habe die Mitgliedschaft in der KPD seit 1931 zugegeben, will aber nach 1933 erst wieder im Oktober 1934 aktiv geworden sein. Ein früherer politischer Bekannter, nun «Berater» der Berliner KPD-Leitung, habe ihn zum Pol.Ltr. des Stadtteils II ernannt und mit den örtlichen Funktionären bekannt gemacht. Denen erteilte Sbrisny nun Anweisungen, sammelte Berichte, regte für die über sechshundert Mitglieder des Stadtteils die Bildung von Fünfer-Gruppen an und warb neue Anhänger.

Sbrisny bezog über den «Abwehrmann» des UB Gesundbrunnen, **Magnus Hecht**, mehrere Exemplare des «Klassenkampf», die er auch an den Pol.Ltr. des UB weitergab. Sbrisny selber will keine Artikel für Untergrundschriften verfasst haben, stand jedoch mit drei anderen Stadtteileitern sowie vor allem mit dem Leiter des technischen Apparates Paul Grünefeld, der in der Personalunion auch Org.Ltr. im Stadtteil I war, in regem Erfahrungsaustausch. Im Juni 1935 will Sbrisny ein Zusammentreffen zwischen dem «Abwehrmann» Hecht und Grünefeld vermittelt haben, im August eine Zusammenkunft der Stadtteileiter (Sbrisny, Grünefeld, Fritzsche) mit dem «Berater» (= Beauftragten) der Unterbezirksleitung. Dabei forderte Grünefeld die Anwesenden auf, geeignete Wohnungen zum Zweck der Herstellung des «Klassenkampf» zu suchen. (Wie **Alfred Neidhardt** – Foto S. 139 – nach dem Krieg erläuterte, waren 1935 aufgrund der Verhaftungen «... nur noch wenig Genossen dazu bereit», ihm beim illegalen Drucken zu helfen.)

Am 8. Dezember 1936 erfolgte das Urteil gegen den Weddinger Spitzenfunktionär. **Erich Sbrisny** erhielt wegen «Schwere und Umfang der kommunistischen Tätigkeit» eine hohe Strafe: sechs Jahre Zuchthaus. Das Urteil wäre mit Sicherheit noch schärfer ausgefallen, hätte man ihm nachweisen können, dass er nicht nur einer von vier Stadtteileitern, sondern der Pol. Leiter des gesamten UB Gesundbrunnen war. Der Org.Ltr. und Techniker **Paul Grünefeld** erhielt nämlich am 22. Januar 1937 wegen seiner Widerstandstätigkeit vom Volksgerichtshof acht Jahre Zuchthaus.

Sbrisny hat ganz offenbar mit grossem Geschick und mit Kaltblütigkeit die Vernehmungen durchgestanden und dabei die eigene Rolle sowie die mehrerer Mitverschwörer minimalisieren können. (Nur Grünefeld konnte er nicht raushalten, der daraufhin ein Geständnis ablegte.) Betrachten wir den Pol.Ltr. etwas näher.

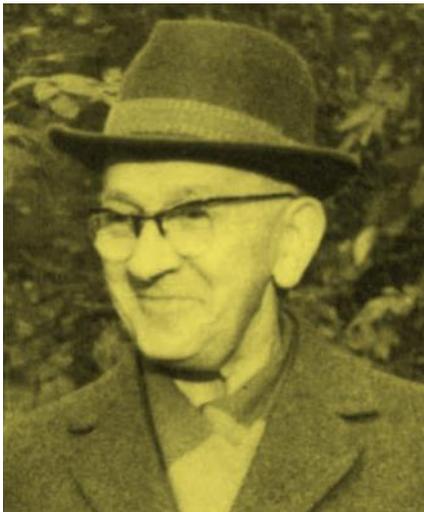
Erich Sbrisny (*1909) schreibt 1953 in einem Lebenslauf:

«Am 22. April 1909 als drittes Kind des Fabrikarbeiters Heinrich Sbrisny in Berlin-Wedding geboren, habe ich von Kindheit an die ständige Not und die steten Sorgen einer Arbeiterfamilie im damaligen Kaiserreich und später in der Weimarer Republik kennengelernt»

Nach dem Besuch der Volksschule erlernte er das Schlosserhandwerk, 1928 bestand er die Gesellenprüfung mit dem Prädikat gut. Er kam früh mit der Arbeiterjugend in Verbindung und schloss sich schliesslich dem KJVD an. Nach dem grossen Metallarbeiterstreik in Berlin (1930) trat er der KPD bei und bildete sich auf



Erich Sbrisny (1948)



Alfred Neidhardt (1965)

der marxistischen Arbeiterschule weiter. Ein «politischer Fehler» war im Rückblick dagegen, dass «ich freiwillig mit Tausenden anderen Arbeitern aus dem DMV austrat und Mitglied und Funktionär des E.V.M.B. [S. 132] wurde». Vor Eintritt der Illegalität war er Pol.Ltr. zunächst einer Strassen-, dann einer Betriebszelle.

Erich Sbrisny weiter:

«Das Jahr 1933 war eine harte Bewährungsprobe. Viele Mitglieder der Partei in meinem Gesichtskreis verliessen die Reihen der Partei und verkrochen sich. Darunter auch Genossen, die für mich einmal Vorbild waren. Diese Erscheinungen des Zurückweichens vor dem Feind haben mich damals stark erschüttert. Sie führten aber nicht dazu, mich umzuwerfen und ebenfalls die Fahne zu verlassen, trotzdem es Stimmen genug gab, die mich vom weiteren Kampf abhalten wollten. Den illegalen Kampf führte ich im Betrieb und 1934 im damaligen UB Gesundbrunnen als Stadtteileiter und später, nachdem die UB-Leitung durch Verhaftungen gesprengt war, als Pol.Ltr. des UB bis zur Verhaftung im September 1935 weiter. Von uns wurde die Zeitung „Der Klassenkampf“ herausgegeben.

Wir wurden durch Verrat eines Kuriers mit elf anderen Bürgern, z.T. parteilosen Geschäftsleuten, bei denen wir Anlaufstellen hatten, verhaftet. Von diesen musste ein Teil wegen Mangels an Beweisen bald freigelassen werden. Weil von uns die Gebote der Konspiration streng beachtet wurden, waren keine Massenverhaftungen möglich und der Kreis blieb auf sechs bis sieben Genossen beschränkt. Der Prozess vor dem IV. Strafsenat des Kammergerichts nannte sich „... Grünefeld und Genossen¹. Er wurde 1936 in mehreren Abschnitten geführt ... »

Sbrisny hat insofern recht, als es im unmittelbaren Zusammenhang mit ihm nur zu begrenzten Festnahmen kam, doch in seinem Umfeld bewegte sich mehr.

Paul Grünefeld wurde am 9. November 1935 in der Kiautschoustrasse 2 bei Tzschentke (S. 98f.) festgenommen, wo er sich gerade zu einer Aussprache mit Trotzki-Anhängern bzw. Leninbündlern eingefunden hatte. (Siehe den Schriftenband über Kreuzberg.) Wie gegen Sbrisny – vor dem Kammergericht – wurde gegen Grünefeld ein gesondertes Verfahren – in diesem Fall vor dem VGH – geführt.

Das Berliner Kammergericht sprach am 23. April 1936 von sechzehn Angeklagten vier Personen im Prozess «Fritzsche u. andere» frei. Bernhard Fritzsche und Gustav Vogt (Foto nebenan), die aus der Hussitenstrasse (73 bzw. 17) stammten, erhielten als führende Stadtteilkonfunktionäre je sechs Jahre Zuchthaus. (Beide kamen erst 1945 wieder aus dem KZ.)



Bernhard Fritzsche (1897-1961) schreibt 1945:

«Durch einen sich in die Partei eingeschlichenen Spitzel (Willi Paetschlack*, Ackerstrasse, Meyers Hof) wurden ich und zehn weitere Genossen verhaftet und in dem darauffolgenden Prozess zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt.»

* Gustav Vogt (1896-1969) spricht 1945 von einem Willi Pötschlag, Alfred Neidhardt (1890-1971) ebenfalls, er bezeichnet W. P. als früheren Kurier.

Die Zellenleiter **Hermann Niebergall** (Usedomer Strasse 12) und **Otto Haverland** (Voltastrasse 19) wurden zu je fünf Jahren Zuchthaus verurteilt.

Niebergall, wie Haverland (1899-1990) im November 1940 entlassen, hatte sich allerdings in der Haft ein so schweres Magenleiden zugezogen, dass er im Februar 1945 daran verstarb.

Otto Schmidt (Weinbergsweg 6) und **Alfred Neidhardt** (Scheringstrasse 8), in deren Wohnungen auf Abziehapparaten gedruckt worden war, erhielten fünf bzw. drei Jahre Zuchthaus, **Elfriede Neidhardt (1891-1950)** zweieinhalb, der Abwehrmann des UB, **Magnus Hecht**, drei Jahre. Ebenfalls mit Zuchthaus bedacht wurden **Gustav Riechei** (2½ Jahre) und **Gerhard Hoffmann** (2 Jahre), **Berta Pfefferkorn** kam mit 1¼ Jahren davon. (Hecht wurde im April 1945 ein Opfer des Krieges.)

Doch nach Abschluss des eben genannten Verfahrens «Fritzsche und andere» (23. April 1936) ruhte die Arbeit der NS-Ermittlungsbehörden schon deshalb nicht, weil im Zusammenhang mit dem Volksgerichtsprozess gegen Paul Grünefeld (Urteil vom 22. Januar 1937) weiter ermittelt wurde. Nun trat auch Sbrisnys Rolle als Pol.Ltr., und damit Grünefelds übergeordneter Funktionär, immer klarer hervor. Doch Erstgenannter war inzwischen (8. Dezember 1936) abgeurteilt.

Die Untersuchungen hielten aber auch aus einem weiteren wichtigen Grund an. Es war der Berliner Gestapo im Laufe der Jahre 1936/37 gelungen – mit Ausnahme des UB Adlershof –, fast sämtliche Berliner Unterbezirke aufzurollen. Da einige Spitzenfunktionäre in wechselnden Stadtgebieten wirkten – so betätigte

sich die Agit.Prop. Leiterin von Prenzlauer Berg [Erika Jakobowski](#) zuvor als Org. Leiterin des UB Gesundbrunnen konnte die Politische Polizei immer tiefer in die Strukturen der illegalen Berliner KPD eindringen und fast alles aufdecken. Immer neue «Verhöre» führten zu einer ständigen Ausdehnung der Zahl der 1935-1937 verhafteten Kommunisten, es dürfte sich zuletzt um [weit über 1.000 Berliner](#) gehandelt haben. Allein im UB Prenzlauer Berg klagte man über 120 Regime-Gegner an. Mancher überlebte bereits die Untersuchungshaft nicht. Auch in Wedding kamen im Zusammenhang mit den Unterbezirken Wedding-West und Wedding-Ost zahlreiche Arbeiterinnen und Arbeiter vor Gericht (S. 143ff.).

Im ehemaligen UB Gesundbrunnen erfolgten zwischen 1939 und 1940 noch weitere Verfahren wegen Widerstandsaktivitäten der Jahre 1933 bis 1936. Insgesamt handelte es sich dabei um drei Kammergerichtsprozesse:

Anklage A gegen Richard Bellach (Schönfliesser Strasse 6)

Anklage B gegen Walter Christall (Schulstrasse 116)

Anklage C gegen Bruno Moedebeck (Müllerstrasse 7a)

Der Prozess A gegen den Lastwagenbeifahrer Richard Bellach konzentrierte sich auf zwölf Personen, die sich z.T. leitend im Stadtteil III «Hochplatz» illegal betätigt hatten. Erstmals seien dort im Frühjahr 1933, in der Wohnung des früheren Stadtverordneten-Ersatzmannes Wilhelm Schleussner, Hochstrasse 24, Regime-Gegner zusammengekommen und hätten ihre Verbindungen bis Ende 1936 aufrechterhalten, Untergrundmaterial bezogen und bezahlt. Nach Aussagen des verantwortlichen Zellenleiters Bellach blieben nach 1936 nur persönliche Beziehungen bestehen, denn seine Kontaktpersonen an der Spitze des UB Gesundbrunnen, der Kassierer [Hans Ladeburg](#), der technische Leiter [Paul Grünefeld](#) und (Sbrisnys Vorgänger) Pol.Ltr. [Robert Rinck](#) (S. 136f.), waren zuvor verhaftet worden.

Obwohl das Kammergericht (Urteil vom 1. März 1940) dem Zellenleiter Bellach sein Geständnis strafmildernd anrechnete, erhielt er wie der Kranführer [Walter Hausmann](#) aus der Swinemünder Strasse 112 – er war im November 1935 (nach Grünefelds Festnahme) zunächst ins Ausland geflohen – dreieinhalb Jahre Zuchthaus. [Walter Hausmann \(1894-1942\)](#) kam in der Haftanstalt Luckau ums Leben, [Richard Bellach \(1896-1964\)](#) musste nach Strafverbüßung ins KZ Sachsenhausen, wo er erst 1945 befreit wurde.

Zwei Angeklagte des Prozesses A wurden freigesprochen, drei erhielten kürzere Gefängnisstrafen, drei Jahre Zuchthaus bekamen der Arbeiter [Hermann Kadde-reit](#) (Gruppenleiter) und der Mechaniker [Johann Kölbe](#), zwei Jahre der Zimmermann [Richard Klose](#) und der Arbeiter [Otto Löbert](#) (Materialkurier), zweieinhalb Jahre der Bauarbeiter [Walter Krien](#) (Gruppenleiter). (Einige der Genannten erreichten durch Gnadengesuche eine bedingte Aussetzung der Reststrafe. Kölbe wurde sie wegen seiner umfangreichen Tätigkeit nicht gewährt.)

Während für den Prozess B – gegen zehn Personen, darunter der Dreher [Robert Dummer](#) (Ackerstrasse 112), der Böttcher [Walter Fink](#) (Chausseestrasse 77), der Rentner [Bruno Grieswald](#) (Fennstrasse 43) sowie der Schleifer [Karl Henke](#) und der Maurer [Paul Röse](#) (beide Neue Hochstrasse) – das Urteil noch nicht ermittelt werden konnte, liegen zum dritten Verfahren ausreichende Unterlagen vor.

Auch hierbei ging es um die illegale Arbeit im Stadtteil «Hochplatz», wo neben dem «Klassenkampf» auch die Untergrundschriften «Stadtteil Hochplatz» und «Rote Fanfare» verbreitet wurden.

Zur Abgrenzung der Verfahren A, B und C erklärt die Anklageschrift C vom 27. November 1939:

«Die illegale Arbeit der Organisation des Stadtteils III und der leitenden Funktionäre der drei Gruppen Kaddereit, Krien und Krebs sind in der Anklage A, deren Mitglieder in der Anklage B erfasst.

Die Gruppe Braun ‚Gerichtstrasse‘ ist Gegenstand der Anklage C.»

Während das Urteil vom 29. März 1940 von sechs Angeklagten fünf mit kürzeren Haftstrafen bedachte, wurde der hauptangeklagte Tischler **Bruno Moedebeck**, Müllerstrasse 7a, zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Weddinger ergänzte nach dem Krieg, dass er bereits 1933 vier Tage im SA-Keller Schwedenstrasse und 1937 fünf Wochen im KZ Sachsenhausen eingesperrt worden war. Das gesamte Verfahren (A, B, C) sei dadurch zustande gekommen, dass der Ende 1935 geflohene **Walter Hausmann (1894-1942)** der Gestapo 1939 schliesslich doch noch in die Hände (S. 141) gefallen war, bemerkt Moedebeck weiter.

Im April 1938 erhob das Berliner Kammergericht Anklage gegen sechs im Februar d. Jahres verhaftete Weddinger.

Hauptangeklagter war der Kellner **Martin Walczak** aus der Graunstrasse 35; zusammen mit zwei Arbeitern aus der Gleimstrasse, dem Metallschmelzer **Paul Scheibel** und dem Arbeiter **Max Balzereit**, sowie dem Kranführer **Walter Schienangel** vom Vinetaplatz 3, dem Arbeiter **Reinhold Zimmermann** aus der Swinemünder Strasse 49 und dem Dreher **Friedrich Knopke** ebenfalls Graunstrasse 35, wurde Walczak wiederholte Untergrundtätigkeit in Gesundbrunnen, mindestens bis Januar 1936, vorgeworfen.

Der bei Aschinger arbeitende Kellner trug dabei als Literaturobmann des Unterbezirks die Hauptlast. Alten Polizeiakten zufolge war er 1932 Hersteller und Verbreiter der Zellenzeitung «Die Rote Millionenbrücke». Nach 1933 sei er von einem «Unbekannten» für die illegale Arbeit gewonnen worden und stellte sich als Materialanlaufstelle (Graunstrasse 35) für den Stadtteil zur Verfügung; der mitangeklagte Reinhold Zimmermann überbrachte ihm das UB-Organ «Der Klassenkampf».



Bruno Moedebeck



Martin Walczak mit Ehefrau

Martin Walczak musste seine Tapferkeit und Verschwiegenheit hart bezahlen. Er bekam am 14. Juli 1938 mit dreieinhalb Jahren Zuchthaus die Höchststrafe, ihm folgten **Paul Scheibel** mit drei Jahren, Zimmermann und Knopke mit je zweidreiviertel Jahren, Schienagel mit zweieinhalb und Balzerei mit zwei Jahren Zuchthaus. Während Knopke, Scheibel und Schienagel in der Haft die Tat bereuten und einen Teil der Strafe (mit längerer Bewährungsfrist) ausgesetzt erhielten, wurde Martin Walczak die Gesinnungstreue strafverschärfend angelastet.

Nach Strafverbüßung überstellte man den Wehrlosen zur Berliner Gestapostelle, Burgstrasse 28, wo man seine weitere «Schutzhaft» anordnete. (1944 kam er ins KZ Neuengamme und im April 1945 kurz vor dem Kriegsende ums Leben.)

Werfen wir zum Abschluss dieses Abschnitts noch einen Blick auf das weitere politische Schicksal der leitenden Funktionäre des UB Gesundbrunnen.

Erich Sbrisny verbüßte seine Zuchthausstrafe in Brandenburg bzw. einem Arbeitslager zur Elbe-Regulierung. (In seinem Lebenslauf führt er deutlich aus, dass der Deutsch-Sowjetische Nichtangriffspakt 1939 unter den politischen Häftlingen zu einer kritischen Situation führte. Bei nicht wenigen herrschte «Weltuntergangsstimmung» vor, sie fühlten sich verraten und «umsonst eingebunkert».) Nach Verbüßung der Strafe Ende 1941 kam Sbrisny aber nicht frei, sondern über den Alexanderplatz (Berliner Gestapo) und das «Arbeitserziehungslager» Wuhlheide ins KZ Sachsenhausen. Dort traf er seine Weddinger Mitverschwörer **Bernhard Fritzsche** (S. 137ff.) und **Gustav Vogt** (S. 140ff.) wieder.

Sbrisny 1949:

«Im September 1944 erneute Festnahme und Isolierung wegen Verdachts illegaler politischer Tätigkeit im Lager.

Nach der Ermordung der sogenannten Rädelsführer **Ernst Schneller**, **Sieke [Siegmund] Sredzki**, **Matthias Thesen**, **[Gustl Sandtner]** usw. Abtransport in das Vernichtungslager Mauthausen.

Am 5. Mai 1945 Befreiung durch die Amerikaner... »

Während **Erich Sbrisny** im KZ war, verlor sein Bruder **Walter (*1905)**, wegen der Verweigerung des Wehrdienstes eingesperrt, 1944 in der Haft das Leben, berichtet die Familie. Der dritte der Söhne, **Paul Sbrisny (1907-1979)**, engagierte sich ebenfalls illegal, blieb aber von grösseren Verfolgungen verschont.

Ein tragisches Ende fand der frühere Org.Ltr. des UB Gesundbrunnen **Paul Grünfeld**. Nach Verbüßung seiner achtjährigen Zuchthausstrafe musste er als Soldat einer Strafeinheit nach Jugoslawien. Gefangenengenommen von Partisanen, wurden der erklärte NS-Gegner und andere «Politische» – darunter der Arbeitersportler **Erich Dawideit** (S. 122) –, wegen selbstbewussten Auftretens auffällig geworden, als angebliche «faschistischer Meuterer» am Kriegsende erschossen.

Zerschlagung der Unterbezirke Wedding-West und -Ost

N 20, Wiesenstrasse 29 – geheimer Druckort (bei Richard Jungk)

N 65, Gottschedstrasse 10 – geheimer Druckort (bei Helmut Werpel)

Nach der Auflösung des UB Nord und Schaffung zweier selbständiger Unterbezirke, die jeweils anliegende Ortsteile Reinickendorfs miteinbezogen, hatten Wedding-West und Wedding-Ost zahlreiche Untergrundaktivitäten und auch eine rege Flugblattagitacion entfaltet.

Die Gestapo unternahm besonders in Wedding-West grosse Anstrengungen, um den geheimen Ort der Vervielfältigungen des «Ausweg» zu ergründen, wurde aber trotz mehrerer Verhaftungen nicht fündig. Nicht zuletzt der festgenommene und misshandelte Stadtteilleiter von «Wittler», Ernst Golgowski, schwieg sich darüber aus (S. 114).

Heinz Köchling (1902-1967) gibt Ende 1945 zu Protokoll:

«Zu der Zeit, als ich Agitpropleiter des UB Wedding-West war, war er [Ernst Golgowski] Leiter eines Stadtteils (Wittler).

Nach meiner am 8. April 1935 erfolgten Verhaftung machte G. zuerst unter dem Druck der Gestapo einige mich belastende Aussagen, nahm jedoch seine ganze Aussage im Prozess selbst zurück und erklärte, diese nur gemacht zu haben, weil er von der Gestapo mit Tritten und Schlägen zu dieser Aussage gezwungen worden sei. Durch diese aufrechte Zurücknahme ermöglichte er meinen Freispruch in diesem Verfahren ... »

(**Heinz Köchling** – siehe den Band «Schöneberg/Tempelhof» – wechselte aus Sicherheitsgründen zum UB Schöneberg und wurde dort 1937 ein Opfer der Verhaftungswelle. Er litt bis 1945 im Zuchthaus und KZ.)

Erst die Zerschlagung des UB Wedding-West brachte die Politische Polizei auf die so lang gesuchte Spur des örtlichen Schriftenapparates.

In der Anklageschrift B gegen den UB Wedding-Ost bemerkt das Berliner Kammergericht am 4. März 1937:

«Umfangreich war die Betätigung namentlich in jenen Bezirken Berlins, die wie der Norden und Osten in der legalen Zeit der KPD besonders stark mit Kommunisten durchsetzt waren.* Aber auch in anderen Bezirken und Vororten der Stadt und in einzelnen Orten der Provinz wurde illegal gearbeitet. Auf Grund eingehender Ermittlungen der Staatspolizei gelang es 1936, eine Reihe von grösseren Organisationen der illegalen KPD und der Roten Hilfe aufzudecken ... »

* Im Volksgerichtsprozess gegen Schostag und Werpel (S. 147f.) bemerkt das Gericht 1939, der Wedding sei «ein marxistisch verseuchter Bezirk» gewesen.

Die illegale KPD, präzise der im Ausland agierende Parteivorstand (Politbüro), versuchte bereits 1935, die empfindlichen Schläge der Gestapo durch eine Umorganisation des kommunistischen Untergrundapparates in Berlin abzufangen. Statt einer zentralen Bezirksleitung gab es seit Herbst 1935 drei grosse Abschnitte (K5, M6, S7), deren jeweilige Dreierleitung (Pol.-Org.- und Agitprop.Ltr.) direkt dem Auslandssekretariat unterstand. Ein technischer Apparat wurde gesondert geführt. Wedding zählte dabei zu «K5» (Leiter Willi Lenz).

Möglicherweise kamen diese Umstellungen viel zu spät, vielleicht waren sie aber auch überhaupt vergeblich, denn die Gestapo verfügte über ein leider sehr effektives – wenn auch nicht lückenloses – Spitzelnetz. Einer ihrer Zuträger sass sogar im Prager Auslandssekretariat, berichtet Rudolf Bergtel (S. 149f.), zeitweise einer der einflussreichsten kommunistischen Funktionäre der illegalen Berliner Organisation.

«Wedding-West» wurde im August und Oktober 1936 aufgerollt, die Hauptverantwortlichen und ihre Mitarbeiter zog das Berliner Kammergericht im September

1937 in zwei Prozessen («Hertling und andere») zur Verantwortung. Ein abschließendes Volksgerichtshofverfahren verurteilte am 3. Januar 1939 den Pol.Ltr. Erwin Schostag (als Nachfolger von Hugo Tanz) und die Leiter des technischen Apparates [Helmut Werpel](#) (Gottschedstrasse 10) und [Ernst Fischer](#) (Turiner Strasse 3) zu jeweils sechs Jahren Zuchthaus (Fotos: S. 147).

Im Zuge der Ermittlungen und «Verhöre» bekam die Politische Polizei auch heraus, dass in der Wiesenstrasse 29 Hunderte von Flugblättern («RGO Berlin-Brandenburg») vervielfältigt worden waren. Teile des (seit 1936 eingelagerten) Abziehapparates entdeckte die Gestapo am 26. Juni 1938 im Keller des Kraftfahrers [Walter Mittmann](#), Koloniestrasse 151. Die Reste des Gerätes will Frau Mittmann in die Panke geworfen haben. (Ein allerdings nicht gerade tiefes oder gar reissendes Gewässer.)

Im Gegensatz zu anderen früheren Hochburgen der KPD – siehe die Schriftenbände über Friedrichshain/Lichtenberg und Prenzlauer Berg/Weissensee – bestanden in Wedding und Gesundbrunnen keine eigenständigen Rote Hilfe-Organisationen. Hier führten stattdessen die Stadtteileiter gesammelte Unterstützungsgelder ein und führten sie an die Unterbezirksleitung(en) ab.

Die Anklageschrift A des Kammergerichts vom 13. April 1937:

«Am 16. Juli 1936 erfolgte die Festnahme der Unterbezirkskurierin [Frieda Zeinert](#), als sie einen Treff mit der Abschnittskurierin des Abschnitts K5 hatte. Im Laufe der weiteren Ermittlungen konnten fast sämtliche Funktionäre und Mitglieder der Organisation des UB Wedding-West festgenommen werden.»

Die Anklage A (11 Personen) umfasste die Hauptfunktionäre des Unterbezirks, die Anklage B (14 Personen) die unteren Funktionäre und Mitglieder, soweit man ihrer habhaft werden konnte. Entsprechend differenziert fielen auch die jeweiligen Urteile am 21. September 1937 aus:

Im Prozess A erhielt der Kraftfahrer [Walter Hertling](#) (N 65, Otawistrasse 38) mit fünf Jahren Zuchthaus die Höchststrafe, ihm folgten der Buchhalter [Erich Krause](#) (Reinick.-Ost, Mickestrasse 20) und der Arbeiter [Willi Rohde](#) (N 65, Ruheplatzstrasse 22) je vier Jahre. Acht weitere Angeklagte ([Hermann Bernewski](#), [Alfred Apelt](#), [Franz Plume](#), [Wilhelm Meyer](#), [Paul Bloch](#), [Frieda Zeinert](#), [Paul Rister](#) und [Heinz Lehmann](#)) wurden mit dreieinviertel bis dreieinhalb Jahren Zuchthaus bestraft.

Im Prozess B erhielten die Arbeiterin [Frieda Hanke](#) (Brüsseler Strasse 9) und die Ehefrau [H. Bocksch](#) (Lütticher Strasse 5) je drei Jahre Zuchthaus, der Kraftfahrer [Generlich](#) (Brüsseler Strasse 20), der Kaufmann [P. Wodtke](#) (Koloniestrasse 139) und der Klempner [W. Fischer](#) (Kameruner Strasse 57) je zweieinhalb Jahre, der Schmied [H. Fischer](#) (Kameruner Strasse 47) zweieinviertel und der Arbeiter [A. Lemcke](#) (Liebenwalder Strasse 15) zwei Jahre Zuchthaus. Vier weitere Personen kamen mit kürzeren Gefängnisstrafen bzw. einem Jahr Zuchthaus davon.

Der Hauptangeklagte im Prozess A, Kraftfahrer [Walter Hertling](#) (Otawistrasse 38), war den Gerichtsunterlagen zufolge im Sommer 1934 auf einem Laubenfest mit [Alfred Mudrack](#), einem Kurier der Bezirksleitung Berlin, zusammengetroffen. Bevor dieser Funktionär 1935 nach Prag floh, brachte er Hertling mit dem Pol.Ltr. von Wedding-West («Rudolf») zusammen, der ihn wiederum dem Gebietsberater und späteren Abschnittsleiter von «K5» [Willi Lenz](#) (S. 149) zuführte. Nachdem Hertling den Org.Ltr. des UB Heinz Lehmann mit anderen örtlichen Verantwortlichen in Verbindung gebracht hatte, erklärte sich Hertling bereit, die Pol.Ltr.-Funktion

zu übernehmen. (Angeblich war der Abschnittsleiter [Willi Lenz](#) mit Hertlings Untergrundarbeit später nicht mehr zufrieden, denn er «hängte» ihn im März 1936 ab. Hertling sagte später vieles aus, beklagten Mitverschwörer.)

Wedding-West gliederte sich in folgende Gebiete:

Stadtteil «Schillerpark»	- Leiter Alfred Apelt, Seestrasse 83 (Kolonie)
Stadtteil «Wittler-Schwerdtfeger»	-Leiter Franz Plume, Liebenwalder Strasse 5
Stadtteil «Sanitas»	- Leiter Wilhelm Meyer, Turiner Strasse 12
Stadtteil «Virchow»	- Leiter Paul Bloch, Hochstädterstrasse 19
Stadtteil «BVG»	- Leiter Hermann Barnewski, Fehmarn Strasse 22 (Zellenleiter Brehmer und Zeinert)

Diese Leiter führten Spendengelder ihrer Mitglieder an die UB-Leitung ab.

Von den genannten und verurteilten Funktionären haben (mindestens) zwei die Verfolgungszeit nicht überlebt: Besagter Walter Hertling wurde nach seiner Haft im Zuchthaus Sonnenburg ins KZ verschleppt und kam im August 1942 in Gross-Rosen ums Leben. Sein sehr aktiver Stadtteilleiter, der Maschinenschlosser [Alfred Apelt](#) aus der Laubenkolonie «Fliederberg» (am Schillerpark, Seestrasse 83) musste auf Anordnung der Gestapo ebenfalls nach der Strafverbüßung ins KZ (Sachsenhausen) und kehrte nie mehr von dort zurück. Viele Freunde aus dem Unterbezirk bescheinigten ihm öffentlich nach dem Krieg: «Genosse Apelt war ein guter und treuer Freund und Berater in allen Zeiten gewesen.»

Auch von den drei durch den Volksgerichtshof am 3. Januar 1939 abgeurteilten Spitzenfunktionären des UB bzw. technischen Apparates (s.u.) erlag einer den unmenschlichen Haftbedingungen: der Kraftfahrer Helmut Werpel, Gottschedstrasse 10. Im Anschluss an das Zuchthaus nahm ihn die Gestapo in «Schutzhaft», Ende April 1945 verlor sich seine Spur bei einem Zwangsarbeitseinsatz.

Werpel hatte sich 1933 zunächst im UB Gesundbrunnen betätigt und dort Unterschriften («Der rote Jungprolet») an Zwischenverteiler wie [Anton Wille-scheck](#), Voltastrasse, und eine weitere Person in der Gerichtstrasse weitergegeben. Werpel empfing das illegale Material vom – laut VGH-Urteil vom 3. Januar 1939 – «inzwischen verstorbenen Kraftfahrer [Michael Tonn](#)». (Dessen Schicksal – Seite 148 – ist bis heute ungeklärt.)

Über den Zeitungshändler Heinz Köchling (S. 144) vom Nettelbeckplatz kam Werpel dann im Januar 1934 mit dem (damaligen) Pol.Ltr. des UB Wedding-West [Hugo Tanz](#) zusammen, der ihm schliesslich die Aufgabe des UB Technikers übertrug. Durch den bis Februar 1934 verantwortlichen Org.Ltr. des UB, [Willi Reinke](#) (Müllerstrasse 162a), lernte Werpel den mitangeklagten Tischlergesellen [Ernst Fischer](#) kennen, der danach sein wichtigster Materialkurier wurde. (Wie später Köchling wechselte Reinke in einen anderen UB, wurde dort festgenommen und zu einer hohen Zuchthausstrafe verurteilt. Er verstarb 1942 in der Haft.)

Im Gegensatz zu Helmut Werpel überstanden seine beiden Mitangeklagten [Erwin Schostag](#) und [Ernst Fischer](#) Zuchthaus und KZ; kamen aber erst 1945 frei.

Ähnlich dem Verfahren im UB Wedding-West («Hertling und andere»), wurden auch im Bereich des UB Wedding-Ost («Tonn und andere») die verantwortlichen Funktionäre, ihre Mitarbeiter sowie einfache Mitglieder in zwei Kammergerichtsprozessen zur Verantwortung gezogen.

Anklage A (9 Personen) umfasste die Hauptfunktionäre,
Anklage B (10 Personen) betang hauptsächlich Minderbelastete.



Erwin Schostag



Ernst Fischer

Wie «Wedding-West» zählte «Wedding-Ost» zum Abschnitt «K5» unter dem Leiter Willi Lenz (S. 144f.), dem dabei auch die Unterabschnitte Moabit – Charlottenburg – Wilmersdorf und Spandau unterstanden.

«Wedding-Ost» soll (It. Kammergericht) zuletzt vierzig Mitglieder gezählt haben, die in vier Stadtteilen bzw. dortigen Zellen organisiert waren und das illegale Organ «Der Rote Wedding» – durchschnittlich 100 Exemplare – verbreiteten.

Die vier Stadtteile hießen

«Felseneck» – «Groterjan» – «Soldin» – «Schäfersee».

Die Laubenkolonie «Felseneck» und der Schäfersee lagen in Reinickendorf-Ost, die Firma Groterjan in der Weddingen Prinzenallee, der vierte Stadtteil war die Soldiner Strasse.

«Wedding-Ost» entfaltete ohnehin seine stärkeren Aktivitäten im Bezirk Reinickendorf (Weisse Stadt), was im entsprechenden Schriftenband gewürdigt wird, und ist mit «Wedding-West» in der Intensität der Untergrundarbeit nicht gleichzusetzen.

Der Kraftfahrer [Bruno Leuschner \(1910-1965\)](#) war 1935 mit dem Abschnittsleiter vom «K5», [Willi Lenz](#), zusammengetroffen und wurde von diesem zunächst als Agit-Prop.Ltr. des UB «Wedding-Ost» eingesetzt. Org. und Pol.Ltr. war zu dieser Zeit [Franz Rutzen](#) (NO 55, Diedenhofer Strasse 10). Als Rutzen im Februar 1936 eine Tätigkeit im landwirtschaftlichen Bereich ergriff, übernahm [Bruno Leuschner](#) dessen Leitungsfunktion. Der Leuschner aus dem Kraftdroschkenverband bekannte [Michael Tonn](#) (s.o.) nahm nun die Funktion eines Schriftenkuriers wahr. (Wie wir bereits auf Seite 146 darlegten, war Tonn 1933 in gleicher Funktion im UB Gesundbrunnen tätig.)

Tonn brachte den Pol.Ltr. 1936 mit KPD-Gebietsberater [Max Wachtel](#) zusammen, der ihm den Auftrag gab, den UB Wedding-Ost neu aufzubauen, da dort vieles im Argen lag. Als UB-Kassierer betätigte sich die Reinickendorferin [Käthe Korn](#) (Rüt-



Bruno Leuschner

listrasse 8), Adolf Mertins (N 20, Zechliner Strasse 10) als Stadtteilleiter von «Felseneck». [Walter Rolle](#) (N 20, Drontheimer Strasse 14), wie Mertin Weddinger, sollte den Stadtteil «Groterjan» (Prinzenallee) übernehmen, kam aber – dem Gericht zufolge – über Anfänge nicht hinaus. Für den Stadtteil «Schäfersee» wurde zunächst [Hermann Nowatzky](#) (Rütlistrasse 18) als Leiter eingesetzt, ihm folgten der Reinickendorfer [Josef Kubath](#) (Aroser Allee 85) und der Weddinger [Karl Bayer](#) (Turiner Strasse 43).

Nach der Anklageerhebung im März 1937 wurde bereits im August des Jahres das Urteil verhängt:

Bruno Leuschner erhielt mit sechs Jahren Zuchthaus im Prozess A die Höchststrafe, leitende Stadtteilfunktionäre wie Franz Rutzen, Käthe Korn und [Adolf Mertins](#) je vier Jahre, [Willy Howe](#) (Invalidenstrasse 145) dreieinhalb, [Her-](#)

[mann Nowatzky](#) und [Walter Rolle](#) je drei Jahre Zuchthaus, [Josef Kubath](#) wurde mit zweieinhalb Jahren Zuchthaus bedacht. Unentdeckt blieb, das [Frieda Mertins](#) mit viel Mut einen grossen Teil des Drucks der Untergrundchrift «Der rote Norden» (Foto S. 109) in ihren wechselnden Wohnungen bewerkstelligt hatte.

Im Prozess B bekamen [Karl Bayer](#) (Turiner Strasse 43) und [Karl von der Heide](#) (Reinick.-Ost) mit je zweieinhalb Jahren Zuchthaus die höchsten Strafen, ihnen folgte der Krafffahrer [Rudolf Steffin](#) (Drontheimer Strasse 20) mit zwei Jahren und der Maler [Walter Wolfsheim](#) (Reinick.-Ost) mit eineinhalb Jahren Zuchthaus. Fünf weitere Personen, darunter mit [Ernst Windt](#) ein Weddinger, verurteilte das Gericht lediglich zu kürzeren Gefängnisstrafen.

Nicht übersehen werden darf bei dieser Auflistung Verurteilter, dass das Verfahren gegen den UB Wedding-Ost ursprünglich unter dem Titel «Tonn und andere» und zuletzt unter «Leuschner und andere» lief.

Der Materialkurier [Michael Tonn](#) (S. 146ff.) war vor der Anklageerhebung im März 1937 «verstorben», bemerkt das Gericht lapidar, schweigt sich aber über nähere Umstände aus. Der Ermittlungsbericht des Generalstaatsanwalts vom 28. Oktober 1936 wurde noch unter «Tonn und andere» geführt. Ob Tonn, der schon 1933 als Kurier im UB Gesundbrunnen aktiv war, Ende 1936 überhaupt noch lebte, entzieht sich unserer Kenntnis. Er wäre nicht der Erste, der die unmenschlichen Haftbedingungen nicht ertrug, oder seinem Leben ein Ende setzte, um andere nicht zu verraten (S. 130).

Dass es auch ganz andere Verhaltensweisen führender Kader gab, belegt die wenig glückliche Rolle des verhafteten UB-Leiters [von Reinickendorf](#) – siehe den entsprechenden Schriftenband – [Alfred Hoernle](#) (Wilhelmsruh). Er legte ein umfassendes Geständnis ab und gab viele (nicht alle) Verbindungen im Berliner Norden preis. Er ging später in einer Strafanstalt elend zu Grunde, denn die «Politischen» dort liessen den hungernden Mithäftling in seiner Not allein.



Willi Lenz (Gestapo-Foto)



Rudolf Bergtel (Gestapo-Foto)

Nachzutragen bleibt noch der weitere Lebensweg zweier Hauptfunktionäre. Willi Lenz, als Nachfolger Rudolf Bergtels (s.u.) Abschnittsleiter von «K5», verstarb Anfang der 40er Jahre schwerkrank hinter Kerkermauern.

Doch Bruno Leuschner, der Pol.Ltr. vom UB Wedding-Ost, überlebte die Zuchthausstrafe und die anschließende «Schutzhaft» im KZ Sachsenhausen bzw. Mauthausen, wo erst am Kriegsende für ihn die Befreiung schlug. (In der DDR war er führend im wirtschaftlichen Planungsbereich tätig.)

Oberberater Rudolf Bergtel

N 65, Lindower Strasse 16 – Wohnung

Unter sehr dramatischen Umständen vermochte es der bereits inhaftierte Arbeiter **Rudolf Bergtel (1897-1981)**, weiterer Verfolgung doch noch zu entkommen.

Bergtel, 1933 wohnte er nahe dem Nettelbeckplatz, betätigte sich vor dem Verbot der Partei als RGO-Hauptkassierer in Wedding und Instrukteur des Bezirksausschusses. Illegale Arbeit leistete er zunächst im gewerkschaftlichen Bereich in Charlottenburg. Im November 1933 entging er nur knapp der Verhaftung und entkam schliesslich 1934 nach Prag. Dort politisch geschult, schickte ihn der (Exil-)Partei Vorstand erneut nach Berlin, wo er zunächst als Org.Ltr. der RGO wirkte und versuchte, deren Restgruppen möglichst in den illegalen Apparat der Partei zu überführen. Etwa Ende Juni 1935 wurde Bergtel von der Berliner Bezirksleitung um den Bergmann Paul Grzeschik (Org.Ltr.) als Oberberater des wichtigen Abschnitts «K5» eingesetzt. Damit war er für zehn Unterbezirke und bedeutende Betriebe des Nordwestens der Stadt verantwortlich. Am 8. August 1935 geriet Bergtel in die Fänge der Gestapo. Seine Verhaftung und die anderer Spitzenfunktionäre war auf Leichtfertigkeit des aus Prag gesandten Pol.Ltr., des Leipzigers Wienand Kaasch, zurückzuführen, der schriftliche Aufzeichnungen über seine Untergrundtätigkeit verfasste. (Siehe den Schriftenband Prenzlauer Berg/Weissensee.) Trotz grausamer Verhöre schwiegen Männer wie **Bergtel**, **Erich Hanke** und

Wilhelm Knapp, so dass die Geheime Staatspolizei manches doch nicht herausbekam – aber der Arm der Verfolger reichte weit:

Rudolf Bergtel schreibt 1945 dazu:

«Bei der Verhandlung [am] 7.-10. Mai 1936 [vor dem] Volksgerichtshof], Berlin 2. Senat, lag ausführliches Material aus Prag gegen uns vor und der Kommissar bei der Gestapo sagte mir: ‚Sie können leugnen, wie sie wollen, wir bekommen alles, was wir brauchen von unsern Mitarbeitern aus Prag.‘ Er hatte recht, über jeden war ein Lebenslauf vorhanden – genau wie ich ihn in Prag gemacht hatte. Erst später in der Schweiz habe ich die Bestätigung über das Spitzelnest in Prag bekommen»

Zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, kam Bergtel zunächst nach Luckau, dann ins Moorlager, wo ihm durch Unterstützung **Georg Richters** am 29. Juni 1939 die Flucht gelang. In Berlin half ihm ein Freundeskreis um **Harro Schulze-Boysen** (**Kurt Schumacher**, **Elfriede Paul**, **Lotte Schleif**), in die Schweiz zu entkommen. Der frühere Berliner Org.Ltr. **Paul Grzeschik**, 1936 zu lebenslänglich verurteilt, verstarb dagegen 1942 im Zuchthaus Sonnenburg.

Illegale Betriebsarbeit

Verglichen mit den umfangreichen UB-Verfahren wegen illegaler Arbeit in Weddinger Wohngebieten (S. 136ff.) fallen die Prozesse mit direktem Bezug auf die Untergrundtätigkeit auf betrieblicher Ebene eher spärlich aus.

Für die AEG stiessen wir lediglich auf eine Verhandlung des Kammergerichts am 9. November 1934, bei dem

der Former Otto Kissel (*1881),	Müllerstrasse 129,	zu 1Jahr, 2 MoG,
die Arbeiterin Gertrud Kowalski (*1898),	Gartenstrasse 63,	zu 1Jahr, 6 MoG,
der Eicher Otto Ulm (*1894),	Kameruner Strasse 40,	zu 1Jahr, 6 MoG

verurteilt wurden, weil sie bei der AEG-Ackerstrasse bis Juli 1933 einige Handzettel und Druckschriften («Der Rote Frontkämpfer») verbreitet und Beitragsmarken verkauft hatten. Da die Untergrunderarbeit nicht sehr umfangreich war und zudem bereits im Sommer 1933 endete, sah die NS-Justiz von Zuchthausstrafen ab. Zumindest für den Schwerkriegsbeschädigten **Otto Ulm (1894-1951)** führten die Strapazen der Haft aber zu einer weiteren Beeinträchtigung seiner Gesundheit und trugen zu seinem frühen Tod bei.

Ein anderer, ebenfalls sehr früher RGO-Prozess richtete sich im Herbst 1934 gegen fünf Kollegen (zwei Tischler und drei Möbelpolierer), die Beschäftigte der Weddinger Möbelfabrik Schulz, Usedomer Strasse 30, waren und wegen des Verdachts der Vorbereitung zum Hochverrat im Juli 1934 in Haft gerieten. Doch von den Beschuldigten wurden lediglich

der Hauptangeklagte Tischler Helmut Wulff (*1907)	zu 2½ Jahren Zuchthaus
und der Möbelpolierer Wilhelm Schnabel (*1880)	zu 1½ Jahren Zuchthaus

verurteilt. Gustav Meissner (1886) kam mit neun Monaten Gefängnis wegen eines Vergehens (Unterlassung einer Anzeige) davon, die beiden anderen Beschuldigten erhielten Freisprüche.

Im Kern des Justiz-Verfahrens ging es um die betriebliche Verbreitung der «Friedrichshainer Roten Fahne», die Wulff in Berlin-o durch einen gewissen «Alfred» er-

halten und für seine Weddinger Arbeitsstelle verwendet hatte, sowie den Verkauf von Rote Hilfe-Marken.

Die «hochverräterischen» Schriften nahmen u.a. die Morde bei der sog. Röhm-Revolution zum Anlass, um den Arbeitern folgende (wenig realistische) Parole zuzurufen:

«Die SA steht nicht mehr hinter Hitler. Erst die proletarische Revolution wird reinen Tisch machen. Arbeiterbataillone der Berliner Proletarierviertel marschieren auf! Tötet Euch zusammen! Offensive! Erobert Euch das Recht auf die Strasse! Bildet rote Kampfstaffeln! Her mit der Rätewacht! Tretet an! Der Sowjet-Fahne den endgültigen Sieg!»

Interessant ist, dass das Gericht nicht allen belastenden Aussagen des Hauptangeklagten (so gegen Gustav Meissner) folgte, sondern ihm unterstellte, z.T. die Unwahrheit zu sagen.

Helmut Wulff (1907-1988) verbüßte seine Haft im Zuchthaus Luckau. Im Januar 1944 wurde er zur Strafeinheit 999 einberufen, konnte aber überleben.

Mehrere Weddinger Arbeiter erhielten Strafen, weil sie an illegaler Betriebsarbeit in anderen Bezirken teilgenommen hatten:

Im Prozess Nixdorf, der sich im Herbst des Jahres 1935 mit der Untergrundtätigkeit einer KPD-Zelle bei der Zigarettenfabrik «Josetti» (Mitte, Rungestrasse) befasste, dabei aber lediglich illegale Propaganda (Klebezettel, Schriften) und den Verkauf von Thälmann-Solidaritätsmarken aufdecken konnte, wurden von ursprünglich zehn ins Ermittlungsverfahren verwickelten Arbeitern letztlich nur fünf verurteilt. Neben dem Hauptangeklagten Friedrichshainer **Max Nixdorf**, der als «geistiger Urheber» fünf Jahre Zuchthaus erhielt, wurden drei Weddinger: der Arbeiter **Erich Krätzmann**, Soldiner Strasse 1, der Dreher **Fritz Thierling**, Grüntaler Strasse 62, und der Bauarbeiter **Gustav Mittelstaedt**, Biesentaler Strasse 9, wegen VZH zu je drei Jahren Zuchthaus, der Lagerarbeiter **Hans Rohrbach**, Soldiner Strasse 102, dagegen wegen Beihilfe nur zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Das Schicksal von **Erich Krätzmann (1906-1943)**, ein enger Freund des o.a. «Rädelsführers», verdient besonders Beachtung, denn der frühere Weddinger «Rote Frontkämpfer» hatte von Thierling erhaltenes Untergrundmaterial an seinen Betriebskollegen Nixdorf weitergegeben und war nachts bei Klebeeinsätzen in der Grüntaler Strasse gesehen und denunziert worden. Er überlebte zwar die anschließende Kerkerzeit in Luckau, wurde aber 1943 zu einer Strafeinheit eingezogen und galt bereits im November d. J. als «vermisst».

Der Pförtner **Ernst Gasiorowski**, Schulstrasse 7, wurde wegen Vorbereitung zum Hochverrat und «Feindbegünstigung» vom Berliner Kammergericht am 5. Juni 1944 zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er in seinem Reinickendorfer Betrieb («Mechanische Werkstatt W. Schubert») eine illegale kommunistische Gruppe aufbauen wollte. Das Ermittlungsverfahren richtete sich im Dezember 1943 zunächst gegen neun Kollegen. Anklage wurde im Februar 1944 aber nur noch gegen vier Personen (2 Ingenieure, 1 Techniker und besagter Pförtner) erhoben, letztlich zu Zuchthaus verurteilt wurde aber allein Gasiorowski. Die Ingenieure Schlenker und Fischer belangte die NS-Justiz lediglich wegen unbefugten Führens von Schusswaffen mit je 200 RM Strafe. Gasiorowski – sowie der vor dem Urteil verstorbene Wilhelmsruher Techniker **Herbert Schneider (*1920)** – war durch Aussagen einer Reinemachefrau («Zeugin Eule») erheblich belastet, dass er sich in der Pförtnerloge abfällig über NS-Funktionäre und NS-Gliederungen («... die SA ... müsste man in einen Kessel mit heissem Wasser werfen...») ge-

äussert habe. Darüber hinaus nahm Gasiorowski am Pistolenschiessen der o.g. Ingenieure teil. Entlastend wurde dem «alten Kommunisten» Gasiorowski zugute gehalten, dass dessen Magenleiden zu erheblicher Verbitterung geführt habe. Emil Gasiorowski (1889-1946) musste wegen des baldigen Kriegsendes seine Haftstrafe zwar nur zum Teil verbüssen, doch der gesundheitlich sehr angeschlagene NS-Gegner überlebte die Befreiung aus dem Zuchthaus lediglich um ein Jahr.

Hilfe für einen Auslandsbeauftragten (Antikriegsarbeit)

Wie bereits erwähnt, nahm die KPD nach der im Jahre 1935 erfolgten Zerschlagung der deutschen Landes- und der Berliner Bezirksleitung im Herbst 1935 eine Umorganisation des illegalen Apparates vor. Sie bildete vier (statt drei) Abschnitte, die nun direkt vom Ausland, wo das Zentralkomitee um Pieck, Ulbricht und Wehner sass, angeleitet werden sollten.

Um diese und andere Direktiven durchzusetzen, entsandte die kommunistische Exil-Führung heimlich einreisende Beauftragte, die bei der Bildung neuer Führungsgruppen im deutschen Untergrund mitwirken sollten. (Besonders nach Kriegsbeginn türmten sich diesbezüglich fast unüberwindliche Schwierigkeiten auf.)

Die sich in gefahrvoller Mission auf den Weg machenden Auslandsbeauftragten waren selten auf die sie erwartenden Herausforderungen vorbereitet. Ihr Hilfesuch an alte Genossen, die schutzlose Freunde nicht vor der Tür stehen lassen wollten, führte später zu sehr vielen Verhaftungen (S. 154f.) und kostete etliche Menschen das Leben.

Gerade die Widerstandsarbeit der Robert-Uhrig-Gruppe (1938-1942) und die Zeit danach ist immer wieder von solchen Vorfällen geprägt. Zu diesen Auslandsbeauftragten gesellten sich in den letzten Kriegsjahren noch deutsche Kommunisten, die als «Kundschafter» der Roten Armee mit dem Fallschirm abgesetzt wurden (S. 162). Wer ihnen Beistand gab, riskierte zusätzlich die Anklage des «Landesverrats».

Der Geheimen Staatspolizei gingen von 1938 bis 1943 mehrere Instrukteure der Auslandsleitung in Deutschland ins Netz. (Siehe besonders die Bezirksdarstellungen über Pankow/Reinickendorf und Friedrichshain/Lichtenberg.)

Im Berliner Norden sorgten die Aktivitäten von [Heinrich Schmeer \(1906-1960\)](#), der erstmals im Mai 1938 aus der CSR (später aus Dänemark) anreiste und schliesslich beim Ehepaar Raatz in einer Wohnlaube in Reinickendorf-Ost (Kolonie «Nordkap-Griesland») Unterschlupf fand, für weitreichende Verwicklungen. Sein Auslandsauftrag, kommunistische Aktivitäten im Norden der Reichshauptstadt mit seinen zahlreichen Grossbetrieben neu zu entfachen, kreuzten sich mit Bemühungen mehrerer Berliner Funktionäre um eine Reorganisation der illegalen KPD. Deren Mut ist schon deswegen hervorzuheben, weil sie als politisch Vorbestrafte sog. Wiederholungstäter waren und damit das Leben riskierten.

Dem Wedding [Fritz Reuter](#) (S. 115) kommt dabei eine besondere Bedeutung zu. [Fritz Reuter \(*1911\)](#) war in jungen Jahren zunächst KJVD-Org.Ltr., dann Pol.Ltr. in Gesundbrunnen und anschliessend in gleicher Funktion im Unterbezirk Wedding (Nord) tätig. Er rückte in die Berliner Bezirksleitung auf und wurde schliesslich Mitglied des ZK der KJVD in Deutschland. Mit beginnender Illegalität setzte man ihn im Ruhrgebiet ein, wo es ihm aufgrund seiner eher unorthodoxen und zugänglichen Art gelang, Kontakte zu katholischen Jugendkreisen zu knüpfen.

Am 15. Dezember 1934 wurde er verhaftet und schliesslich in Düsseldorf zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Statt ihn anschliessend zu entlassen, über-

stellte ihn die Gestapo ins KZ Sachsenhausen. Dort kam er erst am 23. Februar 1938 frei.

Obwohl sich der Weddinger regelmässig bei der Polizei melden musste, begann er die Untergrundtätigkeit erneut.

Fritz Reuter (1911-2000) äussert sich dazu 1998 anhand alter Aufzeichnungen:

«Mit meinem gleichfalls entlassenen Haftgenossen **Erich Puder** – wir arbeiteten 1933 beide für die KJVD-Leitung in Deutschland – hatte ich den Auftrag der Partei-gruppe im KZ Sachsenhausen erhalten, nach den Ursachen der Verhaftung führender Genossen des Lagers zu forschen und [auf geheimen Wegen] Bericht darüber zu erstatten. Dafür bekam ich die Anschrift der Frau des Genossen Geissler. Sie führte mich im März 1939 zum ZK-Instrukteur Heinrich Schmeer.

Schmeer leitete damals einen Berliner ‚Abschnitt‘ (S. 144), der die Bezirke bzw. Stadtteile Reinickendorf, Tegel und Wedding umfasste, und wollte die Betriebszellenarbeit bei Argus, Deutsche Waffen- und Munitionswerke, Borsig, Veltener Maschinenfabrik und Siemens voranbringen. So betrieben wir auch im Herbst 1939 Antikriegspropaganda.»



Heinrich Schmeer

Den NS-Gerichtsunterlagen zufolge suchte Reuter in Schmeers Auftrag unbelastete Arbeiter auf, um mit ihnen illegale Zellen in Betrieben zu bilden. Zu ihnen gehörte der Weddinger Dreher Erich Lemke, der im Mai 1933 in Leipzig in «Schutzhaft» genommen worden war. Lemke erklärte sich wiederholt bereit, Untergrundchriften in seiner Wohnung, Barfusstrasse 16, zu lagern, wo sie dann von verschiedenen Funktionären abgeholt wurden.

Erich Lemke und **Wilhelm Raatz** beispielsweise warfen von der Hennigsdorfer Brücke eine Flaschenpost mit Antikriegsaufrufen ins Wasser und verbreiteten derartige Materialien (zusammengefasst) auch im Dunkeln auf der Strasse. Jede Gelegenheit im Betrieb sollte zur politischen Diskussion genutzt werden, wurde als Parole ausgegeben.

Doch als unter dem Schlagwort «Die neue deutsche Republik» für die Sammlung *aller* Gegner Hitlers geworben wurde, wollen sich – nach Aussagen der NS-Justiz – Reuter und Puder gegen eine Volksfront mit Deutschnationalen ausgesprochen haben. Angeblich brachen beide im August 1939 die illegalen Kontakte ab.

Reuters Verhaftung erfolgte am 16. Dezember 1939.

Fritz Reuter weiter:

«Unsere Aussagen, die den grössten Teil des Umfangs unserer Tätigkeit verdecken konnten, wurden durch die Verhaftung der Freundin des Genossen Schmeer und einer weiteren Gruppe [S. 155] zerschlagen. Es war der Gestapo gelungen, sich einen besseren Überblick in unsere Tätigkeit zu verschaffen.

Im Juni 1940 wurde in Berlin der Prozess durchgeführt.

Erich Puder [1910-1985], den ich aus der KJVD-Leitung und dem KZ Sachsenhausen kannte, hat sich vor Gericht fabelhaft verhalten!»

Fritz Reuter



In der Anklageschrift des Kammergerichtsprozesses «Reuter und andere» vom 12. März 1940 heisst es:

«Die Angeschuldigten, von denen Reuter, Lück und Puder wegen Vorbereitung zum Hochverrat vorbestraft sind und die sämtlich früher kommunistischen Organisationen angehört haben, haben in der Zeit zwischen Mai und August 1939 zu einem Teil Schriften der illegalen KPD, die ein aus dem Ausland kommender Kurier gebracht hatte, entgegengenommen, aufbewahrt oder weiterverbreitet, zum anderen Teil dem Kurier Unterkunft gewährt.»

Nach den Festnahmen im Dezember 1939 wurde schon nach wenigen Monaten, am 12. März 1940, Anklage gegen den Maurer Fritz Reuter und neun weitere Personen wegen Versuchs der Reorganisation der illegalen KPD im Norden Berlins im Zeitraum von Mai bis August 1939 erhoben.

Am 7. Juni 1940 wurden die Urteile gefällt. Drei Angeklagte ([Thea Raatz](#), [Edmund Lück](#) und [Alfred Sommer](#)) wurden freigesprochen, der Schlosser [Gustav Goik](#), Biesentaler Strasse 3, und der Dreher [Walter Loose](#), Kösliner Strasse 7, zu kurzen Gefängnisstrafen verurteilt. Der Tablettenpresser [Ewald Raatz](#) aus der Antonstrasse 17 bekam zwei Jahre Zuchthaus, je zweieinviertel der Dreher [Erich Lemke](#) (S. 153), Barfussstrasse 16, und der Werkzeugmacher [Wilhelm Raatz](#), Exerzierstrasse 10, der zeitweise ins gefürchtete Arbeitserziehungslager Wuhlheide musste. Die Höchststrafen gingen an den Köpenicker [Erich Puder](#) mit dreieinviertel Jahren und den Weddinger [Fritz Reuter](#), Stettiner Strasse 39, mit dreieinhalb Jahren.

Am 3. Mai 1941 wurde vor dem Volksgerichtshof Anklage gegen [Heinrich Schmeer](#) erhoben und mit dem Vorwurf der Vorbereitung zum Hochverrat für die Jahre 1937-1940 im In- und Ausland begründet. Schmeer habe sich als Kurier und Instrukteur der illegalen KPD betätigt und von Herbst 1938 bis Sommer 1938 kommunistische «Hetzschriften» von Prag (Stützpunkt der Exil-Organisation) nach

Berlin befördert sowie in der Reichshauptstadt illegale Verbindungen geknüpft. Vom Frühjahr 1939 bis zum Sommer 1940 hielt sich Heinrich Schmeer als Instrukteur mehrfach in Berlin auf.

Bei der Hauptverhandlung vor dem VGH forderte die Staatsanwaltschaft die Todesstrafe, drang jedoch erstaunlicherweise nicht damit durch, denn Schmeer wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Dabei war der Instrukteur bereits politisch vorbestraft und damit ein sog. Wiederholungstäter. (Das Berliner Kammergericht hatte am 28. April 1934 Schmeer, der damals Georgenkirchstrasse 22 wohnte, zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt, während zwei Freunde aus Frankfurt/Oder und der Weddinger Adolf Glatzel, Putbusser Strasse 2, mit kürzeren Gefängnisstrafen davonkamen.)

Es gelang Schmeer, auch die zweite Haftzeit durchzustehen, er blieb jedoch von Misshandlungen und Krankheiten gezeichnet. Er wurde keine 60 Jahre alt.

Das Ermittlungsverfahren gegen Helfer und Kontaktpersonen von Schmeer (sowie des Auslandsbeauftragten Rudolf Hallmeyer) führte zu weiteren Verhaftungen und Prozessen, in einigen Fällen sogar zur Anordnung von «Schutzhaft» ohne vorherige Anklageerhebung.

Ein Volksgerichtshofprozess sprach im Dezember 1940 zum Teil hohe Zuchthausstrafen aus: **Frieda Wagenknecht** aus Tegel erhielt sieben Jahre (1943 verstarb sie an den Folgen grausamer Verhöre), ihr Ehemann Paul, **Franz Jedrzejczyk** (Mitte) und **Eleonore Kirsch** (Hohen Neuendorf) je fünf Jahre, **Richard Schwarz** (Mitte) vier Jahre und **Christine Höger** (ebenfalls Mitte) zweieinhalb Jahre.

Zeitzeugen zufolge soll **Paul Wagenknecht** durch bereitwillige Auskünfte gegenüber der Gestapo viele frühere Genossen belastet haben. Einer von ihnen war der frühere Org.Ltr. des UB Wedding-Ost **Eduard Eichhorn (1899-1968)**, der bereits im März 1934 bei der Zerschlagung der «Funke»-Gruppe einige Wochen ins KZ musste. Am 22. Juni 1941 wurde er aufgrund eingehender Angaben Wagenknechts ins KZ verschleppt und kam erst im Mai 1945 frei.

Auch für Fritz Reuter öffneten sich die Kerkermauern lange nicht. Seine Haftstrafe war an sich am 16. Juni 1943 verbüsst.

Obwohl die Zuchthausleitung von Brandenburg die frühzeitige Entlassung Reuters (um wenige Monate) befürwortete und seine Einziehung zur Wehrmacht empfahl, schrieb die Generalstaatsanwaltschaft beim Berliner Kammergericht 1943 an den Reichsjustizminister:

«Im Hinblick darauf, dass der Verurteilte trotz einschlägiger Bestrafung und längeren Aufenthalts im Konzentrationslager sich sechs Jahre nach der Machtübernahme erneut hochverrätisch betätigt hat, und zwar aus eigenem Antrieb heraus und nicht als blosser Mitläufer, kommt ein Gnadenerweis m. E. trotz guter Beurteilung durch die Strafanstalt nicht in Frage.»

Reuter wurde ins KZ überstellt, konnte 1944 fliehen und überlebte (S. 168f.).

In den Reihen Robert Uhrigs

Trotz der Zerschlagung fast aller Berliner Unterbezirke der KPD in den Jahren 1935/36 war es dem politisch vorbestraften Berliner Werkzeugmacher Robert Uhrig (1903-1944) möglich, aus kleinen verbliebenen Zirkeln bis Kriegsbeginn erneut einen illegalen Kreis mit Betriebsstützpunkten zu bilden. Es gelang ihm, ab 1938 behutsam ein Kontaktnetz aufzubauen, das nicht allein über 20 Betriebs-

zellen sehr unterschiedlicher Stärke umfasste, sondern auch in Beziehung zu anderen grossen deutschen Städten stand.

Uhrig machte sich bei seiner Untergrundtätigkeit zwei unterschiedliche Entwicklungen zunutze. Ein verstärktes Zueinanderfinden der verschiedenen Tendenzen der zerschlagenen Arbeitersportbewegung, aus deren verschworenen Resten nun Aktive für die Untergrundarbeit gewonnen wurden, und die hinter Kerkermauern gebildete Schicksalsgemeinschaft politisch Verfolgter, die sich nach der Entlassung aus der Haft ein einzigartiges Vertrauensverhältnis bewahrten.

Zudem hatte sich in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre abgezeichnet, dass aufgrund der allgemeinen konjunkturellen Belebung der Weltwirtschaft sowie gezielter rüstungswirtschaftlicher Anstrengungen in Deutschland eine verstärkte Facharbeiternachfrage dazu führte, dass mittlerweile jene politischen Funktionäre der Arbeiterbewegung an die Werkbänke zurückgekehrt waren, die in der Weltwirtschaftskrise und besonders 1933 als «Aufrührer», «Rote Betriebsräte» und «Staatsfeinde» hinausgeworfen worden waren.

In Wedding-Gesundbrunnen gelang es Anhängern Uhrigs, Verbindungen zu Regime-Gegnern in einigen Betrieben zu bekommen:

AEG-Brunnenstrasse,
Brunnenstrasse 107a – Instrukteur Herbert Grasse aus Neukölln

Hasse & Wrede,
Osloer Strasse 116a – Leiter Willy Schumacher aus Wedding
(der Grossteil der Firma wurde 1941
nach Marzahn verlegt)

Sum-Vergaser Gesellschaft,
Wiesenstrasse 55 – Leiter Emil Wölk aus Spandau

Während sich Uhrig und seine engen Freunde ([Kurt Lehmann](#), [Franz Mett](#)) zunächst auf die Reaktivierung kommunistischer Betriebsarbeit konzentrierten und dafür zuverlässige Kader suchten, gelang es erst 1941, die Verbindung zu weiteren Berliner Untergrundkreisen zu knüpfen: So besass der frühere Nationalrevolutionär und Hauptmann [Dr. Josef Römer](#) schon aus der Endphase der Weimarer Republik enge Verbindungen zu linken Arbeiterkreisen (Fichte 10) in Berlin-O, die er im Kampfsport und Abwehrkampf geschult hatte. Im Herbst 1939 tauchte Dr. Römer nach langer KZ-Haft wieder bei seinen Berliner Freunden auf, die sich auch sofort seiner annahmen.

[Martha Butte \(1912-2000\)](#), deren Bruder [Fritz Riedel](#) seit Herbst 1941 zur Leitung der Uhrig-Römer-Organisation zählte, berichtet 1995:

«Beppo Römer war eine eindrucksvolle, charismatische Persönlichkeit. Wir hätten alles für ihn getan!

Unsere Gruppe, die nun aus zuverlässigen Sportfreunden wie [Erich Wichmann](#), den ich erstmals 1939/40 im Riesengebirge persönlich kennenlernte, gebildet wurde, verdichtete sich mehr und mehr.

Nach Abschluss der Konsolidierungsphase, in der Römer auch in anderen Teilen Deutschlands, darunter dem Münchener Raum, aktiv wurde, häufig begleitet von Fritz Riedel, wurde seit Herbst 1940 ein eigener ‚Informationsdienst‘ herausgegeben.

Ich schrieb viele Texte für Beppo, schaffte dabei vier bis fünf Durchschläge. Sie entstanden bei meinem Bruder, Rigaer Strasse 64, bei [Kurt Ritter](#), Matternstrasse [16] und an meinem Arbeitsplatz der AEG Treptow.

Auch auf Vorschlag Beppos suchten mein Mann und ich ein Quartier am Stadtrand und fanden zur Miete zwei Zimmer mit Bad in einem Haus in Kaulsdorf-Süd, Am Birkenwerder 11.

Es wurde ein häufiger Treffpunkt des Römer-Kreises.»

Im Frühjahr 1941 vermittelte Dr. Römers Freund **Alexander Graf Stenbock-Fermor** den Kontakt zum Weddinger Techniker **Willy Sachse** (Corker Strasse 6) und seinen Anhängern, im Spätsommer des Jahres **Walter Eichberg** die Beziehung zu oppositionellen Arbeiterfunktionären wie **Walter Budeus** aus Reinickendorf (Deutsche Waffen- und Munitionswerke, Wittenau). Schliesslich kam über den Lichtenberger Schlosser **Paul Wolff** die Verbindung zu **Robert Uhrig** zustande, was im Herbst 1941 zum Zusammenschluss der Gruppenleitungen führte.

Über seine Verbindung zu Dr. Römer und Uhrig gibt der Schlosser **Paul Wolff** 1946 folgende Beschreibung:

«Beppo Römer lernte ich 1934 im Untersuchungsgefängnis Moabit kennen. Durch Vermittlung des Fritz Riedel traf ich Römer 1941 wieder. Sehr schnell fanden wir uns in der Tätigkeit gegen den Faschismus. Durch beide kam ich dann auch mit Willy Sachse in Verbindung, der ebenfalls zu der Gruppe Römer gehörte. Ich erfuhr, dass sie Verbindung zu einer Reihe von Reichswehroffizieren und anderen Kreisen hatten (Freikorps Oberland München), die Verbindung zu Widerstandsgruppen der Arbeiterschaft suchten.

Ich stellte die Verbindung zur Gruppe Robert Uhrig (Robby) her. Römers Verbindungen mussten sehr gute gewesen sein, denn eine Reihe von Mitteilungen über geplante Unternehmen der Wehrmacht, die dann auch meistens nach wenigen Tagen durch die Unternehmungen bestätigt wurden, bewiesen das. Er sagte unter anderem, dass er eine direkte Verbindung zu dem Admiral Canaris habe.»

Wilhelm Canaris, siehe den Band über Mitte und Tiergarten der Reihe, war Chef des Amtes Ausland/Abwehr, d. Verf.

Die schwierige Partnerschaft

N 65, Corker Strasse 6 – Treffpunkt bei Willy Sachse

Der Zusammenschluss von Anhängern Uhrigs und Römers im Herbst 1941 erfolgte unter ausdrücklicher Versicherung der «Wahrung ihres Eigenlebens», berichteten Paul Wolff und Martha Butte. In zahlreichen Sitzungen wurden organisatorische Dinge und praktische Fragen erörtert. Einen wesentlichen Raum nahm dabei die Herausgabe des «Informationsdienstes» ein.

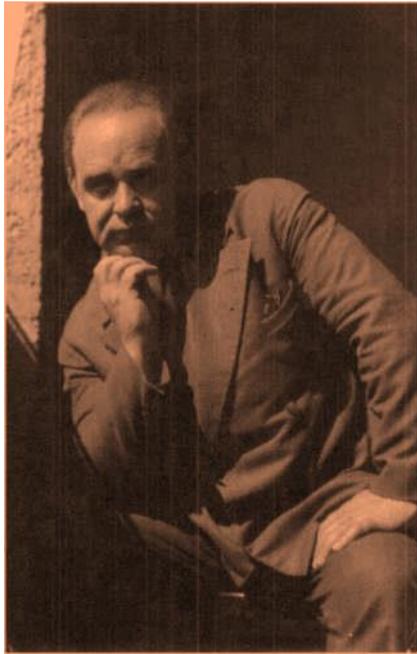
Die Leitung der Untergrundgruppe setzte sich aus Vertrauten der jeweiligen Kreise zusammen:

Pol.Leitung: Uhrig – Dr. Römer – Budeus

Org.Leitung: Lehmann – Riedel (später Paul Gesche, Wedding) – Grieb

Agit.Prop.: Frank – Sachse – Klippenstein (Schriftenherausgabe)

Mit Paul Gesche und Willy Sachse waren zwei Weddinger in wichtigen Funktionen tätig. Sachse hatte bereits im Ersten Weltkrieg als zum Tode bzw. 15 Jahren Zuchthaus verurteilter Anhänger der Matrosenrevolte (1917) politische Erfahrung.



Willy Sachse

gen sammeln können und war danach bis Mitte 1928 hauptamtlich für die KPD tätig. Der Name Paul Gesche ist mit dem frühen Widerstandskampf der Gruppe «Funke» (S. 27ff.) verbunden, einer von vier Prozessen führte Gesche als Mitangeklagte auf.

In der Anklageschrift A des Volksgerichtshofes vom 15. Februar 1944 heisst es über die Gruppe Uhrig:

«Die Angeschuldigten haben sich in der Zeit von 1938 bis 1942 in Berlin und anderen Orten des Inlands als Funktionäre einer aus Kommunisten und sonstigen Staatsfeinden bestehenden illegalen Organisation betätigt. Sie haben an zahlreichen Zusammenkünften und Besprechungen über den Aufbau und die Arbeit der Organisation teilgenommen, bei der Bildung von Betriebs- und anderen illegalen Gruppen mitgewirkt, Beiträge gezahlt und kassiert, kommunistische Mundpropaganda getrieben und Gesinnungsgenossen geworben. Ferner haben sie Hetzschriften, darunter einen monatlich herausgegebenen ‚Informationsdienst‘, hergestellt oder zum Lesen und zur Verbreitung angenommen und weitergegeben.

Der Angeschuldigte Tomschik hat dem Angeschuldigten Uhrig Mitteilungen über den Bau und die Verbesserung von Flugzeugmotoren in den Brandenburgischen Flugzeugmotorenwerken gemacht. Uhrig hat eine Niederschrift über diese Mitteilungen der sowjetrussischen Handelsvertretung in Berlin zwecks Weiterleitung an die sowjetrussische Regierung zugehen lassen.»

Besonders kritisch äussert sich der Oberreichsanwalt im angegebenen Dokument zu den verbreiteten Untergrundmaterialien:

«Der Inhalt der von Funktionären der Organisation des Uhrig, Römer und Budeus abgefassten und im Wesentlichen auch hergestellten und verbreiteten Schriften ergibt sich aus dem Anlageband. In ihnen, besonders in dem bis zum Januar 1942 mehrmals erschienenen ‚Informationsdienst‘ wird nicht nur kommunistische Propaganda getrieben, sondern u.a. offen zur Sabotage in der Heimat und an der Front und zur ‚Aufklärung« der Soldaten aufgefordert. Der ‚Informationsdienst‘ Anfang Dezember 1941 enthält sogar eingehende Richtlinien für die von der Arbeiterschaft durchzuführenden Sabotagehandlungen.»

Doch schon im ersten Jahr des Zusammenschlusses der beiden Gruppen (1941) liessen gefährliche Leichtfertigkeiten in der illegalen Arbeit, besonders durch den Verantwortlichen für die Betriebsarbeit, [Franz Mett](#), den Römer-Kreis zu seinen Partnern auf Distanz gehen. Im Januar 1942 lösten die Freunde Römers ihre Verbindung zu Uhrig sogar wieder. Vorausschauend waren nur Riedel und Römer (in Grenzen auch Willy Sachse) in direkten Kontakt getreten – was viele Anhänger nach der Zerschlagung der Gruppe Uhrig rettete.

Festnahmen und Prozesse

Es war der Politischen Polizei gelungen, gleich mehrere Informanten in den kommunistischen Untergrundapparat einzuschleusen. Am gefährlichsten war dabei Hans Kurz, der als enger Mitarbeiter von Franz Mett, dessen volles Vertrauen er sich erschlichen hatte, diesen zu grossen Fehlern in der konspirativen Arbeit – wie Listenanfertigung u.ä. – verleitete. (Siehe den Schriftenband über Friedrichshain/Lichtenberg.)

Der Gestapo-Agent Hans Kurz und andere «Herren» in ähnlicher Mission richteten jedenfalls verheerende Wirkungen an: Über 170 Menschen wurden seit Frühjahr 1942 verhaftet. Bis es zu vier grossen Volksgerichtshofverfahren kam, waren fast zweieinhalb Jahre Untersuchungs- und «Schutzhaft» vergangen. Für viele bedeuteten die sogenannten Verhöre furchtbare Qualen, ganz zu schweigen vom langen Aufenthalt im «Arbeitserziehungslager» Wuhlheide oder im KZ Sachsenhausen. (Dort mussten sich Uhrig, Lehmann und Mett grosse Vorwürfe von mitinhaftierten Freunden machen lassen.)

[Fast achtzig Frauen und Männer verloren ihr Leben](#). Sie fanden in Hinrichtungsstätten den Tod oder überlebten die Verhöre und die Entbehnungen hinter Kerkermauern nicht mehr bzw. um nur wenige Wochen.

Todesurteile erhielten:

[Wilhelm Böse](#), Grüntaler Strasse 32

Vorbekannt wegen illegaler Arbeit im UB Prenzlauer Berg der KPD, war Böse im Krieg als Bügler bei der Damenkleiderfabrik Fisch tätig, wo ihm seine Vertrauensstellung als Truppführer der Betriebsfeuerwehr zu wichtigen Einblicken verhalf.

[Paul Gesche](#), Lindower Strasse 15

Vorbekannt wegen Mitarbeit in der trotzkistischen «Funke»-Gruppe (S. 27ff.), nutzte der enge Mitarbeiter Uhrigs den Abziehapparat des Segelclubs «Wiking», um heimlich den «Informationsdienst» zu vervielfältigen.

[Otto Lemm](#), Oudenarder Strasse 28

Der Elektromonteur zählte zu einer betrieblichen Widerstandsgruppe bei der Maschinenbau AG in Wildau und wurde im Zusammenhang mit einem oppositionel-



Paul Gesche



Walter Strohmann

len Kreis um Erich Prenzlau («Kampfbund») – siehe den Schriftenband Schöneberg/Tempelhof – verfolgt.

Willy Sachse, Corker Strasse 6

Als Leiter der Gruppe Nord des Römer-Kreises engagierte er sich besonders im Schulungsbereich sowie bei der Herausgabe von Untergrundschriften.

Otto Schmirgal, Ackerstrasse 64

Der frühere preussische Landtagsabgeordnete der KPD und Rundschleifer arbeitete in einem wichtigen Rüstungsbetrieb, der «Zahnradfabrik Friedrichshafen» in Berlin-Wittenau, illegal.

Walter Strohmann, Grüntaler Strasse 30

Er gehörte dem Widerstandskreis um Walter Budeus bei den Deutschen Waffen- und Munitionswerken in Berlin-Wittenau an und leistete dort Sabotage.

Karl Hübener, Koloniestrasse 2, und **Otto Puchert**, Eulerstrasse 10, zwei parteilose Arbeiter, wurden in einem der Folgeprozesse (Kammergericht am 21. April 1944) wegen geringfügiger Delikte – so hatte beispielsweise Puchert Wilhelm Böse Geld gegeben – zu je zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Doch sie erlebten die Befreiung nicht. Puchert kam im April 1945 bei einem Zuchthauskommando (Coswig) ums Leben, Hübener wurde kurz vor dem Eintreffen der Roten Armee im Zuchthaus Sonnenburg **mit über 800 Politischen erschossen**.

Von den bereits genannten Instruktoren bzw. Leitern illegaler Weddinger Betriebsgruppen (S. 156) konnte allein **Willy Schumacher (1908-1989)** aus der Liebenwalder Strasse 49 den Verfolgern entgehen. (Er leistete später im Rahmen der Saefkow-Organisation wichtige Untergrundarbeit bei Hasse & Wrede in Marzahn.) Der Spandauer **Emil Wölk** wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Der Neuköllner **Herbert Grasse**, politisch bereits vorbestraft nahm sich kurz nach der Festnahme das Leben. Wölk geriet im Zusammenhang mit dem Kreis um Saefkow-

Jacob in Haft, Grasse als wichtiger Funktionär der Schulze-Boysen/Harnack-Organisation, auch unter dem Namen «Rote Kapelle» bekannt.

Diese vielschichtig zusammengesetzte Gruppe, deren Anhänger weniger aus der klassischen Arbeiterschaft entstammten, hat im Wedding nur einige Spuren hinterlassen. **Hans Coppis** Familie wohnte allerdings bis zu ihrer Umsiedlung nach Reinickendorf (1930) in Wedding. Der junge Hans war Schüler der Lessing-Schule (S. 200f.), verliess diese Bildungseinrichtung aber nach 1933 wegen der NS-orientierten Umstellung des Lehrplans und weil er etwas gegen die Diktatur tun wollte. Für diese schon in jungen Jahren so erstaunlich konsequente Handlung liess er schliesslich 1942 sein Leben. (Siehe den Band «Pankow/Reinickendorf».)

Einen ähnlichen Weg ging **Karl Böhme**. Zunächst Mitglied der HJ in Kreuzberg, wo er 1931 unter spektakulären Umständen seinen politischen Übertritt zur kommunistischen Jugend vollzog und fortan agitatorisch wirkte, war er im Widerstand mit Weddinger Freunden verbunden (S. 116f.) und wurde deshalb inhaftiert. Nach der Entlassung bildete er sich auf einer Weddinger Fachschule, wo er Hans Coppi kennenlernte, technisch weiter. Böhme fand später eine Anstellung im Konstruktionsbüro bei Telefunken (Residenzstrasse) und nahm Verbindung zu illegalen Arbeitern in Wedding, darunter **Ernst Golgowski** (S. 112ff.), auf. Dieser sicherte Funkversuche – über mehr kamen die Berliner nicht hinaus die Böhme in Friedenau (bei von Brockdorff) unternahm, auf der Strasse gegenüber Spitzeln ab. Golgowski entging den Verhaftungen, da er zuvor zur Strafeinheit 999 eingezogen wurde, Böhme liess in Plötzensee sein Leben.

Eine Schreckensnachricht aus dem KZ Sachsenhausen

N 65, Togostrasse 78 – Ella und Paul Trebe

Es wurde bereits in einem früheren Zusammenhang (S. 131) darauf hingewiesen, dass sich aus Resten des alten Roten Frontkämpferbundes im Berliner Norden (Reinickendorf/Wedding) eine vertraute kleine Gemeinschaft besonders zuverlässiger und kampftentschlossener Freunde zusammengefunden hatte. Anfänglich vom Weddinger RFB-Führer **Paul Trebe (1902-1956)** betreut, der aber wiederholt verhaftet und wegen politischer Zusammenstösse mit der SA und der Berliner Polizei aus der Zeit vor 1933 verhört wurde, ging die Gruppenleitung von **Ella Trebe (1902-1943)** nach und nach auf **Erwin Kurz (1907-1982)**, genannt «Sewin», über. Paul Trebe hatte «Sewin» noch rechtzeitig davon in Kenntnis gesetzt, dass man an einem bestimmten Sonntag des Monats beim Kartenvorverkauf in der Städtischen Oper (Charlottenburg) den Verbindungsmann zur Berliner Leitung – anfänglich **Hans Jendretzky** – treffen konnte.

Erwin Kurz (1907-1982) – Foto S. 131 – schreibt:

«Im Unterbezirk Nord gab es mehrere illegale Gruppen, mit denen ich Verbindung hatte und [die ich] mit Material versorgte, von ihnen gesammeltes Geld erhielt, oder auch ihnen brachte.

Unter Material verstehe ich das bis 1936/1937 einigermassen regelmässig erscheinende Material wie: ‚Junge Garde‘, ‚Inprekorr‘, ‚Braunbuch‘, die ‚Brüsseler Beschlüsse‘ ... usw.

Und im Weiteren [die] Entgegennahme und Weitergabe von Informationen bzw. Anleitungen] von Möglichkeiten der Sabotage

Ich selbst leitete eine Gruppe, deren Stärke nie konstant war, aber teils bis zu fünfzehn bis zwanzig Genossen zählte, die entsprechend der Anweisungen im Betrieb und auch im Wohngebiet arbeiteten»

Einer der engsten Mitarbeiter von «Sewin» war [Erwin Reisler \(1911-1996\)](#). Wie andere Mitverschwörer war er bei manchen Einsätzen bewaffnet, betont aber: «Wir waren keine Mörder, sondern beschützten Gefährdete, brachten Bedrohte über die Grenze. Die Sache am Bülowplatz 1931 (S. 16) war eine Aktion des ‚Ordner-Dienstes‘, nicht des RFB!»

Ella Trebe war vor 1933 KPD-Bezirksverordnete in Wedding und beruflich als Wicklerin bei der AEG tätig. In enger Verbundenheit mit ihrem Mann Paul Trebe hielt sie den Kontakt zu führenden Kreisen der illegalen KPD in Berlin und im Ausland. So verschaffte sie 1943 einem sog. Fallschirmspringer, d.h. einem nach Deutschland eingeschleusten Informanten der Roten Armee – in diesem Fall handelte es sich um den früheren Reinickendorfer RFB-Funktionär [Ernst Beuthke](#) –, ein Versteck. Es war eine Solidaritätsaktion, die ihr und vielen anderen Menschen zum Verhängnis wurde. (Siehe den Schriftenband über Pankow/Reinickendorf.) Ein Zeitzuge gibt im Folgenden Einblicke in die Widerstandsarbeit von Ella Trebe und beschreibt die Umstände ihrer Verhaftung.

[Erwin Reisler \(1911-1996\)](#) erinnert sich 1992:

«Im Lauf der Zeit, Paul war nachher kaum noch in Berlin und musste zuletzt [1943] zur Organisation Todt, wo es ihm bei einem Auslandseinsatz gelang, zu den italienischen Partisanen überzulaufen, übernahm Ella Trebe immer mehr die Leitung unserer Sicherungs- [und Abwehr-] Gruppe. Ella, die eine erfahrene AEG-Gewerkschafterin war, wurde nun meine ‚Chefin‘!

Einmal sicherten wir – Sewin, [Herbert Jacobi](#), meine Frau und ich – eine Aktion nahe dem KZ Sachsenhausen ab. Häftlinge dieses Lagers hatten bei Aussenarbeiten einen Kassiber hintergelegt, den Ella Trebe nun abholte. Ich glaube, es war ein kleiner Tümpel nahe dem Lehnitzsee.

Es handelte sich [1941/42] um die erschreckenden Informationen, [dass in Sachsenhausen \[Tausende\] russische Häftlinge erschossen wurden](#). Durch diese und andere Kenntnisse lag so viel Leid auf dieser Frau, dass sie nur noch ernst dreinblickte, es störte sie sogar, wenn ich mal mit meiner Frau herumalberte.

Ella hatte auch Verbindung zu [Wilhelm Guddorf \[1902-1943\]](#) von der ‚Roten Kapelle«, an den gab sie die Informationen aus Sachsenhausen weiter. (Nach dem Krieg erfuhr ich durch den ehemaligen Häftling [Paul Sakowski](#) Näheres über das Leid der Russen: Angesichts des drohenden Hungertodes kam es unter ihnen sogar zu Kannibalismus.)

Als Paul Trebe 1947 nach Berlin zurückkehrte, war seine Frau Ella längst tot. Er wollte herausbekommen, durch wen sie hochgegangen war und stiess dabei auf die Geschichte mit Beuthke.

Ernst Beuthke war 1933 [heimlich] von Genossen aus dem Jüdischen Krankenhaus, wo der RFB-Mann aufgrund von Schussverletzungen durch die SA lag, rausgeholt und nach Stettin auf ein Schiff gebracht worden.

[Frühjahr] 1943 hat man ihn dann mit dem Fallschirm über Deutschland abgesetzt, und der hat dann das Verbrechen, die Idiotie begangen, sich in Borsigwalde [und Wittenau] bei seiner Familie rumzutreiben und wurde schliesslich von einem Nachbarn erkannt [und denunziert].

Eine ganze Reihe von Menschen ging [Mai/Juni 1943] hoch, auch Ella Trebe, deren Anschrift Beuthke im Ausland (wohl von Mielke) erhalten hatte»



Ella Trebe



Paul Trebe

Am 10. und 11. August 1943 wurden im Industriehof des KZ Sachsenhausen sechsdreissig Menschen erschossen: Neben Ernst Beuthke und zahlreichen Mitgliedern seiner Familie auch jene Menschen, die ihm wie Ella Trebe in der einen oder anderen Art geholfen hatten.
(Die nun von Sewin geführte RFB-Gruppe setzte ihren Widerstand – s. S. 174 – bis zum Kriegsende fort.)

Franz Jacob und seine Freunde

N 65, Reinickendorfer Strasse 70 – Versteck von Franz Jacob

Nach der Verhaftung der Uhrig-Gruppe 1942 unternahm es der politisch vorbestrafte [Anton Saefkow](#), 1943 zusammen mit [Franz Jacob](#) und [Fritz Emrich](#) eine neue Inlandsleitung aufzubauen. Es gelang ihnen, ein Kontaktnetz zu knüpfen, das in über siebenzig Berliner Betrieben illegale Zellen unterschiedlicher Stärke unterhielt. Dabei wurde oft auf jene Gruppen zurückgegriffen, die der Zerschlagung der Untergrundkreise um [Robert Uhrig](#) oder um [Harnack](#) und [Schulze-Boysen](#) (im Frühjahr beziehungsweise Herbst 1942) entgangen waren und auch sonstigen Gefahren, seien sie von Auslandsbeauftragten oder «Fallschirmagenten» ausgegangen, trotzen konnten.

Wie [Erwin Reisler \(1911-1996\)](#), ein erfahrener Funktionär in den Argus-Betrieben in Wittenau, es einmal bündig formulierte:

«Wir waren alle Uhrig – und danach alle Saefkow-Gruppe, ohne dass wir deren Namen damals kannten!»

Neben der allgemeinen politischen Agitation lag die Hauptaufgabe der Saefkow-Gruppe im Aufruf zur Sabotage der Rüstungswirtschaft, um den Zusammenbruch der NS-Diktatur und damit das Ende des Krieges zu beschleunigen.

Über den Fahrer der Schwedischen Botschaft, [Arved Lundgren](#), einem «linken» Sozialdemokraten, stand man in schriftlichem Kontakt – gedeckt als Diplomatenpost – mit Exilkreisen der KPD. Lundgren unterstützte die Berliner Freunde auch durch Lebensmittel und hielt ein Versteck bereit.

Bei ihrer illegalen Arbeit, die 1944 durch den erfahrenen Hamburger Kommunisten [Bernhard Bästlein](#) (als Nachfolger Emrichs) verstärkt wurde, griff die Saefkow-Gruppe besonders auf frühere KPD-Mitglieder zurück. Viele von ihnen hatten bereits eine Gefängnis- und Zuchthausstrafe verbüsst. Man bemühte sich erfolgreich darum, sozialdemokratische und parteilose Arbeiter an sich zu binden. Die-nende Genossen versuchten, innerhalb der Wehrmacht Anhänger für den Untergrundkampf zu gewinnen. Hierbei taten sich besonders [Cäsar Horn](#), [Helmuth Wagner](#) und [Gerhard Kaun](#) hervor.

Gerhard Kaun diente als Obergefreiter im Heeresbekleidungsamt Berlin, Lehrter Strasse 57. Seit 1942 unterhielt er Kontakte zu Anton Saefkow und beschaffte aus seiner Dienststelle Ausrüstungsgegenstände und Waffen.

Vom Feldwebel Cäsar Horn und dem illegal lebenden Helmuth Wagner wurde Kaun über die Ziele des «Nationalkomitees Freies Deutschland» (NKFD) – einem Zusammenschluss kommunistischer Exilkreise (Ulbricht, Pieck, Weinert) mit gefangenen deutschen Wehrmachtangehörigen in der Sowjetunion – informiert. Dessen Programm deckte sich mit Saefkows allgemeinen Zielen eines möglichst breiten Bündnisses zum Sturz der NS-Diktatur, ohne die Nennung traditioneller kommunistischer Ziele wie die Diktatur des Proletariats. Das leicht bizarre Bündnis unterschiedlicher Hitler-Gegner im NKFD war schon damals nicht unumstritten, zierte seine Verlautbarungen doch nicht die Farben der Republik – geschweige denn die der Arbeiterbewegung –, sondern die des Kaiserreiches: schwarz-weiss-rot!

Aus der Anklageschrift gegen [Friedrich Klemstein](#) und andere vom 1. Dezember 1944:

«Im Sommer 1943 begann in Berlin eine Anzahl führender kommunistischer Funktionäre, unter Ausnutzung früherer illegaler Beziehungen erneut, eine straffe kommunistische Organisation aufzuziehen, die vor allem in den Betrieben und in der Wehrmacht verankert sein sollte. Die Organisation nahm bis zum Sommer 1944 ein erhebliches Ausmass an und unterstützte in der Propaganda die zersetzenden Bestrebungen des im feindlichen Ausland gebildeten ‚Nationalkomitees Freies Deutschland (NKFD)‘.»

Die Saefkow-Gruppe besass (neben Kreuzberg und Berlin-O) gerade in Wedding recht viele Anhänger, darunter mehrere KPD-Funktionäre, die bereits eine Haftstrafe verbüsst hatten und nun erneut eine rege Untergrundaktivität entfalteten.

In einigen Weddinger Grossbetrieben konnte die illegale Organisation über einzelne Vertrauenspersonen Zugang zu oppositionellen Arbeiterkreisen erhalten, so bei der AEG-Brunnenstrasse, Hasse & Wrede (Osloer Strasse), Osram (Oudenarder Strasse) und Schwarzkopff (Scheringstrasse).

Wie stark der Arbeiterwiderstand dort im Einzelnen tatsächlich war, lässt sich kaum noch rekonstruieren. Wir wissen aber aus Zeitzeugenberichten, dass zumindest kleinere Kreise von NS-Gegnern etwa bei der AEG-Brunnenstrasse be-

standen, die sich gegenseitig unterstützten, informierten, vor Gefahren warnten und versuchten, Zwangsarbeitern das schwere Los zu erleichtern.

Aussagen des Gewerkschafters [Kurt Nast](#) aus der Nachkriegszeit (1948) zufolge soll bei der Weddingener Firma Schwarzkopff, Scheringstrasse 1, seit den 30er Jahren ein Kreis von 20-30 Personen durch gegnerische und humanitäre Aktivitäten hervorgetreten sein: Mal wurde für Rot-Spanien gesammelt, mal Kleidung für «Ost-Arbeiter» gespendet, einzelne Untergrundchriften kursierten; auch kam es zu Sabotagehandlungen, indem (beispielsweise) bestellte Lieferungen hinausgezögert wurden. Bei der einen oder anderen Aktion gelang es – dem Zeitzeugen zufolge –, bis zu einhundert Kollegen positiv anzusprechen und einzubeziehen. Wegen kritischer Äusserungen («Flüsterpropaganda») gerieten mehrere Kollegen, darunter Kurt Nast, für einige Zeit in Haft. (Zwei Ungenannte sollen dabei Selbstmord begangen haben.) Zwei weitere Arbeiter, nämlich [Arthur Magnor \(1890-1945\)](#) und [Alfred Sonneson \(1902-1944\)](#) wurden wegen VZH zum Tode verurteilt. Magnor hatte im Frühjahr 1944 an einer Besprechung von Saefkow-Anhängern (wie Fritz Goltz) mit dem sowjetischen Offizier Wassiljew teilgenommen und beherbergte den aus dem Stammlager der Bergmann-Borsig AG Entwichenen auch bei sich zu Hause in Bergfelde. Sonneson wiederum zählte zu der von [Erich Prenzlau](#) überwiegend bei Daimler-Benz geleiteten betrieblichen Widerstandsgruppe «Kampfbund» und wurde bei dessen Zerschlagung (siehe den Band «Schöneberg/Tempelhof») verhaftet und ermordet.

Vor allem war der Weddingener ein Bezirk, in dem zahlreiche wichtige Funktionäre der Saefkow-Jacob-Gruppe wohnten, oder aus dem sie – wie [Paul Junius](#), [Judith Auer](#) oder [Herbert Splanemann](#) – politisch hervorgegangen waren und noch alte Freunde besaßen.

Während der Berliner Anton Saefkow als Organisator des Untergrundkreises wirkte, der aus seiner Zeit als kommunistischer Jugendfunktionär über gute Personenkenntnisse in der Arbeiterbewegung verfügte, kann der aus Hamburg geflüchtete Funktionär [Franz Jacob](#) als der eigentliche theoretische Kopf betrachtet werden. Er fand wiederholt in Wedding Unterschlupf, hier wohnten auch mehrere seiner vertrauten Mitarbeiter.

[Margarete Fischer geborene Schönicke \(*1910\)](#) blickt 1994 zurück:

«Obwohl mir aufgrund meiner familiären Situation (zwei Kinder, Ehemann eingezogen) und der dreivierteljährigen KZ-Haft 1934 (S. 106) niemand Vorwürfe gemacht hätte, würde ich mich zurückgehalten haben, nahm ich die illegale Arbeit wieder auf.

Bis 1939 wollte ich helfen, den Krieg zu verhindern, danach, ihn zu verkürzen.

Durch meinen alten Weddingener Sportskameraden [Richard Wenzel \[1904-1980\]](#), der in der Oudenarder Strasse 28 wohnte, bekam ich 1942/43 wieder Verbindung zum Untergrundapparat der Partei.

Richard Wenzel war [Weihnachten 1942] über Fritz Emrich [s.o.] an die Saefkow-Gruppe gelangt. Dienstverpflichtet bei Siemens [Wernerwerk] erhielt Richard Kontakt zu ausländischen Arbeitern, zu Zivilarbeitern und zu kriegsgefangenen Zwangsarbeitern. Durch die Urlaubspapiere der erstgenannten Gruppe ermöglichte man Kriegsgefangenen die Flucht.

Zudem stand bei Richard in der Oudenarder Strasse 28 ein Abziehapparat. Wir stellten damit Anti-Kriegsmaterial her, das wir unter Soldaten von Genesungskompanien (bei Perleberg und Crossen) und Frauen, deren Männer in Kriegsgefangenschaft waren, verbreiteten.

Nachdrücklich in Erinnerung blieb mir die Persönlichkeit von Franz Jacob, der zweimal bei mir in der Reinickendorfer Strasse 70 übernachtete und den ich auch einige Male bei Richard Wenzel traf. Schliesslich konnte ich für Franz Jacob (Deckname ‚Martin‘) ein illegales Quartier ausserhalb Berlins besorgen.»

Durch wiederholtes Zusammentreffen mit Franz Jacob und mehrere Diskussionen mit ihm, ist die Zeitzeugin in der Lage, seine Persönlichkeit zu skizzieren.

Margarete Fischer weiter:

«Franz Jacob war ein kluger Kopf und Stratege. An einer Europakarte zeigte er beispielsweise, wie der Frontverlauf am nächsten Tage aussehen würde. Er war ein gebildeter Mann und kannte sich [auf verschiedenen Gebieten] gut aus. Was er vortrug, hatte Hand und Fuss. Richard Wenzel und ich sagten mehrmals zueinander: ‚Gut, dass Hitler *den* nicht auf seiner Seite hatte!‘ Bei allem war Franz Jacob sehr umsichtig, stets darum besorgt, niemanden in Gefahr zu bringen. Durch seine Persönlichkeit gab er einem Kraft. Dieser intellektuelle Mann besass eine so [starke] Ausstrahlung, dass ich mich verpflichtet fühlte, illegal zu arbeiten.

Nachdem **Franz Jacob** ausserhalb Berlins untergetaucht war, hielt **Richard Wenzel** noch Verbindung zu ihm und berichtete mir auch vom [im Juni 1944] bevorstehenden Treffen mit Sozialdemokraten.»

Durch Vermittlung von **Ferdinand Thomas**, der aus politischen Gründen 1933 von der Universität geworfen wurde und 1936 eine Strafe von drei Jahren Zuchthaus erhielt, war es Mitte 1944 zu Kontakten zwischen führenden Sozialdemokraten (Julius Leber, **Adolf Reichwein**) und Saefkow und Jacob gekommen. Thomas genoss wegen seines unabhängigen, anti-stalinistischen Denkens Ansehen weit über KPD-Kreise hinaus und war der ideale Mann, vertrauensvolle Verbindungen zu Sozialdemokraten herzustellen. Von Seiten der illegalen SPD herrschte nämlich grosse Reserviertheit vor. Lebers und Reichweins Vorgehen – zumal im Vorfeld des 20. Juli 1944 – stiess selbst bei den eigenen Genossen auf Widerspruch. Wie Rosemarie Reichwein dem Verfasser mitteilte, äusserte Theodor Haubach damals zu ihrem Mann: «Wenn du das machst, sind wir keine Freunde mehr. Du weisst, die KPD ist durchsetzt von Spitzeln.»

Es war wohl Stauffenbergs Billigung der Aktion, die zuletzt den Ausschlag gab. Nach einer Vorbesprechung kam es dann am 22. Juni 1944 im Südosten Berlins, Köpenicker Strasse 76, zur Begegnung Lebers und Reichweins mit Saefkow und Jacob.

Durch einen Spitzel in den Reihen der KPD – Ernst Rambow («Hermann»), dem Leiter von Saefkows «Sicherheitsdienst» – wurde die zweite Besprechung am 4. Juli verraten. Die beiden Sozialdemokraten wurden grausamen Verhören unterworfen, schwiegen aber eisern über ihre Verbindungen. All dies motivierte **Stauffenberg** zuzätzlich, den entscheidenden Schritt zum Staatsstreich möglichst bald zu wagen.

Rambows intime Kenntnisse des illegalen Apparats der KPD ermöglichten der Geheimen Staatspolizei weitreichende Verhaftungen. Anton Saefkows Vertrauensseligkeit und – man muss den Vorwurf leider erheben – Leichtfertigkeit, entgegen der Absprache einen dritten Mann mitzubringen, zeigte verheerende Auswirkungen.

Eine Zeitzeugin, deren Mann zu den führenden kommunistischen Kadern zählte, berichtet, wie sie damals verschlüsselt von den Zusammenhängen erfuhr.

Irmgard Klauss, verwitwete Horn, teilt 1989 mit:

«Trotz seiner politischen Vorstrafe (S. 128) schloss sich Cäsar Horn erneut einer Widerstandsgruppe an. Da die illegale KPD militärische Kader brauchte, stellte er sich zur Verfügung und wirkte zuletzt als militärischer Leiter der Saefkow-Gruppe.

Er war ja meist in Spandau (67. Infanterieregiment) stationiert, hatte aber bereits Erfahrungen an der Ostfront sammeln können. In Berlin verbreitete er Flugblätter der Gruppe unter Wehrmatskameraden und baute Kontakte zu höheren Offizieren auf.

Am 19. Juli 1944 – einen Tag vor der Aktion Stauffenbergs und zwei Stunden nach unserer Eheschliessung! – wurde Cäsar verhaftet.

Sein Prozess war als Einziger öffentlich.

Der Name des Verräters soll schon beim Saefkow-Jacob-Prozess gefallen sein, drang jedoch nicht weiter durch. Ich erhielt aber von meinem Mann einen Tipp, als ich ihm Anfang September 1944 meinen zweiten Haftbesuch abstatten durfte:



Cäsar Horn mit seiner späteren Frau Irmgard

Es war eine gute Woche nach der Entbindung unseres Sohnes Michael am 26. August 1944, als ich nach Potsdam rausfuhr. Die Besuchserlaubnis zu erhalten war kompliziert, weil ich mit dem Kind hinein wollte. Ehe ich die Genehmigung bekam, war die Stillzeit dran, der Junge schrie bereits. So nahm ich das Kind in die Zelle mit, der Aufsichtsbeamte drehte sich etwas weg und ich hatte die Möglichkeit, beim Stillen ein kleines Gespräch zu führen. Dabei sagte Cäsar Horn:

„Gut, dass du ihn Michael genannt hast und nicht nach deinem Vater Hermann, diesem Schweinehund!“

Dabei hiess mein Vater Paul und verstand sich mit Cäsar gut.»

Die Zeitzeugin ergänzt 1994:

«Und beim Rausgehen sagte Cäsar dann noch zu mir: „Du, Hermann, merke dir Hermann!“»

Noch am selben Tag habe ich das an Erwin Reisler [S. 162] weitergegeben, wobei wir nicht wussten, ist Hermann ein Deckname, oder nicht? Und nun begann [die Suche] nach Hermann.

Ich erfuhr erst etwa August/September 1945, dass Hermann-Rambow verhaftet war und war erleichtert.»

[Unter den über neunzig Opfern](#), die nach den Recherchen von Ursel Hochmuth (Literaturliste) zu beklagen sind, befanden sich auch ehemalige Weddinger wie

Paul Junius, Judith Auer und Herbert Splanemann, die zum Zeitpunkt der Untergrundtätigkeit den Schwerpunkt ihres Wirkens in andere Teile der Stadt verlegt hatten: Für Paul Junius, der inzwischen in Schöneberg wohnte, sind es die Askania-Werke in Mariendorf, für Herbert Splanemann (Friedrichsfelde) ist es die Firma Teves in Wittenau gewesen, Judith Auers Wohnung in Bohnsdorf war ein wiederholter Treffpunkt.

Willy Schumacher (S. 160) und Lisa Walter aus der Liebenwalder Strasse 49, die wichtige Funktionen in der Untergrundarbeit erfüllten, entgingen durch Umsicht und Verschwiegenheit Verhafteter der Gestapo. Desgleichen Dr. med. Wolfgang Kühn (Müllerstrasse 56) vom Paul Gerhardt-Stift, der Illegalen seine ärztliche Unterstützung zuteil werden liess.

Zu den vielen Facetten, die der Untergrundkampf gegen die Diktatur annahm, zählte auch die Fluchthilfe für jene inhaftierten Genossen, die sich aufgrund von Arbeitseinsätzen als Zuchthäusler oder KZ-Insassen zeitweise in Berlin aufhielten.

Vor allem die bereits genannte Lisa Walter (Liebenwalder Strasse 49), deren Schwester 1935 durch den NS-Terror in den Tod getrieben wurde, zeichnete sich hierbei durch Mut und Kaltblütigkeit aus.

Neben ihrem Freund Herbert Tschaepe, den sie noch aus gemeinsamer illegaler Arbeit in Neukölln kannte, konnte sie dem Weddingler Fritz Reuter (S. 152ff.) helfen.

Fritz Reuter (1911-2000) erinnert sich anhand alter Aufzeichnungen 1998:

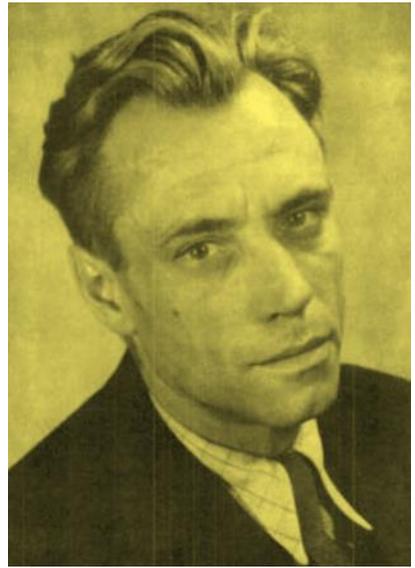
«Mitte 1943 kam ich aus dem Zuchthaus wieder ins KZ Sachsenhausen, wo ich intensive Kontakte zur illegalen KPD-Spitze bekam.

Zum Lager gehörten auch fünfundsiebzig Aussenkommandos in und um Berlin und in Norddeutschland.

Ich musste zum Arbeitseinsatz nach Weissensee, wo ich in einer Laubenkolonie tätig war. Eines Tages entdeckte ich unweit der Baustelle in Hohenschönhausen die junge Lisa Walter. Sie gab sich gegenüber dem uns bewachenden Reservepolizisten als meine Schwester aus. Damit war eine Verbindung zur Saefkow-Organisation hergestellt.

Es gelang mir nach und nach, Herbert Tschaepe im Aussenlager Lichtenrade unterzubringen, wo ich inzwischen auch selbst arbeitete. (Ich kannte auch Rudolf Wunderlich, den [Lager-] ‚Läufer‘ von Sachsenhausen, der im Aussenlager Lichtenfelde eingesetzt war.)

Herbert Tschaepes Flucht wurde im April 1944 mit Hilfe von Lisa Walter realisiert. Ich durfte – nach Absprache mit den führenden Lager-Genossen Mathias Thesen und Gustl Sandtner – im Juni 1944 fliehen, wobei ich durch den Heizungskanal kroch, der in die Nähe einer Strassenbahnhaltestelle führte.



Franz Jacob

Über eine Anlaufstelle in Treptow traf ich Tschaepe, der mich schliesslich zu meinem illegalen Quartier Eisenstrasse 38 brachte. Zwei Tage nach der Flucht suchte mich Saefkow auf, gab mir einen Ausweis als ‚Angehöriger des Luftschutzes der Askania-Werke‘ und erteilte mir den Auftrag, vor allem im illegalen Betriebsbereich in Friedrichshain, Lichtenberg, Treptow und Neukölln tätig zu werden. Meine Hauptaufgabe bestand darin, Verbindungen zu sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern zu suchen. Ich wurde in die illegale Leitung aufgenommen, sah Saefkow aber nie wieder. Herbert Tschaepe traf ich noch mindestens vier- bis fünfmal ...

Tage- und wochenlang erschütterten dann [seit Juli 1944] Massenverhaftungen die Partei. Auch Herbert fiel ihnen in die Hände. Lisa Walter brachte mich in ein neues Quartier: Löwestrasse 6 in Friedrichshain bei [Susanne Mäder](#). Es blieb mein Hauptversteck, doch wechselte ich zwischendurch oft meinen Aufenthaltsort. Am Kriegsende kam ich aus Sicherheitsgründen kaum noch aus dem Haus. Ich hätte nicht überlebt, wenn mich die Rote Armee nicht befreit hätte.»

Fritz Reuter war von 1972 bis 1988 in der Führung des Komitees der Antifaschistischen Widerstandskämpfer der DDR tätig.

In Verstecken überlebten ebenfalls die Arbeitersportler [Erich Fähling](#) und [Fritz Goltz](#). Ihr alter Kamerad aus Fichte-Humboldt (S. 121 f.) [Erich Dawideit](#), der bis zu seiner Einberufung zur Strafeinheit 999 im Jahre 1943 eine leitende Tätigkeit im betrieblichen Widerstand im Norden Berlins ausübte (siehe den Schriftenband über Pankow/Reinickendorf), fand ein tragisches Ende: Wie Paul Grünefeld, bis 1936 Org.Ltr. des UB Gesundbrunnen (S. 138ff.), war er von jugoslawischen Partisanen, wegen seines selbstbewussten Auftretens in der Gefangenschaft als «faschistischer Meuterer» eingestuft, erschossen worden.

Doch wie erging es jenen Weddingener Freunden Jacobs, die man noch Ende 1944 verhaftete und denen der Prozess drohte?

[Margarete Fischer](#) fährt fort:

«Am 15. November 1944 wurde ich in Crossen wegen der Vorbereitung zum Hochverrat verhaftet, am 30. d. Monats gelangte ich nach Moabit in Untersuchungshaft.

[Richard Wenzel](#), der am 8. Oktober 1944 von der Front zum Verhör geholt wurde, und ich hatten vorher den Fall [der Festnahme] durchgespielt [und Aussagen abgestimmt].

Doch man hielt Richard bei der Vernehmung vor: ‚Dein unbeschriebenes Blatt [Margarete Fischer] hat schon einmal gegessen!‘

Ich wurde am Alexanderplatz im selben Stock und Zimmer wie 1934 [S. 106] verhört. An der Wand hing ein Bild Heinrich Himmlers.

Am 8. Februar 1945 ging es dann mit zahlreichen anderen Häftlingen vom Westhafen auf dem Wasserweg auf Transport nach Bayern. Wir wurden in Kähnen, eng beieinander wie Heringe, verschifft. Mehrere Männer gingen bereits unterwegs aus Durst kaputt. Bei Luftangriffen trieben wir im Schiff ohne jeglichen Schutz auf dem Wasser.

In Hof (Franken) lud man uns dann auf die Eisenbahn um, und es ging ins Zucht- haus Bayreuth. Die bombardierte Stadt bot von oben einen schlimmen Anblick.»

In Berlin war mittlerweile (10. April 1945) vom Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof die Anklageschrift gegen Richard Wenzel und [Herta Engel](#) aus Wedding, das Ehepaar [Rossignol](#) (Hohenschönhausen) sowie [Harry Menzel](#) (Neukölln) und [Rudolf Voigt](#) (Schöneberg) erstellt worden. Es geht darin um die Beherbergung von Franz Jacob und illegale Betriebskontakte bei Siemens (zu [Richard Moll](#)) und der Firma Stolzenberg (zu [Karl Lüdtkke](#), [Max Sauer](#) und [Harry Harder](#)).

Wiederholt kommt die Justizschrift dabei auf Margarete Fischer zu sprechen, deren Werben um weitere Mitstreiter für die illegale Arbeit deutlich wird. (Zu ihrem Glück taucht sie aber dabei zum Teil unter ihrem Mädchennamen auf.)

Auch hielten Mitverschwörer ganz offensichtlich dicht: Herta Engel, Stettiner Strasse 25, will lediglich eine Verbindung zwischen Frau Fischer und dem Ehepaar Rossignol hergestellt, eine Schrift von Jacob aber nur flüchtig gelesen und wieder zurückgegeben haben. Rossignol, vorbestraft wegen Widerstandes für die KPD(O), sprach zwar ebenfalls mit Jacob, weigerte sich jedoch angeblich, diesem Anschriften früherer Genossen zu überlassen. Richard Wenzel gab beim Verhör am 25. Oktober 1944 zu, dass sein früherer Fichte-Kamerad [Karl Lüdtkke](#) (N 58, Lettestrasse 9) Jacob für vierzehn Tage beherbergt hatte, danach sei er von einem «gewissen [Werner Deckers](#)» (S. 169) abgeholt und nach Schildow gebracht worden. Wenzels Nachbarin Margarete Lippkow (so hieß Frau Fischer in erster Ehe) habe Franz Jacob dagegen bei einem Besuch «zufällig» kennengelernt.

Das nahe Kriegsende verhinderte in diesem Fall weitere Erkenntnisse der Verfolgungsbehörden. Der Prozess gegen Jacobs Weddingener Helfer fand nicht mehr statt. Richard Wenzel wurde am 23. April 1945 im Zuchthaus Brandenburg, Margarete Fischer in Bayreuth befreit.

Mehrere Anhänger der Saefkow-Jacob-Organisation im alten Arbeiterbezirk Wedding verloren wegen der Beteiligung am Widerstand gegen Diktatur und Krieg ihr Leben:

Wegen illegaler Arbeit bei den Siemens-Betrieben richtete man [Rudolf Seiffert](#) (Lynarstrasse 7/Foto siehe Titelbild) und seinen Freund [Egmont Schulz](#) (Soldiner Strasse 8) in Brandenburg hin. Der politisch vorbestrafte Arbeitersportler [Cäsar Horn](#) (Jasmunder Strasse 13/Foto S. 167) kam wegen seiner militärpolitischen Tätigkeit ebenfalls an dieser Stätte um.

Andere überlebten bereits die Untersuchungshaft nicht: Wenzels Freund und Kollege bei Siemens, [Paul Knorr](#) (Bornemannstrasse 12), erhängte sich am 16. September 1944 wohl aus Furcht, weiteren grausamen Verhören nicht standhalten zu können. Der Arbeitersportler [Willi Bolien](#) (Tegeler Strasse 26) verstarb an den Folgen der Misshandlungen, bereits einen Tag nach der Festnahme (13. Oktober 1944).

[Georg Leichtmann](#) aus der Schulstrasse 51 wurde noch im April 1945 hingerichtet: Er hatte dabei geholfen, über einen schwedischen Jugendfreund geheime Informationen der Saefkow-Jacob-Gruppe ins Ausland zu schmuggeln.

Auch der Gesundbrunner [Heinz Lehmann](#), Swinemünder Strasse 83, wegen illegaler Arbeit für den KJVD mit über drei Jahren Zuchthaus vorbestraft und im Herbst 1944 aufgrund der Denunziation eines Arbeitskollegen (im Luftschutzkeller) verhaftet, kam noch kurz vor der Befreiung – vermutlich bei einem Fluchtversuch – ums Leben. Gerade Lehmann blieb mehreren Zeitzeugen (Kurt Kulse, Erich Rätzke) als unabhängige und undogmatische Persönlichkeit in Erinnerung. Ihm, dem beinamputierten Rudolf Seiffert – in dessen Prothese der Abschiedsbrief aus Brandenburg geschmuggelt wurde – und man darf wohl begründet sagen,

auch einem Franz Jacob, ging es bei ihrem hohen Einsatz nicht um die Errichtung einer Parteidiktatur, sondern die Wiederherstellung der Menschenrechte. Auch wenn sich im deutschen Kommunismus nach 1945 ganz andere Kräfte durchsetzten, sollten gravierende Unterschiede nicht rückwirkend eingeebnet werden.

Opposition am Kriegsende

Viele der in diesem Kapitel genannten Regime-Gegner konnten im Frühjahr 1945 schon nicht mehr in Wedding politisch tätig sein. Sie litten in Zuchthäusern und Konzentrationslagern, waren als Soldaten und Angehörige von Strafeinheiten über den Kontinent verstreut, befanden sich in der Gefangenschaft, oder lagen schwerkrank in Lazaretten. Zahlreiche Antifaschisten hatten längst ihr Leben verloren. Mehrere andere waren untergetaucht und versteckten sich ausserhalb der Stadt, man denke an Fritz Goltz, der sich u.a. in Werder verbarg.

Einige, deren Namen uns vertraut sind, waren als «Wehrunwürdige» bzw. unabhkömmliche Facharbeiter aber weiterhin in Wedding-Gesundbrunnen aktiv, oder unternahmen von hieraus letzte Widerstandshandlungen vor dem Ende des «Tausendjährigen Reiches». Je offensichtlicher der Untergang der Hitler-Diktatur sich abzeichnete, desto fanatischer gebärdeten sich seine verschworenen Anhänger. Die auf dem Humboldthain-Bunker ausharrende SS-Einheit mit ihren Flakgeschützen, «Volkssturmgruppen», die sich aus Verwundeten und Alten neue Helden für den «Endkampf» suchten, HJ-Patrouillen auf der Suche nach Halbwüchsigen für die «Führer-Reserve» (S. 198ff.), «Kettenhunde» (Wehrmachtgendarmerie) auf der Jagd nach Wehrdienstverweigerern und Deserteuren schufen ein kaum noch zu ertragendes Klima der Angst und Gewalt in einer vielfach zerstörten und brennenden Ruinenlandschaft.

Zeitzeugen berichten im Folgenden von oppositionellen Aktionen und stets lauernen Gefahren in den letzten Monaten des Krieges:

Karl Gardei (1915-1992) erinnert sich 1982:

«Nach meiner Haft (S. 127f.) brach ich den Kontakt zu den Rotsportlern ab. Zweimal musste ich mich wöchentlich bei der Polizei melden. Zur Strafeinheit 999 wurde ich wohl nur deswegen nicht einberufen, weil meine Unterlagen im Wehrbezirkskommando (Gerichtstrasse) durch Kriegseinwirkungen verloren gegangen waren. Arbeit fand ich bei einem Konstruktionsbüro in der Friedrichstrasse.

Ich wurde im Februar 1945 ausgebombt. Damals hatte ich schon Kontakte zu einer illegalen Gruppe, die auf gummiertem Papier geschriebene [antifaschistische] Parolen bei Verdunkelung anklebte.

Zu ihr gehörten der [politisch vorbestrafte] Schriftsteller **Arnold Bauer**, **Joachim Lackner** (Enkelsohn eines Spanienkämpfers), dessen vermögende Mutter in ihrem Heim in Westend Verfolgten Zuflucht gab, ferner der Schauspieler **Walter Jupe** und drei dienstverpflichtete Franzosen*.»

* Heinrich Gardei ergänzt in diesem Zusammenhang die Namen der Mitverschwörer Walter Stoll und Franz Peplinski (Weddings früherer Pionierleiter), d. Verf.

Unabhängig von dieser Aussage eines unmittelbar Beteiligten, bestätigt auch ein weiterer Zeitzeuge, der Spandauer Edgar Sziedat, das Auftauchen von kleinen Flugzetteln, die auf sehr einfache Art hergestellt wurden.

Edgar Sziedat (*1928) berichtet 1986:

«Es war im Januar 1945.

Ich war auf dem Weg zum früheren Lessing-Gymnasium [Pankstrasse], um dort Bescheinigungen zu holen, als ich am S-Bahnhof Wedding (Nettelbeckplatz) an Laternenmasten angeklebt, sehr primitiv hergestellte – wie mit blauem Kopierstift geschriebene – Zettel mit der Parole fand:

„Nieder mit Hitler“

Heinrich Gardei (1916-1993) notiert 1946 zu weiteren Aktionen der Gruppe:

«Aufnahme antifaschistischer Tätigkeit: gemeinsames Abhören ausländischer Sender, Verbreiten der Nachrichten, antifaschistische Propaganda unter ausländischen Arbeitskollegen, Unterstützung des illegal lebenden [jüdischen] Genossen Schlesinger, Besprechung und Ausführung von Sabotagemassnahmen. Beispiele: Verursachung von Betriebsstörungen durch Einbau ungeeigneten Materials ... [darunter:] Ausfall von circa 500 Arbeitsstunden, verursacht bei der Firma G. G. Bergner, Berlin-Brunnenstrasse 196, durch überflüssige Verstärkung der Zuleitung circa 1.000 kg Aluminium und 600 Arbeitsstunden vergeudet, Stahlhärterei Dr. Brandstein, ... Ackerstrasse 125, fünf Motoren durch falschen Anschluss zerstört ...

...Im letzten Kriegsjahr Verbindung zu einer Widerstandsgruppe französischer Techniker der Firma Luftfahrtgerätebau und der Gruppe des Genossen [Walter Schienagel](#) [*1897], Vinetaplatz [3].

Bei Näherrücken der Front an Berlin Ausrichtung der Propaganda auf die Möglichkeit, beim Anmarsch der Roten Armee die Organisierung von Verteidigungsmassnahmen [des NS] zu verhindern.

Nach Beginn des Kampfes um Berlin Einreihung in die Widerstandsgruppe Schienagel [S. 142f.]. Ausrüstung mit Schusswaffen, um die Verteidigung des Hauses [Vinetaplatz 3] zu verhindern und jeden Versuch, den als Antifaschisten bekannten Genossen Schienagel in letzter Minute zu beseitigen, mit allen Mitteln zu verhindern.

Verwundung durch Granatsplitter... »

In den letzten Kriegsmonaten wurde die gefährliche Lage illegaler Kommunisten in Wedding noch dadurch verschärft, dass einer der bekanntesten und beliebtesten Jugendfunktionäre des RFB, [Erwin Kerber](#) (1911-1981) – Heinz Brandt hat dem idealistischen Abenteurer in seinen Lebenserinnerungen (Literaturliste) ein liebevolles Denkmal gesetzt – überraschend aus dem Zuchthaus Brandenburg entlassen wurde.

[Erwin Reisler](#) (1911-1996) weiter:

«Ich lernte Kerber 1928/29 im ‚Jungsturm‘ kennen. Ja, ich bewunderte ihn. Er war gross, gutaussehend und lief stramm, voller Proletarierstolz. Alle mochten ihn; wohl auch deswegen, weil seine Mutter in der Grenzstrasse (wenn man vom Humboldthain kam. auf der rechten Seite in der Mitte) die bekannte Garküche der Internationalen Arbeiter Hilfe betrieb. Sie war eine grosse, schlanke Proletarierfrau und sehr angesehen, auch während der Nazizeit.

Erwin, der [wegen angeblicher Auseinandersetzungen mit der SA] seit Oktober/November 1932 ununterbrochen eingesperrt war, wurde nun in der letzten Phase des Krieges plötzlich entlassen. Es war wohl eine Aktion des Be-

amten der Abteilung la [Politische Polizei], der Kerbers Fall betreute und wusste, dass der Junge für nichts gegessen hatte. Nun liess man ihn laufen, damit er [voller Unbedarftheit] alte Genossen aufsucht.

Es war etwa Januar/Februar 1945, als ich in der Osloer Strasse mit Walter Grinke, der mir wiederholt [zuverlässige] Leute zuführte, zusammentraf, und dabei hörte, ‚Erwin Kerber ist wieder da!‘.

Ich sagte Grinke: ‚Sofort jede Verbindung zu Kerber abbrechen, der ist auf uns angesetzt, nur du musst [gezwungenermassen] den Kontakt aufrechterhalten.‘

Kerber hat überlebt, es ist ein Wunder, dass sie den nicht [doch noch] ermordet haben.›

Erwin Kerber war nach 1945 1. Sekretär der KPD in Wedding, entzweite sich jedoch früh.



Erwin Kerber

Im Berliner Norden war seit Dezember 1944 besonders eine Gruppe von Kommunisten um **Gerhard Sredzki** aus Prenzlauer Berg aktiv, die in einer Heinersdorfer Laube ihren Stützpunkt und Ort der Vervielfältigung von Untergrundmaterialien hatte. (Siehe den Schriftenband über Prenzlauer Berg/Weissensee.) Über vertraute Freunde und Kuriere wie Erwin Reisler gelangten mehrere Exemplare auch in den Wedding, so folgender Flugzettel



Den Parolen und Aufforderungen der Gruppe Sredzki entsprachen vielerorts die letzten Aktionen der Regime-Gegner: Vor dem endgültigen Zusammenbruch des

«III. Reiches» musste es unbedingt verhindert werden, dass politische Fanatiker auch noch die letzten Industrieanlagen, Verkehrswege und Kulturgüter durch Selbstzerstörung mit in den Abgrund rissen.

Erwin Kurz (S. 161 ff.):

«In der Schlussphase war die Losung, die [illegale] Arbeit [habe] jeder in seinem Betrieb [zu] konzentrieren, wobei ich von den anderen Genossen, die noch in Berlin anwesend waren, ständig informiert wurde und ihnen auch Anleitung gab. Zu dieser Zeit gab es auch Überschneidungen mit anderen Gruppen

Die Eroberung von Berlin erlebten ich, **Willi Stasiak**, zwei der reklamierten Soldaten, ein polnischer und ein ukrainischer Arbeiter im Betrieb [Telefunkenröhrenwerk in Moabit], als Nachtschicht unserer Abteilung Betriebswerkstatt. Unsere Absicht war es, gemeinsam mit den im Betrieb anwesenden Arbeitern und Arbeiterinnen, vorgesehene Sprengungen von Kompressoren und anderen Maschinen zu verhindern. Die NSBO-Leute und der [NS-] Betriebsschutz, die die Sprengungen durchführen sollten, hatten sich aber so viel Mut angetrunken, dass es für uns ein Leichtes gewesen wäre, dieses zu verhindern. Als die ... [Soldaten der Roten Armee] in den Betrieb kamen, konnte ich mich mit meinem alten Parteibuch der KPD ... ausweisen.»

Widerstandsgruppe V (Vergeltung)

N 65, Genter Strasse 8 (Ecke Luxemburger Strasse) – illegaler Druckort

Es gab in Wedding eine weitere kleine illegale Gruppe, die in den letzten Kriegsmontaten propagandistisch aktiv wurde. Sie bestand aus nur wenigen Personen um den Weddinger Druckereibesitzer **Rudolf Meier**. Ihre Existenz dürfte bisher weitgehend unbekannt geblieben sein. Darum sind einige erläuternde Vorbemerkungen nötig: Der Vater des genannten Druckereibesitzers hiess **Paul Meier (1885-1943)**, war von Beruf Buchdrucker, gehörte in Neukölln zunächst der USPD, dann KPD an und arbeitete eng mit **Willi Münzenberg**, dem Leiter des KPD-Medienkonzerns, zusammen. Meier machte sich im Laufe der 20er Jahre selbstständig und übernahm schliesslich von der Witwe des Weddinger Druckereibesitzers Schreiber in Wedding, Genter Strasse 8, einen kleinen Betrieb. Im Auftrag Münzenbergs wurde für die Rote Hilfe gedruckt, aber auch der (bereits illegale) «RFB-Mann» entstand noch 1933.

Rudolf Meier war im Februar 1933 gerade auf dem Weg zum Hauptsitz der Roten Hilfe, Dorotheenstrasse in Mitte, um dort 50.000 Mitgliedsbücher abzugeben, als SA das Haus besetzte. Aus Sicherheitsgründen verliess die Familie Meier Neukölln, der Vater zog nach Lankwitz, der Sohn in den Wedding, Genter Ecke Luxemburger Strasse.

Die NS-»Machtergreifung« wuchs sich durch den Wegfall des nun verbotenen Hauptauftraggebers (KPD) fast zum tödlichen Schlag für den kleinen Betrieb aus. Zu den alten Kunden aus der Zeit des Vorgängers, darunter die «Oster-Glocke» (S. 241) Pfarrer von Bargens, mussten nun neue hinzutreten.

Zu diesen Herausforderungen kamen auf den Sohn des Betriebsinhabers, der mehr und mehr in die Verantwortung hineinwuchs, in den letzten Kriegsjahren noch ganz andere Gefahren hinzu.



Kriegszerstörung in Wedding: Stettiner Strasse

Rudolf Meier (*1908) blickt 1992 zurück:

«Um dem Arm der Wehrmacht zu entrinnen, nutzte ich 1942 ein Stellenangebot aus der Zeitung, in dem die Kriminalpolizei 200 junge und intelligente Mitarbeiter suchte, da viele erfahrene Beamte zum ‚Verwaltungsaufbau‘ ins sog. Generalgouvernement [das besetzte Rest-Polen] gesteckt worden waren. Wir wurden im Schnellkurs ausgebildet und dann als Angestellte auf die Reviere verteilt. Mit Kripomärke und Revolver ausgerüstet, war unsere Hauptaufgabe, Fälle von Selbstmord zu bearbeiten und Opfer von Luftangriffen zu identifizieren.

Der kriegsbedingt geschrumpfte Betrieb lief nebenher. 1943 verstarb mein Vater. Ich nutzte meinen Beruf auch politisch, konnte mich beim Aussendienst oft für mehrere Stunden frei machen. Es gelang mir, einige Pistolen für den Endkampf beiseite zu schaffen.

Bei der Kripo (Revier Müllerstrasse 114) herrschte allgemein ein freier Ton, aber als ich mich positiv zum 20. Juli 1944 äusserte (‚Mann, wenn das geklappt hätte, wäre keiner mehr gefallen‘), erhielt ich doch von einem organisierten Nazi eine Verwarnung.

Ich weiss nicht mehr, wer letztlich den Antrieb gab mit dem Satz ‚Wir müssen was tun!‘, unser Druckereimitarbeiter Metje, ein alter Genosse [KPD], oder ich. Jedenfalls entwarfen wir anhand der Vorlage eines von den Amerikanern

abgeworfenen Flugblatts, das von der befreiten Stadt Paris berichtete, etwas Vergleichbares. Den Handsatz fertigte der befreundete Druckereibesitzer [Adolf] Spitze aus der Brunnenstrasse [7], der Druck geschah Genter Strasse 8, bei uns. Es entstanden etwa 2.000-3.000 Stück. Mitgearbeitet hat auch der Pressezeichner Werner Zeymer aus unserem Haus. Der Text lautete:

Dr. Goebbels ist der grösste Verbrecher in unserer Stadt,
wenn er Berlin zur Offenen Stadt erklärt hätte,
wären wir nicht bombardiert worden!
Widerstandsgruppe V.

V stand für Vergeltung. Ich verbreitete viele Exemplare, wenn ich nachts Dienst tat im Bereich Müllerstrasse, Leopoldplatz.»

Die kleine Gruppe bestand aus nur wenigen Personen: Metje, Meier und Zeymer – vielleicht (Rudolf Meier ist sich diesbezüglich nicht mehr sicher) noch der Druckereibesitzer Spitze. Und sie waren zu allem entschlossen: Sollten sie entdeckt werden, wollten sie sich freischiessen und versuchen, dem Denunzianten die Verbreitung der Flugzettel unterzuschieben.

In der zweiten Aprilhälfte 1945 hiess es dann, die Kripoangestellten sollten sich zu einer Verteidigungsstellung am Stettiner Bahnhof einfinden. Die Rote Armee war bereits in Frohnau.

Rudolf Meier über die letzten Tage des «Dritten Reiches»:

«Am 22. April setzte ich mich mit einem befreundeten Kollegen von der Kripostelle ab. Schreibmaschinen und Bettzeug nahmen wir mit.

Vom Dachschornstein Genter Ecke Luxemburger Strasse (wo heute im Haus der Schlüsseldienst ist) sah ich zu, wie sich die Russen von der Seestrasse und die Deutschen von der Triftstrasse mit Leuchtf Feuer beschossen. Natürlich brach auch der letzte NS-Einsatz zusammen.

Für mich war der Krieg zu Ende. Mein altes KPD-Parteibuch rettete mich [als die Rote Armee kam] Aber die Enttäuschung über die Towarischki war gross In dem Hinterhof, in dem wir unseren Betrieb im ersten Stock hatten, war unten eine Wein- und Likörgrosshandlung – da fand sich reichlich Stoff zum Feiern.

Diese jungen Burschen in ihrem Siegesrausch waren zu allem fähig, ballerten übermütig in die Luft und waren drauf und dran, mir die Bude kaputt zu hauen. Da schnappte ich mir einen Politoffizier, zeigte ihm mein schönes Mitgliedsbuch und bat um seinen Schutz.»

Der Offizier schrieb auf russisch einen Text auf ein grosses Blatt Papier und heftete es an die Wohnungstür. Meiers Betrieb wurde fortan nicht angetastet, aber der eines Kollegen um die Ecke restlos geräumt.

NS-Diktatur, Krieg und Bombenhagel waren überstanden.

Rudolf Meier lenkte seine Schritte zum nahen Rathaus Wedding, Müllerstrasse 136.

Der Zeitzeuge fährt fort:

«Hitler war tot, eine neue Zeit musste beginnen. Ich war voller Optimismus! Ich ging zum Bezirksrathaus, das war tot und ausgestorben, die Türen verschlossen. Aber sieben Leute fanden sich dort ein, mit der Absicht, [alles] neu aufzubauen.

Da gehörte ich zu den Männern der ersten Stunde – das kann ich mit Stolz sagen. Je nach technischen oder verwaltungsmässigen Fähigkeiten teilten wir uns die Ressorts. Ein Ingenieur wurde Bürgermeister, ich übernahm die Verantwortung für das Personal ... »

Während sich Rudolf Meier kurz darauf wieder in seinen Beruf zurückzog und die Druckerei des Verwaltungsbezirks übernahm, entbrannten im Rathaus schon bald heftige Kämpfe um Macht und Einfluss. Anfänglich agierten Politiker der KPD noch mit der Rückendeckung der Sowjetmacht, doch nach wenigen Monaten wurde der Wedding Bestandteil des französischen Sektors und das Blatt wendete sich.



*Kolonie – Ecke Badstrasse im Mai 1945:
Trupp der Roten Armee (mit versteckter
Kamera aufgenommen)*

Die KPD gewann auch in Wedding ihre frühere Stärke nicht zurück. Dem lagen verschiedenen Ursachen zugrunde. So hatten Widerstand und Verfolgung grosse Lücken in den Funktionärsstamm gerissen, denn die Partei zahlte – teilweise auch durch eigene Leichtfertigkeit

(S. 162, 166f., 272) – einen hohen Blutzoll: Noch im April 1945 wurden in Berlin-Plötzensee acht Arbeiter und Angestellte, darunter die Weddingener [Wilhelm Bösch](#) (Tegeler Strasse 37) und [Karl Pohl](#) (Müllerstrasse 70a), wegen «Wehrkraftzersetzung» und «Vorbereitung zum Hochverrat» bei den AEG-Werkstätten (Moabit u.a.) enthauptet.

Die grosse Opferzahl allein erklärt den Rückgang des KPD-Einflusses jedoch nicht. Daneben hatten Krieg, Gefangenschaft sowie die Vertreibung zusätzlich ihre tiefen Spuren hinterlassen. Besonders unter den führenden Kadern kamen viele Menschen durch den stalinistischen Terror im sowjetischen Exil ums Leben (S. 106, 115f., 322).

Aber es war auch die in Moskau ausgearbeitete und nun rigoros umgesetzte Politik der aus der UdSSR eingeflogenen «Gruppe Ulbricht», mit der unabhängige Köpfe wie etwa [Erwin Kerber](#) (S. 173) sich nicht abfinden und schliesslich mit dem Rückzug aus der Politik beantworteten.

Wieder andere Funktionäre und frühere Wähler wurden durch die sich häufenden Gewaltmassnahmen der sowjetischen Besatzungsmacht abgestossen: So verschwand – um ein Beispiel von vielen herauszugreifen – der frühere AEG-Betriebsrat [Wilhelm König](#) (Torfstrasse 15), der wegen seiner Ablehnung des gewerkschaftsspalterischen RGO-Kurses (einst) aus der KPD ausgeschlossen worden war und sich der SPD angenähert hatte, kurz nach dem Einzug der Roten Armee. Der genannte Gewerkschafter, nach 1933 mehrfach verhaftet, wurde im Mai 1945 von Sowjetsoldaten verschleppt und gilt seitdem als «verschollen».

Schule und Jugend

Junge Menschen nahmen auf vielfältige Weise am Widerstand gegen das nationalsozialistische Unrechtsregime teil. Viele von ihnen bildeten in den verschiedenen Gruppen der Arbeiterorganisationen, aber auch bei der Bekennenden Kirche und beim Militär das antreibende Element. Jugend war an vielen Stellen des deutschen Widerstands der Motor der Bewegung, andererseits führte deren Unerfahrenheit oft genug zu unüberlegten Schritten. In diesem Abschnitt unseres Berichts wollen wir uns hauptsächlich jenen gesonderten Gruppen Jugendlicher widmen, die für sich und oft auf jugendspezifische Weise aktiv wurden.

Am Beginn steht das Jahr 1933 mit seinen tiefgreifenden Veränderungen, die sich für viele junge Menschen besonders im Schulbereich unmittelbar auswirkten. Dabei greifen wir sehr verschiedene pädagogische Einrichtungen heraus, um einen möglichst breiten Eindruck gewinnen zu können. Es sei in diesem Zusammenhang hervorgehoben, dass es vor 1933 selbst in Berlin nur wenige deutlich republikanisch geprägte höhere Schulen gab.

Auflösung «weltlicher Schulen»

In den 20er Jahren richtete die Berliner Stadtverwaltung etwa 60 moderne Schulen im aufklärerischen Geist der Republik und der Reformpädagogik ein. Hier wurde versucht – fern von überkommenen Erziehungspraktiken und unter Heranziehung aktueller Unterrichtsthemen –, neue Wege zu erproben. Entsprechend einer alten liberalen und traditionellen Forderung der sozialistischen Arbeiterbewegung nach der Trennung von Kirche und Staat wurde an sogenannten weltlichen Schulen, die bis zur 8. Klasse gingen, das Fach Religion durch das Fach Lebenskunde ersetzt. In diesem Zusammenhang sind besonders die zehn «Lebensgemeinschaftsschulen» zu erwähnen. In ihnen wirkten Lehrer, Eltern und Schüler zusammen.

Diese hauptsächlich von der Sozialdemokratie eingeleiteten Bemühungen um die Demokratisierung des Schulwesens, unter anderem durch die Erschließung von Bildungsmöglichkeiten für die Arbeiterschaft, waren damals höchst umstritten. Dabei muss man bedenken, dass auf Grund eines politischen Kompromisses, den die Anhänger dieser Bildungsmassnahmen durch die politischen Mehrheitsverhältnisse einzugehen gezwungen waren, lediglich an einer geringen Zahl der Berliner Schulen ihre Reformen zur Anwendung kamen. Dies geschah hauptsächlich in den Arbeiterbezirken.

Wedding war jener Berliner Bezirk, der (proportional) zwischen 1923 und 1933 die grösste Zahl «weltlicher Schulen» der Stadt, einschliesslich einer besonders angesehenen «Lebensgemeinschaftsschule» am Leopoldplatz, aufwies. Zum Vergleich, der ebenfalls sozialdemokratisch geprägte Nachbarbezirk Prenzlauer Berg zählte vier. Wedding dagegen acht «weltliche Schulen».

Es handelt sich um folgende Einrichtungen (die Ziffer steht für die Volksschule):

11. Sammelschule	Rektorin Hübner-Riedger	N 65, Schöningstrasse 17
208. Sammelschule	Rektor Rieck	N 20, Gotenburger Strasse 2
223. Sammelschule	Rektor Faust	N 31, Putbusser Strasse 3/6
244. Sammelschule	Rektor Hädicke	N 39, Pankstrasse 20/21
245. Sammelschule	Rektor Schmidt	a.a. Ort
262. Sammelschule	Rektor Pantke	N 65, Lütticher Strasse 4
283. Sammelschule	Rektor Grosse	N 20, Gotenburger Strasse 2
308. Sammelschule	Rektor Mäcke	N 65, Leopoldplatz (Baracken)



Klasse der Sammelschule Putbusser Strasse

Der Ausdruck «Sammelschule» drückte etwas verschämt die Tatsache aus, dass in diesen pädagogischen Einrichtungen jene Kinder gesammelt wurden, die keinen Religionsunterricht erhielten.

Die Religionsferne ist aus heutiger Sicht eigentlich nicht das wirklich Besondere dieser pädagogischen Einrichtungen, so sehr dieses Merkmal im «Schulstreit» mit den Kirchen natürlich plakativ – manchmal agitatorisch – in den Vordergrund geriet. Nein, wirklich hervorzuheben ist, dass die «weltlichen Schulen» aus dem humanen und demokratischen Reformwillen der Weimarer Republik erwachsen. Gewaltfreiheit, Aufklärung, unabhängige Meinungsbildung, fairer Dialog und die soziale Mitverantwortung des Einzelnen standen hier im Vordergrund – Werte, die doch nicht grundsätzlich im Widerstreit zum religiösen *Denken* stehen, aber damals aufgrund der politischen Verfasstheit der grossen Kirchen leider gegen diese erkämpft werden mussten.

Der Hinweis auf die Existenz dieser schulischen Reformeinrichtungen ist in einer Widerstandsdarstellung deswegen angezeigt, weil von ihnen nachweisbar prägende Wirkungen ausgingen: Zahlreiche spätere NS-Gegner waren aus «weltlichen Schulen» hervorgegangen (S. 91 ff., 185), aber nicht, weil diese eine betont «antifaschistische», sondern eine prodemokratische und humanitäre Charakterformung bewirkt hatten. Mit diesem Hinweis wollen wir den «weltlichen Schulen» kein Monopol zusprechen, aber sie haben durch die grosse Zahl ihrer Absolventen in den Arbeiterbezirken vermutlich die stärkste Wirkung hinterlassen.

Darüber hinaus sei hervorgehoben, dass sich unter den Lehrern und Rektoren dieser schulischen Reformeinrichtungen überdurchschnittlich viele Republikaner befanden (S. 182, 185, 191 f.), was erklärt, warum diese Schulen 1933 sofort aufgelöst, Rektoren entlassen und Lehrer zur «Bewährung» umgesetzt wurden. Der vom Nazismus so heftig beklagte Geist der «Systemzeit» sollte mit der Wurzel «ausgerottet» werden.

Die Umstände dieser Entwicklung waren besonders für die direkt betroffenen Kinder und Jugendlichen ein Schock: Der Übergang von der Demokratie zur Diktatur vollzog sich als Einbruch der Gewalt in eine bis dahin eher behütete Welt (S. 185).

Lassen wir im Folgenden – stellvertretend – mehrere Zeitzeugen Erinnerungen an eine für sie unvergessene Schulzeit wiedergeben.

Herta Büttner (*1917) erinnert sich 1994:

«Ich stamme aus einem politisch und gewerkschaftlich engagierten Elternhaus. Mein Vater **Anton Klein (1889-1957)** war Betriebsrat bei der AEG, zunächst Brunnenstrasse, dann Oberschöneweide. Er neigte zu den Kommunisten. Aus diesem Grunde kam ich auch nicht in eine SPD-nahe ‚weltliche Schule‘ meines Heimatbezirks Prenzlauer Berg – wir wohnten nahe dem Falkplatz im Hinterhaus sondern in die 223. Volksschule (Sammelschule) in der Putbusser Strasse, die eher kommunistisch ausgerichtet war.

Es hat mir dort sehr gefallen. Die Lehrer waren ausgesprochen nett. Alles machte mir Spass, auch Turnen und Handarbeit. Meine Klassenlehrerin, die Sozialdemokratin Fräulein Lutter, tat viel für uns, wir verreisten sogar an die Ostsee.

Als meine 1923 begonnene Schulzeit Ostern 1932 vorbei war, habe ich geweint, so schwer fiel mir der Abschied.»

Irmgard Klaus (*1919), ebenfalls Schülerin in der Putbusser Strasse, schreibt dazu:

«Meine einprägsamsten Erinnerungen an den Besuch der weltlichen Schule beziehen sich auf die Lehrer und deren Erziehungsformen, die uns das Wissen nicht einbleuten

Dass die Vertreter in den Elternbeiräten ... in der Mehrzahl politisch organisiert waren, SPD und KPD, ist sicher aus der politischen Situation der Weimarer Republik erklärbar. Mir ist bekannt, dass etwa in den gleichen Jahresabschnitten allein im Stadtbezirk Wedding wohl vier oder fünf weltliche Schulen eröffnet wurden, z.T. unterschiedlich benannt, auch nach unterschiedlichen Lehr- und pädagogischen Methoden geführt [wurden], die aber alle das gleiche Ziel hatten, Kinder ohne Prügel und religiösen Zwang zu selbstständig denkenden und handelnden Menschen zu erziehen, [die] sich solidarisch und verantwortungsvoll verhalten, frei von Rassenhass und nationalistischen Gedanken

Das Glück unserer Schulzeit endete im Februar 1933. Die Schule wurde wenige Tage geschlossen, einige Lehrer und der Rektor (Otto Faust) entlassen bzw. versetzt, die Klassen nach Jungen und Mädchen getrennt, Lehrpläne und Unterrichtsformen verändert. Besonders der Geschichtsunterricht wurde nach faschistischen Anschauungen eingeführt. Hauptthema in Biologie wurde die Rassenkunde. Und natürlich wurde der Religionsunterricht eingeführt, die Prügelstrafe gestattet und die Jugendweihe verboten»

Charlotte Neumann (*1917), Tochter eines aktiven Sozialdemokraten (S. 79ff.), sagt 2001:

«Am Besuch der ‚weltlichen Schule‘ in der Schöningstrasse hatte ich sehr viel Freude. Kinder, Eltern und Lehrer wirkten als Gemeinschaft zusammen. Es gab schöne Feiern. Mutter kochte dabei für alle Kinder der Klasse Kakao.

Das Besondere an der ‚weltlichen Schule‘ war das wunderbare Verhältnis zu den Lehrern, es war ganz offen, trotzdem hatten wir Respekt. Schlagen an der Schule war verpönt. Deswegen kam es in meiner Klasse auch zu einem Vorfall:

Lehrer Dzierson war von einer katholischen Schule neu zu uns gekommen und hatte die Angewohnheit, mit dem Stock auf die Finger zu schlagen. Als das einem Jungen in meiner Klasse geschah, bedrängte ich noch am selben Abend meinen Vater, der Vorsitzender des Elternbeirats war, er solle wegen dieser Sache zur Rektorin Hübner[-Riedger] gehen.

Nun, Dzierson wurde zur Ordnung gerufen und wurde [in der Folgezeit] zu einem wunderbaren, ganz phantastischen Lehrer.

An politischen Streit in der Schule, etwa mit kommunistischen Eltern, kann ich mich nicht erinnern. Es ging friedlich zu. Vater hatte mit KPD-Leuten Auseinandersetzungen, Meinungsverschiedenheiten, ja, aber keinen Streit.

Ich verliess die Schule Ostern 1932, weiss aber, dass die weltliche Schule 1933 aufgelöst wurde und die Rektorin Hübner, die eine ganz reizende Frau war, ihre Stelle verlor.

1933 wurde Vater als Arbeitsamtsangestellter hinausgeworfen (S. 79f.). Wir erhielten kein Stipendium, weil wir nicht getauft waren. Die Nazis machten nämlich am Anfang ihrer Herrschaft auf Kirchenfreundlichkeit. Vater ging daraufhin zu [BK-]Pfarrer Lahde von der Kapernaumkirche [S. 247] und schilderte ihm die Situation. Auf Nachfragen des Pfarrers, sagte Vater deutlich, seine Kinder würden später bestimmt wieder aus der Kirche austreten. Darauf Lahde: ‚Ich helfe ihrer Kinder wegen!‘»

Werner Urich (*1925), Sohn des Gewerkschafters Max Urich (S. 68ff.), erinnert sich 1982:

«Ich besuchte die ‚weltliche Schule‘ in der Schöningstrasse, dort wo heute das Lessing-Gymnasium untergebracht ist. Einer meiner Klassenkameraden war der Sohn des jüdischen Parteigenossen Karl Simson. Die Familie konnte in den 30er Jahren noch rechtzeitig emigrieren.

Unsere Klassenlehrerin hiess Therese Kunze (SPD). Sie wurde 1933 verhaftet, damals war sie in einem Alter von 55/56 Jahren*.»

* Frau Kunze war 1933 erst 44 Jahre alt, d. Verf.

Unter den über vierzig «weltlichen Schulen» Berlins gab es zehn sog. Lebensgemeinschaftsschulen. Sie galten als die wichtigsten Berliner Schulversuche, denn sie waren nicht an den Lehrplan gebunden, praktizierten besonders moderne Unterrichtsmethoden und betonten die enge Zusammenarbeit von Schule und Elternhaus. Weddings Lebensgemeinschaftsschule lag auf dem Gelände Schul-Ecke Maxstrasse und war in Baracken untergebracht, die noch aus der Zeit des Ersten Weltkrieges stammten.

Käthe Brunner (*1920), Tochter von Fritz Grob (S. 92ff.), teilt 1981 mit:

«Wir waren in Schulbaracken an der Schulstrasse untergebracht, die Lehrer (Fridolin Schmidt, Alfred Zettl) mussten bei Kälte noch selber heizen. Die Gardinen wurden von den Eltern genäht.

Unter denkbar primitivsten Mitteln hatten wir eine schöne Zeit!

Ich erinnere mich etwa an einen Zeichenunterricht, bei dem Wahlplakate hergestellt wurden. (Man sah daran auch, welche politische Neigung bei den Eltern vorlag.)

Es herrschte ein grosses Zusammengehörigkeitsgefühl. Jeden Monat gab es Elternversammlungen, jedes Jahr eine Schulreise – trotz der Arbeitslosigkeit

keit. Von den organisierten Schulfesten ist mir besonders das Thema ‚Kinder der Welt‘ in Erinnerung: Jede Gruppe bzw. Klasse musste sich jeweils auf ein Land konzentrieren, sich mit Sitten und Gebräuchen vertraut machen und beim Fest entsprechend kostümiert erscheinen.

1933 wurde mein Klassenlehrer Fridolin Schmidt entlassen und wechselte zur Filmbildstelle.»

[Alfred Zettl \(1899-1994\)](#), bis 1933 Lehrer am Leopoldplatz, ergänzt 1982:

«Die einzige Weddinger Lebensgemeinschaftsschule (1923-1933) war eine Not-schule.

Auf dem Gelände standen etwa zehn Baracken sowie ein Gebäude für den Hausmeister und die Turnhalle. In kalten Zeiten musste der Hausmeister morgens alle Baracken heizen, doch es blieb am Boden immer kalt. Die Eltern kochten für die Kinder, was in einer Zeit der Massenarbeitslosigkeit besonders wichtig war.

Was die Politik betraf, wollten die Schulen den Gegensatz KPD-SPD bewusst draussen lassen. Man war insofern neutral, als man sich auf die gesamte Arbeiterklasse verpflichtet fühlte. Aufklärung über den Nazismus war kein Thema, da dies aufgrund der bewussten Entscheidung der Elternhäuser für diese Schule [zwangsläufig] entfiel.

Die Lebensgemeinschaftsschule empfand sich insofern mehr ‚sozialpflegerisch‘, als nicht nur die Kinder begeistert waren und die Eltern mitarbeiten konnten – sie durften jederzeit in den Unterricht kommen –, sondern auch wir Lehrer durch die Schule geprägt wurden, wir lernten selber. Es herrschte dadurch ein ausgeprägtes Kameradschafts- und Gemeinschaftsgefühl vor.

Im Preussischen Kultusministerium sass mit dem bürgerlichen Ministerialdirektor Kästner ein wichtiger Gönner unserer Einrichtung, in der Provinzialschulbehörde (Potsdam) war es ein Herr Pritzel. Kästner holte den ersten Rektor der Weddinger Lebensgemeinschaftsschule Max Kreuziger* auch als Ministerialrat in sein Ministerium, was sich natürlich zu Gunsten der ‚weltlichen Schulen‘ auswirkte.

Die grosse Mehrheit der [nicht-sozialistischen] Berliner Lehrerschaft war gegen derartige Schulen eingestellt und sah in uns bestenfalls Utopisten, die aber den Lehrerstand diskreditierten.

1933 wurden die Direktoren der ‚weltlichen Schulen« entlassen – bei uns war es Heinrich Mäcke, aber auch Kreuziger verlor sein Amt im Ministerium [bereits nach dem 20. Juli 1932] – und ihre Einrichtungen aufgelöst.

Wir jungen Lehrer wurden (mehrmals) ‚zur Bewährung‘ versetzt, bis sich Direktoren fanden, die bereit waren, uns zu integrieren.»

* Max Kreuziger – siehe den Schriftenband über Prenzlauer Berg/Weissensee – kam nach dem 20. Juli 1944 ins KZ Sachsenhausen. Nach seiner Entlassung tauchte er einige Zeit bei Alfred Zettl unter. Wie Alfred Zettl nahmen auch viele andere Reformpädagogen nach 1945 wichtige Funktionen im Bildungswesen wahr.

Den von [Peter-Lutz Kindermann](#) aufgefundenen und ausgewerteten Schulchroniken verdanken wir authentische Hinweise auf die «Gleichschaltung» der Reformschulen im Frühjahr 1933.



Fest der Lebensgemeinschaftsschule am Leopoldplatz (Schulbaracken)



Lebensgemeinschaftsschule Leopoldplatz: Klassenlehrer Alfred Zettl

Obwohl beispielsweise Rektor Walter Rieck (Foto S. 308) stets Wert darauf gelegt hatte, deutlich zu machen:

«Die weltliche Schule ist in erster Linie eine moderne Schule – keine Parteischule»

und deshalb u.a. 1930 im Kollegium durchsetzte, dass der Bitte des Elternbeirats der 208. Sammelschule nicht entsprochen wurde, den kommunistischen Bildungspolitiker und Landtagsabgeordneten Dr. Fritz Ausländer (der übrigens 1932 mit der KPD brach) vor einer Elternversammlung sprechen zu lassen, wurden derartige Differenzierungen und Selbstbeschränkungen im Jahr der NS-»Machtergreifung« nicht honoriert.

Kindermann über das Schicksal der genannten «weltlichen Schule»:

«In der Konferenz vom 15. März 1933 wurden Erlasse über die Entfernung .ungeeigneter« Bücher aus der Schülerbücherei, über den Abbau der .weltlichen« oder Sammelschulen und über die Förderung des Luftschutzgedankens bekanntgegeben. Walter Rieck wurde aus dem Amt entlassen, und zur Konferenz am 29. April war auch bereits ein neuer Rektor da.»

Am 18. Mai 1933 wurde bekannt gegeben, dass es keine «weltlichen» Schulen mehr geben würde, sondern nur noch «christliche Konfessionsschulen», in denen «christlicher und nationaler Unterricht» zu erteilen war.

Die «neue Epoche deutscher Geschichte» (so der NS-Tenor) vollzog sich nicht allein innerhalb von Gremien, sondern griff durch das Vernichten republikanischer Symbole auch äusserlich ins Stadtbild ein.

Aus einem Bericht von Rektor Emil Lange (10. März 1933) von der 194.Volksschule, Prinzenallee 8:

«½ 11 erschienen 8 Mitglieder des .Bismarckbundes‘ Gesundbrunnen in Uniform im Amtszimmer und forderten die Herausgabe der schwarz-rot-goldenen Fahne, die nach längeren Verhandlungen gegen Quittung an den Führer Ernst Mandt, Jas-munder Strasse 20, ausgehändigt wurde. Dafür wurde am Dienstgebäude die schwarz-weiss-rote Fahne aufgezogen. Nach Aussage von Zeugen ist das Fahnen-tuch vor dem Schuleingang Prinzenallee 8 verbrannt worden.»

Auch gedanklich sollte der Geist der «Systemzeit» ausgerottet werden:

Kindermann fährt in seiner Weddingener Schulchronik fort:

«Am 27. Oktober wurde anlässlich eines Referats über die .Neuordnung des Geschichtsunterrichts im Dritten Reich‘ Kritik am alten Geschichtsunterricht geübt, der unter dem Einfluss von .Liberalismus, Parlamentarismus, Demokratie, Kapitalismus. Marxismus und Pazifismus‘ die ,rein deutsche Geschichte‘ in den Hintergrund treten liess. Jetzt sollte Geschichte dargestellt werden ,als ein Ringen des deutschen Volkes um seine Blutsgemeinschaft. Das nordisch-germanische Blut ist der Adel, der als staatstragende und staatsbildende Schicht über den anderen Rassen steht‘.»

Hautnaher «Systemwechsel»

Wie tief bereits bei Heranwachsenden der Einschnitt veränderter Lebensverhältnisse 1933 gehen konnte, verdeutlichen folgende Erinnerungen.

Heinz Nünke (*1924) blickt 2001 zurück:

«Ich besuchte seit 1930 die ‚weltliche Schule‘ in der Lütticher Strasse 4. Es war eine ausgesprochen freidenkende Schule. Die Lehrer haben nicht geschlagen – ein ganz wichtiger Punkt!

Woanders regierte der Stock, hier dagegen das Wort. Unser Klassenlehrer Herr Lange unterrichtete auf eine ganz tolle Art.

1933 wurde die Schule aufgelöst und wir auf andere Einrichtungen verteilt. Ich kam auf die gegenüberliegende 301. Volksschule, Lütticher Strasse [48]. Dort ging es ganz anders zu, ich vermisste meine (alte) Schule sehr.

Lehrer prügeln, ‚Schuldige‘ erhielten Stockschläge auf die Finger oder den Hintern ...

Auch drängten uns andere Mitschüler zur Seite, wir hatten es schwer. Oft hörten wir: ‚Dort sind die Weltlichen, die müsst ihr verprügeln!‘ Wir wurden zum Sündenbock, sie lasteten uns jeden Unfug und Streich an.

Es dauerte lange, bis wir uns durchsetzten. Und es ging auf dem Schulhof und auf der Strasse nur mit Gewalt und Prügeleien ab. Das alles war gar nicht meine Art, aber sonst wären wir untergegangen.

Der Schulwechsel war ein Einschnitt. Ich wurde dadurch in eine ganz andere Welt hineingeschubst und empfand den Schulwechsel und die Prügel als Ungeerechtigkeit.

Als in meinem Postschwimmverein 1933 der HJ-Beitritt als Voraussetzung der Starterlaubnis verlangt wurde, trat ich lieber aus.

Ich hätte dafür eine Uniform anziehen müssen, und das war nicht mein Stil. HJ und das Militärische waren mir zuwider. Ich war doch vorher die Freiheit gewöhnt und mochte den ganzen Zwang nicht, dieses: ‚Kompanie antreten, in Reih und Glied!‘

Ja, ich war noch geprägt durch die letzten Jahre der Weimarer Republik, durch die freiheitliche Erziehung in der ‚weltlichen Schule‘.»

«Russland-Schmidt»

N 65, Pankstrasse 20/22 – Rektor Fritz Schmidt

Der Pädagoge **Fritz Schmidt (1888-1966)** wurde schon als Heranwachsender durch jüdische Professoren im humanistischen und internationalistischen Denken geprägt. Die Kenntnis fremder Sprachen und Gebräuche, der Kontakt zu anderen Völkern und Kulturen sollten ihn Zeit seines Lebens auszeichnen. Vielseitig begabt, erhielt er als junger Lehrer Verbindung zum Philosophen und Sozialisten **Leonard Nelson**, wurde dessen Sekretär und arbeitete im Internationalen Sozialistischen Jugendbund bzw. dessen Nachfolger, dem ISK (S. 90ff.), mit.

Auf Einladung von **Dr. Fritz Ausländer** und **Hermann Duncker**, zweier angesehenen Intellektueller aus den Reihen der KPD, nahm Schmidt 1925 mit deutschen und französischen Lehrern an einer Studienreise durch die UdSSR teil, in deren Folge er in Deutschland die kulturelle Aufbauarbeit im Osten Europas würdigte, ohne deswegen das politische System zu idealisieren.

Diese Reise bzw. ihre pädagogisch-propagandistische Auswertung danach, brachte ihm den Spitznamen «Russland-Schmidt» ein. 1927-1929 unterbrach er zeitweise den Schuldienst, um den Freidenker-Vorsitzenden **Max Sievers** (S. 324)

bei seiner kulturpolitischen Arbeit zu unterstützen. 1931 trat Schmidt der SPD bei.

1933 setzte man den bekannten und beliebten Rektor der «weltlichen Schule» Pankstrasse 20/22 ab.

Fritz (eigentlich Friedrich) **Schmidt** schreibt dazu 1947:

«Zu Ostern 1933 wurde ich dann von den Nazis zunächst beurlaubt und bekam gleichzeitig ein Dienststrafverfahren mit Einbehaltung des halben Gehalts angehängt, das sich über 10 Monate hinzog und in dem ich angeklagt wurde, im Unterricht folgende ‚regierungsfeindliche‘ Äusserung getan zu haben: 1) nicht die Kommunisten, sondern Göring und die Nazis hätten den Reichstag angezündet: 2) die Deutschen seien gar nicht so intelligent, und ein Neger sei mir ebenso lieb wie ein Deutscher, wenn er nur ein anständiger Kerl sei: 3) auf eine Schülerfrage, woher die Nazis gekommen wären, hätte ich geantwortet, es käme nicht darauf an, woher sie kämen, sondern viel mehr darauf, sie zu bekämpfen. Obwohl diese Beschuldigungen

sachlich nicht unbegründet waren, gelang es der Anklagebehörde nicht – trotz immer erneuter Vorladung von ehemaligen Schülern als Zeugen –, aus ihnen irgend etwas gegen mich herauszulocken, da die Jungen und Mädels in unbeirrbarer Solidarität zu mir völlig dichthielten, so dass das Mädels, dessen Eltern die Anklage veranlasst hatten – sie war ein Vierteljahr vorher als Spitzel in unsere Schule gekommen –, völlig isoliert mit ihrer Aussage blieb»



Fritz Schmidt (l.) und Kurt Regeler (ISK)

Das Dienststrafverfahren konnte abgewiesen werden, doch unabhängig davon entthob man ihn und mehrere andere republikanische Rektoren des Bezirks (S. 180, 182) des Amtes, die weltlichen Schulen wurden aufgelöst.

Schmidt schlug sich in den folgenden Jahren durch illegalen Privatunterricht durch die Not der Zeit, denn seine Pension war sehr gering. Zu früheren pädagogischen Kollegen weltlicher Schulen hielt er ebenso weiter die Verbindung aufrecht wie zu ausländischen Freunden oder jüdischen Emigranten, denen er half, heimlich Vermögen über die Grenze zu bringen.

Fritz Schmidt zu seinem weiteren Lebensweg:

«Trotz der gesetzlich vorgeschriebenen Meldung der ehemaligen Beamten und Offiziere in den Jahren 1939 und 1940 bin ich, da ich keiner Nazi-Organisation angehörte, weder als Lehrer, noch als Soldat wieder eingestellt worden. Um jedoch einer drohenden Dienstverpflichtung zu entgehen, vermit-

telte mir ein an leitender Stelle im Arbeitsamt beschäftigter früherer SPD-Genosse eine Stellung als kaufmännischer Angestellter in einer AEG-Fabrik, deren Direktor ebenfalls ehemaliger SPD-Mann war ... »

An seiner neuen Arbeitsstelle bildete er eine «antifaschistische Zelle» aus Technikern, Kaufleuten und Arbeitern, die aber niemals geschlossen, sondern immer nur zu wenigen Kollegen (abwechselnd) zusammenkamen, um Nachrichten verbotener Sender auszutauschen und ausländischen Arbeitern (Ukrainern, Franzosen) zu helfen. Wegen unglücklicher Aussagen eines Franzosen gegenüber der Gestapo, musste Schmidt im Januar 1945 hochnotpeinliche Verhöre überstehen, konnte sich aber geschickt herauswinden. Ein befreundeter Werkmeister erhielt allerdings eine zweijährige Zuchthausstrafe.

Über die betriebliche Arbeit hinaus unterstützte Fritz Schmidt die im Norden Berlins sehr aktive Widerstandsgruppe «Mannhart» um Dr. Max Klesse und Fritz Wuessing – siehe den Schriftenband über Pankow und Reinickendorf –, wo er u.a. an der Erstellung von Verfassungsplänen beteiligt war.

(Nach dem Krieg kehrte Fritz Schmidt an führender Stelle in den Schuldienst zurück, bekam nach einiger Zeit allerdings politische Schwierigkeiten im Hauptschulamt, kündigte und zog nach West-Berlin, wo er zuletzt – am Ende eines erfolgreich beendeten Prozesses – als Oberschulrat in Pension ging. 1963 zog er nach Speyer, wo er 1966 verstarb.)

Verständnisvolle Pädagogen

Trotz aller Bemühungen der Nationalsozialisten, das Bildungswesen seit 1933 in ihrem Sinne «gleichzuschalten», konnten doch nicht alle Fachkräfte entlassen oder zwangspensioniert werden. Und so hielten sich in den verschiedensten pädagogischen Einrichtungen immer noch einzelne human gesonnene Lehrer und Rektoren, die ihrer Gegnerschaft (verdeckt) Ausdruck gaben.

Die im Folgenden zitierten Zeitzeugen belegen an Beispielen, wie facettenreich der Alltag auch in einem Bereich gewesen ist, der manchmal etwas vorschnell und pauschal als «braune Schule» abgestempelt wurde.

Kurt Gardei (*1921) erinnert sich 1996:

«Nach 1933 zeigten nur wenige *öffentlich* ihre Gegnerschaft. Einer war der Lehrer **[Rudolf] Krotki [*1896]**, ein früherer Arbeitersportler. Er unterrichtete bei uns an der 190. Volksschule, Graunstrasse 11, in Gesundbrunnen.

Bei einer Schulversammlung in der Aula, bei dem er das Rundfunkgerät bedient hatte, liess er demonstrativ den Arm unten, als ihn die anderen zum ‚Deutschen Gruss‘ erhoben. Er machte mir auch einmal durch Zuzwinkern Mut, als NS-Schüler mir [verbal] zusetzten.»

Horst Löwe (*1921) blickt 1983 zurück:

«Auch in unserer Aufbauschule (Demminer Strasse) verschwand ein Lehrer nach dem anderen, meistens waren es Sozialdemokraten. Sie wurden durch Nazis ersetzt. 1935 sind dann auch jüdische Mitschüler und Klassenkameraden, deren Eltern bei den Zeugen Jehovas waren, nicht mehr unter uns gewesen.

Mein Freund und ich gingen als Einzige in der Klasse nicht in die ‚Hitler-Jugend‘. Später habe ich erfahren, dass der Nachfolger unseres Klassenlehrers im KZ umgekommen sein soll. Er verstand es immer geschickt, uns kri-

tisch zu beeinflussen. So, wenn er in Anspielung auf jene ‚Volksgenossen‘¹, die nach den März-Wahlen 1933 schnell in die Partei eintraten, zu uns sagte: ‚Jetzt, wo so viele ‚Märzgefallene‘ zur NSDAP gehen, kann ich ‚leider‘ nicht eintreten, um nicht mit ihnen verwechselt zu werden‘.»

Ingeborg Giers (*1924) teilt 2000 mit:

«1930 noch in einer ‚weltlichen Schule‘ eingeschult, besuchte ich nach unserer gewaltsamen Vertreibung aus Birkenwerder (S. 60f.) die 131. Volksschule in der Ofener Strasse (N 65).

Als mein Vater im Januar 1937 wegen Widerstandes für die SPD in Haft geriet, ging Rektor Fritsch verständnisvoll mit mir um. Er nahm mich oft tröstend in den Arm, wenn ich aufgrund der Haftbesuche weinte. Obwohl er sogar den Besuch der Aufbauschule für mich befürwortete, wurde es [höhererseits] aus politischen Gründen wegen der staatsfeindlichen Gesinnung meines Vaters verwehrt.»

Helga Cent-Velden (*1926) lebte mit ihrer Familie bis zur Ausbombung (November 1943) in der Hussitenstrasse 3, wo besonders zur Gustav-Meyer-Allee hin viele arme Menschen lebten. Ihr Vater, der Gewerkschafter und Sozialist **Karl Velden (1892-1973)**, war als Vorarbeiter und Werkzeugmacher bei der AEG Brunnenstrasse tätig. Weder ihm noch seiner Frau **Elise (1897-1994)** gefiel es, dass ihre Tochter Helga in die Volksschule Strelitzer Strasse kam, denn diese Einrichtung galt als «Nazi-Schule». Else Velden hatte dagegen ihre Volksschule Wattstrasse 16 in positiver Erinnerung und wurde daraufhin beim dortigen Rektor Richard Bauer vorstellig. Mit Unterstützung des Schulrats (S. 191) konnte Helga nun zu Richard Bauer an die 250. Volksschule wechseln. (In der Zeit des Kirchenkampfes zählte der Rektor zum Kreis um Notbundpfarrer Werder – S. 215 – von der Himmelfahrtsgemeinde.)

Helga Cent-Velden (*1926) beschreibt 2000 die dortige Atmosphäre:

«Die Volksschule Wattstrasse war eine liberale pädagogische Anstalt. Zwar gab es auch einige Nazi-Lehrer, doch die waren eher zahm. [Siehe dagegen S. 315.] Wir wurden nie indoktriniert. In der 6./7. Klasse konnten wir einen NS-Lehrer regelrecht vergraulen.

Besonders **Rektor Bauer [*1876]** war sehr liberal und wohl auch sozialdemokratisch. Ich erfuhr, er soll 1933, als die republikanische Fahne verbrannt wurde, geweint haben und blieb derweil im Rektorenzimmer. Selbst miterlebt habe ich, dass ihm beim Absingen des Horst-Wessel-Liedes anlässlich der Kapitulation von Frankreich 1940 die Tränen runterliefen. Als ich ihn deswegen ansprach, sagte er nur: ‚Ach, die armen Jungs‘.

In den letzten Klassen bekam ich einige Sonderaufgaben übertragen, etwa das Lehrmittelzimmer aufzuräumen. Bei dieser Gelegenheit nahm mich Bauer einmal in den Arm, sagte: ‚Ihr seid der letzte anständige und gute Jahrgang, was jetzt kommt ...‘ und machte dann eine wegweisende Handbewegung.

Als sich die Schulzeit dem Ende zuneigte, beriet sich Bauer mit meiner Familie und gab einen Rat, der eine Art Weichenstellung zum Überleben wurde:

‚Beim weitergehenden Schulbesuch kommst du in die ‚Kinder-Landverschickung‘ und wirst mit der Schule [aus dem von Bomben bedrohten Berlin] ausgelagert. Im Falle der Lehrerbildungsanstalt ...‘ – damals dem Zweiten

Bildungsweg entsprechend – ‚müsstest du sogar in den BDM eintreten und kämst womöglich ins besetzte Ostgebiet.‘

Daraufhin begann ich bei der AEG eine Ausbildung (S. 273f.).»

Unter den regimekritischen Weddinger Pädagogen ist das Schicksal des Diplom-, Handels- und Hauptschullehrers [Hugo Schünke \(1896-1945\)](#) ganz besonders hervorzuheben.

Der in N 20, Behmstrasse 15, wohnende Sozialdemokrat wurde nach 1933 wiederholt versetzt, weil er es ablehnte, der NSDAP beizutreten. Obwohl persönlich in einer illegalen Gruppe nicht engagiert, billigte er, dass bei seinem Untermieter Walter Schönweitz ein Kreis von kommunistischen Arbeitersportlern und Gewerkschaftern der Reinickendorfer Firma Carl Schoening zusammenkam, der auch Flugblätter wie «Kriegsverbrecher Hitler opfert ganz Deutschland für seine Nazibanditen» herstellte und vertrieb.

Mehrere ehemalige Schüler des Pädagogen lobten nach dem Krieg in einer besonderen Gedächtnisfeier die Verdienste ihres ehemaligen Lehrers, der an der Knabenmittelschule Demminer Strasse 27 unter dem demokratisch gesonnenen Rektor [Alfred Beutner \(*1877\)](#) wirkte und die Heranwachsenden im Geist der Wahrheit und der Gerechtigkeit prägte. Mit Ausbruch des vom Nazismus angezettelten Weltbrandes 1939 sah Schünke seine besondere Verantwortung darin, die Jugendlichen «vor der Verführung des nazistischen Kriegsgepräuges ... zu bewahren», berichtet sein früherer Schüler Gert Schwope.

Bei der Abschiedsfeier seiner Schüler äusserte [Hugo Schünke](#) (laut Gert Schwope):

«Ich weiss, dieser Staat – könnte er mich durchschauen – würde mich dafür, dass ich euch 6 Jahre lang in meinem Sinne erzog, einen Verbrecher nennen und so behandeln. Es rührt mich nicht, diesem System [als] gefährlich zu gelten: Ich trage mein sogenanntes Verbrechen wie einst [Giordano] Bruno und [Galileo] Galiläi das ihre trugen; gewiss, es werde die Wirrnis der Begriffe und Gefühle sich einmal aufklären und die alten Werte neu erstehen lassen. Denn eher könnte man die Sonne verhängen, als die Wahrheit auf ewig stumm machen!»

Bald danach wurde der Lehrer zur Strafe ins «Wartheland» an eine polnische Dorfschule versetzt. Offene Worte über das Elend der Kinder dort und über die (für NS-Deutschland) verheerende kriegerische Lage – der Anblick zurückströmender, verlumpter Wehrmachteinheiten widersprach allen Illusionen – führten im August 1944 zu Schünkes Verhaftung. Wegen «Wehrkraftersetzung» zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, litt der Pädagoge in der Strafanstalt Stuhm (Westpreussen) und in einem KZ bei Posen.

Beim Vormarsch der Roten Armee gelang es dem Häftling, Ende Januar 1945 zu fliehen. Er konnte sich bis Kriegsende bei seiner Familie verborgen halten, doch das in der Kerkerzeit zugezogene Herzleiden und die Strapazen der Flucht führten schon am 6. Mai 1945 zu seinem Tod.

(Ende 1946 wurde eine Weddinger Schule nach ihm benannt.)

Junglehrer Friedrich Krüger

N 65, Hilfsschule, Ruheplatzstrasse

Friedrich Krüger (1896-1984), im Schulhaus in der Ackerstrasse geboren und im preussisch-konservativen Sinne erzogen, kehrte aus dem Ersten Weltkrieg «als absoluter Friedensfreund» zurück und wurde deshalb Mitglied der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei. Nach dem 1922 erfolgten Zusammenschluss von SPD und USPD rückte der damals in Prenzlauer Berg wohnende Pädagoge in den zentralen Bildungs- und Kulturausschuss des Berliner Bezirksverbandes auf und organisierte mehrere «proletarische Feierstunden» im Schauspielhaus mit.

Krüger rechnete sich selbst stets zum linken Flügel der Partei, liess es aber auch später nie zum Bruch kommen. «Ich hatte mir nach der Vereinigung von USPD und SPD einen heiligen Eid geschworen: keine Wiederholung der Spaltung! Darum zählte ich mich nur inhaltlich zu den Lin-

ken, nicht organisatorisch.»

Der stets sehr engagierte Friedrich Krüger wurde im Oktober 1932 Rektor einer Grundschule in Neukölln. Unabhängig davon wirkte er als Vorsitzender des Berliner Junglehrerverbandes und war ihr markanter, mit Berliner Humor bestens gerüsteter Sprecher. 1933 geriet er sofort in Konflikt mit den neuen NS-Aufsichtsbeamten, wurde seines Amtes enthoben, trat aber trotzdem öffentlich-kritisch hervor.

Auf der letzten Vertrauensmännerversammlung des Berliner Lehrervereins, der noch bis 1934 formal bestand, ergriff Friedrich Krüger im Lehrervereinshaus (Alexanderplatz) das Wort und warnte die Versammlung in eindringlichen Worten vor der Überführung in den Nationalsozialistischen Lehrerbund (N.S.L.B.).

In einer schriftlichen Erklärung mehrerer Teilnehmer heisst es dazu:

«Die versammelten Vertrauensmänner aller Berliner Schulen waren über die Kühnheit und Gefährlichkeit der Ausführungen von Herrn Krüger fast erschrocken und befürchteten seine sofortige Verhaftung ... »

Als der N.S.L.B. im März 1934 eine sogenannte Schulungsveranstaltung im Saalbau Friedrichshain durchführte, befand sich Friedrich Krüger unter den 3.000 Berliner Lehrkräften. Ein Parteiredner beschäftigte sich lauthals mit dem neuen Beamtenrecht und stellte fest, dass in Zukunft nur noch diejenigen Beamten fest angestellt bzw. pensionsberechtigt würden, die die für ihre Besoldungsgruppe vorgesehene Anzahl von Kindern hätten.

Zeitzeugen zufolge führte der NS-Redner weiter aus:

«In der Praxis wird es so aussehen, dass der unterste Beamte, der Briefträger beispielsweise, schon fest angestellt werden kann, wenn er ein Kind hat.



Die Beamten ihrer Gehaltsgruppen müssen aber drei oder vier Kinder nachweisen können, bevor sie pensionsberechtigt werden.‘

Ein im ganzen Saal laut vernehmbarer Zwischenruf ertönte:

„Und wieviel Kinder muss der Herr Reichskanzler haben, bevor er pensionsberechtigt wird?“

Der Zwischenrufer war Friedrich Krüger. Ein ungeheuerliches Gelächter erschütterte den Saal und machte den Redner unmöglich»

Friedrich Krüger war zum Zeitpunkt dieser Äusserungen bereits aus politischen Gründen «abgestraft». Er hatte sein Neuköllner Rektorenamt verloren und war zum einfachen Lehrer zurückgestuft worden. Alte Freunde in der Berliner Schulverwaltung verschafften ihm eine Anstellung in Wedding.

Krüger: «Ich kam im Oktober 1933 an die Hilfsschule für geistig Behinderte, Ruheplatzstrasse. Dort wurde ich mit offenen Armen empfangen, denn bis auf einen Lehrer waren alle Antifaschisten. Den einen NS-Lehrer wurden wir auch noch los, denn Schulrat Dr. Neuss versetzte ihn, weil er mit einer Hortnerin etwas anfang.»

Der couragierte Krüger traf sich weiterhin mit alten Kollegen und Parteifreunden. Darüber hinaus betätigte er sich im Rahmen der sozialistischen Widerstandsgruppe «Roter Stosstrupp» an der Verbreitung illegalen Materials und der Hilfe für verfolgte Menschen. Im Auftrag des letzten Leiters des «Roten Stosstrupps» im Norden Berlins, Kurt Megelin (S. 76), nahm Krüger auch Kontakt zu oppositionellen bürgerlichen und militärischen Kreisen auf.

Obwohl der Pädagoge vielen Gefahren durch Glück und selbstbewusstes Auftreten entgehen konnte, geriet er am Kriegsende doch noch in eine sehr gefährvolle Lage. Der Zensur fielen kritische Briefzeilen Krügers auf, die der an seinen an der Ostfront dienenden Sohn schrieb. Daraufhin wurde der Lehrer im Frühjahr 1944 wegen «Wehrkraftzersetzung» und «Aufforderung zum Ungehorsam» in Ostpreussen, wohin er 1943 evakuiert war, festgenommen. Bis Januar 1945 sass er in Untersuchungshaft, konnte auf dem Transport zum Prozess allerdings fliehen und schlug sich in seine Heimatstadt durch. Dort verbarg er sich seit Februar 1944 in einem Keller seines Wohnhauses nahe der Bornholmer Brücke, wo er schliesslich im April 1945 befreit wurde.

(Nach 1945: Hauptschulrat in Wedding, Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses für die SPD, Gründer der Albert-Schweitzer-Kinderdörfer und zwanzig Jahre lang Vorsitzender des Berliner Diabetikerverbandes. Er verstarb 1984 mit 88 Jahren, sein Frohsinn und seine Menschlichkeit blieb vielen Weddingern unvergessen.)

Im Unterricht verhaftet

1941 wurde der Weddingener Pädagoge **Kurt Steffelbauer (1890-1942)**, bis 1933 Lehrer an einer Lebensgemeinschaftsschule im Berliner Südosten, in der Schulstrasse 100 festgenommen, weil er zu einer Gruppe linker Intellektueller gehörte, die den kommunistischen Auslandsbeauftragten **Arthur Emmerlich** beherbergten und in der Untergrundarbeit unterstützten: So wollte man durch illegale Schriften den Widerstand in Berliner Grossbetrieben wie Siemens entfachen. Steffelbauers Wohnung in der Altonaer Strasse 21 (Moabit) diente als Anlaufstelle für Kurier. Beruflich war er in der 65. Volksschule in Wedding, Schulstrasse 100, tätig. Darüber ist leider wenig bekannt.

Bruno Stephan (1896-1983) – bis 1933 Lehrer an der Weddinger Lebensgemeinschaftsschule (S. 182 f.) und nach dem Krieg anerkannter Heimatkundler seines Bezirks – schreibt 1969 über seine Recherchen:

«Hauptschulrat i.R. Richard Schröter ... sagte mir Folgendes: Genauestens Bescheid wüsste über ihn [Steffelbauer] unser Kollege Erich Schwarz ..., der eine Zeitlang mit ihm Tür an Tür unterrichtet hat. Dieser kennt auch noch eine Kollegin, die die Verhaftung miterlebte und trotz auferlegten Schweigeverbotes sagte, dass an ihrer Schule Schreckliches geschehen sei. Das Kollegium hat mit grossem Mut für Steffelbauer ein Gnadengesuch abgesandt, das unbeantwortet blieb.

Er ... wurde aus der Klasse heraus vor den Kindern verhaftet und in Ketten geschlossen abgeführt ... »

Die Pädagogin Marion Löffler (1904-1999), bis 1933 Lehrerin an der Karl-Marx-Schule in Neukölln, erinnert sich 1996 an die Hintergründe der Ereignisse:

«Herwig Förder (1913-1974), ein früherer kommunistischer Schüler meines Mannes Hans Löffler (1899-1988), hatte uns nach 1933 mit Kurt Steffelbauer zusammengebracht. In dessen Kreis linker Lehrer wurde offen politisch diskutiert und Geld für Familien Inhaftierter gesammelt. Hans und ich hatten 1940 geheiratet und waren in die [Charlottenburger] Rankestrasse 6, III. Stock, Seitenflügel, in eine grössere Wohnung gezogen.

Als Emmerlich im August 1940 heimlich aus Dänemark anreiste, vermittelte Steffelbauer ihm verschiedene illegale Quartiere, darunter bei uns. Mein Mann wirkte auch an der Abfassung von Flugblättern für Siemens-Arbeiter mit.

Während Steffelbauer ein gemütvoller, sehr sensibler Mann mit einem etwas phantasievollen Glauben an die UdSSR war, zeichnete sich Emmerlich durch Offenheit und ruhige Besonnenheit aus. Er bewohnte einige Zeit unser kleines Zimmer, erzählte von Frau und Kind, die in der Sowjetunion waren, erörterte mit uns aber auch die politische Lage und entwarf Flugblätter. Der Hitler-Stalin-Pakt (1939-1941) wurde heftig diskutiert. Besonders Steffelbauer verteidigte das Bündnis als taktisch begründet.

Doch für Emmerlich drängte inzwischen die Zeit zur Flucht. Wir sprachen mit ihm Aussagen für den Fall unserer Verhaftung ab. Tatsächlich ging Emmerlich auf dem Weg nach Hamburg im Mai 1941 hoch. Siebzehn Personen wurden wegen Beihilfe festgenommen, Steffelbauer sogar in der Schule.



Kurt Steffelbauer

Auch mein Mann geriet in Haft. Es war vor allem Emmerlich, der Hans durch seine Verschwiegenheit rettete und aussagte, er hätte uns seine Identität nicht zu erkennen gegeben. Selbst der Nazi und Zigarrenladeninhaber in unserem Haus sagte für uns gut aus. Es halfen auch Kontakte meines Vaters zu früheren Kriegskameraden in Berliner Justizkreisen. Mein Mann wurde schliesslich im Dezember 1941 freigesprochen, doch erst im Januar 1942 entlassen. Nur mit viel Mühe und Überredungskunst gelang es mir, ihn vor der Einweisung ins KZ zu bewahren.»

Arthur Emmerlich und Kurt Steffelbauer wurden im Mai 1942 in Plötzensee hingerichtet.

Die «Schwarze Schar» (Bündische Jugend)

Die sich über Verbote, Unterwanderung und «Gleichschaltung» 1933 schrittweise ausweitende NS-Bewegung machte auch vor den deutschen Jugendgruppen nicht halt. Während die Jugendorganisationen politischer Gegner, wie SAJ und KJVD, sofort zerschlagen und oppositionelle Anhänger rücksichtslos verfolgt wurden (S. 57f., 115ff.), liess man andere Gruppen zunächst noch gewähren, etwa die Evangelische Jugend, die man Ende 1933 zwangsauflöste und (teilweise) in die HJ überführte, oder gar die Bündische Jugend, die zwar offiziell «unerwünscht» war, aber erst am 8. Februar 1936 aufgelöst wurde.

Bis dahin, und in Grenzen auch danach, bereitete dieser Teil der deutschen Jugend, der sich vor 1933 um ein autonomes Gemeinschaftsleben in Distanz zur Politik bemüht hatte, dem NS-System einige Schwierigkeiten. Der Versuch, jugendgemässe Freizeitgestaltung bei Zusammenkünften, auf Fahrten und in Wochenendlagern (S. 86f.) ohne staatliche Einmischung zu verwirklichen, nahm jedoch verschiedene Formen an. Nur bei einigen Kreisen der Bündischen Jugend verliess man die vorpolitische Opposition und näherte sich Positionen antinazistischen Widerstandes.

Aus dem Urteil des Sondergerichts beim Landgericht Berlin vom 10. November 1936 gegen eine bündische Jugendgruppe:

«Die Ziele dieser einzelnen Gruppen [der Bündischen Jugend, d. Verf.] waren nicht einheitlich. Teilweise waren die Jugendgruppen national eingestellt, teilweise lehnten sie sich aber eng an kommunistische Gedankengänge an. Zu den letzteren gehörten die ‚Deutsche Jungenschaft‘ (D.J.1.11.), deren Führer Köbel Mitglied der KPD war. Die Bündischen trugen einheitliche ‚Bündische Tracht‘, die aus Bundschuhen, weissen Strümpfen, blauer Kniehose, blaugrauem Schotten-Hemd und der blauen Jungenschaftsjacke [bestand]. Mehr oder weniger unter dem Druck von aussen her, insbesondere der Hitler-Jugend, die den Totalitätsgedanken zur Geltung brachte, wurden die Gruppen und Vereine der ‚Bündischen Jugend‘ zum grossen Teil aufgelöst. Ihre Mitglieder fanden überwiegend Aufnahme in der Hitler-Jugend; teilweise blieben aber Gruppen der ‚Bündischen Jugend‘ bestehen, teilweise hielten auch ehemalige Mitglieder der einzelnen Gruppen, die keine Aufnahme in der Hitler-Jugend gefunden hatten, den früheren Zusammenhalt aufrecht.»

Wedding-Gesundbrunnen war neben Kreuzberg ein gewisser Schwerpunkt oppositioneller hündischer Aktivitäten, die in ihrer Breite jedoch eigentlich erst in Wochenendlagern ausserhalb der Grossstadt zum Tragen kamen.

Im Januar 1934 entstand im Berliner Norden (Wedding/Prenzlauer Berg) ein illegaler Bund, der sich «Schwarze Schar» nannte und bis 1945 wirkte. Geleitet von [Heinz Steurich](#), mischten sich im Denken der Gruppe Positionen der «Jungenschaft d.j.1.11» mit sozialistischen Ideen. Steurich, genannt Jonny, schloss sich sogar einem «Antifaschistischen Jugendring» an, der von 1934 bis 1937 mehrere Berliner Jugendkreise konspirativ zusammenfasste. Zu ihnen zählten u.a. die «Roten Pfadfinder» aus Wedding, die «Roten Jungpioniere» aus Prenzlauer Berg und eine Jugendgruppe des Turnvereins Mariendorf.

Aus dem Tagebuch der Schwarzen Schar:

«1. Dezember 1934: Als Vertreter der Jungen, die sich der HJ nicht unterordnen wollen, stehen am 1. Dezember 1934 bei uns junge Menschen aus den Gruppen eines früheren Ringpfadfinderstammes, einer Falkenpfadfinderschaft, aus den Roten Pfadfindern und aus dem Jungpionierverband in den Bergen bei P., auf dem höchsten Punkt des Geländes dort. Mit dem früher in der Jugendbewegung oft gesungenen Lied ‚Wir sind des Geyers schwarze Haufen‘ eröffnen sie ihre Zusammenkunft. Sie sind sich einig darin, dass sie die Unterdrückung und das Verbot der freien Jugendbewegung nicht einfach hinnehmen wollen. Sie machen eine grosse schwarze Fahne mit rotem Flammenzeichen und dem Spruch ‚Trotz alledem‘ zum Symbol ihrer nun gemeinsamen Gruppe, die den Namen ‚Jungentrupp Schwarze Schar‘ erhält. Dann geht es wieder in die Stadt zurück, Propaganda von Mund zu Mund. Unterstützung aller ähnlich gerichteten Kreise wird dort begonnen»

Bis es zu Verhaftungen im Februar 1937 kam, diente die Mariendorfer Turnerjugend zur Tarnung illegaler Aktivitäten der «Schwarzen Schar». Sie unternahm nicht allein über fünfzehn (kleinere und grössere) Fahrten in die Natur, um sich ausserhalb der Grossstadt und fern vom Drill nationalsozialistischer «Jugenderziehung» frei, solidarisch und unabhängig entfalten zu können, sondern sie verbreitete auch Untergrundmaterial.

Trotz mehrerer Festnahmen im Jahre 1937, wobei das – aus Prenzlauer Berg stammende – verfolgte Gruppenmitglied Rudolf Wernicke («Ajax») aus Verzweiflung den Freitod wählte, blieb der Kontakt untereinander erhalten.

Selbst nach Kriegsbeginn und der Einberufung einer wachsenden Zahl von Jugendfreunden hielten Anhänger der «Schwarzen Schar» die Verbindung durch «Rundbriefe» aufrecht, organisierten einzelne Fahrten und illegale Zusammenkünfte. Noch 1941 vertrieb man folgendes illegales Flugblatt:

Hitlers erster Rechenfehler:
Raubzug nach Polen – Krieg im Westen!
Hitlers zweiter Rechenfehler:
Raubzug nach Norden – Fahrt ins Grab!
Hitler irrend oder irr?
Die Unglückssträhne beginnt!

Bei den Quäkern

Der als sehr sportlich und musisch begabt beschriebene Werner Sachse aus der Corker Strasse 6 hatte sich der Jugendgruppe der religiösen Gemeinschaft der Quäker angeschlossen und wurde dort zu einem der tragenden Mitglieder der

Runde, die nicht nur Weltanschauungsfragen eifrig diskutierte, sondern auch auf Wanderfahrt ging und fröhliche Geselligkeit pflegte.

Das Erlebnis unter Gleichgesinnten, ohne Uniformierung und Befehl von oben, ohne aufgesetzte Aufgaben und Direktiven soll bei den beteiligten jungen Menschen ein Gefühl starken Gruppenbewusstseins geschaffen haben. Glaubensgegensätze der Elternhäuser wurden überbrückt: acht «Quäkerkinder» fanden sich mit dreizehn Jugendlichen aus sozialdemokratischen Kreisen und fünfundzwanzig «Rasseverfolgten» zusammen. (Solche Gruppenbildung war bereits 1934 nicht mehr erlaubt.) Die Quäker standen vielen Verfolgten bei.

Als der Vater, Willy Sachse – Kämpfer in den Reihen der Widerstandsgruppe Uhrig (S. 157ff.) –, eingesperrt und schliesslich hingerichtet wurde, griff das System auch nach dem Sohn: Werner Sachse musste – Aussagen seiner Freunde zufolge – in eine sog. «Bewährungseinheit» und verlor dadurch im Krieg sein Leben.

Treffpunkt Pharus-Säle (Swing-Jugend)

N 65, Müllerstrasse 142

«Edelweisspiraten», «Cliques» und die «Swing-Jugend» waren verschiedene Formen der Jugendkultur, die auf eigene Art und Weise mit dem Zwang und Drill der Staatsjugendorganisationen in Konflikt gerieten. Die Häufigkeit und Verbreitung derartiger Auseinandersetzungen in Berlin (aber beispielsweise auch in Hamburg) belegen, dass dem NS-System Teile der Grossstadtjugend in einem begrenzten Bereich (vor allem 1944/45) ausser Kontrolle gerieten.

Sowohl aus bürgerlichen Bezirken (Charlottenburg, Wilmersdorf) als auch klassischen Arbeitervierteln der Stadt wird berichtet, dass Jugendliche in Gruppen zusammenkamen, um bei verbotener «undeutscher» Musik wie Jazz und Swing zu «hotten».



Für den Norden der Stadt (Reinickendorf, Pankow, Prenzlauer Berg, Teile von Mitte) waren die Weddinger Pharus-Säle, Müllerstrasse 142, ein zentraler Treffpunkt. Lassen wir zunächst einen nahen Anwohner (S. 42ff.) die im Krieg zerstörte Örtlichkeit beschreiben.

Arno Braun (1901-1985) äussert 1981:

«Man erreichte die ‚Pharus-Säle‘ durch den Eingang Müllerstrasse 142. Über einen Hof mit Bäumen kam man zu einem [mehrstöckigen] Veranstaltungsort: Unten lag ein kleiner Saal, in der mittleren Etage befand sich ein Kino und darüber war der grosse Saal mit einer Fassungskraft für 1.500 Personen. Hier tagten vor 1933 auch der Kreisverband der Weddinger SPD und das Reichsbanner.

Die Pharus-Säle waren der Weddinger Veranstaltungsort (S. 15, 17, 23).»

Berliner Zeitzeugen, die zur Kriegszeit Jugendliche waren, erklären im Folgenden welche Bedeutung die Pharus-Säle damals für sie besaßen.

Karl-Heinz Kapinos (*1929), der bis 1945 in Mitte wohnte, erinnert sich 1991:

«Ich war ... in einer Gruppe, die resistent gegen die Hitlerjugend war. Wir nannten uns ‚Edelweisspiraten‘. Auch der Begriff ‚Luden‘ ist mir in Erinnerung. Unser Erkennungszeichen, ein Edelweiss, trugen wir vorsichtig unter dem Revers verborgen. Dieses Symbol spielte auf die Gebirgsjäger an, die als Gegner der Nazis galten. Ich lehnte schon damals [1944] jede Diktatur ab.

Der Wirkungsbereich unserer zwölf bis zwanzig Mann starken Gruppe erstreckte sich von Mitte bis zum Wedding Besonders der Kiez um die Pharus-Säle war unser Quartier.

Wir in Mitte waren sehr aktiv gegen die Hitlerjugend eingestellt. Jede Woche unternahm die HJ nämlich Aufmärsche. Wer dabei als Jugendlicher nur am Rande stehenblieb, wurde verprügelt. Mich und andere Freunde holte man mit Fusstritten aus der Wohnung zum HJ-Dienst

Wir unternahmen verschiedene Aktionen: So warnten wir, verkleidet als HJ-Führer, am Bahnhof Friedrichstrasse ankommende Jugendliche vor der HJ. Wir halfen auch Menschen, die in Not waren. Zum Beispiel durch Bombenangriffe Geschädigte oder desertierte Soldaten, die wir in unserem Unterstand versteckten»

Karl-Heinz Kapinos wurde im Oktober 1944 verhaftet und bis ins Jahr 1945 hinein eingesperrt. (Siehe den Schriftenband über Mitte und Tiergarten, d. Verf.)

Ingo Graumann (*1928), Swing-Jugendlicher aus Prenzlauer Berg, blickt 2000 zurück:

«Längere Haare, weisser Schal und ein betont lässiger Gang – all dies drückte unsere Antihaltung zu den Uniformierten aus.

Wir swingten nicht allein unter den U-Bahnbögen Schönhauser Allee, sondern zogen auch mit dem Plattenspieler, der einen Kurbelantrieb hatte, ins



Freie. Ein Foto (siehe oben) zeigt mich und meine Freunde 1942 am Kieselsee bei Schildow. Das Grammophon und die Schellackplatten waren schweres Gerät. Im Trichter verbargen wir geklaute Zigaretten.

Wenn wir uns damit im Sommer im Grünen aufhielten, störten wiederholt HJ-Jugendliche. Sie drohten: ‚Macht die Platte aus, sonst wird sie zerstört!‘

Ein anderer Treffpunkt von uns waren die Pharus-Säle in Wedding, dort gab es den grössten Ballsaal im Norden der Stadt. (Ich habe einen langen Schlauch in Erinnerung.) Hier spielten nämlich die Bands von Heinz Bormann und Kurt Widmann. Als dessen ‚Tiger Rag‘ verboten wurde, spielte er den ‚Schwarzen Panter‘, oder das Lied ‚Barcelona‘. Allein letztgenannter Titel entsprach besonders unserer Gefühlswelt: Fernweh als Protest gegen das Eingesperrtsein.

Die meisten von uns waren mehr oder weniger Gegner des NS-Systems. Es war aber mehr Abwehr alles Militärischen und insofern nur indirekter politischer Widerstand, da viele nicht mehr ins ‚Wehrrtüchtigungslager‘ oder zum ‚Volkssturm‘ wollten.»

Der Reinickendorfer [Manfred Omankowsky \(*1927\)](#) berichtet 1988 über die Swing-Jugend:

«Unsere Gruppe kam weniger aus theoretisch-politischen Motiven zusammen, sondern entstand aus dem natürlichen Protest gegen den staatlichen Zwang.

Unsere äusseren Merkmale waren die langen Haare, die Werbung für ‚Welt-hölzer‘, die wir oben am Schlips trugen, und ganz besonders die Sammlung verbotener Swing-Platten. Wir trieben einen wahren Plattenkult. Am Alex konnte man in einem Geschäft ‚unter dem Ladentisch‘ verbotene US-Platten kaufen. Das allgemeine Tauschverhältnis war: 10 alte Platten = 1 Swing-Platte.

In der Friedrichstrasse [Ecke Mohrenstrasse] war das Tanzlokal ‚Imperator‘ ein bekannter Treffpunkt, denn hier spielte Kurt Widmann den ‚Tiger Rag‘. Im Sommer unternahmen wir Ausflüge mit dem Paddelboot und hörten im Schilf heimlich Swing-Musik. Manchmal klaute uns HJ die Platten. Ich selber liess mich nie in die HJ zwingen, obwohl ich deswegen oft vorgeladen wurde. Bei meinen Freunden trug ich den Spitznamen ‚Anti‘.

Unser Schwerpunkt im Norden Berlins waren die Weddinger Pharus-Säle [Müllerstrasse 142], Hier war am meisten los. Im Umkreis von 200 Metern lungerten manchmal ganze Pulk von Jugendlichen herum. Es waren Hunderte. Der Kiez war stark von der Swing-Jugend geprägt. Besonders in den Nebenräumen und Toiletten der Pharus-Säle wurde nach verbotener Musik getanzt, oder – wie wir sagten – ‚gescheuert‘. Wenn HJ auftauchte, prügeln wir sie hinaus.

Einmal erhielt mein Vater eine Anzeige wegen meines ‚Herumtreibens‘. In der Gegend um die Pharus-Säle gab es nämlich wiederholt Razzien. In einem Fall wurden wir Jugendlichen bis 2 Uhr nachts im Polizeirevier festgehalten. ... »

Christel Frohnert (*1929), in einer antinazistischen Familie gross geworden und in der Gotenburger Strasse, wo ihr Vater **Joseph Piela (1897-1982)** Schulhausmeister war, aufgewachsen, berichtet 2001, dass sie mit Freundinnen damals in die nahe Badstrasse ging, um Edelweisspiraten zu sehen.

Christel Frohnert (*1929) blickt 2001 zurück:

«Die Badstrasse, die zentrale Einkaufsgegend in Gesundbrunnen, war damals unserer ‚Broadway‘.

Nur hinter vorgehaltener Hand hiess es über einzelne Jungen respektvoll: ‚Das ist ein Edelweiss-Pirat!‘ Es waren HJ‘ler, die die Strenge ablehnten ...

Man erkannte sie am lässigen, schlenkernden Gang. Ein Edelweiss war unter der Uniformjacke befestigt, aber manchmal frech auch unverdeckt angebracht. Die Mütze war in den Nacken geworfen, den Schirm nach hinten. Um den Hals prangte ein dünnes Cachenezuch.

Ein Spottvers der Swing-Freunde lautete:

‚Schalt das Radio an, hol dir London ran,
denn der Tommi spielt den Tiger Rag.

Und in USA, in der Texas-Bar,
tanzt und hottet alles Panama,
nur in Gross-Berlin kann man schlafen gehen,
denn dort spielt man nur noch Sinfonien.‘»

«Freiwillige vor!» (Wehertüchtigungslager)

«Wehertüchtigungslager» für Heranwachsende waren ein besonders krasser Ausdruck der Militarisierung der Jugenderziehung. Doch je schwächer die Anziehungs- und Überzeugungskraft staatlicher Propaganda-Leitbilder angesichts ausbleibender Siege und zunehmender Zerstörung der Städte wurde, desto stärker entwickelte sich unter Jugendlichen der Widerwille, dem Regime zu dienen und das eigene Leben zu opfern.

Sich dem in jungen Jahren *öffentlich* zu widersetzen verlangte viel Mut. Lassen wir die Erinnerungen eines Zeitzeugen sprechen, der im Norden Berlins seit 1942 zur Swing-Jugend gehörte.

Gerd Willutzki (*1927) erklärt 2000:

«Mein Jahrgang war bereits durch militärische Niederlagen geprägt und vom Nationalsozialismus nicht mehr so begeistert. Es muss nach der Niederlage in Stalingrad [Januar 1943] gewesen sein, dass Krieg für uns bereits ‚alles Käse‘ bedeutete. Zudem hatte mein Vater mir den Rat erteilt: ‚Junge, melde dich nicht freiwillig!‘

Im Januar 1945 musste ich zum Reichsarbeitsdienst (RAD). Inzwischen ging es dabei aber nur noch um eine militärische Ausbildung, an deren Ende man zur Wehrmacht gezogen wurde.

Unser RAD-Lager lag in Polen, dicht bei der Front. Eines Tages kam ein Ritterkreuzträger zu uns, um ‚Kriegsfreiwillige‘ zu gewinnen. Wir etwa hundert Jungen mussten im Karree Aufstellung nehmen und hörten eine flammende Rede. Einerseits herrschte die Angst, denn wir waren zum [Gehorchen] erzogen, andererseits dachte ich an Vaters Worte. Der Redner legte nochmal los. Es blieben von hundert trotzdem zehn übrig, die sich nicht meldeten, darunter ich. Und nun zeigte sich die Fratze des Faschismus. Wir zehn mussten auf die Bank steigen, wurden einzeln befragt und lauthals zusammengestaucht. Dann versuchte er uns zu locken: ‚Wer sich freiwillig meldet, kann sich die Waffengattung aussuchen und kommt damit nicht an die Brennpunkte des Systems‘. Als ich befragt wurde, antwortete ich: ‚Ich glaube, als Dienstpflichtiger [RAD] meine Pflicht genauso zu erfüllen wie als Kriegsfreiwilliger‘

Zum Schluss fielen Worte, die ich nie vergass:

‚Ihr seid der schäbige Rest von 100 Freiwilligen. Man müsste eine Kuhle schaufeln für euch, mit Phosphor begiessen und anzünden!‘

Ich dachte damals, wie gehen die mit anderen um, wenn sie schon zu uns so reden.»

Dass der Nationalsozialismus begriff, wie sehr ihm die Kontrolle der Jugend am Kriegsende zunehmend aus den Händen glitt, belegt folgendes Dokument.

Am 25. Oktober 1944 hebt der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei Heinrich Himmler in einem streng vertraulichen Rundschreiben hervor:

«In allen Teilen des Reiches, insbesondere in grösseren Städten, haben sich seit einigen Jahren – und in letzter Zeit in verstärktem Masse – Zusammenschlüsse Jugendlicher (Cliques) gebildet. Diese zeigen zum Teil kriminell-asoziale oder politisch-oppositionelle Bestrebungen und bedürfen deshalb, vor allem im Hinblick auf die kriegsbedingte Abwesenheit vieler Väter, Hitler-Jugend-Führer und Erzieher, einer verstärkten Überwachung ... »

Es waren in erster Linie weniger die langen Haare, an denen sich das NS-Regime so vehement stiess, als «der mangelnde Wille, sich den Erfordernissen des Krieges anzupassen», wie Himmler (im obigen Text) deutlich fortfuhr.

Angesichts der ausgeklügelten Propaganda des sog. III. Reiches, das besonders in den frühen Jahren nationalsozialistischer Herrschaft bei grossen Teilen der deutschen Jugend eine echte Begeisterung hervorrief, ist es fast verwunderlich, trotzdem kritische Lernprozesse bei Heranwachsenden feststellen zu können.

Ein früherer Schüler der Lessing-Schule beschreibt die Stufen dieser Entwicklung.

Lernprozesse trotz Propaganda

N 39, Pankstrasse 18 – Lessing-Gymnasium

Heinz Puhst (*1930) stammt aus einem sozialdemokratischen Elternhaus und wuchs in der Laubenkolonie Schillerhöhe auf, wo es seit 1933 wiederholt zu Razzien und Verhaftungen unter der kommunistischen und sozialdemokratischen Bewohnerschaft kam (S. 24, 146). Der dort Heranwachsende hat – einer Aussage seines Vaters Erwin Puhst (1908-1998) zufolge – bei einer Durchsuchung der elterlichen Laube durch die SA einmal als Dreijähriger die Faust zum «Freiheitsgruss» geballt, woran er selber aber keine Erinnerung hat.

Heinz verliess die Grundschule, weil er mit zwölf Jahren auf die Lessing-Aufbauschule kam. Diese lief als eine Art Schulversuch neben der Oberschule (Gymnasium), die mit der fünften Klasse begann.

Heinz Puhst (*1930) blickt 1994 zurück:

«In der Grundschule – in meinem Fall bis zur sechsten Klasse – gab es noch verschiedene Formen der direkten und individuellen Indoktrination: So, wenn ein Gebet mit ‚Heil Hitler‘ abgeschlossen wurde, oder man beim Aufsatz erklären musste, welche Waffengattung man später wählen würde!

Dazu kamen die Umgangsformen auf dem Schulhof: Im Gleichschritt antreten und ins Treppenhaus hinein, Flaggenappelle am Schulanfang und Schulende usw.

Demgegenüber gab die Lessing-Aufbauschule viel mehr Möglichkeiten zur Entfaltung der Persönlichkeit. Es wurde Raum gelassen, auch miteinander nicht so primitiv umzugehen.

In der Grundschule dominierte – vereinfacht – das Körpertraining als Leistungsfach, in der weiterführenden Schule verschob sich dieses Verhältnis nach und nach.

Es wurde sogar diskutiert. Zwar gab es scharfe Nazis, Lehrer, die mit dem Parteiabzeichen rumliefen, aber auch solche, die ganz anders waren. Einer behielt beim Hereinkommen immer das Schlüsselbund in der Hand und konnte dadurch nicht den Arm zum Deutschen Gruss heben. Er hiess Fietz und sagte nur kurz: ‚Heil Hitler‘, setzen!»

Aufgrund der zunehmenden Bombenangriffe mussten immer mehr Berliner Schulen verlagert werden, propagandistisch-verbrämt als «Kinder-Landverschickung» (KLV) bezeichnet. Die Lessing-Schule kam im September 1943 beispielsweise nach Napajedl, nördlich von Pressburg (Bratislava) in Mähren. Dort ereigneten sich in der Schulzeit kuriose Dinge. Vorausgeschickt werden muss dabei, dass ein Schüler einen nazistischen Roman mitgenommen hatte, der tendenziös politische Auseinandersetzungen in der Zeit der Weimarer Republik beschrieb.

Heinz Puhst weiter:

«Wir haben dieses Buch teilweise sogar laut im Kreis gelesen und waren auf abenteuerliche Weise von den Ausdrucksformen des Kommunismus so angetan, dass wir ‚Sowjets‘ gespielt haben. Die ganze Stubenklasse, wir waren vierzehn Jahre, nannte sich ROTER STURM.

Wir hatten auch einen eigenen Gruss: Die Faust wurde vor die Brust gehalten.

Und ein Lehrer, Herr Nietzsche, hat mit uns mitgespielt. Ich erinnere mich noch an einen Vorfall. Sonntags, am Vormittag, sahen wir im Kino oft Propagandafilme wie ‚U-Boote westwärts‘ usw. Wir standen oben auf dem Balkon (Rang), Nietzsche kam rein und einer von uns sagte:

‚Genosse Nietzsche – Nazis im Saal!‘

Und der antwortete:

‚OK, Genossen, MG-Posten besetzen!‘

Wir hatten auch sonst grosses Vertrauen zu ihm. Einmal sasssen wir mit ihm zusammen und sagten: ‚Das ist doch alles bloss ein Spiel‘. Worauf er entgegnete: ‚Na, ein bisschen Ernst ist auch dabei!‘

Und eines Tages verschwand er dann von der Schule. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.»

Fünfzehn Jahre nach den Kriegseignissen fand Heinz Puhst im Nachlass seiner Grossmutter Briefe, die er ihr als Dreizehnjähriger geschickt hatte, und las dabei Sätze wie: «Hoffentlich geht der Krieg bald zu Ende» und «Unseren Geschichtslehrer haben sie eingezogen, aber unser Deutschlehrer konnte sich noch retten.»

Heinz Puhst schildert die Stufen und Facetten damaliger Lernprozesse:

«Doch trotz aller Kritik hatten wir gegenüber dem ‚Führer‘ oder Kriegshelden wie Rommel noch gewisse Idealvorstellungen. Es war so eine Art Karl-May-Abenteuer-Verhältnis. Unter uns hiess es oft: ‚Wenn der Führer wüsste, was in der NSDAP für Idioten und Penner sind, wäre er schon längst ausgetreten!‘ Den ‚Führer‘ kannte keiner persönlich, das war eine glorifizierte Figur. Diejenigen Nazis, die wir *direkt* kennenlernten, lehnten wir als Vorbilder ab. Unter uns Schülern wurde auch missbilligt, dass Juden einen Stern tragen mussten und in ein ‚Konzertlager‘ – so unser Begriff [Umgangssprache] – gesperrt wurden. Überhaupt jede negative Kennzeichnung wie OST-Arbeiter usw. lehnten wir ab.

Es bestand ein Widerspruch zwischen den propagandistischen Fratzenbildern ‚Jüdischer- bzw. Bolschewistischer Untermenschen‘ und denjenigen, denen wir real begegneten, etwa einem hübschen jüdischen Mädchen. Ein gesundes Menschengefühl war den meisten von uns wohl noch zuteil. Toleranz ist in der Grossstadt wesentlich ausgeprägter als auf dem Dorf.

Das Ansehen der Wehrmacht brach im Februar/März 1945 zusammen, als wir die Folgen am eigenen Leib zu spüren bekamen. Die älteren Schüler waren bereits alle eingezogen. Wir vier Jüngsten halfen auf dem Bahnhof in Prag Flüchtlingen Gepäck tragen, bekamen das Ausmass der grossen Fluchtbewegung mit. Und wir sahen – demgegenüber – vollgepackte Lastwagen von [höheren] Wehrmachtangehörigen in Richtung Süddeutschland türmen.

Die grosse Keule traf uns aber erst, als nach dem Krieg die Wahrheit herauskam. Wir erfuhren von Konzentrationslagern und Gaskammern. Erst dadurch wussten wir, was die Nazizeit im vollen Umfang bedeutet hat.

Und wir konnten es erst gar nicht fassen»

(Die Lessing-Schule wurde nach dem Krieg in die Schöningstrasse verlegt. Heinz Puhst machte dort 1950 das Abitur. Später war er mehrere Jahre SPD-Finanzstadtrat im Bezirksamt Wedding.)

Kritische Lernprozesse konnten dann früher einsetzen, wenn Heranwachsende noch deutliche Eindrücke vom Geist und Stil der ersten deutschen Demokratie

gewonnen hatten und dies nie vergassen. Wir wissen aus Zeitzeugenaussagen vorausgegangener Schriftenbände, dass die Intensität humanistischer Prägungen stark davon abhing, über wie viele Jahre sie sich vor 1933 erstreckt hatten. (Siehe den Abschnitt über die Lebensgemeinschaftsschule in Pankow.)

«Ich war doch die Freiheit gewöhnt» (Fahnenflucht)

Wedding, Antonstrasse 47 – Familie Nüncke

Der junge Schlosser **Heinz Nüncke**, wir haben oben darauf hingewiesen (S. 185), war noch durch die letzten Jahre der Weimarer Republik und die freiheitliche Erziehung an der «weltlichen Schule» geprägt. Uniformen und alles Militärische waren ihm zuwider. Heinz Nüncke: «Ich war doch die Freiheit gewöhnt».

Heinz Nüncke (*1924) weiter 2001:

«Ich hatte schon in jungen Jahren einen Freiheitsdrang, wollte nach Amerika, dem Ziel so vieler Auswanderer und Symbol der Freiheit.

Schon in jungen Jahren wollte ich frei sein und nicht im Trott der Masse mitziehen.

Im Herbst 1941 meldete ich mich daher freiwillig zur Luftwaffe. Im Hinterkopf war das Verlangen, aus der Diktatur herauszukommen und in die USA zu entfliehen. Niemand gab mir diesen Plan ein, auch nicht meine Eltern, die aber NS-Gegner waren.

Doch weil ich noch kein Abitur hatte, erhielt ich gar keine Gelegenheit zur Fliegerausbildung – was man mir bei der Freiwilligmeldung verschwiegen –, sondern kam nur zum Bodenpersonal. Während der Ausbildungszeit lag ich mit einem etwas älteren Artistenkind auf der Stube. Wir freundeten uns an und entwickelten einen Fluchtplan. Rudi Sittmann war nämlich durch das Artistenleben in Europa viel herumgekommen. Wer als erster Heimaturlaub bekam, sollte an der Grenze von Österreich zu Italien ein Quartier aufsuchen und auf den anderen warten. Von Italien aus wollten wir per Schiff in die USA.

Ich bekam Urlaub und machte mich auf den Weg, kam sogar nahe an die Grenze zu Österreich, doch dort fiel ich einem Gendarm auf, der mich festnahm. Beim Verhör gab ich alles zu ...

Rudi und ich kamen im Frühjahr 1943 in Paris vor ein Militärgericht. In der Untersuchungshaft lag ich neben einem zum Tode verurteilten französischen Partisan. Ein Gefängnisgeistlicher sprach mir tröstende Worte zu, denn er rechnete mit meinem Todesurteil. Nun war ich völlig verloren, ging davon aus, an die Wand gestellt zu werden.

Bei der Verhandlung, wo ich Rudi erstmals wiedersah, kanzelte mich



der Staatsanwalt ab. Er war ein Scharfmacher, nach seiner niederschmetternden Rede war meine Stimmung am Boden.

Wegen meiner Jugend beantragte er aber [lediglich] zwölf Jahre Zuchthaus. Doch der Richter war ein Mensch, hielt Rudi und mir die Jugend zugute, legte alles als einen Jugendstreich aus. Die politischen Dinge blieben unerörtert – zu unserem Glück.

So erhielt ich sechs Jahre Zuchthaus, Rudi – den ich nie mehr wieder sah – vier Jahre Gefängnis wegen Beihilfe zur Fahnenflucht.»

Rudolf Sittmann (*1922) überlebte eine einjährige Gefängnishaft und den Krieg, d. Verf.

Heinz Nünke musste anschliessend in eine Feldstrafeinheit. Bald darauf wurde die Zuchthausstrafe in Gefängnis umgewandelt. Schliesslich begnadigt, kam der junge Mann zur «Bewährung» nach Kurland in ein sog. Himmelfahrtskommando. Er wurde Ende 1944 so schwer verwundet, dass er zur weiteren ärztlichen Betreuung im Frühjahr 1945 die Front verlassen durfte. Im März/April 1945 konnte er mit dem letzten Schiff Kurland verlassen. In Sassnitz eingeladen, kam er nach Westdeutschland, wo er zu seinem 21. Geburtstag in Gefangenschaft geriet.

Betrachten wir zum Abschluss dieses Kapitels das politische Schicksal eines weiteren Weddinger «Fahnenflüchtigen». Es ist der (später) sehr bekannte DDR-Schauspieler **Horst Drinda**, der als Junge mit seiner Mutter in der Otawistrasse 19 wohnte.

Mehrere Jahre jünger als Heinz Nünke, war er der staatlichen Propaganda viel ungeschützter ausgesetzt gewesen und folgte ihr zunächst begeistert.

Horst Drinda (*1927) schreibt:

«1941! Es war also Krieg. Mit vierzehn Jahren kam ich als Militärschüler auf die Flieger technische Vorschule Köthen, um einmal Ingenieur zu werden.

Wir waren dort natürlich alle einem faschistischen Lehrkörper ausgesetzt, sind, vom Leben ausserhalb der Schule ziemlich isoliert, ausgebildet worden. Ausländische Arbeiter, denen wir im Junkerswerk begegneten, wurden als ‚Feinde‘ und Kriminelle beschrieben. Der ausserdienstliche Kontakt mit ihnen war streng verboten. Nach Abschluss meiner Ausbildung wurde ich sofort eingezogen, kam auf die Kriegsschule Rahmeln bei Danzig, nach wenigen Wochen an die Front, die zu dieser Zeit bei Marienburg/Ostpreussen verlief. Wir sollten den Vormarsch der Roten Armee stoppen»

Bei grossen Verlusten mussten sich die deutschen Wehrmachtseinheiten aber schon bald zurückziehen und kreuzten sich dabei mit den nach Westen strömenden grossen Flüchtlingstrecken. Drinda wurde im März 1945 bei Waldkämpfen verwundet und kam dadurch zu seinem Glück auf Transport in ein Lazarett im Thüringischen. Dort erhielt er im April 1945 Genesungsurlaub für Berlin.

Doch in der Heimatstadt drängte die fanatische NS-Führung inzwischen die Bevölkerung in eine «Schlacht um Berlin» und wollte dafür alle «Waffenfähigen» mobilisieren.

Horst Drinda weiter:

«Die SS ging durch die Häuser und bestrafte die Hausbewohner, die Soldaten verstecken wollten. Meine Mutter wollte es für mich trotzdem tun. Ich hatte Angst um sie und meinen kleinen Bruder, zumal mich auch schon so viele Nachbarn [Otawistrasse 19] wahrgenommen hatten, die mich denunzieren könnten. Also ging ich»

Horst Drinda geriet in das heiss umkämpfte Gebiet um die Friedrichstrasse, das Luftfahrtministerium (Leipziger Strasse) und schliesslich die Gegend am Zoo, wo er im grossen Bunker seinen 18. Geburtstag verlebte.

Horst Drinda fährt fort:

«Am 3. Mai wurde ich im russgeschwärzten S-Bahnhof Zoo gefangengenommen, in dem Hunderte Ausgebombter kampierten.

Ein paar Stunden später gelang es mir, zu fliehen. Eine Frau verhalf mir zu ziviler Kleidung, die von ihrem gefallenen Sohn stammte. Zwei Tage später stand ich wieder im Wedding vor der Wohnungstür meiner Mutter, Otawistrasse 19, und fiel in ein tiefes schwarzes Loch.

In der folgenden Zeit begriff ich mehr und mehr, wozu man uns missbraucht hatte. Ich hatte allen Glauben verloren und wurde misstrauisch gegen jedermann. Aber es war Frieden in den Ruinen.»

Einen ähnlichen politischen Ernüchterungsprozess machte der 1931 geborene Klaus Piela durch. Obwohl aus einem antinazistischen Elternhaus (S. 198) stammend, in dem der sog. Deutsche Gruss demonstrativ abgelehnt und am Pazifismus festgehalten wurde (was beim Vater wiederholt zu Anzeigen führte), hatte der Heranwachsende sich doch vom NS-Jungvolk (der 10-14jährigen) vereinnahmen lassen. (Daraus erwuchs der Familie allerdings ein gewisser Schutz.)

Klaus Piela (*1931) blickt 2001 zurück:

«Ich war stolzer Pimpf und als solcher im Kiez bekannt. Es war falscher Stolz, aber er sprach an.

Warum ich trotz des Elternhauses dafür war?

Nun, man wurde dort anerkannt. Es gab Spiele und der Ehrgeiz wurde gefördert: Man lernte schwimmen und wurde darin ausgebildet, später selber Jüngere auszubilden. Ausserdem war ich Waffen-Narr. Das Militär war angesehen, die ‚Goldfasane‘ nicht, da man mitbekam, dass es Menschen waren, die sich Vorteile verschafften. Dagegen galt das Militär als tapfer und unerschrocken.

Die unmittelbaren Kriegsergebnisse prägten einen dann immer mehr. Schon die Misshandlungen von Zwangsarbeitern (in der Nachbarschaft) mit ansehen zu müssen, die mir – wie die polnischen Hilfskräfte bei meinem Onkel in Landsberg a.d. Warthe – menschlich nahestanden, bedrückte mich sehr. Mir wurde damals ein Teil meiner Jugend geraubt. Noch jung an Jahren musste ich Tote ausgraben, die im April 1945 notdürftig zwischen Feuerwehrgelände und Schule (Gotenburger Strasse) ‚beigesetzt‘ worden waren. Ganz zuletzt kam es dann zum endgültigen Bruch, als ich erschossene Sträflinge sah, die mein Mitgefühl erregten: Sie hatten aus Not und Hunger Spärliches aus einem Lebensmittellager entwendet. Sie wiesen Einschüsse im Kopf auf und trugen ein Schild um den Hals: ‚Wegen Plünderns erschossen‘.»

Bekennende Kirche

«Deutsche Christen» greifen nach der Macht

Der Nationalsozialismus und seine militanten Anhänger unter den evangelischen Christen, die sogenannte Glaubensbewegung Deutsche Christen (im Folgenden DC), versuchten schon vor Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, sich den Deutschen Evangelischen Kirchenbund für ihre politischen Ziele gefügig zu machen.

Im November 1932 traten die DC bei den Wahlen innerhalb der preussischen Landeskirche an und erhielten ein Drittel der Sitze in den Gemeindegemeinderäten. Auch dieser Erfolg dürfte Hitler und seine Bewegung in der Einschätzung bestärkt haben, von diesem Teil der Gesellschaft sei keine Opposition zu erwarten, und es werde den Deutschen Christen gelingen, durch Unterwanderung eine «nationalsozialistische Staatskirche» zu schaffen. Die in ihrer Mehrheit eher nationalkonservativ eingestellte Deutsche Evangelische Kirche – wie der Deutsche Evangelische Kirchenbund (DEK) seit Juli 1933 hiess – schien durch ihre starken Sympathien für Monarchie und Militär dafür die besten Voraussetzungen zu bieten.

Angezettelt von den Deutschen Christen, deren Gegner sich im Juli 1933 in der Wahlliste «Evangelische Kirche» sammelten, setzte innerhalb der Kirche ein Kleinkrieg und Machtkampf ein, der sich von den Organen der Kirchenleitung bis in die Gemeinden erstreckte. Um Predigtpläne, Raumvergabe, Gottesdienststörungen, Kollektenabgaben und Disziplinarmaßnahmen wurde heftig gestritten. Die Staatspolizei durchsuchte am 17. Juli 1933 die Räume des in der Friedrichshainer Mirbachstrasse 24 gelegenen Wahlbüros der Liste «Evangelische Kirche» und beschlagnahmte Vervielfältigungsgeräte. Aufgrund einer Klage der DC vor dem Amtsgericht musste der Listenname am 18. Juli in «Evangelium und Kirche» umbenannt werden. Das Motto der Liste lautete: «Kirche muss Kirche bleiben».

Am 24. August 1933 beschloss die Synode der Provinz Brandenburg (wozu Berlin zählte) – gegen eine Minderheit (von 37 gegenüber 113 Synodalen) um **Gerhard Jacobi**, Pfarrer an der Charlottenburger Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche – die Übernahme staatlicher «Ariergesetzgebung» durch die Kirche. (NS-Gesetz «Zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom 7. April 1933.)

Einen besonderen Höhe- und Wendepunkt im innerkirchlichen Kampf stellte die Altpreuussische Generalsynode am 5./6. September 1933 im Gebäude des ehemaligen Preussischen Herrenhauses (Mitte, Leipziger Strasse 3) dar, die später auch «Braune Synode» genannt wurde. Als der westfälische Präses **D. Karl Koch** dort im Namen einer Minorität die Bedenken der Opposition gegen den zentralistischen Umbau der Kirche und die Einführung des «Arierparagraphen» vorbringen wollte, schlug ihm die geballte Ablehnung der starken Mehrheit, die keine Diskussion und Beratung zulassen, sondern eine Kundgebung abhalten wollte, entgegen. Koch wurde buchstäblich niedergeschrien und verliess daraufhin mit den oppositionellen Mitgliedern die Versammlung.

Das machtgierige und rüde Vorgehen der Deutschen Christen führte bald darauf zu einer regelrechten Spaltung der evangelischen Kirche. Auf Initiative kritischer Brandenburger Pfarrer bildete sich um Gerhard Jacobi am 11. September 1933 eine oppositionelle Gruppe, der Pfarrernotbund (PNB), dessen Leiter **Martin Niemöller**, Pfarrer in Dahlem, wurde. Die Mitglieder dieses Kreises setzten sich mit der staatlicherseits installierten «Reichskirchenregierung» auseinander und erhoben besonders gegen die Einführung eines «Arierparagraphen» für die kirchlichen

Mitarbeiter massiv Protest. Der «Arierparagraph» war eine Diskriminierung der evangelischen Gemeindeglieder jüdischer Herkunft und stand dem christlichen Grundsatz entgegen, dass vor Gott alle Menschen gleich sind. Im Oktober 1933 bildeten sich die ersten Laienkreise evangelischer Christen, die ab November Bekenntnisversammlungen in Berlin durchführten.

Aus dem Pfarrernotbund ging 1934 die sich als eigentliche Repräsentantin der evangelischen Kirche betrachtende Bekennende Kirche (im Folgenden BK) hervor. Sie schuf sich auf Bekenntnis-Synoden (Kirchendelegiertenversammlungen) unter Verkündigung des «kirchlichen Notrechts» eine vorläufige Leitung für Deutschland und einen eigenen Organisationsapparat, der bis auf die unterste Gemeinde reichte. Bezeichnenderweise spielte die mündige, selbstständige Gemeinde, die unter aktiver Mitwirkung von Laien tätig war, in der Bekennenden Kirche eine zentrale Rolle, während die Deutschen Christen versuchten, die Kirche analog zum NS-Staat nach dem «Führerprinzip», also von oben nach unten, zu organisieren.

Ein Kampf zwischen Minderheiten

Die Mehrheit der evangelischen Christen – und seit Mitte der dreissiger Jahre faktisch auch die der Pfarrer (S. 221) – verhielt sich eher neutral und duldete die jeweils gegebenen Machtverhältnisse, so dass die Auseinandersetzungen weitgehend von zwei Gruppen, den Deutschen Christen und der Bekennenden Kirche, ausgetragen wurden. Dabei wussten die Deutschen Christen nicht allein die nationalsozialistische Ideologie, sondern auch den Staatsapparat samt der Politischen Polizei (in der Regel) auf ihrer Seite.

Hatten die Gegner der Deutschen Christen anfänglich noch mit der Parole: «Kirche muss Kirche bleiben», versucht, die Politik von der Kirche fernzuhalten, so gerieten die engagiertesten ihrer Vertreter durch den Sog der Auseinandersetzungen immer mehr in den Bereich des Widerstandes.



1934: Konfirmandenzug durch die Ramlerstrasse zur Himmelfahrtkirche (S. 213).
Vorne in der Mitte Notbundpfarrer Werder

Kritiker der Bekennenden Kirche heben dagegen hervor, dass die oppositionellen evangelischen Kreise nicht über den begrenzten Rahmen innerkirchlicher Auseinandersetzungen hinausgingen, dass sie die Verfolgung anderer Bevölkerungsgruppen nicht anprangerten und den NS-Staat grundsätzlich nicht in Frage stellten.

Dazu führt Alt-Bischof **Kurt Scharf** – seit Dezember 1935 Präses der Brandenburger Bekennenden Kirche – in einem Fernsehinterview 1984 rückblickend aus:

«Der Widerstand der Bekennenden Kirche ... wurde politisch empfunden, weil wir uns gegen Unrechtsmassnahmen des Staates und der im Staat herrschenden Ideologie wandten. Er hatte natürlich auch politische Konsequenzen: In einem totalitären Staat ist ein Gottesdienst, wo kein politisches Wort fällt, politischer Widerstand, weil in diesem Freiraum der Totalitätsanspruch des Staates faktisch existenziell bestritten wird.»

Ähnliches hob im November 1934 auch eine zeitgenössische Stimme hervor, der man gewiss keine Verherrlichung der Bekennenden Kirche unterstellen kann.

Die Kommunistische Partei Opposition (KPO) – S. 82 – bemerkte damals in ihrem auch im Untergrund verbreiteten Organ «Gegen den Strom»:

«Die Kirchenopposition ist die erste offene Massenbewegung gegen den Totalitätsanspruch der faschistischen Diktatur. Sie zeigt, welche Wirkungen eine organisierte Aktion auszulösen vermag, und muss die Arbeiter ermutigen, auch ihrerseits ihre Aktionen zu steigern.»

Die sich als eigentliche Repräsentantin der Evangelischen Kirche betrachtende Kirchenopposition – seit 1934 Bekennende Kirche genannt – hatte sich aber nicht allein mit den Deutschen Christen und der NS-Bewegung samt Staatsmacht und Gestapo auseinandersetzen, sondern auch mit dem weiterbestehenden Apparat der «offiziellen» Kirche. Diesen repräsentierten in Berlin drei einflussreiche Behörden: Die Deutsche Evangelische Kirchenkanzlei (DEK) in Charlottenburg, Marchstrasse 2, der Evangelische Oberkirchenrat (EOK), ebenfalls in Charlottenburg, Jebensstrasse 3, und das Konsistorium der Provinz Brandenburg in Kreuzberg, Lindenstrasse 14.

Die Deutschen Christen, unterstützt zunächst vom Ministerium des Innern (Abteilung Kirchliche Angelegenheiten) und dann seit 16. Juli 1935 vom Reichsministerium für Kirchliche Angelegenheiten (Leipziger Strasse 3), drangen auch in diese drei Institutionen ein, fielen doch gerade hier weitreichende disziplinarische Entscheidungen, die von der Zwangsbeurlaubung bis zum Hinauswurf reichten.

Wir sehen in den entsprechenden Abschnitten dieser Darstellung, wie stark der innere Ablauf des Gemeindelebens, die Amtsführung der Pfarrer und nicht zuletzt deren materielles Wohl hiervon abhingen.

Schwerpunkte der Bekennenden Kirche in Berlin

Wenngleich alle Gemeinden Berlins von den Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche betroffen waren, so zeigten Dramatik und Härte des Kampfes doch regional sehr unterschiedliche Ausprägungen. Im Norden und Osten der Stadt herrschten vergleichsweise eher ruhige Verhältnisse, während im Süden (Dah-

lem, Lichterfelde) und in Spandau die Wellen hochschlugen. Im Allgemeinen waren es eher die bürgerlichen und – von Pankow abgesehen – westlichen Gebiete der Reichshauptstadt, in denen die Bekennende Kirche dominierte. In den Arbeiterbezirken dagegen waren die Deutschen Christen stärker vertreten und sorgten auf ihre Weise für «Ruhe» in den Kirchengemeinden. Trotzdem gab es auch in proletarischen Gegenden eine Minderheit engagierter Bekenntnis-Christen. Besonders der Friedrichshainer Pfarrer und Leiter der Pressestelle des Pfarrernotbundes Dr. Wilhelm Harnisch bot mit grosser Zivilcourage den Deutschen Christen und den NS-Parteistellen die Stirn, geriet deshalb in Gestapohaft und kam sogar in das berüchtigte KZ Columbia-Haus.

Der Berliner Bekenntnispfarrer und Kirchenhistoriker [Walter Wendland \(1879-1952\)](#) schreibt nach dem Krieg (siehe Literaturliste) zum Ausgang der Kirchenwahlen vom 23. Juli 1933 in Berlin:

«Die DC hatten mit 80 Prozent Wahlerfolg gerechnet. Es ist ihnen nicht ganz gelungen. Ab und zu gab es selbst im Norden einige Gemeinden, in denen sich die Stimmen die Waage hielten, zum Beispiel Segen*, Versöhnung** und andere. Vor allen Dingen in den westlichen Vororten erlitten die DC eine grosse Niederlage. Hier waren die Gemeinden gut durchorganisiert, und so prallte der Angriff der DC ab.»

* Segenskirche (Prenzlauer Berg), ** Versöhnungskirche (Wedding), d. Verf.

Bekenntnisgemeinden in Wedding-Gesundbrunnen

Wie in vielen anderen Teilen der Stadt deckten sich auch in Wedding die Grenzen des Bezirks nicht mit jenen des Kirchenkreises.

Die in Gesundbrunnen bestehenden Gemeinden (Frieden, Himmelfahrt, St. Paul, Stephanus, Versöhnung) sowie das Lazaruskrankenhaus gehörten zum Kirchenkreis Berlin Stadt III und wurden durch den alten Superintendenten (Kirchenkreisvorsteher) [Friedrich Richter \(1870-1956\)](#) geleitet. Die geographisch westlich gelegenen Kirchen (Dankes-, Kapernaum-, Nazareth- und Osterkirche) sowie das Paul-Gerhardt-Stift zählten dagegen zum Kirchenkreis Berlin Stadt II und unterstanden dem Superintendenten und Geheimen Konsistorialrat [Dr. Johannes Rosenfeld \(1865-1956\)](#). Der erstgenannte Kirchenkreis umfasste auch Gemeinden aus Mitte und Prenzlauer Berg, während der andere solche aus Mitte und Moabit (Bezirk Tiergarten) einbezog. Superintendent Richter war ein gemässigter Anhänger der Bekennenden Kirche und konnte manche lokale Spannungen zugunsten der Kirchenopposition regeln; Superintendent Rosenfeld galt als «Neutraler», wandelte sich aber im Lauf der Jahre zu einem faktischen Anhänger der Deutschen Christen: 1933 verteidigte er den von Rassefanatikern und Nutziessern der «Gleichschaltung» zum «Judenpastor» abgestempelten Pfarrer [Paul Mendelson](#) (Dankeskirche), konnte dessen Zwangspensionierung aber nicht verhindern.

Doch Mitte der 30er Jahre war Rosenfeld von der NS-Ideologie bereits so erfasst, dass er im Präses der Berliner Bekennenden Kirche Gerhard Jacobi (Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche) den Geist «jüdischer Zersetzung» (S. 234) wirken sah.

Allerdings verteidigte Rosenfeld den Notbundpfarrer Mundt (Nazarethgemeinde) wiederholt gegen die wütenden Angriffe seiner sowohl fanatischen als auch wenig fachlich-qualifizierten deutsch-christlichen Amtsbrüder. Zuletzt (1938) willigte allerdings auch Rosenfeld darin ein, Mundt die Geschäftsführung zu entziehen, obwohl der Superintendent genau wusste (S. 238), dass der Nachfolger wenig geeignet war.

Ohne den Schilderungen der Auseinandersetzungen auf Gemeindeebene im Einzelnen schon zu weit vorzugreifen, kann doch zusammenfassend vorab gesagt werden, dass wir es in Wedding nicht mit herausragenden Beispielen des Kirchenkampfes zu tun haben.

Im Gegenteil, wie wir es bereits aus anderen Bezirksdarstellungen wissen, waren Arbeiterbezirke im Allgemeinen keine Zentren des Wirkens der Bekennenden Kirche. Doch selbst verglichen mit sozialstrukturell verwandten Stadtgebieten, wie Friedrichshain oder SO 36 in Kreuzberg, hatten die Anhänger des Pfarrernotbundes in Wedding keine starken und engagiert kämpfenden Gemeinden an ihrer Seite. Am weitesten waren die Verhältnisse noch an der Osterkirche gediehen (S. 240ff.), wo mit BK-Pfarrer Fritz von Barga und dem neutralen Pfarrer [Herbert Teichmann](#) zwei profilierte DC-Gegner wirkten.

Andernorts, man denke an Pfarrer Mundt von der Nazarethkirche oder die Geistlichen der Dankeskirche, Pfarrer Mendelson und Pfarrer Gericke, sowie den tapferen Pfarrer Werder von der Himmelfahrtkirche, gaben zwar die Notbundanhänger ihr Bestes, kämpften mit Ausdauer und Zivilcourage, verfügten in der Gemeinde aber nur über sehr wenige Weggefährten unter den Laien, die doch vielerorts in Berlin die Seele des Kirchenkampfes ausmachten, und für ein neues, bruderschaftliches Wirken standen. Sowohl an der Dankeskirche (Weddingplatz) wie an der Nazarethkirche (Leopoldplatz) hatten von jeweils über 30.000 Evangelischen lediglich zwischen 50-60 Personen die Rote Karte der BK!

Und an jenen Orten in Wedding und Gesundbrunnen, wo wenigstens die Bekennenden Gemeinden zahlenmässig gross waren, wie an der Kapernaumkirche (Seestrasse) und der Versöhnungskirche (Bernauer Strasse), liessen es die Notbundanhänger am nötigen kritischen Engagement fehlen und entfachten aus dem Potenzial keine kämpfende Gemeinde.

Wenig entwickelt waren die Zustände an der St. Paulskirche (Bad – Ecke Pankstrasse). Es gab dort (Stand 1935) niemanden, der Besitzer einer Roten Karte war, und die beiden – in Massen – oppositionellen Geistlichen, Notbundpfarrer Bourquin – bis 1933 Sympathisant der Religiösen Sozialisten – und BK-Pfarrer Dr. Fobbe, fehlten häufig bei BK-Pfarrkonventen des Kirchenkreises. Sie trugen wiederholt «Bedenken» gegen einen zu scharfen Kurs vor. Von Dr. Fobbe, der damals bereits im Ruhestand war, hiess es in einer internen Aktennotiz des Berliner Bruderrats 1944: «Zahlt seit März 1940 nicht mehr».

Hundertprozentig nazifiziert war die Stephanusgemeinde in der Prinzenallee, nahe dem tiefroten Arbeiterkiez der Soldiner Strasse (S. 77f., 106). Trotz eingehenden Aktenstudiums konnte auch nicht ein Hauch von Opposition zum autoritären Regiment der DC gefunden werden, die an dieser Stätte ihre unumschränkte Hochburg besaßen. Andersdenkende Gemeindeglieder dürften sich nach Pankow oder Gesundbrunnen (Himmelfahrt) begeben haben, wenn sie die «Blut- und Boden»-Predigten in der Stephanuskirche nicht mehr ertrugen.

Der Nationalsozialismus hat die Kirchen in Wedding (in der Regel) schneller erobert, als die kommunistischen und sozialistischen Wohngebiete: Massentrauungen an der Dankeskirche von Anhängern der SA-Standarte 10 und Massentaufen an der Osterkirche von 160 Kindern, deren Eltern nicht (mehr) Mitglieder der Kirche waren (Dissidenten), prägen 1933 das Bild kirchlichen Lebens in Wedding nachhaltiger, als die verzweifelten Bemühungen Einzelner, Gottes Wort höher zu bewerten als die Führerkundgebungen des Nationalsozialismus.

Ein Zeitzeuge aus Prenzlauer Berg, der aber mehrere Weddinger Amtsbrüder aus dem Kirchenkreis Berlin Stadt III gut kannte, beschreibt im Folgenden die kirchenpolitischen Verhältnisse im Berliner Norden.

Pfarrer [Fritz Figur \(1904-1991\)](#), Gründungsmitglied des Berliner Pfarrernotbundes und Gemeindepfarrer an der Segenskirche, erinnert sich 1984:

«Wir waren im Kirchenkreis Berlin Stadt III [über] ein Dutzend BK-Pfarrer. Der bekannteste war Dr. Wiese von der Gethsemanekirche, er gehörte auch zum Berliner Bruderrat und hatte dort die Finanzen unter sich. An Gethsemane gab es überhaupt eine schöne Bekenntnisgemeinde, darunter neben Dr. Wiese auch Pfarrer Wendland, der Kirchenhistoriker der Berliner Kirche. Zu den zwölf oder fünfzehn anderen Geistlichen zählte auch der alte Superintendent Richter (Zionsgemeinde), obwohl er nicht sehr Streitbar war.

Wir trafen uns immer in meiner Wohnung in der Schönhauser Allee [163]. Ich war der Einzige, der keine Dienstwohnung hatte, und so fielen [die Zusammenkünfte] am wenigsten auf. Die Treffen aller Berliner BK-Pfarrer fanden zunächst bei Pfarrer Jacobi und dann im CVJM-Haus in der [Kreuzberger] Wilhelmstrasse statt.

Doch die Feinheiten der Auseinandersetzungen mit den Deutschen Christen wurden in unseren relativ kleinen Verhältnissen im Berliner Norden [nicht so deutlich]. Es gab hier keine grossen Akademiker, sondern mehr kleines Bürgertum. Diese Leute hatten eigentlich nur den einen Grundsatz ‚Kirche muss Kirche bleiben!‘. Sie haben sich über die BK-Synoden in Dahlem und Barmen gefreut, das haben wir ihnen alles erklärt. Sie lehnten auch den ‚Arierparagraphen‘ ab.

Wir haben im Norden überhaupt im Windschatten gelebt. Wieviele Leute sind [dagegen] in der Provinz Brandenburg wegen der Kollekten der BK ins Gefängnis gewandert! Ich habe bis Kriegsbeginn, bis ich eingezogen wurde, jedes Mal für die Bekennende Kirche gesammelt. Mir ist nie ein Haar gekrümmt worden. Auch die Fürbitte [für verfolgte Glaubensbrüder] wurde nicht behindert. Obwohl auch bei uns [im Gottesdienst] die Gestapo dabei war.»

Da der Kirchenkreis Berlin Stadt III sich nicht mit den Bezirksgrenzen von Prenzlauer Berg deckte, kamen bei Figur auch Notbundpfarrer aus Mitte und Wedding (Gesundbrunnen) zusammen.

Fritz Figur weiter über den Teilnehmerkreis:

«Wiese und Wendland von Gethsemane, Gallert und Kittlaus von der Versöhnungskirche [Bernauer Strasse], Seedorf und Sup. Richter von der Zionsgemeinde [Mitte], Werder von der Himmelfahrtkirche [Humboldthain], Babick von Paul-Gerhardt [Wisbyer Strasse], der dort ganz allein war und ein schweres Los hatte, Johannes Diekmann vom Lazaruskrankenhaus, der als Diakonissenpfarrer eher weniger im politischen Kampf stand (aber als einer der wenigen Martin Niemöller in der Haft besucht hatte), und dann war noch [Notbundpfarrer] Bourquin von der St. Pauls-Kirche [Badstrasse] dabei. Da gab es dann immer so leisen Kummer, denn in der Bekennenden Kirche fanden sich aus politischen Gründen theologisch sehr kontroverse Gegner zusammen. Bourquin war damals, was man so Liberalismus [Liberale Theologie] nannte. Und mein Amtsbruder an Segen, Otto Mähl, war nun streng konfessioneller Lutheraner, der ärgerte sich dann immer, dass bei uns auch Liberale dabei waren.»

Nationale Bürgerwelt

Der Bekennenden Kirche wird von ihren zahlreichen Kritikern immer wieder die politische Begrenztheit ihres Wirkens vorgehalten. So richtig die Kritik ist, dass der innerkirchliche Rahmen nur selten und nur von wenigen Persönlichkeiten überschritten wurde, so darf man nie die ungünstigen gesellschaftlichen Voraussetzungen vergessen, aus denen heraus sich die «Kirchenopposition» entwickelte. Die Kirche war auch ihrem Selbstverständnis nach keine politische Kraft, sondern eine Religionsgemeinschaft. Ihre Repräsentanten waren (in der Regel) tief im vordemokratischen Milieu des Kaiserreichs verwurzelt, das sich bis Ende 1918 als Schutzpatron des Protestantismus begriff und die Einheit von Thron und Altar betonte. Das drückte sich übrigens auch im Berliner Stadtbild aus, denn die letzte deutsche Kaiserin engagierte sich gerade in den klassischen Arbeiterbezirken für den Bau monumentaler Gethsehäuser, um auch optisch ein Gegengewicht zu den «gemeingefährlichen Bestrebungen» der Arbeiterbewegung zu schaffen.

In einem kleinen Beitrag für die heimatkundliche Schrift «Auf dem Prenzlauer Berg» (1928) schreibt Pfarrer Walter Wendland (Gethsemane) darüber:

....es ist jene Epoche, in der es vor allem auf prunkvolles Wirken nach aussen hin ankam. Keiner der Kirchenbauten befriedigt uns. Nicht sollen die Baumeister getadelt werden; es waren vielmehr unter ihnen auch tüchtige Menschen wie August Orth, der die Gethsemanekirche erbaute. Aber eine Zeit, die durch und durch materialistisch gestimmt war, konnte nicht Kirchen schaffen, die Ewigkeitswert haben

Wir empfinden heute schmerzlich, dass all die vielen Kirchen, die unter der Regierung Wilhelms II. erbaut sind, innerlich uns nicht genügen. Keine Kirche predigt so wie die alten deutschen Dome die Frömmigkeit ... »

Für viele protestantische Pfarrer und grosse Teile der «evangelischen Normalverbraucher» (so formulierte Susanne Dress, geborene Bonhoeffer) wurde der Übergang vom protestantischen Kaiserreich zur «weltlichen» Weimarer Republik als Rückschritt, ja als Bedrohung empfunden. Dies geschah allein schon deswegen, weil die tragenden Kräfte der neuen Gesellschaft – wie Sozialdemokratie und liberales Bürgertum – betont kirchenkritisch waren und etwa im Bereich der «weltlichen Schulen» (S. 178ff.) den geistigen Einfluss der Religionsgemeinschaften bekämpften. Rechnet man dann noch die militante Freidenker- und Gottlosenbewegung hinzu, die der Kirche sehr zusetzte, und bedenkt zu allem, dass in der bolschewistischen Sowjetunion die Kirchen streng verfolgt wurden, kann man sich vorstellen, wie isoliert und propagandistisch anfällig das protestantische «Milieu» für den Nazismus war. Den schwierigen Entwicklungsprozess der innerkirchlichen Opposition verdeutlicht im Folgenden der Theologe [Wolf-Dieter Zimmermann](#), dessen Vater Superintendent des Kirchenkreises Berlin Stadt I war.

[Wolf-Dieter Zimmermann](#) (*1911) bemerkt 1987:

«Aufgewachsen in der nationalen Bürgerwelt (einschliesslich wehrsportlicher Prägung), wurde das politische Leben der Weimarer Republik als bipolar – als Vorhandensein zweier entgegengesetzter Pole – wahrgenommen.

Die Revolution von 1918/19 hatte unser Wertschema überhaupt nicht verändert. ‚Pluralismus‘ bedeutete für unsere Kreise die Zerstörung des Christentums. Die ganze Gesellschaft war durch zwei entgegengesetzte Pole geprägt, Kräfte, die sich gegenseitig rausschmeissen wollten.

Dies machte unsere kirchliche Presse zum Beispiel am ‚Schulkampf‘ [S. 178ff.] fest. Es gab überall nur klare Fronten, Freunde und Feinde, entweder – oder. Der [heutige] Pluralismus, das Neben- und Miteinander verschiedener Auffassungen, war uns damals völlig fremd. Begriffe wie ‚Widerstand‘ und ‚Illegalität‘ haben wir auch deshalb nach 1933 nicht benutzt, weil sie uns völlig fern lagen, sie entstammten eher der Sprache der politischen Linken. Das Ziel der Demokratie spielte im innerkirchlichen Streit überhaupt keine Rolle. (Für mich bedeutete die Demokratie damals ein Brechmittel.) Das national-aristokratische Denken herrschte noch lange Zeit vor. Ziele spielten in Diskussionen zunächst keine Rolle, wir redeten nur über die nächsten Schritte.

Anfänglich blieb für die Kirche der Staat eine Gottesordnung. Erst Mitte der 30er Jahre, mit dem sich verschärfenden Kampf des Staates gegen die 2. Vorläufige Leitung der BK, begriff ich die Obrigkeit dann als ‚Antichrist‘, gegen den eine ethische Gegnerschaft begründet war.»

Die persönliche Sicht des zitierten Zeitzeugen deckt sich in vielem mit jenem Weltbild, das sich dem Leser protestantischer Gemeindegemeindeblätter der 20er und 30er Jahre offenbart.

Aus den Akten des Kirchenkampfes (Gesundbrunnen)

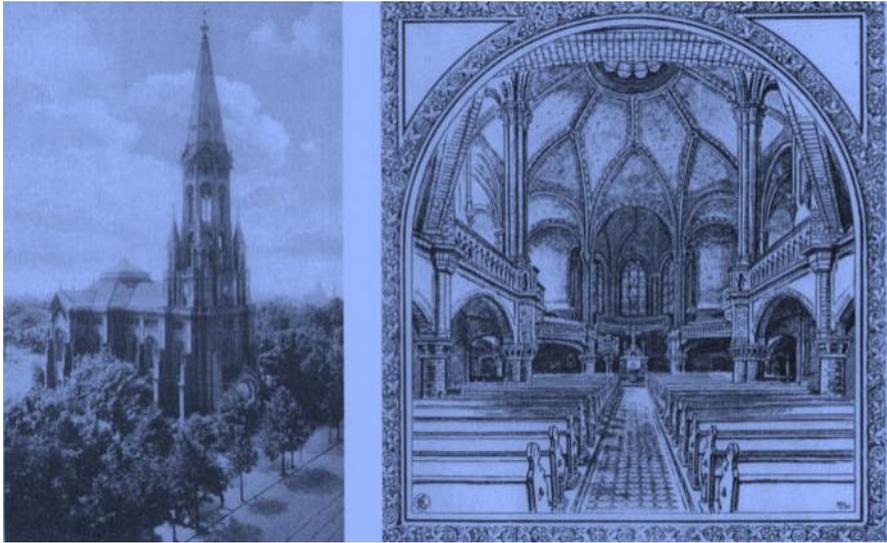
Vielfältige Einblicke in den innerkirchlichen Kampf des Bezirkes Wedding geben uns Akten des für die preussische Landeskirche zuständigen Evangelischen Oberkirchenrates unter der Rubrik «Kirchenpolitische Vorgänge» und die des Konsistoriums der Provinz Brandenburg (wozu damals Berlin zählte) unter «Beschwerden über Geistliche und Kirchenbeamte».

Dabei sind die Informationen sehr unterschiedlich gestreut. Manchmal wird spärlich Wichtiges berichtet, ein anderes Mal Kleinigkeiten aus den Niederungen der Denunziation und Verdrehung ausführlich dokumentiert. Nur selten melden sich die Opfer (Laien, Bekenntnispfarrer) zu Wort, häufig dagegen die Verleumder. Um kein schiefes Bild der Ereignisse zu zeichnen, greifen wir daher ergänzend auf die Berichte von Zeitzeugen und interne Aufzeichnungen des Bruderrats der Berliner BK zurück.

Da wir uns der zum Kirchenkreis Berlin Stadt II zählenden:

Dankeskirche (Weddingplatz)	Bekenntnispfarrer Mendelson Notbundpfarrer Gericke (seit 1937)
Kapernaumkirche (Seestrasse)	Notbundpfarrer Berlich Notbundpfarrer Lahde Notbundpfarrer Petzold (bis 1935) Vikarin Kersten
Nazarethkirche (Leopoldplatz)	Notbundpfarrer Mundt
Osterkirche (Samoastrasse)	Notbundpfarrer von Bargen Neutraler Pfarrer Teichmann

in gesonderten Abschnitten dieses Kapitels widmen (S. 228ff.), können wir uns im Folgenden auf die Ereignisse in Gesundbrunnen konzentrieren, da hier die zum Kirchenkreis Berlin Stadt III zählenden übrigen Weddingener Gemeinden lagen. Es handelte sich um die:



Himmelfahrtkirche mit Innenraum (Konfirmationsschein-Abbildung)

Himmelfahrtkirche	Notbundpfarrer Werder
Friedenskirche	Bekenntnispfarrer Rödiger
	Notbundpfarrer Bressani
St. Paulskirche	Notbundpfarrer Bourquin
	Bekenntnispfarrer Dr. Fobbe
Versöhnungskirche	Notbundpfarrer Gallert
	Notbundpfarrer Kittlaus
Lazaruskrankenhaus	Notbundpfarrer Diekmann
	Notbundpfarrer Miethke

Betrachten wir nun die Gesundbrunner Gemeinden im Einzelnen:

Himmelfahrt

Am 1. Januar 1935 meldete der «Rundbrief» der Berliner BK unter dem Stichwort «Berliner Saalgemeinden» (wohinter sich aus der Kirche vertriebene Oppositionelle verbargen):

«Himmelfahrt. Gottesdienste durch Pfr. Werder, und zwar am 6. Januar und 27. Januar, Stralsunder Strasse 8, Hof, um 10 Uhr.

Am 13. und 20. Januar, nachm. 6 Uhr, in der Luth. Kirche, Usedomer Str. 11

Am 1. März 1935 berichtete der genannte Rundbrief unter «Terrorakte»:

«Himmelfahrtsgemeinde: Auch nach der Wiedereinsetzung im Amt wurde Pfarrer Werder an der Ausübung seiner Amtshandlungen gehindert. Bei einer Beerdigung wurde der Frau des Verstorbenen noch zwei Stunden vor

der Feier von DC-Pfarrer Ippig mitgeteilt, sie möchte sich einen anderen Pfarrer suchen. Trotz Zusicherung durch Konsistorium und Superintendentur konnte erst die drohende Haltung der sehr zahlreichen Teilnehmer den geschäftsführenden DC-Pfarrer I. zwingen, die Beerdigung freizugeben. Ähnliche Schwierigkeiten entstanden bei der Festsetzung des Konfirmationstermins. Nur durch das energische Eingreifen der Konfirmandeneltern ist erreicht worden, dass die Prüfung stattfinden konnte. Ob die Einsegnung am 3. März nicht noch Überraschungen bringen wird, bleibt abzuwarten. Für diese Feier ist Schmuck in der Kirche, Singen vom Chor usw. verboten. Das bleibt allein den DC-Einsegnungen vorbehalten! Und das bei einer Gemeindezahl von 30.000, wovon nur 960 zur DC-Gemeindeguppe gehören!»

Mit diesen zwei Meldungen rückte die Himmelfahrtkirche – bzw. Notbundpfarrer Werder – wie keine andere Weddinger Gemeinde ins Interesse einer breiteren Berliner Kirchenöffentlichkeit. Mit der Begründung «sektiererischen Treibens» waren ihm seit Juli 1934 vom GKR Räume für Bibelstunden und Kindergottesdienste verweigert worden, weitere Bestrafungen folgten.

Tatsächlich war der am Humboldthain – gegenüber der Einmündung der Ramlerstrasse – wirkende Geistliche die bedeutendste Pfarrpersönlichkeit in Gesundbrunnen. Kein zweiter oppositioneller Weddinger Pfarrer, von Amtsbruder Mendelson, bei dem spezielle Umstände vorlagen (S. 228ff.), einmal abgesehen, wurde auch disziplinarisch so belangt wie [Carl Ludwig Werder \(1880-1958\)](#). Von September bis Dezember 1934 (teilweise noch im Januar 1935) zwangsweise beurlaubt, was bedeutete, dass ihm und seiner Bekennenden Gemeinde Kirche und Gemeinderäume gewaltsam versperrt waren, hatte sich am Humboldthain eine «Saalgemeinde» bilden müssen, die bei ihren Zusammenkünften auf Ausweichquartiere zurückgriff. Während Werder für seine Bekenntnishaltung einen langen Nervenkrieg, Behinderungen, Denunziationen und peinliche Befragungen auf sich nahm, plagten sich seine «Amtsbrüder» dienstlich mit sehr irdischen zwischenmenschlichen Problemen herum. Treibende politische Kraft in der Gemeinde war seit 1934 DC-Pfarrer Lic. Korn, der auch andernorts (S. 218) für Unfrieden sorgte. 1938 schied er aus dem geistlichen Stand aus.

Am 17. Januar 1935 nahm das Konsistorium, damit eine generelle Anweisung des E.O.K. befolgend, die Beurlaubung bzw. das Verbot der Amtstätigkeit Werders wieder zurück. Doch dem DC-Gemeindekirchenrat der Himmelfahrtgemeinde (die nazistische Glaubensbewegung hatte hier 90% der Sitze inne) fiel etwas Neues ein, um die Schikanen fortzusetzen: Dürften Werders Konfirmanden überhaupt zur Einsegnung zugelassen werden, so fragte der GKR beim Konsistorium im Februar 1935 an.

Der Gemeindekirchenrat Himmelfahrt am 5. Februar 1935:

«Wegen des Konfirmandenunterrichts von Pfarrer Werder wird einstimmig beschlossen, das Konsistorium und den Herrn Reichsbischof anzufragen, ob Werders Konfirmanden, welche fünf Monate lang keinen ordnungsgemässen Unterricht gehabt, an dem von der obersten Kirchenbehörde angeordneten Jungengottesdienst nicht teilgenommen und die vom Gemeindekirchenrat beschlossene Jugendschulung nicht besucht haben, dazu in einer Demonstration im Treppenflur des Pfarrhauses am 22. Januar 1935 in flegelhafter Weise die Pfarrer Ippig und Korn, den Gemeindekirchenrat der Himmelfahrtgemeinde, Kirche und Staat gröblichst beleidigt haben, in kirchlichen Räumen unterrichtet und zur Einsegnung zugelassen werden dürfen.»

Dass der total DC-beherrschte Gemeindegemeinderat diese und andere Sticheleien und Arbeitsbehinderungen nicht einstellte, obwohl die obere Kirchenleitung eine Beruhigung der Verhältnisse beabsichtigte, zeigt uns ein Schreiben von Pfarrer Jacobi, Präses des Berliner Bruderrats, vom 19. Februar 1935 an den E.O.K.: Räume für Bibelstunden, die Frauenhilfe und Kindergottesdienste würden Werder noch immer verwehrt. Noch am 27. Februar setzte der DC-GKR die Gewaltmassnahmen fort, musste aber danach aufgrund des Drucks von oben weisungsgemäss die freie Raumnutzung gewähren.

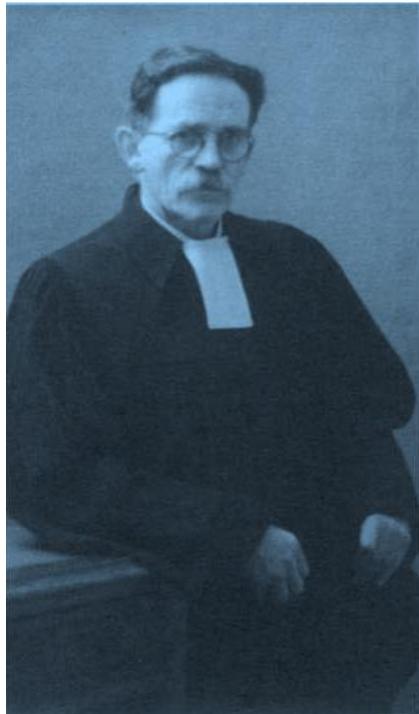
Im Sommer 1935 melden interne Visitationsberichte des Berliner Bruderrats: «Himmelfahrt: Die Pfarrer-Gemeinschaft völlig zerrüttet. Zwei DC-Pfarrer. Sie haben auf die Entfernung von Pfr. Werder hingearbeitet. Pfr. Werder und die Bek. Gern, in jeder Weise entrechtet. Saalsperre vom 16. Sept. 1934 bis 17. Jan. 1935. 3 Gemeindegemeindefrauen im Dienst der DC. Kranke sollen Herrn Pfr. Werder nicht mehr gemeldet werden. Posaunenchor von den DC aufgelöst.»

Der Bekennenden Gemeinde Himmelfahrt wurde durch den Bruderrat Berlins der Rat erteilt, sich von dem «augenblicklichen Übergewicht» der Deutschen Christen nicht unterkriegen zu lassen, denn die örtlichen DC seien im Grunde längst besiegt. Wichtig sei die organisierte Sammlung der DC-Gegner in einer konzentriert und kontinuierlich arbeitenden Bekenntnisgruppe, die die Rechtmässigkeit des GKR bestreite.

Renate Naumann (*1924), die damals mit ihren Eltern in der Ramlerstrasse 31 wohnte, erinnert sich 2002:

«1938, im Jahr meines Abschlusses an der christlichen Ausbildungsstätte ‚Marthas Hof‘, Schwedter Strasse 37-40, wo nun die ‚braunen Schwestern‘ bzw. die NS-Frauen-schaft die Oberkontrolle übernahmen, wurde ich auch durch Bekenntnispfarrer Werder eingeseget.

Pfarrer Werder (Foto nebenan) war der Gegenspieler der nazistischen Deutschen Christen in der Gemeinde. Für mich war er so ein Martin-Luther-Typ: stämmig und durchsetzungsfähig. Die Gegensätze in der Gemeinde waren gross. An einem Sonntag wurden wir von Pfarrer Werder eingeseget, am Sonntag darauf die Kinder deutschchristlich orientierter Eltern.



Nach der Einsegnung besass ich dann keine näher organisierte Verbindung mehr zur Bekennenden Kirche der Gemeinde.»

* Die Geschichte von «Marthas Hof» in der NS-Zeit ist bis heute noch nicht erforscht, ob dort verfolgte Juden in den 40er Jahren Unterschlupf fanden ist umstritten.

Nachdem im Frühjahr 1938 DC-Pfarrer Korn nach anfänglicher Beurlaubung schliesslich ganz aus dem geistlichen Stand ausschied, brach schon bald darauf Streit um die Neubesetzung der Stelle aus.

Sup. Zimmermann vom Stadtsynodalverband schrieb am 6. August 1938, durch die Verminderung der Seelenzahl der Himmelfahrtsgemeinde würden zwei Pfarrstellen ausreichen. Falls sich aus Gesundheitsgründen des kriegsbeschädigten Pfarrers Ippig Probleme ergeben sollten, könnten kurzfristig Hilfsprediger herangezogen werden.

Interessant ist bei der Antwort des Gemeindegemeinderats am 7. Oktober 1938, dass zur Begründung der dritten Pfarrstelle nicht nur auf das Wachsen der Gemeinde und das «über einem gewissen Durchschnitt» stehende kirchliche Leben hingewiesen, sondern auch der Eindruck einer gewissen kirchenpolitischen Beruhigung erzeugt wird.

Gemeindegemeinderat Himmelfahrt am 7. Oktober 1938:

«Wir weisen auch darauf hin, dass zwar kirchenpolitische Gegensätze in unserer Gemeinde bestehen, sie stören aber keineswegs die Entfaltung des kirchlichen Lebens, sondern Pfarrer, Älteste und Gemeinde sehen vor allem darauf, in der Kirche ihre Pflicht zu tun und zu arbeiten.»

Die Zeit hemdsärmelich ausgetragener Gegensätze schien wohl in der Tat vergangen zu sein, nachdem Pfarrer Korn (Thüringer DC) die Gemeinde wieder verlassen hatte. Am 22. Oktober 1938 verfügte das Konsistorium die Wiederbesetzung der Stelle, für die schon im Monat danach der rheinische Pfarrer Kurt Jebens auserkoren wurde. Er erhielt 17 von 19 abgegebenen Stimmen. Keine erstaunliche Mehrheit, wenn man sich die folgende Beschreibung durch das Konsistorium der Rheinprovinz vor Augen hält:

«Politisch hat er sich in der Partei [NSDAP] sehr betätigt, eine Zeitlang war er sogar Kreisredner der Partei. Kirchenpolitisch gehört er zu den Deutschen Christen.»

Doch so ganz konnten sich die DC an Himmelfahrt des neuen Zuwachses nicht erfreuen, denn der zuständige Superintendent Richter, ein Anhänger der Bekennenden Kirche (S. 208), wollte sich an der feierlichen Amtseinführung Kurt Jebens am 5. März 1939 nicht beteiligen.

Daraufhin beschwerte sich der GKR Himmelfahrt am 5. März 1939 beim Konsistorium:

«... dass unser zuständiger Superintendent Richter es aus kirchenpolitischen Gründen abgelehnt hat, unseren Pfarrer Jebens, den das Ev. Konsistorium in seinem Amt bestätigt hat, in sein Amt einzuführen. In dieser Ablehnung hat er verharret, auch nachdem er von seiner vorgesetzten Behörde dazu ersucht worden war.

Der Gemeindegemeinderat sieht darin ein Pflichtversäumnis und einen Mangel an Objektivität und hält sich aus Gewissensgründen verpflichtet, diese Tatsachen dem Evangelischen Konsistorium vorzutragen.»

Statt des sich verweigernden Sup. Richter nahm Oberkonsistorialrat Gruhl, attestiert von den DC-Pfarrern Ippig (Himmelfahrt) und Caesar (Paul-Gerhardt-Kirche) die Amtseinführung vor.

Wie stark die Bekennende Gemeinde Himmelfahrt in den Kriegsjahren noch war, ist aus den Akten nicht restlos ersichtlich. 1944/45 heisst es in einer internen Finanzübersicht des Berliner Bruderrats nüchtern mit Beiträgen ist nicht zu rechnen den Namen eines Kassiers aus dem Kreis der Laien sucht man – im Gegensatz zu den Nachbargemeinden Frieden (S. 217ff.) und Versöhnung (S. 220ff.) – vergeblich.

Pfarrer Ludwig Werder dürfte wohl weitgehend allein gekämpft haben, obwohl zumindest Volksschulrektor Bauer (S. 188f.) einer seiner Fürsprecher blieb.

Dafür wuchs Werder innerhalb des Kirchenkreises Berlin Stadt III eine wichtige Aufgabe zu: Nachdem Fritz Figur, Pfarrer in Prenzlauer Berg (S. 210), zur Wehrmacht einberufen worden war, übernahm sein Weddinger Amtsbruder Werder die Aufgabe des BK-Vertrauensmannes für den Kirchenkreis und lud regelmässig zu Besprechungen in seine Pfarrwohnung (Ramlerstrasse 3) ein. Es war wohl mehr als die Anerkennung dieser Tatsache, dass Werder schliesslich 1944 zum Mitglied des Berliner Bruderrats aufrückte – eine Würde, die zwischen 1933 und 1945 keinem anderen Weddinger zuteil wurde.

Doch das Gotteshaus seiner Gemeinde am Humboldthain wurde ein Opfer kriegsbedingter Auseinandersetzungen, die bekanntlich in Gesundbrunnen (Flakbunker) besonders heftig tobten.

Friedensgemeinde

Beim Blick auf die kirchenpolitischen Ereignisse der Gesundbrunner Friedensgemeinde (Ruppiner Strasse) fallen einige unschöne Dinge auf. Es ging zwar teilweise sehr dramatisch zu, aber der im Zentrum der Auseinandersetzungen stehende Bekenntnispfarrer Walter Rödiger erfüllte nicht die Erwartungen, die man im Allgemeinen an einen geistigen Gegenspieler der nazistischen Deutschen Christen richten darf. Seine spätere Versetzung kann bei gerechter Betrachtung auch nicht als Gewaltakt der oberen Kirchenbehörde angesehen werden (S. 219).

Der Kreissynodalvorstand (später der Kreiskirchenausschuss) des Kirchenkreises Berlin Stadt III, dem neben Sup. Richter noch Kons.Rat Fahland, Studiendirektor D. Schütz, Steuersekretär Volkmann und Malermeister Rappert angehörten, beschäftigte sich nach 1933 mit keiner Weddinger Gemeinde so häufig wie mit der Friedenskirche.

Ausgangspunkt dafür war (ursprünglich) kein Streit zwischen BK und DC, sondern eine zunehmend eskalierende Auseinandersetzung deutsch-christlicher Kreise untereinander, bei der der gemässigte Teil um Pfarrer Rödiger schliesslich zur Bekennenden Kirche übergang. Bis dahin (1937) beherrschten die Deutschen Christen den Gemeindegemeinderat nahezu restlos. Mehrere kirchliche Mitarbeiterinnen wurden vertrieben, weil sie zu den tragenden Kräften der Bekennenden Gemeinde der Friedenskirche zählten.

Wie war die Ausgangslage zu Beginn des Kirchenkampfes?

Im November 1932 trat eine Einheitsliste an, wobei die DC von achtzehn Sitzen zunächst lediglich acht besaßen. Von drei Pfarrern gehörte nur einer, Max Dufft,

zur Gruppe «Evangelium und Kirche». Dufft ging allerdings bereits 1935 (regulär) in den Ruhestand. Als Nachfolger wurde aber kein Notbundgeistlicher, sondern ein DC-Pfarrer gewählt. Und dagegen erhoben BK-Gemeindemitglieder wie Herbert Semmler, Rügener Strasse 19, Martha Schulz, Graunstrasse 13, und Johann Podzuweit, Graunstrasse 27, Einspruch. Insgesamt kamen etwa 550 Unterschriften zusammen, bemerkte Sup. Richter 1935.

Sup. Richter – 1914-1928 selbst Pfarrer der Friedensgemeinde – erklärt am 15. Oktober 1935 in einem Schreiben an das Konsistorium, wie es zur Machtverschiebung im GKR kam. Richter betont dabei:

«... dass ich den Einspruch für berechtigt halte, da in der Friedensgemeinde nach meiner Erfahrung und Überzeugung der weitaus grösste Teil der Gemeindemitglieder nicht auf Seiten der Deutschen Christen steht und dass es daher unbillig ist, wenn alle drei Pfarrer den Deutschen Christen angehören. Dass fast der gesamte Gemeindegemeinderat und fast die gesamte Gemeindevertretung sich den Deutschen Christen angeschlossen haben, entspricht bei vielen Mitgliedern nicht ihrer Überzeugung, sondern ist ein Erzeugnis ihrer Furcht vor dem sehr energischen DC-Fraktionsführer [Lehrer Friedrich Wiechert].»

In seiner Stellungnahme an den E.O.K. (8. Februar 1936) erwidert das Konsistorium, die Wahl sei rechtmässig (48:1 Stimme) erfolgt und führt dann fort:

«Bei der Eingabe von ... Semmler und Genossen handelt es sich übrigens nicht bloss um eingetragene Mitglieder der Gruppe ‚Evangelium und Kirche‘, sondern um eine allgemeine Unterschriftensammlung.»

Im Antwortschreiben des E.O.K. vom 13. Mai 1936 wird deutlich gemacht, dass eine andere kirchenpolitische Wahl zwar richtiger, aber bei den lokalen Mehrheitsverhältnissen nicht erwartbar gewesen wäre. Zudem hätten sich seit der Wahl vom September 1935 längst interne Änderungen ergeben, da Pfarrer Bode inzwischen bei den DC ausgetreten sei, und Pfarrer Rödiger erklärt habe sich von kirchenpolitischer Agitation ... fernzuhalten.»

Tatsächlich war es innerhalb der DC-Gruppe zu einigen Differenzierungen mit weitreichenden Folgen gekommen:

Nach den Protokollen des Kreiskirchenausschusses von Berlin Stadt III schwenkten 1936 neun Kirchenälteste des GKR Frieden zu den Thüringer DC um, deren Vorkämpfer am Gesundbrunnen Pfarrer Korn von der Himmelfahrtkirche (S. 216) war, ein Mann, der sich wiederholt bei der Nachbargemeinde einmischte. Die aufgrund des o.g. Wechsels erfolgte Radikalisierung brachte die meisten Kirchenältesten der Friedenskirche in eine zunehmende Gegnerschaft zu den drei DC-Pfarrern Bode, Rödiger und Schulz, die sich dem autoritären Machtanspruch der Thüringer DC nicht unterordnen wollten, obwohl sie doch sämtlich der SA angehörten.

Die DC der Friedenskirche sassen im GKR so fest im Sattel, dass sie sich im Februar 1934 sogar zu einer Beschwerde über den alten Superintendenten Richter (S. 208) verstiegen. Der hatte nämlich bei der Amtseinführung von Pfarrer Bode das Ausscheiden eines GKR-Mitglieds begrüsst «... das nicht mehr fest auf dem Boden des Bekenntnisses stand.»

Es war übrigens nicht die einzige Schelte, die Notbundpfarrer Richter 1934 traf: Der DC-GKR von Himmelfahrt rügte Richter, weil der dem (angeblich) «sektiereri-

schen Treiben» Pfarrer Werders (S. 213ff.) nicht Einhalt gebot, und der DC-Kreisobmann Dr. Bleich warf dem Superintendenten sogar vor, aufgrund seiner fehlerhaften Amtsführung sei es zu «offener Meuterei» unter den Pfarrern gekommen.

Als die Wahl von Walter Rödiger zum Pfarrer der Friedensgemeinde am 24. September 1935 erfolgte, waren die Deutschen Christen noch «unter sich».

Doch Rödiger machte schon bald die Erfahrung, dass er es hierbei mit besonders radikalen DC zu tun hatte, der sog. Thüringer Richtung. Ihrem autoritären und fanatischen Regiment wollte und konnte er sich nicht unterwerfen, und es kam zum Bruch. Der Geistliche trat 1937 aus den DC aus.

Am 10. September 1937 lag dem Provinzialkirchenausschuss eine (die erste?) Beschwerde des Gemeindegemeinderats gegen Rödiger vor. Der Berichterstatter Sup. Zimmermann interpretierte den Streit als «ausgesprochen kirchenpolitischen Fall». Der betreffende Pfarrer lehnte nicht den gesamten GKR ab, sondern lediglich die deutsch-christlichen Mitglieder. Deswegen, so Zimmermann, werden Rödiger und die mit ihm sympathisierenden Pfarrer Schulz und Bode von den DC als «Staatsfeinde» beschimpft.

Konsistorialrat Fahland ergänzt in seiner Stellungnahme an den E.O.K. am 21. Februar 1938, Pfarrer Rödiger sei sehr fleissig, der GKR habe es ihm aber 1937 trotzdem nicht leicht gemacht. Zwar räumte Fahland gewisse Fehler Rödigers – ein ausgeprägtes Geltungsbewusstsein und einen grosszügigen Umgang mit der Wahrheit – ein, sah diese aber stark durch die kirchenpolitischen Spannungen verursacht und lehnte die vom GKR geforderte Amtsentfernung Rödigers ab. In einem gesonderten Schreiben mahnte Fahland gegenüber dem betreffenden Pfarrer aber «grössere Selbstzucht» an. Der E.O.K. forderte im Juni 1938 trotz der Beschwichtigungen des Konsistorialrats die Herbeibringung von Akten an, um sich selbst ein Bild machen zu können.

Doch schon im Sommer 1938 ereignete sich ein schwerwiegender Zwischenfall: Aufgrund heftiger Auseinandersetzungen, die ausser Kontrolle gerieten, prügelte sich Pfarrer Rödiger am 28. August im Vorraum der Kirche mit dem Organisten Fritz Kirmsse.

Das daraufhin eingeleitete Disziplinarverfahren zog sich eine Weile hin, endete aber wider Erwarten insofern gütlich, als es im Februar 1940 vom E.O.K. eingestellt wurde, da Pfarrer Rödiger selber um seine Versetzung bat. Am 1. Juli 1940 wechselte er zur Pfingstgemeinde (Friedrichshain).

Um die Besetzung der Stelle Rödigers mit Pfarrer Hermann Urbschat, gewählt am 24. Juli 1940, kam es jedoch zu einem Streit mit dem Konsistorium, das sich weigerte, die Wahl zu bestätigen. Urbschat, der als früherer BK-Anhänger einmal disziplinarisch belangt worden war, habe sich zwar (im Sinne der oberen Kirchenbehörde) geändert, doch er sei nicht der geeignete Mann, um bei den «besonderen Berliner Bedingungen», als da waren «Kirchenentfremdung» und «Kirchengesätze», bestehen zu können.

Statt der Person Urbschats wurde 1941 der Lichtenberger Pfarrer Ernst Lipps (1899-1976) vom Konsistorium für die Friedensgemeinde auserkoren, für den Notbundpfarrer Dühning in den Berliner Osten wechselte. Lipps war ursprünglich deutsch-christlich, hatte sich aber unter grossem Aufsehen dort gelöst und geriet dadurch zur permanenten Zielscheibe der Lichtenberger DC.

Wie sich dieser «Ringtausch» des Konsistoriums weiter auswirkte ist aus den Akten der Kirchenbehörden nicht ersichtlich. Nachdem Pfarrer Rödiger 1938 (s.o.) sämtliche Amtshandlungen verboten worden waren, stand die Bekennende Gemeinde zunächst ohne eigenen Geistlichen dar. In Unterlagen des Berliner Bru-

derrats tauchte sie daher 1939-1941 als «Notgemeinde» auf. Die aus der eigenen Kirche Vertriebenen kamen an einem Ersatzort, dem Saal des Ostpreussischen Gebetsvereins in der Anklamer Strasse 32 (Prenzlauer Berg), zusammen und wurden dort von einem der leitenden «Jungen Brüder», Walter Bressani, seelsorgerisch betreut. Die Besucherzahl schwankte zwischen 80 und 160 Personen, darunter sehr viele Frauen. Dem Bruderrat gehörten neun Laien an.

Der o.g. BK-Pfarrer Lipps, zum 1. April 1941 an die Friedensgemeinde berufen, kümmerte sich nach Bressani um die Bekennende Gemeinde, musste die Friedenskirche aber 1944 wieder verlassen, da er wegen eines «Kriegsauftrags» nach Crossen ging, berichtet die Gemeindechronik.

Ende 1944 war die Friedensgemeinde – einem internen Finanzüberblick des Berliner Bruderrats zufolge – wieder ohne eigenen Pfarrer. Aber ein Kassierer, Karl Rannacher aus der Gleimstrasse 9c, führte monatlich gesammelte Beiträge (25 RM) an die Berliner Leitung ab. Eine kleine Gemeinde der Bekennenden Kirche hielt also durch.

Versöhnungskirche

Die Versöhnungskirche (Foto nebenan) an der Bernauer Strasse 4 zählte zu den wenigen Gemeinden in Berlin, wo es den Deutschen Christen 1933 nicht gelang, eine Mehrheit im Gemeindegemeinderat zu erobern (S. 208). Die beiden grossen Widersacher, «Evangelium und Kirche» und die NS-Glaubensbewegung, hielten sich in etwa die Waage, mit einem leichten Übergewicht für die Parteigänger der beiden Notbundpfarrer Erich Gallert und Eduard Kittlaus. Der dritte Geistliche, Paul Kersten, war DC. 1937 zählte die Gemeinde noch 14.300 Evangelische, 1933 waren es dagegen 21.000.

Der Kampf um die Mehrheit im GKR wurde schon früh geführt. Die Deutschen Christen stellten bereits im November 1933 Anträge, Gallert und Kittlaus zu versetzen, Antragsteller war DC-Gruppenleiter Pfarrer Kersten aus der Bernauer Strasse 4.

Am 8. Januar 1934 reichte der Kirchenälteste und DC-Fraktionsführer Georg Mittdorff, Versöhnungs-Privatstrasse 16, eine Anzeige gegen Gallert nach, weil der Geistliche beim Sonntagsgottesdienst am 7. Januar einen weitverbreiteten Aufruf des Pfarrernotbundes gegen den «Maulkorb-Erlass» des Reichsbischofs verlesen hatte.

Am 23. Januar 1934 schreibt die DC-Fraktion an den Reichsbischof:

«Am Sonntag, dem 7. Januar, hat unser geschäftsführender Pfarrer, Herr Kittlaus, sich an den Altar neben Herrn Pfarrer Gallert gestellt, als dieser die Kundgebung des Pfarrernotbundes verlas.

Herr Pfarrer Kittlaus hat mithin diese Auflehnung gegen kirchliche Ordnung vor versammelter Gemeinde zu der seinen gemacht. Als Hüter der kirchlichen Ordnung, als geschäftsführender Pfarrer, ist er dadurch unmöglich geworden.

Wir bitten daher, Herrn Pfarrer Kittlaus unverzüglich seines Amtes als geschäftsführender Pfarrer zu entheben und Herrn Pfarrer Kersten mit der Geschäftsführung zu betrauen.»

Im November 1934 beschwerte sich der Berliner Konsistorialrat [Fahland](#) bei der obersten Kirchenleitung über tadelnswerte Verhaltensweisen von Pfarrer Kittlaus und bat darum, ein Disziplinarverfahren einleiten zu dürfen.



Fahland am 17. November 1934:

«Gegen den Pfarrer Kittlaus in der Versöhnungskirchengemeinde in Berlin ist eine Anzeige bei mir erstattet worden, er habe in seiner Predigt am 28. Oktober 1934 in der Versöhnungskirche eine Kundgebung der Bekenntnissynode verlesen, die schwere Beleidigungen und Verleumdungen des Reichsbischofs enthalten soll. Der Vorladung zu einer amtlichen Vernehmung über den Tatbestand hat Pfarrer Kittlaus keine Folge geleistet, sondern den Präses der Bekenntnissynode Berlin-Brandenburg, Pfarrer Jacobi, die abschriftlich beigefügte Antwort vom 2. November 1934 erteilen lassen ... »

Bei der eben erwähnten «Antwort» handelte es sich um eine von allen Berliner Notbundpfarrern abgegebene Standard-Erklärung. In der wurde die amtliche Kirche als «unrechtmässig» abgelehnt, die bekenntnismässige Kirchenleitung dagegen als einzig legitim anerkannt.

Im Jahr darauf denunzierte Pfarrer Kersten seine Amtsbrüder beim Landeskirchenausschuss, weil am Sonntag, dem 17. November 1935, nicht die vorgeschriebene «amtliche» Kollekte, sondern eine für das Frauenwerk der Bekennenden Kirche gesammelt worden war.

Risse in der Bekenntnisfront

Etwa um die selbe Zeit (November 1935) bahnte sich innerhalb der Bekennenden Kirche Deutschlands ein tiefer Konflikt zwischen Kompromissbereiten und Prinzipientreuen an. Es ging um die vom Reichskirchenminister Kerrl eingerichteten «Kirchenausschüsse» auf Provinz- bzw. Landes- und Gemeindeebene. In ihr sollten alle kirchenpolitischen Richtungen und die Neutralen Zusammenarbeiten. Für

die radikalen Vertreter der BK, so den Preussischen und den Brandenburger Bruderrat, war dieses durchsichtige Ansinnen eine Provokation; denn mit den DC gab es keine Zusammenarbeit auf der Basis von Bibel und Bekenntnis. Es zeigte sich aber im Laufe der neuen Entwicklung, dass auch in Berlin grosse Teile der Bekennenden Kirche an einer Beruhigung der Verhältnisse und einem Modus Vivendi (einer Abmachung) mit der anderen Seite interessiert waren. Im Gegensatz etwa zum Brandenburgischen sind die Auseinandersetzungen in der deutschen Hauptstadt nie so heftig gewesen wie im ländlichen Umland, wo zahlreiche Verhaftungen und Drangsalierungen zu einer höheren Verbitterung und Radikalisierung der Pfarrer führten. Dementsprechend steuerte der Brandenburger Bruderrat um Kurt Scharf einen viel konsequenteren kirchenpolitischen Kurs als der Berliner um den diplomatisch-zurückhaltenden Jacobi; zudem war die Pfarrerschaft im Brandenburgischen weitaus jünger als die der Hauptstadt und daher auch vom Temperament her anders eingestellt. Jedenfalls fanden die Kirchengremien in Berlin in weiten Teilen der Notbundpfarrer durchaus Zuspruch.

Ein Schritt, der auch dadurch erleichtert wurde, dass an der Spitze des Brandenburger Provinzialkirchenausschusses mit Sup. Zimmermann ein gemässigter Vertreter der Kirchenopposition wirkte. In jenen Gebieten der Stadt, in denen – wie in Südwest (Lichterfelde, Steglitz) – die Bekennende Kirche sehr stark war oder wo – wie in Spandau – die Gegensätze hart aufeinander prallten, wurde die Idee der Kirchengremien von Seiten der Notbundpfarrerschaft viel weniger angenommen, als in Bezirken, in denen – wie in Neukölln, Kreuzberg, Lichtenberg und eben Wedding – eine schwache Bekennende Kirche in den Kirchengremien eine Möglichkeit sah, sich von den übelsten Behinderungen der DC endlich etwas frei zu machen.

Der Trend zu einem faktischen «Waffenstillstand» zwischen gemässigten Teilen der BK – unter Einbeziehung «Neutraler» – und kompromissbereiten Anhängern der DC, die sich selbst vom irrwitzigen Treiben extremistischer Kräfte («Thüringer DC») bedroht fühlten, bahnte sich schon im Laufe des Jahres 1935 an. Gerade Wedding und Gesundbrunnen sind dafür (neben den oben genannten Bezirken) gute Beispiele.

DC-Vertreter nahmen den inneren Zerreisungsprozess der BK natürlich genüsslich zur Kenntnis. In einem internen Schreiben des deutsch-christlichen «Sonderdienstes» der Versöhnungsgemeinde (November 1935) wird aus den Richtlinien Kerrls für die von ihm eingesetzten Ausschüsse folgender Passus zitiert:

«Wir bejahen die nationalsozialistische Volkwerdung auf der Grundlage von Rasse, Blut und Boden. Wir bejahen den Willen zur Freiheit, nationalen Würde und sozialistischen Opferbereitschaft bis zur Lebenshingabe für die Volksgemeinschaft. Wir erkennen darin die uns von Gott gegebene Wirklichkeit unseres deutschen Volkes.»

Der genannte «Sonderdienst» betont, für «diesen Gleichklang von Rasse, Blut und Boden» hätten die DC seit jeher gekämpft und wären dafür von der BK als «Irrlehre» beschimpft worden. Nun herrsche Ratlosigkeit und Streit innerhalb der Bekenntnisfront: Der radikale Flügel um Fritz Müller (Altpreussischer Bruderrat) und Martin Niemöller (Ltr. Pfarrernotbund) bestürmten diejenigen, die in den Ausschüssen mitarbeiteten, dies einzustellen. Während die Brandenburger BK Kerrls Vorschläge ablehnte, würden im Süddeutschen DC-Vertreter wieder in frühere Ämter gelangen. Angesichts der neuen Bestimmungen wären Sondergottesdienste und eigene Kollekten der BK nunmehr verboten, die Einheit der Gemeinden

würde daher nicht mehr zerrissen, nahm der oben zitierte «Sonderdienst» der DC jedenfalls an.

Als der Berliner Bruderrat im Sommer 1935 seine bereits mehrfach zitierten Visitationen durchführte (S. 215), war er mit den Ereignissen im Norden oft unzufrieden: Einzelne Weddinger Pfarrer (Mundt, Werder) kämpften zwar mit hohem Einsatz, die Bekennenden Gemeinden an ihrer Seite spielten aber nur eine bescheidene Rolle. Dort, wo die Zahl der Inhaber der «Roten Karte» relativ hoch war (Kapernaum, Versöhnungskirche), mangelte es wiederum am Engagement der Notbundgeistlichen. Gerade in Bezug auf die Versöhnungskirche schlugen die Beobachter des Berliner Bruderrats im Sommer 1935 kritische Töne an, angesichts der Zustände an der St. Paulskirche (Badstrasse) war ihre Enttäuschung schon gar nicht mehr zu übersehen (S. 225f.).

Auf den ersten Blick schien die Bilanz der Bekennenden Kirche der Versöhnungsgemeinde, wo über 300 Menschen die Rote Karte besaßen, durchaus zufriedenstellend.

So heisst es in einer kurzen Notiz des Berliner Bruderrats im August 1935: «Keine DC-Mehrheit [im GKR] nur noch in der Gemeindevertretung eine Stimme [mehr] ..»

Eine daran anschliessende längere Stellungnahme wird recht deutlich:

«Die Wahl von 1933 hat zu keiner DC-Mehrheit geführt; der eine Pfarrer, welcher ‚Deutscher Christ‘ geworden ist, hat keinen grossen Einfluss in der Gemeinde; die Terrorisierung durch das DC-System ist infolgedessen der Versöhnungsgemeinde im Wesentlichen erspart geblieben.

Dieser Vorteil hat aber auch seine negative Seite. Der treue Stamm hat nicht in demselben Masse kämpfen müssen, wie es in anderen Gemeinden der Fall war und immer noch ist

Die gegenwärtige Aufgabe der Versöhnungsgemeinde besteht darin, dass sie alle die Gaben, die ihr zuteil geworden sind, zur vollen Anwendung bringt. Das Salz muss salzen, das Licht muss leuchten. Die Gemeinde muss in höherem Masse als bisher eine kämpfende Gemeinde werden

Eine deutliche Verkündigung mit Ja und Nein führt in den Kampf. Den deutschen evangelischen Gemeinden ist jetzt die innigste Verbindung von Kampf und Aufbau durch Gottes Führung und Zulassung verordnet. Wir müssen bauend kämpfen und kämpfend bauen. Wer eins von beiden vernachlässigt oder zurückstellt, wird der gegenwärtigen Verantwortung nicht gerecht ...

Die Bekenntnisversammlung hat den Hauptzweck, einem möglichst grossen Teil der Gemeinde das verantwortliche Mitleben mit ihrer Kirche zu ermöglichen, damit sie für das Ganze betet und opfert

Besonders wichtig für die missionarische Belebung der Gemeinde ist die Einmütigkeit der Mitarbeiter. Die falsche geistliche Neutralität sollte vor allen Dingen bei den Gemeindegliedern und ebenso bei allen anderen Mitarbeitern, wo sie etwa noch vorhanden ist, durch ernste Aussprache und gemeinsame Beugung unter die Schrift überwunden werden»

Abschliessend sei anhand zweier Zeitzeugenerinnerungen darauf aufmerksam gemacht, dass selbst an der eher bedächtigen Versöhnungsgemeinde Menschen im Umfeld der Bekennenden Kirche Übergriffe des NS-Systems gegenüber Andersdenkenden wahrnahmen und damit zum kritischen Nachdenken angeregt wurden. [Gerhard Schmidt \(*1922\)](#), dessen Mutter dem Gemeindegliederkirchenrat angehörte, berichtet, dass Vikar Köller – damals bei Kittlaus zur Ausbildung – in der zweiten

Hälfte der 30er Jahre «Schutzhaft» und anschliessendes Redeverbot erhielt. Köller habe den «Völkischen Beobachter» ein Hetzblatt genannt und in einer Predigt darauf hingewiesen, dass Gläubige in Haftanstalten sassen, ohne je dazu verurteilt worden zu sein. Diese Äusserungen wurden denunziert. (1939 eingezogen, sei der «Junge Bruder» bereits beim Polenfeldzug «gefallen».)

Helga Cent-Velden (*1926) erinnert sich 2000:

«Es war in der Gemeinde allgemein bekannt, ‚man‘ geht nicht zu Kersten [DC], aber auch nicht zu Kittlaus [BK], der als lasch und zu zurückhaltend angesehen wurde.

Pfarrer Gallert war dagegen jemand, der offen von der Kanzel aus redete. Er verlas auch die Fürbitte für jene, die [aus Glaubensgründen] in Gefängnissen und anderen Haftanstalten sassen.

Uns Konfirmanden hat er allerdings in diesem Sinne nicht beeinflusst. Wir wurden ein Jahr von ihm unterrichtet. Bei der Einsegnung im März 1941 war er nicht anwesend. Er soll krank gewesen sein»

Über die Gemeindefarbeit der Pfarrer in den Kriegsjahren wissen wir leider wenig. Die BK-Gruppe entrichtete aber noch 1944/45 ihre Beiträge (monatlich 24 RM) an den Berliner Bruderrat. Kassierer war Karl Lindenblatt, Versöhnungs-Privatstr. 5. Pfarrer Gallert fiel zunehmend aus gesundheitlichen Gründen aus. Pfarrer Kittlaus musste wiederholt Vertretungen im Brandenburgischen übernehmen, weswegen DC-Pfarrer Kersten das Konsistorium 1942 bat, den Kollegen wenigsten in den Wintermonaten in Berlin zu lassen. Kittlaus wurde erst im März 1944 von den genannten Verpflichtungen ausserhalb der Stadt entbunden. Als die Gemeinde im Herbst 1944 ihr 50jähriges Bestehen feierte – wobei Bekenntnispfarrer Theodor Burckhardt, der Sohn des Begründers der Gemeinde, den Festvortrag hielt –, war die Versöhnungskirche bereits durch Kriegseinwirkungen teilweise zerstört. (Ihre Position im Sperrgebiet jenseits der Berliner Mauer machte sie später zu einem Symbol der Spaltung der Stadt. In den 80er Jahren wurde sie gesprengt.)

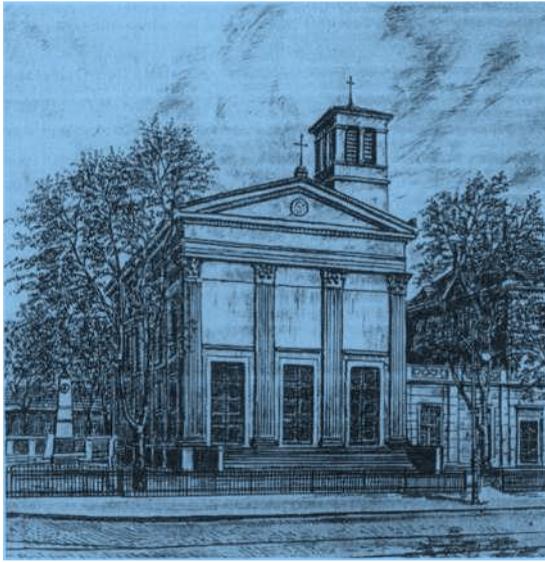
St. Paulskirche

Als letzte Kirchengemeinde am Gesundbrunnen sei an die historische St. Paulskirche, einen Schinkelbau, erinnert. Sie steht an der verkehrsreichen Kreuzung Pank – Ecke Badstrasse.

Kirchenpolitisch betrachtet, hatte der Berliner Bruderrat hier eins seiner «Sorgenkinder» im Berliner Nordosten. Zugegeben, verglichen mit der benachbarten Stephanuskirche, Prinzenallee 39/40 Ecke Grüntaler Strasse, wo es überhaupt keine überlieferte Gruppe von DC-Gegnern gab, waren an St. Paul wenigstens Ansätze oppositioneller Tätigkeit vorhanden – mehr allerdings nicht. Dabei gaben die Deutschen Christen genug Anlass, sich zu widersetzen.

Im Visitationsbericht des Berliner Bruderrats vom August 1935 heisst es zusammenfassend:

«Im Gemeindegkirchenrat übt die DC-Mehrheit in Verbindung mit den DC-Pfarrern ein rücksichtsloses Parteiregiment [aus]. Bei der 100-Jahrfeier der Gemeinde, die kürzlich stattgefunden hat, wurden die beiden Pfarrer, die als Nicht-‚Deutsche Christen‘ ohne Talar an dem Gottesdienst teilnehmen wollten, am Eingang nach ihren Eintrittskarten gefragt. – Ein blühender Kindergottesdienst ist von den ‚DC‘ okkupiert und in seiner Arbeit zerstört worden.»



Die Gemeinde umfasste 1933 etwa 48.000 Evangelische, die von fünf Pfarrern betreut wurden. Zwei von ihnen gehörten den DC nicht an: Notbundpfarrer [Gottfried Bourquin \(1884-1966\)](#), ein sog. Liberaler (S. 210), und Missionspfarrer Dr. [Gustav Fobbe \(1871-?\)](#), der lediglich zur Bekennenden Kirche, nicht aber zum Notbund zählte. (Nach seiner Pensionierung stellte er ab März 1940 sogar alle Zahlungen an die BK ein.)

Bourquin, der aufgeschlossener und kritischer von beiden, neigte vor 1933 eher zur politischen Linken. Er galt als modern, kümmerte sich um Jugend- und Sportarbeit und organisierte Gesprächsabende für kirchenferne Arbeiter, zu denen er u.a. einen engagierten Sozialdemokraten und Religiösen Sozialisten einlud: Gefängnispfarrer Erich Kürschner aus Tegel. (Siehe den Schriftenband über Reinickendorf und Pankow.) Ein kämpferischer NS-Gegner, der 1933 sofort aus dem Amt geworfen wurde – Gefängnispfarrer waren zwar theologisch ausgebildet, beruflich aber Staatsbedienstete.

Eigentlich hätte bei Bourquin auch nach 1933 eine kritischere Rolle gegenüber den Deutschen Christen und dem Nationalsozialismus nahe gelegen. Aber er hielt sich eher zurück. (Schockten ihn Berichte aus Arbeiterkreisen über den frühen NS-Terror, oder das Schicksal seines Amtsbruders Kürschner?)

Um noch einmal den Visitationsbericht vom August 1935 zu zitieren, bei dem prominente Vertreter der Kirchenopposition wie die Pfarrer Dr. Böhm, Dr. von Rabenau und Kurtz verantwortlich zeichneten:

«Das Bild der Gemeindeverhältnisse ist Folgendes: Von den fünf Pfarrstellen sind drei mit ‚Deutschen Christen‘ besetzt – zwei davon sind neu besetzt, bei der ersten der beiden Neuwahlen haben die Mitglieder von ‚Evangelium und Kirche‘, um Entgegenkommen zu zeigen und auf Friedenszusagen des betreffenden Pfarrers hin, den DC-Pfarrer mitgewählt.

Im Gemeindekirchenrat übt die DC-Mehrheit ... ein rücksichtsloses Regiment aus
....

Herr Pfarrer Dr. Fobbe und Herr Pfarrer Bourquin suchen vor allen Dingen, einen Stamm der Gemeinde im Gottesdienst zu sammeln. Ausserdem hat Herr Pfarrer Fobbe einen Kreis, der sich regelmässig zu einer Wochenendschlussandacht zusammenfindet, Herr Pfarrer Bourquin einen regelmässigen Gemeindeabend

Bei der Wahl vom Juli 1933 hatten sich die beiden früheren Parochialvereine, der Positive und der Liberale, zu einer Liste ‚Evangelium und Kirche‘ zusammengeschlossen, Herr Cnobloch ist der Fraktionsführer der Gemeindegremien von ‚Evangelium und Kirche‘ und der Veranstalter von Versammlungen, zu denen die Gemeindegruppe von E. u. K. einlädt. Der Personenbestand dieser Gruppe und der von den Pfarrern Fobbe und Bourquin gesammelten Kreise decken sich. Es ist mit 100 bis 150 Gemeindegliedern eines engeren Kreises und von 400 eines weiteren Kreises zu rechnen. Die Veranstaltungen haben, wie sich ja an dem Tage deutlich zeigte – [die Besprechung konnte wegen DC-Verbots nicht im Gemeindegemach stattfinden und wurde in die Wohnung Bourquins, Behmstrasse 5, verlegt, d. Verf. –, stark unter dem Druck der in der Gemeinde noch herrschenden Richtung zu leiden.

Ein Bekenntniskreis ist noch nicht gebildet worden, weil Herr Pfarrer Bourquin – Herr Dr. Fobbe hat sich zu diesem Punkt nicht geäussert – für seine Person einen solchen Kreis in voller Übereinstimmung mit der Bekenntnenden Kirche nicht glauben zu können und auch der Meinung ist, dass manche zwar in einem weiteren Rahmen mitmachen können, nicht aber als Mitglieder der Bekenntniskirche»

Die rücksichtslose DC-Gruppe betrieb innerhalb einer einst blühenden und auch gesellschaftlich bzw. sozial aktiven Gemeinde einen wahren Kahlschlag: Bourquins Gesprächsabende für Kirchenferne wurden untersagt, seine Pfarrgehilfin Walli Eichner entlassen, er selbst 1934 als Jugendpfarrer abgesetzt, desgleichen der Jugendwart Herr Heinze. (Die Entscheidung im Fall Eichner konnte allerdings rückgängig gemacht werden.) Als Pfarrer Schwebei (St. Nikolai) einmal in der «Lichtburg» (Behmstrasse) einen Vortrag auf volksmissionarischer Grundlage halten wollte, störten die DC derartig massiv durch Zwischenrufe, dass die Veranstaltung abgebrochen werden musste.

Bourquin dazu:

«Ein Kollege der DC forderte die Versammlung auf, sich offen sofort zum Führer zu bekennen, was aber nicht befolgt wurde. Durch einen Seitenausgang schleusten wir Pfarrer Schwebei in meine Wohnung [Behmstrasse 5] und brachten ihn von dort zu sich nach Hause.»

Während Pfarrer Bourquin seine kirchenpolitische Haltung mit den Worten interpretierte: «Wir nannten uns nicht Bekenntnisgruppe St. Paul, um die Gegensätze nicht zu übertreiben», hielten seine Gegner von den Deutschen Christen nichts von derartiger Diplomatie und Zurückhaltung.

Bourquin weiter:

«Die Opposition der DC-Führung richtete sich vor allem gegen die Pfarrer, die ‚Evangelium und Kirche‘ angehörten. Nach einer scharfen Anklagerede gegen mich in einer Sitzung erhob sich plötzlich der Führer der DC mit

einem Sieg Heil für Führer und Volk. Alle Anwesenden standen beim Führergruss auf, nur ich blieb sitzen. Da ich nun der Missachtung des Führers verdächtig wurde, stellte ich Strafantrag [Frühjahr 1934] gegen den Kläger der DC mit dem Erfolg, dass derselbe die Beschuldigung mit dem Ausdruck des Bedauerns öffentlich am schwarzen Brett vor der Kirche zurücknehmen musste ... »

Wie auch bei anderen Gemeinden – etwa der Friedenskirche (S. 217f.) – beobachtet werden konnte, radikalisierten sich Teile der DC derartig, dass selbst frühere DC-Pfarrer von ihr ins Visier genommen und in der Arbeit behindert wurden. Auch der GKR der St. Paulsgemeinde geriet dadurch in einen Zustand der Arbeitsunfähigkeit. Dem Kreissynodalvorstand lag bereits im November 1936 ein Antrag vor, den GKR aufzulösen und stattdessen einen Gemeindekirchenausschuss zu bilden, da der DC-Fraktionsvorsitzende Gumbrecht inzwischen sämtliche fünf Pfarrer von St. Paul gegen sich aufgebracht hatte. Der genannte Ausschuss wurde schliesslich im Januar 1937 gebildet und dabei mit Befriedigung zur Kenntnis genommen: «Diese fünf Pfarrer haben sich erfreulicherweise wieder zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden. Seitdem werden aber auch die zu den Deutschen Christen gehörenden Pfarrer von den DC abgelehnt», so Sup. Zimmermann vom Provinzialkirchenausschuss Brandenburg am 18. Januar 1937.

Zu ihrer Eingabe vom 30. September 1936 hatten die zwei BK- und die drei DC-Pfarrer also nicht vergeblich darauf hingewiesen, der GKR der St. Paulskirche hemme die vom Reichsminister Kerrl «erstrebte Überwindung der kirchenpolitischen Streitigkeiten.»

Die DC-Fraktion sah im Gemeindekirchenausschuss – Mitglieder: Pfarrer Lüddekens, Stadtoberinspektor Endrussat, Schriftsetzer Cnobloch (S. 226), Rektor Mülling, Kaufmann Odignal – einen «Gesetzesbruch», da dort «kein einziger Parteigenosse» sässe, während im alten GKR den fünf Pfarrern und vier Mitgliedern von «Evangelium und Kirche» immerhin vierzehn nationalsozialistische DC gegenüberstanden hätten.

Doch die DC-Fraktion musste nicht nur diese Niederlage einstecken, im Jahre darauf (1938) verlor sie ihren «starken Mann», den fanatischen Fraktionsführer Gumbrecht, der über Jahre im Hintergrund die Fäden zog und Einfluss auf die Ämtervergabe nahm. F., der Rendant der Gemeinde, wurde nämlich am 14. Juni 1938 wegen Unterschlagungen vom Landgericht zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Stadtinspektor Gumbrecht, gegen den der Staatsanwalt sechs Monate Gefängnis beantragt hatte, kam aus «Mangel an Beweisen» frei, war aber durch den gesamten Vorfall politisch diskreditiert.

Über die Entwicklung der Gemeinde in den Kriegsjahren ist wenig bekannt. Der Amtskirche galt sie als «befriedet». Nachdem Dr. Fobbe in den Ruhestand gegangen war, folgte mit Pfarrer Dr. Dr. Becker 1941 ein Mitglied des Theologischen Prüfungsamtes an die St. Paulskirche. Wie Sup. Richter dem Konsistorium mitteilte, lag dieser Wahl ein einstimmiges Votum des GKR zugrunde.

Am Kriegsende kam es zu so gewaltigen Zerstörungen, dass die Gemeinde danach von 1945 bis 1957 ohne Kirche auskommen musste. Eine Chronik bemerkt:

«An einem der letzten Tage im April 1945 erreichte sie ihr Schicksal. Auf der Kreuzung Bad- und Pankstrasse war ein Flakgeschütz eingebaut und im Feuergefecht von russischen Truppen angegriffen worden. Während des sich nun ergebenden Strassenkampfes fing unsere Kirche Feuer. Freiwillige Hel-

fer, Nachbarsleute und unsere Schwestern versuchten, was in ihrer Kraft stand zu tun, aber da wenig Wasser zum Löschen da war, war alle Hilfe vergeblich. Der Verlust unserer Kirche war für unser Gemeindeleben ein schwerer Schlag. Öd' und trostlos standen die Mauerreste vor uns ... »

Umkämpfte Kirche (Pfarrer Paul Mendelson)

N 65, Dankeskirche am Weddingplatz

Wo Fenn- und Müllerstrasse sich kreuzen und die Reinickendorfer Strasse nordwestlich im spitzen Winkel beginnt, stand einst das wohl schönste Gotteshaus des Bezirks, die alte Dankeskirche am Weddingplatz. Vier Pfarrer betreuten 21.700 Evangelische.

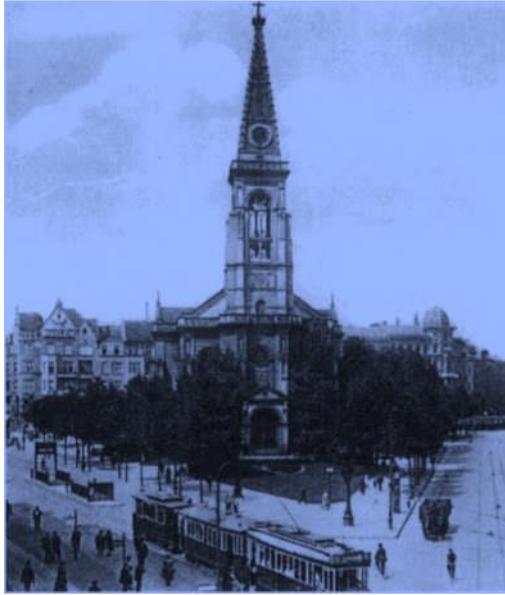
In keiner Gemeinde kam es zu so dramatischen Auseinandersetzungen wie hier, wo der Bekenntnispfarrer vertrieben und seine Anhängerschaft ins Abseits gedrängt, fast ausgelöscht wurde. Als eine der Berliner «Notgemeinden», musste sie für mehrere Jahre ein Ersatzquartier wählen und erhielt erst 1937 einen eigenen Pfarrer zurück.

Die Auseinandersetzungen begannen Ende 1932 mit einem Paukenschlag: Pfarrer **Paul Mendelson (1873-1952)** hatte eingewilligt, dass ein Filmteam ihn auf der Kanzel aufnahm. Auch für ihn überraschend, brachte der illustrierte «Weltspiegel» davon am 25. Dezember 1932 eine ganzseitige Ablichtung (Siehe S. 231) ohne Bildunterschrift. Daraufhin begannen die kirchenpolitischen Gegner des Geistlichen ein Kesseltreiben gegen ihn, das in einer Gemeinderatssitzung vom Januar 1933 fast zu einer Schlägerei ausartete.

An friedlicher Eintracht hat es allerdings bereits im Jahrzehnt zuvor gefehlt. Liberale Gemeindemitglieder um Pfarrer Alberti lagen im heftigen Streit mit dem positiven Pfarrer Egidi, dessen Entfernung aus dem Amt sie forderten, aber nicht durchsetzen konnten, denn nach den Kirchenwahlen im Januar 1921 hielten sich beide Gruppierungen in etwa die Waage. Interessant aus späterer Sicht ist dabei, dass Pfarrer Mendelson anlässlich seiner ersten Tätigkeit in der Gemeinde (Juli 1918 – Oktober 1919) ein positives Urteil über Egidis Wirken abgab.

Erst 1930 spiegeln Akten des Evangelischen Oberkirchenrats eine erneute Verschärfung der Verhältnisse wieder, da der GKR und Egidi mehrheitlich die Bitte der Pfarrer Alberti, Hesselbarth und Mendelson auf Zulassung der Sonntagskonfirmation ablehnten. Selbst der anwesende Superintendent Rosenfeld konnte Egidi nicht von seiner starren Haltung abbringen, in derartigen Zugeständnissen eine «Verbeugung vor der Strasse» zu sehen.

Zwei Jahre später hat die Szene gründlich gewechselt: Nun streiten Alberti und Egidi gemeinsam für die Deutschen Christen, während Pfarrer Mendelson als lokaler Anhänger der Positiven Kampfliste «Evangelium und Volkstum» auftritt. Deren Anhänger in der preussischen Landeskirche waren neben Weddingern Mitstreitern wie Pfarrer von Bergen (S. 243) und Berliner Amtsbrüdern wie Dibelius, Häfele, Hitzigrath, Link und Nebel – alles spätere Notbundpfarrer – auch mehrere Mitglieder der angesehenen Familie von Arnim sowie Graf Schwerin (Potsdam) und Gen. Major a.D. Graf von Waldersee (Liegnitz). Die genannte Positive Kampfliste wandte sich in ihrer zweiseitigen Erklärung («Wir wollen das reine und unverfälschte Evangelium in einer freien Kirche») gegen die Beherrschung durch den Staat oder politische Parteien und nannte dabei ausdrücklich den Religiösen Sozialismus (S. 90) und den kirchenpolitischen Nationalsozialismus. Aber auch



anderen Zeitströmungen wie Pazifismus, Liberalismus, Freidenkertum «Kulturbol-schewismus», Marxismus und «Internationaler Kapitalismus» wurde der Kampf an- gesagt und damit ein stark national-konservatives Volkstumsdenken offenbart, das sich von allen Seiten angegriffen fühlte (S. 211 f.).

Doch kaum war man 1932 in der Dankesgemeinde den DC entgegengetreten, da zerfiel die Positive Kampfliste in zwei Gruppierungen. Die genauen Hintergründe liessen sich nicht mehr rekonstruieren; es kann nur festgehalten werden, dass im November 1932 im Kristallsaal Sellerstrasse 35 eine eigenständige Kundgebung des «Wahlvorschlags Kühnast» unter dem Motto:

«Positive, unpolitische Einheitsliste für Ordnung, Aufbau und Frieden»

stattfand. Führende Vertreter waren der Fabrikbesitzer Wilhelm Kühnast, Ravenestrasse 1, der Obergerichtsvollzieher Karl Böttger, Fennstrasse 43, und der Rendant Wilhelm Mohs, Müllerstrasse 3b.

In ihrer Einladung, die weltanschaulich sämtliche o.g. Anschauungen der Positi- ven Kampfliste vertritt, werden Mendelson und dessen Spitzenkandidaten Diakon Richard Kolbe und Ingenieur Otto Redlitz beschuldigt, «in letzter Stunde» (Okto- ber 1932) einen Streit um Listenplätze für den GKR vom Zaum gebrochen und auch vor «Vertrauensbrüchen» und «Anmassung» nicht zurückgeschreckt zu haben. Der Wahlvorschlag Kühnast wollte allen «Friedensstörern» der Gemeinde entge- getreten und zählte dazu neben der Positiven Kampfliste um Mendelson die DC und den liberalen Parochialverein.

Die Positive Kampfliste Kolbe-Redlitz, die bei einer Kundgebung 600 Teilnehmer zusammenbrachte, wies in einem Flugblatt die angebliche Vereinnahmung durch Mendelson als haltlose Unterstellung zurück und kritisierte vor allem die von Egidi und anderen verursachte «Friedhofsruhe», fehlende Gemeindeaktivitäten und die Diffamierung des Diakons Redlitz, der sich besonders durch einen Blä- serchor und Gemeindejugendarbeit ausgezeichnet habe.

In diese aufgeheizte Atmosphäre platzten nun von Mendelson gestattete Filmaufnahmen in der Dankeskirche, von denen der illustrierte «Weltspiegel» (s. nebenan) mit einem ganzseitigen Portrait des Geistlichen Ende 1932 berichtete. Mendelson hatte den Filmaufnahmen zwar zugestimmt, war aber von den Filmleuten über die weitere Verwendung des Materials getäuscht worden und wusste auch nichts von seiner namenlosen Abbildung im «Weltspiegel».

Die DC-Pfarrer Alberti und Egidi nahmen diese Vorgänge zum Anlass, um ihrem in der Gemeinde höchst angesehenen Amtsbruder endlich das Handwerk zu legen und richteten am 21. Januar 1933 eine Beschwerde gegen ihn. Dabei warfen sie dem getauften Christen seine – väterlicherseits – jüdische Herkunft vor und unterstellten ihm «Rassenfremdheit», «Würdelosigkeit» und «Selbstvergottung». Der alte GKR, der im November 1932 zu zwei Dritteln abgewählt worden war, stimmte auf seiner letzten Sitzung (19. Januar 1933) der Beschwerde zu.

Anfänglich hatten die DC mit ihrem Vorstoss kein Glück, denn selbst der zuständige Superintendent Rosenfeld – der später leider vor dem braunen Zeitgeist kapitulierte (S. 237) – stellte sich schützend vor Mendelson.

Sup. Rosenfeld schreibt am 28. Januar 1933 an das Konsistorium:

«... Pfarrer Mendelson ist ein hervorragend tüchtiger Geistlicher, der in gottesdienstlicher und gemeindepflegerischer Beziehung neues Leben in die Gemeinde gebracht hat. Davon zeugen der Besuch seiner Gottesdienste sowie die von ihm selbst angegebenen Zahlen aus der Gemeindepflege: Sein Kindergottesdienst ist von 60 auf 350 Kinder angewachsen; die von ihm mit Diakon Redlitz zusammen betreute männliche Jugend von 18 auf 130. Diese Erfolge des Pfarrers Mendelson sind um so beachtlicher, als – wie ich in der Untersuchung der Wahlagitation zeugenmässig festgestellt habe – von amtsbrüderlicher Seite und Gefolgschaft seine angebliche Rassenfremdheit in unverantwortlicher Weise gegen ihn ausgespielt wird ...

Der in der Wahlzeit offen zum Ausbruch gekommene Streit ist meines Erachtens nicht von Mendelson verschuldet – ohne dass damit jeder einzelnen Handlung von ihm das Wort geredet sein soll –, sondern von Egidi und Alberti, die in Mendelson das Anrücken einer neuen Zeit bekämpfen.»

Pfarrer [Paul Mendelson](#) wies seinerseits am 21. Januar 1933 in einem Schreiben an das Konsistorium den Vorwurf der «Rassenfremdheit» zurück und führte an, dass sein Vater, Sohn eines frommen jüdischen Lehrers aus Rummelsburg, aus Glaubensüberzeugung vor hundert Jahren (von der Erweckungsbewegung in Berlin erfasst) zum Christentum übertrat, Geistlicher wurde und bis zum Superintendenten, Mitglied der Generalsynode und führendem Glied in der Positiven Union aufstieg. Der Familie entstammen drei weitere Pfarrer.

[Paul Mendelson](#) weiter am 21. Januar 1933:

«Wir haben stets auf nationalem Boden gestanden. Was soll diese Herabsetzung unserer Herkunft! Wir brauchen uns ihrer nicht zu schämen, so wenig sich die unserer Volksgenossen zu schämen brauchen, in deren Adern französisches, polnisches, slawisches und anderes Blut fliesst. Die Äusserung des [Herrn Pfarrer Alberti] ist eine schwere Beleidigung, nur um mich herabzusetzen. Sein radikalrassistischer Standpunkt gibt ihm nicht [das] Recht auf Verächtlichmachung eines Amtsbruders im Gern. Kirchenrat, zumal auch keine persönlichen Reibereien meinerseits [ihm] bisher dazu Anlass gegeben haben»



Sowohl Alberti als auch Pfr. Egidi hätten sich durch Mendelsons Aktivitäten persönlich herausgefordert und verdrängt gefühlt, bemerkt der Schreiber abschliessend. Der von Seiten der DC als «Judenpastor» diffamierte Geistliche konnte anfänglich nicht nur den Superintendenten, sondern auch seinen Gemeindegemeinderat überzeugen:

In der Sitzung vom 13. März 1933 wurden sowohl der Diakon und sein Bläserchor gegen haltlose Vorwürfe Egidis in Schutz genommen, als auch auf Antrag der Positiven Kampfliste – zwölf von zweiundzwanzig Stimmen waren anwesend, wobei Egidi fehlte – beschlossen, dass kein Grund vorläge, gegen Pfarrer Mendelson vorzugehen: «Sein Verhalten findet unsere Zustimmung.»

Am 1. April 1933 erhielt er sogar den Vorsitz im Gemeindegemeinderat, denn bei geheimer Wahl bekam er die Hälfte der Stimmen.

Doch nur knapp zwei Monate danach, der GKR tagte am 8. Mai 1933, war die Stimmung umgekippt: DC-Pfarrer Alberti beschimpfte seinen Amtsbruder wegen der Filmaufnahmen als «Gotteslästerer» und «Verleumder». Die DC-Pfarrer und der neutrale Geistliche Hesselbarth bedrängten andersdenkende Kirchenälteste, sich vom «Judenpfarrer» Mendelson zu trennen und sich bei den Deutschen Christen einzureihen.

Kirchenälteste der Positiven Kampfliste wie der Buchdruckereibesitzer Erich Hahn, Pankstrasse 9, der Heilgehilfe Richard Rieger, Fennstrasse 55, und Schneidermeister Otto Hertel, Kolberger Strasse 15, erhoben im Anschluss an die Sitzung deshalb massive Vorwürfe gegen die DC.

Aber die Welle des «nationalen Aufbruchs», die Tendenz alles «gleichzuschalten» und nur noch «Artgemässes» zu erfassen, hatte längst die Amtskirche überrollt:

Der «Angriff» vom 21. August 1933 berichtet von einer Massentrauung mit 130 Brautpaaren, darunter zahlreiche Mitglieder der SA-Standarte 10, zu denen Pfarrer Heselbarth predigte und dabei von der Neugestaltung der Kirche, die fest im «Volksleben» verankert werde, sprach.

Am 1. August verfügte das Evangelische Konsistorium von Brandenburg die vorzeitige Beurlaubung von Pfarrer Mendelson (um acht Monate); seine letzte Amtshandlung nahm er im Juli d.J. vor. Um die Gemeindeverhältnisse insgesamt zu beruhigen, wurden auch Alberti und Egidi beurlaubt und alle zusammen zum 1. Oktober 1933 in den Ruhestand geschickt.

Die Akten des Konsistoriums sprechen erst für das Jahr 1937 wieder von Beschwerden und kirchenpolitischen Auseinandersetzungen in der Dankesgemeinde. Doch Unterlagen des Bruderrats der Bekennenden Kirche, der im Sommer 1935 Visitationen in Berliner Gemeinden durchführte, helfen uns, die Entwicklungen der Zwischenzeit zu rekonstruieren.

«Eigenartig, aber erfreulich», so die Berichterstatter Kurtz und Stoltenhoff, sei das Bild, das die Bekennende Gemeinde biete: Zwar gäbe es keinen BK-Pfarrer, aber einer der Geistlichen, Pfarrer Gericke, habe sich aus den übermächtigen Reihen der DC gelöst. Gericke, der wohl den grössten Teil der Gemeinde hinter sich hatte, schloss sich zwar noch nicht der BK an (er tat es erst Anfang 1937), doch sein Vater vertrat diese Position in der ebenfalls rein deutsch-christlich beherrschten Philippus-Apostel Gemeinde.

Der Visitationsbericht fährt fort:

«Die jetzige B.K. Gemeinde ist entstanden aus den Resten des früheren positiven Parochialvereins, der sich Glaubensgemeinschaft auf biblischer Grundlage nannte. Sie wird von einem tüchtigen Laien geführt, der kaufmännischer Angestellter ist [Max Krafcik, Neue Hochstrasse 53]. Sie umfasst jetzt sechzig Inhaber von roten Karten. Betreut wird sie von dem früher an der Gemeinde tätigen Pfarrer Mendelson, der ja unter schweren Kämpfen wegen seines Nichtariertums sich schliesslich hat emeritieren lassen. Er gehörte dem Notbund nicht an, und zwar wie er zugab, weil er den Notbund nicht unnötig durch sein Nichtariertum belasten wollte. Er gehört jedoch zur B.K. Gemeinde ... »

Seit Dezember 1934 fanden jeden Freitag Zusammenkünfte der Gruppe (Bibelstunden) im Gemeindesaal der Osterkirche statt, ein selbst gedrucktes Mitteilungsblatt erschien unregelmässig. Dreissig Mitglieder nahmen 1935 an einer «Schulungsfreizeit» im Diakonissenhaus Salem (Lichtenrade) teil. BK-Gottesdienste wurden vor allem in der Himmelfahrtskirche, aber auch der Gnaden- und der Osterkirche besucht.

Der Bruderrat der kleinen Dankesgemeinde bestand aus vier Mitgliedern, von denen jedoch niemand der offiziellen Gemeindevertretung angehörte. Durch einen Trick des geschäftsführenden Pfarrers der Dankesgemeinde war die gesamte Liste «Evangelium und Kirche», die gute Aussichten bei den Kirchenwahlen im Juli 1933 gehabt hätte, ausgeschaltet worden. Zum Zeitpunkt des BK-Visitationsberichts übte Pfarrer Lampe (1874-1945) – der zuvor aus nicht geklärten Gründen in Kopenhagen entlassen worden war – einen beherrschenden Einfluss in der Dankeskirche aus. Er galt als «fünfhundertprozentiger DC», der Küster war von noch strammerer Haltung, die Gemeindegewestern verängstigt neutral. Pfarrer Mendelson wurde jedes Amtieren, selbst Haustrauungen, verboten.

Der Visitationsbericht weiter:

«Ein schmerzlicher Punkt ist der Gemeindediakon, der bekannte Posaunenmeister Redlitz [S. 229f.], der nun als äusserlicher DC innerlich als Ostbundmann zur BK hinneigend, die bizarrsten Eiertänze aufführt. Es steht fest, dass die DC ihm mit Entlassung gedroht haben, falls er nicht bei ihnen beitrete ... »

An den o.g. Bibelstunden des BK nahmen im August 1935 etwa fünfundzwanzig Mitglieder teil, seit dem Zeitpunkt des Bestehens (Dezember 1934) wurden insgesamt 50 Reichsmark an den Berliner Bruderrat abgeführt.

Im Laufe der folgenden eineinhalb Jahre muss sich die kleine Gemeinde offensichtlich gut entwickelt haben. Sie schuf sich in einem umgebauten Möbellager in der Fennstrasse 53/54 eine eigene Versammlungsstätte, ein BK-Notquartier, wo bis zu 80 Personen zusammenkamen. Schliesslich trat Pfarrer Helmut Gericke (1907-1984) am 4. Januar 1937 endlich dem Pfarrernotbund bei und nun nahmen auch im GKR der Dankesgemeinde die Auseinandersetzungen wieder zu. Die dortige DC-Mehrheit rügte gegenüber der Kirchenleitung Gericke's Verhalten – er hatte in der Sitzung vom 16. Februar 1937 eine «Ehrenerklärung» für Mendelson (!) und die Wiederzulassung seiner Amtshandlungen (wie Beerdigungen) gefordert – und verlangte Gericke's Beurlaubung. Durch seine Unterstützung des «Judenpfarrers» bzw. dessen «störendem Handwerk» habe der Notbundpfarrer das Vertrauen der Gemeinde verloren.

Sup. Rosenfeld fiel am 22. Februar 1937 zwar in die Schelte ein und rügte in einem Schreiben an Gericke, er störe die «friedliche Aufbauarbeit» reiner Evangeliumsverkündung durch (angeblich) gruppenungebundene Pfarrer, aber er unterliess Disziplinar massnahmen. Daraufhin hakete der DC-GKR im Dezember 1937 noch einmal nach und wies darauf hin, dass Gericke die Fürbitte für um ihres Glaubens Verfolgte von der Kanzel verlas und den GKR als nicht rechtmässige Gemeindevertretung ansah. Seine Kindergottesdienstführung sei nicht gewissenhaft.

Um wenigstens die Streitereien um den letztgenannten Punkt zu beenden, wurde am 3. Mai 1938 eine Ministerialkonferenz einberufen, die die Kindergottesdienstzeiten der Geistlichen definitiv festlegte. Auch gab das Konsistorium Gericke im Juli 1938 darin recht, dass im Fall seiner Saalbenutzung das christliche Symbol ... [nicht] von der Hakenkreuzfahne bedeckt sein darf ...»

Doch die gewünschte Ruhe kehrte trotzdem nicht ein, zumal die DC grossen Anstoss daran nahmen, dass Gericke mit Mendelson gemeinsame BK-Versammlungen, anfänglich Fennstrasse 53, dann Seilerstrasse 32, durchführte und Fürbitte für Niemöller hielt.



Fennstrasse (50er Nummern)

Pfarrer Hesselbarth, Vorsitzender des GKR, schreibt am 21. Mai 1938 an das Konsistorium rückblickend:

...es ist nur meiner Besonnenheit zu verdanken, dass Pfarrer Gericke wegen dieser Herausforderung des GKR [gemeint war die am 16. Februar 1937 für Mendelson geforderte Ehrenerklärung, d. Verf.] nicht seine gehörige Tracht Prügel bekommen hat ... »

Im Mai 1938 befürwortete auch Sup. Rosenfeld, der zugunsten Mendelsons noch 1933 deutlich dem Antisemitismus entgegengetreten war (S. 230), die wiederholten Versetzungswünsche der DC. Seit 1935 fiel auch dieser Superintendent in den herrschenden DC-Tenor ein, den «jüdisch-zersetzenden» Einfluss von Pfarrer Gerhard Jacobi, Präses der Berliner BK, zu beklagen (S. 237).

Im Dezember 1938 fordert Rosenfeld gegenüber dem Konsistorium erneut, gegen Notbundpfarrer Gericke wegen seines Eintretens für Mendelson vorzugehen. Gericke wiederum beklagte gegenüber dem Konsistorium, es «atme den Geist der Gewalt», wenn der GKR bzw. seine Amtsbrüder es Mendelson verwehren, selbst geringe Amtshandlungen auf dem Friedhof vorzunehmen und ihn (Gericke) des «Volksverrats» bezichtigen.

Der Streit um Mendelsons Rolle in der Dankesgemeinde hielt auch noch 1939 an. Sup. Rosenfeld unterstützte im Januar d. J. die Beschwerde Pfarrer Lampes über Gericke und warf diesem einseitig vor, die Zerrissenheit der Gemeinde durch seine im Februar 1937 geforderte Ehrenerklärung für Mendelson heraufbeschworen zu haben. Lampe dürfe berechtigt Genugtuung erwarten, so jedenfalls Rosenfeld.

Doch das Konsistorium sah von Disziplinarmaßnahmen ab. Ohnehin warf der Krieg, der 1944 das Gotteshaus am Weddingplatz zerstören würde, seine Schatten voraus.

Pfarrer Mendelson, dem neben Gericke und Pfarrer von Barga (Osterkirche) auch frühere Mitarbeiter aus dem Kindergottesdienst die Treue hielten, arbeitete überbezüglich im Seelsorgebereich des Hilfsbüros von Pfarrer Grüber – siehe den Band über Mitte und Tiergarten – mit, eine ihn herausfordernde Aufgabe, die im Dezember 1940 durch das Einschreiten der Gestapo ihr Ende fand.

Der Familie Mendelson blieb weiteres Leid nicht erspart: Ein Bruder, Pfarrer Ernst Mendelson, nahm sich im November 1936 das Leben. Es geschah in der verzweifelten Hoffnung, seinen Kindern dadurch helfen zu können. Seine Witwe durfte 1939 wieder den Mädchennamen annehmen, was man anschliessend auch den Kindern gestattete.

Paul Mendelson konnte allerdings durch seine nicht-jüdische Ehefrau vor weiterer Verfolgung geschützt werden.

Nach dem Krieg war es gewiss ein Stück Genugtuung, dass ihm die Kirche wieder ein Amt übertrug. Er war zunächst aushilfsweise in Prenzlauer Berg tätig und erhielt dann vom 1. August 1946 bis 31. September 1950 eine Pfarrstelle in Niederschönhausen. Am 20. Mai 1952 erlag er einem Herzschlag.

Detlef Minkner schreibt 1982:

«Als die Gemeinde in Berlin-Niederschönhausen ihn – 79jährig – zu Grabe geleitete, war es ein Trauerzug, wie ihn Niederschönhausen noch nie erlebt hatte. Über 1.000 Menschen folgten seinem Sarg. In wenigen Jahren war er ihr Pfarrer geworden. Von seiner leidvollen Vergangenheit wussten nur wenige.»

Notbundpfarrer Mundt (Nazarethgemeinde)

Im Zentrum des Bezirks, am Leopoldplatz, steht nahe einem Gotteshaus Schinkels die grosse Nazarethkirche. In ihrer Gemeinde herrschten nach 1933 heftige kirchenpolitische Gegensätze.

Von fünf Pfarrern, die 52.000 Evangelische betreuten, war neben drei DC lediglich einer Mitglied des Notbundes: Paul Mundt (1880-1954). Er hatte einen schweren Stand, seine Bekenntnisgemeinde war sehr klein (sechshundertfünfzig Personen) – ähnlich der, an der benachbarten Dankeskirche (S. 233) –, doch Mundt kämpfte mit Mut und Ausdauer, was ihm auch der Berliner Bruderrat der BK bescheinigte (S. 240). Selbst Kritiker im Konsistorium wie Konsistorialrat Fahland mussten Mundt (S. 238) zugestehen, er sei ein «tüchtiger Geistlicher», der auch über einen gewissen Anhang in der Gemeinde verfüge. Fachliche Gründe, die gegen ihn sprachen, waren nur schwer herbeizubringen, da boten die DC-Pfarrer Endler und Dr. Steiger ganz andere Blößen (S. 237ff.). Es war ohnehin ein Glück des Notbundgeistlichen, dass sich seine kirchenpolitischen Gegner untereinander teilweise spinnefeind waren, zu Kritik an ihrer Amtsführung Anlass gaben, oder nicht richtig sesshaft wurden. DC-Pfarrer Dr. Robert Steiger war lediglich von 1934 bis 1940 in Wedding und ging dann nach Petershagen.

Mundt seinerseits kam erst zum Jahreswechsel 1932/1933 zur Nazarethkirche, an der keine vertrauensvoll gewachsene Pfarrgemeinschaft bestand, die manche Gegensätze und Parteilagen hätte abfedern können.

Mundt zählte im September 1933 zu den Berliner Notbundpfarrern der ersten Stunde. (Laut DC – vom 26. 10. 1938 – war er Mitglied der NSDAP, wurde aber im Laufe der 30er Jahre ausgeschlossen). Bereits am 5. 11. 1933 protestierte er in einer Predigt gegen «Staatschristentum» und «Gleichschaltung» des kirchlichen Lebens im Sinne der Deutschen Christen, wie Denunzianten sofort der Kirchenbehörde meldeten. Am 19. November charakterisierte er die DC-Grundsätze als «Irrlehre» und verlas von der Kanzel die Protesterklärung des Pfarrernotbundes gegen die skandalöse deutsch-christliche GROSSKUNDGEBUNG im Sportpalast. Mundts Kritik an den Auffassungen der DC und dem machtpolitischen Vorgehen höherer kirchlicher Stellen wurde von deren Parteigängern vor Ort als «Frivolität» und den Gemeindefrieden störend aufgefasst und umgehend gemeldet. Die Atmosphäre lud sich immer mehr auf, da die fanatischen Anhänger der DC jede nonkonforme Aussage Mundts zum Anlass nahmen, seine Bestrafung zu verlangen. So wurde ihm vorgeworfen, bei seiner Predigt am 26. November im Schlussgebet zwar des Reichskanzlers und Reichspräsidenten, aber eben auch der gemassregelten Pfarrer gedacht zu haben. Drei Tage darauf verlangte Mundt vom Gemeindegemeinderat die Verpflichtung auf Bibel und Bekenntnis (und nicht auf «Rasse» und «Blut»), sonst könne er ihn nicht als Teil einer rechtmässigen Kirche anerkennen! Obwohl Mundt bei der folgenden GKR-Sitzung (14. Dezember 1933) einschränkend nachschob, mit seiner Forderung niemanden beleidigen wollen, reichte den empörten DC dies nicht aus.

Und sie hatten Erfolg mit ihrem andauernden Denunzieren und Protestieren: Das Konsistorium (Stellv. Bischof Eckert) entzog Pfarrer Mundt vorübergehend die Geschäftsführung der Gemeinde. (Im Jahr darauf erhielt er sie zurück.) Doch mit diesem Zwischenerfolg gaben sich die DC nicht zufrieden, denn sie wollten ihn völlig aus der Kirche vertreiben. Die nächste Chance kam prompt. Bei Mundts Pfingstpredigt 1934 machten seine Kritiker «Ausfälle» und «Beleidigungen» der DC, des Reichsbischofs und des GKR fest. Mundt hatte nämlich bei der Aufzählung innerkirchlicher Gewaltmassnahmen vor der Gemeinde auch darauf hingewiesen, dass man ihm sogar die Abhaltung von Bibelstunden in der Privatwohnung

verbot. «Strafversetzung» riefen die DC daraufhin, «schwerer Kanzelmissbrauch» ergänzte Mundts Amtskollege Schwochow, wenig «brüderlich».

Aus der Pfingstpredigt [Paul Mundts](#) am 26. Mai 1934:

.... Mag es dunkler und immer dunkler werden, mag unser Glaube schwersten Stürmen entgegengehen – heute schon müssen Pfarrer mit ihren treuen Gemeinemitgliedern gleichsam in die Katakomben gehen, werden ihnen Kirchen und kirchliche Räume entzogen, müssen sie sich Säle mieten, um Gottes Wort verkünden zu können. Zeugen dafür sind viele Gemeinden in Stadt und Land, im ganzen weiteren Vaterlande, in Gross-Berlin: Schöneberg, Tempelhof, Lankwitz, die [Friedrichshainer] Kirchengemeinden von Galiläa und Samariter.

Und hier in Nazareth: vor Monden hielt ich dort im Konfirmandenraum Bibelstunden; der Gemeindegemeinderat hat sie mir verboten. Bis vor kurzem war ich Vorsitzender des Gemeindegemeinderats und hatte die Geschäftsführung. Der Propst der Kurmark und stellvertretende Bischof von Berlin hat sie mir genommen und meinem Vorgänger in diesem Amt von Neuem übertragen. Und warum?

Die deutsch-christlichen [Kirchen-]Ältesten fürchteten, ich könne in den Bibelstunden Reaktionäre [= Monarchisten] um mich sammeln. Schon erschwerten sie mir die Ausübung des mir befohlenen Dienstes, die Verkündigung des göttlichen Wortes

Brüder und Schwestern, sollen wir zu alledem schweigen? Wollen wir müde und matt, schwach und verzagt alles über uns ergehen lassen? Nein! Wie mahnt der Apostel: Steht im Glauben, seid männlich und seid stark! Lassen wir uns nicht unterkriegen von den Verhältnissen – Pfingsten ist da. Wer vom heiligen Geist erfüllt ist, wird nicht ein Opfer, sondern ein Herr seiner Verhältnisse. Er bleibt aufrecht in Sturm und Wetter, er bleibt getrost in Nöten und Schwierigkeiten. Und geht es wie auf Paulus' Wegen durch heisse Kämpfe und dunkle Tiefen – er zieht als Überwinder seine Strasse: ‚Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus‘.

Wünschen wir uns ein solches Siegerleben? Dann kommt und lasst uns beten: O heiliger Geist, kehre bei uns ein – als Tröster hilf uns!»

Pfarrer Mundts Pfingstpredigt war in der Tat ein leidenschaftlicher und temperamentvoller Protest gegen die Heimsuchung der evangelischen Kirche durch das rücksichtslose Vorgehen der nazistischen Kirchenpartei. Die Predigt war nicht nur ein kleines rhetorisches Glanzstück – und so schnell nicht zu finden im Berliner Kirchenkampf sondern auch ein Beispiel für Zivilcourage, nämlich von der Kanzel öffentlich politische Zustände zu beklagen, die wahre Glaubensanhänger in die Illegalität trieben.

Nach diesen Ereignissen verschärfte besonders DC-Pfarrer Endler seine Agitation gegen den Notbundgeistlichen, dem er von nun an «Hetzpredigten» vorhielt. Im Januar 1935 entzog Endler Mundt die Erlaubnis, Konfirmanden des Erstgenannten einzusegnen, da der Bekenntnispfarrer ein «streitsüchtiger Pharisäer» sei. Angesichts dieser Haltung und der schon genannten Diffamierung durch Pfarrer Schwochow zog sich Mundt im Februar 1935 aus der Mitarbeit im Gemeindekirchenblatt zurück.

Unter der Rubrik «Mitteilungen» heisst es auf der letzten Seite des Gemeindeblattes «Nazareth» vom 10. Februar 1935:

«Herr Pfarrer Paul Mundt hat die ihm angebotene Mitarbeit an diesem Blatte abgelehnt, da hierdurch ein Friede vorgetäuscht würde, der in der Kirche tatsächlich nicht vorhanden ist. Trotz dieser unfriedlichen Haltung werden die Herren Rother, Schwochow, Endler und Steiger, d.h. die übrigen Pfarrer unserer Gemeinde, wie bisher friedlich und einträchtig, wie in anderen Dingen, so auch in der Herausgabe dieses Blattes Zusammenarbeiten.»

Im Juni d. J. richtete der GKR eine erneute Beschwerde an die Kirchenleitung und monierte diesmal Mundts mangelnde Absprache in Sachen Urlaubserteilung. (Mundt hatte diesbezüglich nicht den Weg über die Amtskirche, sondern über den Berliner Bruderrat der BK um Präses Gerhard Jacobi gewählt.)

Superintendent Rosenfeld stimmte zwar am 6. Juni 1935 in die Missbilligung ein, würdigte aber, dass Mundt neben dem Bruderrat auch das Konsistorium über die Regelung seiner Urlaubsvertretung informiert hatte. Rosenfeld machte auch den (in seiner Sicht) eigentlichen «Schuldigen» des Vorgangs aus: Mundt sei zu einem Verhalten durch den Präses der BK veranlasst worden, des «in jüdisch-zersetzender Weise wirkenden Pfarrers Jacobi ..., der für seine alle evangelisch-kirchliche Vergangenheit zerstörenden Eingriffe in den kirchlichen Verwaltungsapparat zur Rechenschaft zu ziehen sein wird.»

Rosenfelds antisemitischer Ausfall steht in einem bösen Kontrast zu seiner Unterstützung Pfarrer Mendelsons 1932/33, den er damals gegen derartige Klassifizierungen in Schutz nahm (S. 230). Welches Motiv steht hinter einer so krassen Wandlung?

Im Mai 1936 verteidigte Sup. Rosenfeld sogar Pfarrer Mundt, als er eine sehr erfolgreiche «Evangelisationswoche» – entgegen dem Verbot des GKR Nazareth, aber mit Genehmigung des Provinzialkirchenausschusses – durchführte. Gerade weil sich Mundt dabei wieder als überaus tüchtiger Gemeindepfarrer profilierte, sassen ihm die neidischen DC-Amtskollegen und der GKR im Nacken. Ein Kirchenältester (Paul Berger) erklärte Mundt zum «Feind», Pfarrer Schwochow bezeichnete die Evangelisationswoche als «Einpeitschungen» und Dr. Steiger verstieg sich zu der Kritik: «Wir brauchen keine Lämmer, sondern Vorkämpfer, Helden ...!», und man müsse «mehr deutsch als Christ» sein.

Schon im Jahr darauf gab Sup. Rosenfeld dem Drängen der DC allerdings nach. Hatte er Mundt im Mai 1936 noch «guten Willen» dabei bescheinigt, die Geschäfte der Gemeinde trotz DC-Mehrheit im Sinne der «kirchlichen Ordnung» zu führen,

und demgegenüber das Verhalten der Deutschen Christen gerügt, Sitzungen des GKR zu boykottieren, so behauptete Rosenfeld 1937 das Gegenteil.

Der Superintendent schrieb am 15. Februar 1937 an das Konsistorium, Mundt müsse der Vorsitz wieder genommen werden, da er mündliche Verhandlungen und schriftliche Stellungnahmen zu Vorwürfen des DC-Pfarrers Dr. Steiger ablehnte. In den Augen Mundts hatte Dr. Steiger durch seine o.g. Äusserungen eine «unerhörte Gotteslästerung» betrieben.

Im April 1937 erneuerte der GKR die Forderung, Mundt die Geschäftsführung zu entziehen. Dass das Konsistorium bzw. der Provinzialkirchenausschuss immer noch nicht im Sinne der DC eingeschritten war, lag daran, dass es in der Gemeinde an geeigneten Nachfolgern fehlte. (Nur NS-Ideologe zu sein, war offenbar selbst in der Amtskirche keine ausreichende Qualifizierung!)

Fähig, aber kirchenpolitisch unzuverlässig

Noch am 23. März 1939 bemerkte der Berliner Konsistorialrat Fahland (gegenüber dem E.O.K.) zur Bitte des DC-Kirchenältesten Berger um Versetzung Mundts, gegen den Notbundpfarrer könne man nur in kirchenpolitischer Hinsicht etwas einwenden, denn «an sich ist Mundt ein tüchtiger Geistlicher (Aufgrund eines Erlasses des Reichsministers für die kirchlichen Angelegenheiten waren Disziplinarmaßnahmen zu unterlassen, wenn die Verfehlungen vorwiegend kirchenpolitischen Charakters waren.) Pfarrer Rother stand kurz vor der Pensionierung, die DC-Pfarrer Endler und Dr. Steiger waren «auch wenig geeignet», bei Pfarrer Schwochow lägen Beschwerden auf finanziellem Gebiet vor, so Fahland.

Ähnlich hatte im Jahr zuvor Oberkonsistorialrat Siebert vom E.O.K. den betagten Pfarrer Rother vor Anwürfen Endlers und Steigers in Schutz genommen, indem Siebert ausführte, der alte Geistliche könne sich in seiner Arbeitsleistung immer noch mit den beiden Kritikern messen. Sup. Rosenfeld ergänzte am 13. Mai 1938 nüchtern, dass DC-Pfarrer Endler «in einer kleinen Dorfpfarrrei vielleicht noch das Erforderliche leisten könne.» (Endler hatte in Schreiben an die Kirchenleitung seine «Überlastung» aufgrund der «katastrophalen Gemeindeverhältnisse» beklagt und bei ausbleibender Änderung längerfristig den «Kirchenverfall», ja die «Revolution» an die Wand gemalt.)

Am 26. Oktober 1938 war der GKR wieder in Sachen Mundt vorstellig und belegte sein Ansinnen diesmal mit dem Vorwurf, der Notbundpfarrer habe beim Erntedankgottesdienst «den Führer» nicht ins Gebet einbezogen.

Erst die landesweiten Auseinandersetzungen um die Haltung der Bekennenden Kirche zu drohenden kriegerischen Entwicklungen in Europa im September 1938 (Gebetsliturgie zurzeit der CSR-Krise) brachten wohl an der Nazarethgemeinde das Fass zum Überlaufen.

Obwohl Mundt, der den Text der BK-Leitung im Gottesdienst heranzog, (verständlicherweise) betonte, damit keine «politische Demonstration» zu beabsichtigen, wurde er doch disziplinarisch belangt: Er musste eine Gehaltskürzung verkraften – Mundt kämpfte zwei Jahre dagegen, letztlich erfolgreich – und wurde im Februar 1939 von der Geschäftsführung entbunden, die nun Pfarrer Hugo Schwochow erhielt, womit die Kirchenleitung (trotz interner Bedenken) hoffte, die DC zufriedenzustellen. Mit dieser Entscheidung erklärte sich am 22. März auch der Kreissynodalvorstand unter Sup. Richter (S. 208, 217) einverstanden.

Wegen des genannten Bittgottesdienstes zur drohenden Kriegsgefahr am 30. September 1938 wurden Hunderte von Pfarrern disziplinarisch belangt. In Wedding waren davon neben Mundt, auch von Barga (Osterkirche), Lahde (Kapernaum) und Gericke (Dankes) betroffen.



Die genannten Notbundpfarrer äusserten in einer gemeinsamen Erklärung: «Bittgottesdienste sind in der ganzen Welt, wo Christen wohnen, vor der Einigung in München* gehalten worden. Die christliche Kirche würde aufs Schärfste den Gedanken zurückweisen, als ob durch einen Bittgottesdienst für den Frieden in einem Volk Schaden gestiftet werden könnte ... Der Aufruf zur Busse, so gut wie der Dank gegen Gott, gehört zum unveräusserlichen Inhalt christlichen Gottesdienstes.»

* Gemeint ist das unter Nötigung entstandene «Münchener Abkommen», d. Verf.

Anfang der 40er Jahre kam es an der Nazarethgemeinde (Foto oben) zu einigen Veränderungen: Der scharfe DC-Pfarrer Dr. Steiger verliess wegen eines tätlichen Streits mit Pfr. Schwochow die Gemeinde 1940, dafür kam der frühere DC-Pfarrer Dr. Johannes Hülle (S. 246) 1941 von der Osterkirche an den Leopoldplatz.

Die teilweise Gehaltssperre Mundts fiel im Januar 1940 aufgrund eines Amnestieerlasses des zuständigen Reichsministeriums weg.

Die Finanzabteilung beim Konsistorium teilte dem E.O.K. am 30. April 1940 mit, über Mundt lägen seit dem Streit um den Gebetsgottesdienst (30. September 1938) keine Beschwerden mehr vor:

«Wir bemerken aber, dass er [Pfarrer Mundt] auch die vom Superintendenten Diestel überreichte Erklärung der über 100 Berliner Pfarrer in Sachen des Gebetsgottesdienstes [S. 238] mit unterschrieben hat.»

Über Pfarrer Mundts Schicksal in den Jahren 1939-1945 ist leider wenig bekannt. Seine Bekenntnisgemeinde war ursprünglich ohnehin nicht gross, sechshundertfünfzig Inhaber der Roten Karte zählte man 1935. Visitationsberichten des Berliner Bruderrats im August 1935 zufolge (Berichterstatter Dr. Wiese aus Prenzlauer Berg) bestand sein Bruderrat damals aus einer Dame und zwei Herren. Bemerkenswert war, dass die leitende Schwester der Diakoniestation (Paul-Gerhardt-Stift) offen zur BK hielt (S. 250f.).

Dr. Wiese charakterisiert die Gemeindeverhältnisse folgendermassen:

«Bruder Mundt ist ein eifriger und tapferer Pfarrer, der für das Anliegen der BK seinen vier deutsch-christlichen Amtsbrüdern gegenüber wacker eintritt ...

Die Bekenntnisgemeinde ist noch klein aber durchaus entwicklungsfähig ...

Die geringen Kollektenerträge, die bei den deutsch-christlichen Pfarrern noch viel niedriger sind, und die Tatsache, dass in der grossen, etwa 50.000 Seelen umfassenden Gemeinde noch keine 150 [BK-] Blätter verteilt werden, sind erschütternde Anzeichen für den Tiefstand des kirchlichen Lebens in Nazareth. Die Gottesdienste von Bruder Mundt sind gut besucht, während diejenigen der DC nur einen kümmerlichen Besuch aufzeigen.»

Als sich die Berliner BK-Leitung 1944/1945 einen Überblick darüber verschaffte, welche BK-Gemeinden noch monatliche Zahlungen leisteten und welches Laienmitglied des örtlichen Bruderrats dafür verantwortlich zeichnete, steht für die Nazarethgemeinde zwar die Eintragung 26 Mark, aber den Namen eines Kassierers sucht man vergeblich. Pfarrer Mundt – von dem wir leider kein Foto haben – hatte wohl auch diese Aufgabe auf seine Schultern laden müssen.

Auseinandersetzungen an der Osterkirche

N 65, Samoa – Ecke Sprengelstrasse

Im Südwesten des Bezirks und mitten im Wohngebiet gelegen, gehörte die Osterkirche (36.000 Seelen) zu den grösseren Gemeinden des Wedding. Von vier Pfarrstellen entfielen zwei auf die Deutschen Christen, Pfarrer Teichmann galt als neutral, stand aber unmissverständlich auf Seiten verfolgter Menschen. Für die Bekennende Kirche trat Fritz von Bargen ein. Der Notbundpfarrer war *die* zentrale Persönlichkeit der Kirchenopposition in Wedding. Als Stellvertreter von BK-Superintendent Hitzgrath (S. 228) wirkte er auch über seinen Heimatbezirk hinaus. Von Bargen zählte zu den Gründungsmitgliedern des Berliner Pfarrer-notbundes um Präses Gerhard Jacobi (Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche), seines offenen und couragierten Auftretens an der Osterkirche wegen forderte DC-Propst Eckert – zeitweise Stellvertreter des Bischofs von Berlin – im April 1934 die Zwangsbeurlaubung des Weddingers, konnte damit aber nicht durchdringen.

Von Bargens unverwechselbare Persönlichkeit – recht selbstbewusst, unerschütterlich in seiner religiösen Auffassung und mit einer leicht ironischen Distanz zu seinem Umfeld (S. 242) – sorgte für klare Fronten im innerkirchlichen Kampf und half dadurch, zum Entstehen der wohl lebendigsten Wedding BK-Gemeinde (420 Rote Karten) beizutragen.

Doch auch sein (kirchenpolitisch) «neutraler» Amtsbruder Pfarrer Herbert Teichmann verdient grosse Beachtung. Sein ungeheurer Mut, sich über Jahre hinweg in der Taufe von «Nichtariern» – auch auf sehr unkonventionelle Weise – zu enga-



gieren machte ihn damals in Berlin zu einer in Kirchenkreisen sehr bekannten und umstrittenen Figur.

Nationalsozialistische Gruppen stiessen sich wiederholt an seinem Vorgehen, trat er ihnen doch im Kernbereich rassenbiologischen Denkens («Ein Jude bleibt immer ein Jude») entgegen. Auch die Amtskirche konnte ihn erst gegen Ende der 30er Jahre stoppen, indem sie die «Judentaufe» den Gemeindepfarrern grundsätzlich entzog.

Bei den Kirchenwahlen am 13. November 1932 errangen die Deutschen Christen an der Osterkirche lediglich 10%, 42% entfielen auf die Volkskirchliche Vereinigung, «Evangelium und Kirche» lag an der zweiten Stelle.

Die DC hatten im geschäftsführenden Pfarrer Groth einen besonders militanten Anhänger ihrer Richtung, der bis zu seiner Pensionierung im Mai 1934 einen grossen Anteil an der Zerstörung des Gemeindefriedens hatte. Deutsch-christliche Vorkämpfer waren darüber hinaus der Küster Wilke (er verstarb im Oktober 1935), sein Nachfolger «Parteigenosse» (PG) Neumann, dann der Gemeindediakon Haldenwanger, ebenfalls PG, und der DC-Fraktionsführer im Gemeindegemeinderat Rektor Starke. Man sieht, die kirchenpolitischen Anhänger der NSDAP vermochten an der Osterkirche einiges aufzubieten, sie konnten darüber hinaus auch auf Pfarrer Dr. Hülle rechnen, der aber – obwohl ideologisch auf Seiten der DC – wiederholt durch seinen fanatischen Amtsbruder Groth verprellt wurde.

«Vaterunser» als Führerbeleidigung

Groths Störmanöver setzten bereits zur Mitte des Jahres 1933 ein: Im Juli 1933 wurden Vereinen, die nicht deutsch-christlicher Natur waren, die Räume verweigert. Im Monat darauf verbot der DC-GKR die Verbreitung pfarreramtlicher Mitteilungen Pfarrer von Bargen und Teichmanns. Am 23. Juli 1933 schreckte Groth nicht einmal davor zurück, den Gottesdienst seiner drei Amtsbrüder zu behindern, da Hinweise auf die oppositionelle Gruppe «Evangelium und Kirche» gegeben worden waren.

Zwei Tage darauf rechtfertigte Groth sein Vorgehen u.a. mit dem Hinweis auf die vermeintlich staatsfeindliche Gesinnung seiner Gegner: Von Bargen habe beim «Vaterunser» die Worte «erlöse» und «Übel» [Bösen] derartig durch Betonung und Mimik (Blick nach oben) hervorgehoben, dass damit ein eindeutiger Fall von «Führerbeleidigung» vorläge!

Nicht genug damit, am 27. Oktober d. J. drohte Groth seinem Amtsbruder Pfarrer Teichmann mit den Worten: «Oranienburg [KZ] ist nicht weit!», und liess die Gottesdienste Andersdenkender scharf bespitzeln.

Bei allen Beschlüssen und Behinderungen durch den DC-Gemeindekirchenrat muss bedacht werden, dass er aufgrund von Manipulationen und Rechtsbrüchen agierte, denn die Kirchenwahlen im Juli 1933 waren durch die Ablehnung (der Kandidatur) des Wahlvorschlages «Evangelium und Kirche» – Hunderte ihrer Wähler standen vor verschlossenen Türen – faktisch ausgefallen, das Ergebnis manipuliert. Wegen zahlreicher Einsprüche dekretierte ein «Wahlkommissar» später die hundertprozentige in eine «nur» fünfundsiebzigprozentige DC-Mehrheit um.

Zumindest Pfarrer Teichmann sah sich anfänglich politisch zu Unrecht angegriffen, beklagte er doch im Mai 1933 gegenüber einem Freund und PG: Die örtliche NSDAP dulde nur das Agieren von DC-Anhängern, was er gerade jetzt, wo «unsere herrliche Bewegung» den Staat erobert habe, bedauere. In einer schriftlichen Erklärung in eigener Sache (27. Oktober 1933) wies Teichmann darauf hin, kein «Staatsfeind», sondern Nationalsozialist zu sein und stets eine kirchenpolitische Einheitsliste befürwortet zu haben.

Doch derartige Gesinnungsnähe interessierte den geschäftsführenden Pfarrer Groth gar nicht, in erster Linie wollte er die Unterordnung seiner Amtskollegen. Und da er die nicht bekam, beschloss der GKR am 16. Oktober 1933 die Bitte an das Konsistorium, von Bergen und Teichmann u.a. wegen «spitzfindig-jüdischer Gesetzesauslegung» endlich zu versetzen. Doch selbst der dazu Stellung nehmende Superintendent Rosenfeld musste zugeben, dass der GKR «unwahre Vorwürfe» gegen die Genannten erhob und sah sich gezwungen, im Auftrag der Kirchenleitung gegen die Arbeitsbehinderungen durch das deutsch-christliche Regiment einzuschreiten. Am 6. März 1934 hatte der DC-beherrschte Gemeindekirchenrat von Bergen und Teichmann «abgesetzt», was durch Verfügung des Konsistoriums am 11. April 1934 aber wieder rückgängig gemacht wurde.

Am 17. April 1934 beschloss der GKR der Osterkirche in Anwesenheit des Superintendenten:

«Der Gemeindekirchenrat nimmt alle Anträge gegen Pfarrer Teichmann und Pfarrer von Bergen einstimmig zurück, einschliesslich des Beschlusses bezüglich Benutzung der Säle, und proklamiert für die Ostergemeinde den Frieden, den sie braucht.»

Doch so einfach liess sich der Frieden nicht beschliessen, denn durch den rüden Umgangston der DC – die Andersdenkende «ausrotten» wollten – und ihr Gewaltregiment waren die Gräben inzwischen zu tief.

Sup. Rosenfeld beklagt am 27. April 1934 gegenüber dem Konsistorium, von Bergen habe durch sein Verhalten am 17. April 1934 die Sitzung gesprengt:

«Dieser [Notbundpfarrer von Bergen] hatte sich – verspätet in die Sitzung kommend – ohne deutschen Gruss, überlegen lächelnd, an seinen Platz gesetzt, hatte während der Festsitzung, in der nicht geraucht wurde, sich ostentativ [herausfordernd] eine Zigarette angezündet und fing nun an, in schärfster Tonart zu erklären, dass es so nicht gehe, dass ihm viel schweres Unrecht zugefügt sei; dass die Mehrheit des Gemeindekirchenrats Busse tun und die Schuld eingestehen müsse; dass das Konsistorium darum dem Gemeindekirchenrat jetzt auch gründlich eins drauf gegeben habe – die von ihm gebrauchten Worte sind mir nicht mehr genau in Erinnerung.»

Da dem DC-GKR die Konsistoriumsbeschlüsse zu diesem Zeitpunkt im vollen Umfang noch nicht zur Kenntnis gebracht worden waren, brach über von Bergens Auftrumpfen helle Empörung aus, die Sitzung wurde gesprengt.

Rosenfelds anschliessender Versuch, von Bergen zum Einlenken zu bewegen, scheiterte, weil der Notbundpfarrer betonte, dass «zwischen ihm und der Mehrheit des Gemeindegemeinderats das schreiende Unrecht der Wahlen vom Sommer 1933 stünde» (so Rosenfeld a.a.O.). Von Bergen wollte auch die Ordnung der – ebenfalls nicht rechtmässigen – Reichskirche nicht anerkennen und behielt sich vor, darauf bezogene Flugblätter des Pfarrernotbundes in der Gemeinde zu verteilen.



Fritz von Bergen

Bekennende Gemeinde Osterkirche

Angesichts eines manipulativ zustande gekommenen Gemeindegemeinderats war die Kirchenopposition geradezu gezwungen, ein eigenes Vereinsleben zu entwickeln. Bei 420 Inhabern der Roten Karte der BK konnte von Bergen zwar auf eine stattliche Gemeinde blicken, doch verglichen mit der Zahl der Evangelischen, die zur Osterkirche zählten (36.000), war es eine verschwindende Minderheit. Aber es war die Mehrheit der kirchlich ernsthaft Engagierten! Von Bergen hatte zudem mit seinem von ihm herausgegebenen Blatt «Die Osterglocke» – gedruckt in Wedding (S. 174) – ein wichtiges Informationsorgan geschaffen, das über die Bekennende Gemeinde hinausreichte und ihm half, die Zensur des GKR, der den Aushang von Mitteilungen von Bergens und Teichmanns untersagte, zu unterlaufen. Dem Bruderrat gehörten (Sommer 1935) dreizehn Personen an. In der Regel zwischen fünfunddreissig und fünfzig Jahre alt, waren es u.a. der Bankbeamte Rausch, der Sekretär Giesel, der Postbeamte Ränisch, Schuhmacher Gutjahr, Buchhändler Baltzer, Zugführer Grimmsmann und der Dreher Schulz, ferner die Damen von Bergen, Borngräber, Dumke und Giesel.

Erfasst von BK-Bibelstunden wurden 150 Personen, die BK-nahen Kindergottesdienste besuchten 200 Heranwachsende. Die Bekenntnisgemeinde nahm monatlich durchschnittlich 75 RM (im heutigen Massstab etwa das Zehnfache) ein.

Insgesamt keine schlechte Bilanz, besonders wenn man sie mit dem allgemein schwachen Erscheinungsbild der innerkirchlichen Opposition in Wedding-Gesundbrunnen vergleicht. Was freilich nichts gegen die Tapferkeit einzelner Pfarrer, wie Mundt (Nazareth), Werder (Himmelfahrt) und Gericke (Dankes), besagt. Nur eben. grosse Gemeinden hatten sie nicht hinter sich.

«Judenfreund» Pfarrer Teichmann

Auch über zwei Jahre nach dem Einschreiten des Konsistoriums gegen DC-Pfarrer Groth und seinen Anhang im April 1934 (S. 242), hatten sich die Verhältnisse im Gemeindegemeinderat nicht grundsätzlich geändert. Zwar lag die Geschäftsfüh-

rung nun bei Pfarrer [Dr. Johannes Hülle](#), einem etwas gemässigeren DC-Vertreter. Aber das Grundübel, die nicht ordnungsgemäss aus Wahlen hervorgegangenen Mehrheitsverhältnisse zugunsten der nazistischen Kirchenpartei, war von der Kirchenleitung beibehalten worden, obwohl selbst der E.O.K. 1933 die Möglichkeit der Wahlwiederholung zuließ.

Pfarrer Herbert Teichmann beklagt daher in einem Schreiben, das er über den Superintendenten Rosenfeld ans Konsistorium (21. September 1936) richtete, dass der GKR weiterhin die Gemeindegarbeit störe und zerstöre: Dr. Hülle, der gegenwärtig den Vorsitz unrechtmässig innehatte, hätte selber 1933 die Wahlverhinderung als «Entrechtung der Gemeinde» angesehen. Von Barmen und er (Teichmann) dächten immer noch so. Selbst der anstelle Groths nachgewählte Pfarrer Laubvogel werde, obwohl PG, inzwischen von der DC-Gruppe vor das Parteigericht der NSDAP gezerrt. Jeder, der sich dem



Herbert Teichmann

Gewaltregiment der DC-Fraktion, in der kirchenferne Personen den Ton angäben, widersetze, werde schikaniert: Zensur am Informationsaushang der Gemeinde, Disziplinosigkeiten von Kirchenbeamten, beiseite geschaffte Kollekten anderer Pfarrer, der Jugendarbeit vorenthaltene Räume, selbst eine der BK verschlossene Orgel und die Abriegelung der Kirche für den Jugendgottesdienst am 12. Mai 1935 belegten unhaltbare Zustände, beklagte Teichmann.

Pfarrer Teichmann geriet seit 1934 darüber hinaus in einen zunehmend eskalierenden Konflikt mit den Deutschen Christen (und später mit dem Konsistorium). Es ging um die Taufe von «Nichtariern». Ein zwischen Kirche und NS-Bewegung, aber auch innerhalb der Kirche höchst umstrittener Vorgang, der mitten in den Bereich des Politischen hineinragte.

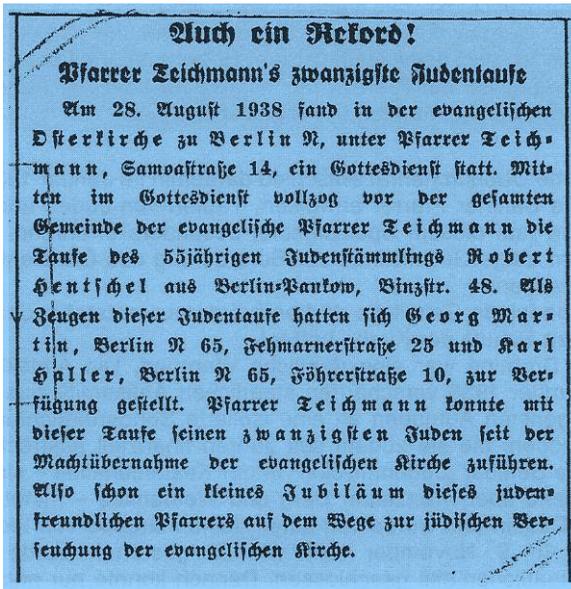
Der Gemeindegkirchenrat der Ostergemeinde hatte, um die «jüdische Verseuchung der Kirche» zu verhindern, bereits im August 1934 (mehrheitlich) beschlossen, dass Küster niemals Eintragungen von «Nichtarier»-Taufen vornehmen dürften und dass die Gemeinde dafür auch keine Räume und Geräte zur Verfügung stellte. Teichmann sprach diesbezüglich von gehässigen und «christusfeindlichen Anweisungen» des GKR und geriet darüber in einem Jahre anhaltenden Streit mit den kirchlichen Gremien.

Die Konsequenz und Tapferkeit dieses sog. neutralen Geistlichen beim Streit um die «Judentaufe» ist zudem deswegen hervorzuheben, weil er durch DC-nahe Kirchenbedienstete auch in anderen Fragen in Gestapoverfahren hineingezogen wurde. So beschuldigte ihn der Hilfsglöckner Schröder, HEIL MOSKAU gerufen zu haben. Der Küster und PG Neumann sagte wiederholt gegenüber Dritten, er wolle «Teichmann fertig machen». Oft waren die Beschuldigungen so absurd und haltlos, dass selbst die Politische Polizei von weiteren Ermittlungen absah.

Küster [Ernst Neumann](#) beschuldigte Pfarrer Teichmann in einem Schreiben an das Konsistorium (30. August 1938) der «Unordnung» in Bezug auf das Tauf- und Trauregister, da der Geistliche zwar «Taufen irgendwo» vollziehe, diese aber vorschriftswidrig nirgends ins Taufregister eintrage.

Und in der Tat, Teichmann gelangte in der zweiten Hälfte der 30er Jahre in Berlin zu einiger Berühmtheit, da er wie kein zweiter Pfarrer massenhaft Juden taufte. (Der Bildberichterstatte Hans Todtenkopf, Scharnweberstrasse 90, als Regime-Gegner mit teilweise jüdischer Herkunft doppelt gefährdet, betonte nach 1945: Teichmanns Taufe habe ihn nachweislich geschützt.)

PG Sarghändler Koch, der Teichmann ohnehin beschuldigte, ihn um Gebühren gebracht zu haben, titulierte den Pfarrer im «Völkischen Beobachter» als «Judenknecht». Teichmanns Vorgehensweise geriet immer mehr ins Blickfeld der Antisemiten. Im Oktober 1938 schrieb das NS-Hetzblatt «Der Stürmer»:



Teichmann entgegnete (26. November 1938) dem Vorwurf, die «jüdische Verseuchung» der evangelischen Kirche zu betreiben, mit dem Argument, er nehme «keine Judentaufen, sondern Christentaufen» vor. Die Kirchenordnung frage nicht – wie die Nürnberger «Rassegesetze» – nach der Religionszugehörigkeit aller vier Grosseltern, sondern lediglich nach der der Eltern. Darüber Hinausgehendes könne er nicht ermitteln, ohnehin gäbe es den «Taufbefehl Jesu», den selbst die Reichsleitung der Deutschen Christen am 15. September 1935 [verbal] anerkennen musste. Auch das Konsistorium teile seine (Teichmanns) Einstellung.

Tatsächlich hatte das Konsistorium Ostern 1935 zugunsten Teichmanns eingegriffen und den GKR der Ostergemeinde darüber informiert, die Entscheidung der Vornahme einer Taufe liege beim Pfarrer, Kirchenälteste seien dabei lediglich Aktzeugen und trügen keine Verantwortung für den Vorgang. Wegen dieser Frage kam es 1938 sogar zu einem Arbeitsgerichtsverfahren, weil die NSDAP-Ortsgruppe dem Kirchenältesten Haller die Hausverwalterstelle wegen der Teilnahme an einer «Judentaufe» (eines «Mischlings») gekündigt hatte. Dabei wies

das Landesarbeitsgericht, das für Haller entschied, darauf hin, dass «Mischlinge» sogar Mitglieder von NSV und DAF werden konnten.

Und doch, Teichmanns Taufpraxis wurde von der leitenden Kirchengemeinde nun ein Riegel vorgeschoben:

Konsistorialrat Fahland schrieb am 28. Dezember 1938 an den Evangelischen Oberkirchenrat, Teichmanns Taufen – zuletzt im Hauptgottesdienst am 28. August 1938 – erregten Anstoss.

Fahland fährt fort:

«Teichmann ist ein Geistlicher, der auch sonst in seiner Arbeit weit über die Ostergemeinde hinausgreift. Im Bereich der Berliner Stadtsynode besteht für Taufen Parochialfreiheit. Trotzdem hätte gemäss Ziffer IX, 1 der Ordnung des kirchlichen Lebens die Aufnahme Erwachsener und damit auch ihre Taufe nur auf Beschluss des Gemeindegemeinderats der Wohnsitzgemeinde vorgenommen werden dürfen. Dass diese Zustimmung jemals von ihm eingeholt worden ist, darf bezweifelt werden. Er behauptet es auch nicht. Teichmann ist bekannt als ein Pfarrer, der sich leicht über die äussere Ordnung und bestehende Bestimmungen hinwegsetzt»

Der Evangelische Oberkirchenrat entschied daraufhin im Januar 1939, das Konsistorium solle alle Berliner Pfarrer anweisen, Taufen von Juden und «Mischlingen» nur noch an die «auf diesem Spezialgebiet besonders erfahrene, weil seit Jahrzehnten auf ihm tätige Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden [zu] verweisen.»

Dem Zuwiderhandelnde Geistliche dürften bei daraus entstehenden Schwierigkeiten nicht auf den Schutz der Kirche hoffen!

Letztgenannte Drohung war eine deutliche Warnung. Die Amtskirche hatte vor dem seit November 1938 verschärften staatlichen Antisemitismus kapituliert und eine ihrer ureigensten Aufgaben an eine isolierte Sondereinrichtung («Judenmission») abgeschoben, die sie zudem seit Jahren finanziell austrocknete. Die versteckt gelegene Berliner «Judenmission» in der Kastanienallee – siehe ausführlich den Schriftenband über Prenzlauer Berg und Weissensee – fristete nur noch ein bescheidenes Dasein und wurde von einer kleinen Gruppe von Idealisten am Leben gehalten. Am 9. November 1938 von SA gestürmt, wurde sie eineinhalb Jahre später staatlicherseits geschlossen. Danach konnte nur noch illegal geholfen werden, wozu sich noch weniger Menschen bereitfanden (S. 302ff.).

Nachzutragen in diesem Abschnitt über die Osterkirche bleibt noch, dass aufgrund der zerrütteten Gemeindeverhältnisse der GKR Ende der 30er Jahre durch einen «Bevollmächtigtenkreis» (darunter Franz Barandat und Pfarrer Dr. Hülle, der die DC 1936 verlassen hatte) ersetzt wurde.

Auch dieses Gremium beschwerte sich über die Pfarrer Teichmann und von Bargen. Erstgenannter wollte sich offensichtlich immer noch nicht in die «Ordnung» fügen, nahm an Sitzungen des «Bevollmächtigtenkreises» nicht teil u.ä., während von Bargen, der längst als Soldat eingezogen worden war, im Oktober 1940 Anlass zur Kritik wegen seines Kollektivenverhaltens gegeben haben soll.

In beiden Fällen sah das Konsistorium davon ab, einzuschreiten. Bei von Bargen wegen des Wehrdienstes, bei Teichmann, weil sich 1942 der Eindruck durchsetzte, er mache – durch Unterzeichnung von Schriftstücken und Meldungen von Rückritten – erste Zugeständnisse. Pfarrer Dr. Hülle wechselte 1941 zur Nazarethkirche. Von Bargen kam nur noch im Urlaubsfall zu Besprechungen mit den Amtsbrüdern Teichmann und Laubvogel an die Gemeinde zurück. Prompt holte

er sich bei einem seiner Besuche eine NS-Beschwerde ein: Rudolf Hackethal monierte Gottesdienstausführungen von Bergens am 3. April 1942. Der Pfarrer hatte am Karfreitag auf die Tatsache hingewiesen «dass Gott sich in dem Juden Jesu offenbart hat.» Mit dieser Äusserung richtete von Bergen – so der Denunziant – «seelischen Schaden» bei der Jugend an.

(Von Bergen kehrte nach 1945 wieder an die Osterkirche zurück. Sein Amtsbruder Teichmann kam in der Nachkriegszeit mit staatlichen Bestimmungen in Konflikt, weil er Flüchtlingen unkonventionell half.)

Beistand für Verfolgte (Kapernaumgemeinde)

Die an der breiten Seestrasse gelegene Kapernaumkirche besass eine sehr grosse Gemeinde, sie umfasste den gesamten Bereich westlich der Kreuzung Müller- und Seestrasse und zählte (im Jahre 1933) 70.000 Evangelische. 380 Christen waren Inhaber der «Roten Karte» der Bekennenden Kirche – was für den Wedding ausgesprochen viel bedeutete. An den internen Bibelstunden nahmen (Stand 1935) etwa 300 Christen teil, der BK-nahe Kindergottesdienst erreichte 250 Heranwachsende. Zum Bruderrat zählten u.a. der Angestellte Grundt, der Elektromonteur Bolz, Inspektor Krummrei, Kaufmann Komnow, Ilse Kersten, eine Vikarin, sowie die Damen Rosendahl, Ranitz und Brandt.

Drei Pfarrer (von sechs), Karl Berlich, Friedrich Lahde und Helmut Petzold (bis 1935), gehörten dem Pfarrernotbund an. Lahde hatte sogar die Geschäftsführung inne. Anfang November 1934 nach Vorwürfen durch die DC-Mehrheit davon entbunden, erhielt er sie bereits am 19. Dezember wieder zurück.

Auf den ersten Blick machte alles einen positiven Eindruck, aber innerlich arbeitete der Organismus der Bekennenden Kirche eher schwerfällig. Die BK-Pfarrer fehlten oft bei Pfarrkonventen der Notbundanhänger des Kirchenkreises, das Spendenaufkommen (Kassierer: Knicker, Lüderitzstrasse 5) war eher bescheiden und die Fürbitte für die um ihres Glaubens wegen Verfolgten wurde nicht regelmässig gehalten, monierte der Berliner Bruderrat 1935. Trotzdem kann nicht übersehen werden, dass besonders Pfarrer Lahde, der Ende 1937 aus Gesundheitsgründen in den Ruhestand ging, wiederholt Zielscheibe von DC-Angriffen war und auch bei der Gestapo angezeigt wurde, weil er an der Kirche nicht die Hakenkreuzfahne aufzog.

Zumindest in einem überlieferten Fall vermochte es die Bekennende Gemeinde, ihr Gewicht in die Waagschale zu werfen und damit tatsächlich etwas auszurichten. Als Notbundpfarrer Helmut Petzold im Oktober 1935 die Kapernaumkirche verliess, kämpften die DC für die Neubesetzung der Stelle, während sich die in der Minderheit befindenden Anhänger von «Evangelium und Kirche» für die Nichtbesetzung aussprachen. Sie führten als Argument den erheblichen Rückgang der Gemeindegliederzahl auf 41.000 ins Feld. (1933 waren es noch 70.000.)

Ausserdem verwies der geschäftsführende Pfarrer Lahde am 18. Oktober 1935 geschickt auf das amtliche Wirken eines Bruderratsmitglieds (Ilse Kersten) hin:

«In dem gegenwärtig verwaisten [Pfarr-JBezirk ist eine festangestellte theologisch geprüfte Vikarin vorhanden.»

Doch die Mitglieder der DC (Fraktionsführer Kaufmann Ebeling) liessen sich von derartigen Argumenten selbstverständlich nicht überzeugen und setzten bei der Kirchenleitung über einen GKR-Mehrheitsbeschluss ihren Wunsch durch.

Mit Pfarrer Heyne erkoren sie sich einen Mann ihres Vertrauens – einen Vertreter der besonders orthodoxen Thüringer DC – aus, doch gegen dessen Wahl erhoben die Anhänger von «Evangelium und Kirche» Einspruch und konnten über 300 Gemeindemitglieder bewegen, sich dem Protest per Unterschrift anzuschließen.

Bemerkenswerterweise hatte die Kirchenleitung ihre ursprüngliche Zulassung der Neubesetzung der Pfarrstelle (Verfügung vom 19. Oktober 1935) – die o.g. Wahl erfolgte am 18. November 1935 – mit einer neuen Verfügung (23. November 1935) wieder rückgängig gemacht. Welchen Stellenwert die Resolutionen in der Gemeinde und die Argumentation Lahdes dabei spielten, ist schwer einzuschätzen. Die Deutschen Christen mussten eine bittere Niederlage wegstecken und hatten zudem das gegnerische Lager aufgescheucht.

Am 15. Februar 1936 schrieben die DC noch einmal an das Konsistorium, warum sie die Besetzung der Pfarrstelle für geboten hielten. Der einst «rote Wedding» bedürfe nämlich besonderer seelsorgerischer Betreuung.

«Der Marxismus und der Bolschewismus [haben] in unserer Gemeinde besonders übel gehaust. Die Anhänger dieser Weltanschauung sind auch nicht mit einem Male ausgestorben. Oder glaubt die Berliner Synode, dass mit der nationalsozialistischen Erhebung alle marxistischen und gottlosen Kreise innerlich wirklich umgewandelt sind? ... »

Unter den über 300 BK-Unterschriften findet der Chronist mehrere interessante Namen: neben der Vikarin Ilse Kersten (Müllerstrasse 97c) – nach dem Krieg eine der ersten Pastorinnen in der Stadt –, die zu den wichtigen Mitarbeiterinnen des Berliner Bruderrats gehörte, sind es auch noch Pfarrer Hans Urner (Müllerstrasse 58) vom Paul-Gerhardt-Stift und die Buchhalterin Dora Mechur aus der Afrikanischen Strasse 145.

Diese drei Personen standen in einem besonderen Verhältnis zueinander, denn sie engagierten sich schon in den 30er Jahren – etwa durch die Hilfe zur Emigration – und erst recht nach Kriegsausbruch in der Hilfe für verfolgte Menschen. Einer ihrer wichtigsten Freunde war dabei Gefängnispfarrer [Harald Poelchau](#) (siehe unten),



der ebenfalls in der Afrikanischen Strasse (140b) wohnte. Poelchau wiederum konnte sich im Wedding auch noch auf andere treue Mitarbeiter bzw. illegale Helfer stützen, so auf die 1933 entlassene Fürsorgerin [Agnes Laukant](#) (SPD), die ebenfalls im Gemeindebezirk, Brüsseler Strasse 28a, wohnte.

Auf die Spur dieses Unterstützerkreises zu kommen, gelang erst nach und nach. Der Verfasser verdankt Dora Mechur, die ihm nach dem Erscheinen der ersten Wedding-Darstellung (1983) dazu aus New York schrieb, wichtige Zusammenhänge.

[Dora Mechur](#) (*1906), die von 1930 bis 1949 in der Afrikanischen Strasse 145 wohnte und vom NS-Regime als «jüdischer Mischling 1. Grades» verfolgt wurde, schreibt 1984:

«Das Büchlein über den Widerstand in einem Arbeiterbezirk [1983] ist gut, aber es fehlen sehr viele Beweise, wie sich die einzelnen Bürger, oft unter Gefahr, dafür ins KZ zu kommen, benommen haben, um Menschen zu helfen.

Ich habe nach so vielen Jahren genaue Namen und Adressen vergessen, aber einige Vorkommnisse sind haften geblieben und werden mir immer im Gedächtnis bleiben.

Die Geistlichen in der Kapernaumgemeinde [Berlich, Lahde, Petzold] gehörten zur Bekennenden Kirche. Eine Vikarin, Ilse Kersten, hatte wöchentliche Bibelstunden in ihrer Privatwohnung in der Müllerstrasse [97c], Friedrich-Ebert-Siedlung.

Dort erfuhren wir auch von den Konzentrationslagern, Inhaftierungen jüdischer und nichtjüdischer Bürger.

Das Polizeirevier Müllerstrasse, ganz nahe Ecke Seestrasse, hatte einen älteren Polizei-Offizier, der noch mehrere Jahre lang getauften Juden Papiere ausstellte, dass sie im Polizeiamt [als] Bürger christlichen Glaubens [registriert] waren, [obwohl] die sogenannte Taufe, soeben erst pro forma stattgefunden hatte. Da waren auch ein paar Frauen in der Friedrich-Ebert-Siedlung, die den Fremdarbeitern, die im Lager Seestrasse hausten, heimlich Brot zusteckten, [obwohl] sie es selbst gerne gegessen hätten.

Mein Vater starb im November 1944 im Jüdischen Krankenhaus. Er war nach einem Bombenangriff über einen brennenden Balken gefallen. Zur Beerdigung fanden sich alle unsere christlichen Freunde und Bekannten ein, die uns getreulich zum Friedhof in Weissensee begleiteten und dem jüdischen Gottesdienst beiwohnten. Jeder Einzelne wusste, dass er [damit] eine verbotene Handlung tat und dafür hätte bestraft werden können.

Das Gertrauden-Krankenhaus, Müllerstrasse, nahe Seestrasse*, nahm noch heimlich hier und da jüdische Patienten an, [obwohl] es verboten war. Ich erinnere mich, dass einige Leute dem Zahnarzt Dr. Wolff, Müllerstrasse, Lebensmittelkarten unter die Tür schoben, weil sie selbst Essen in der Kantine bekamen und wussten, dass die Rationen für Juden [nur] aus Kohlrüben und Kartoffeln bestanden.»

* Gemeint: Das Paul-Gerhardt-Stift, das Gertrauden-Krankenhaus war in Wilmersdorf.

Die Verbindungen der Weddinger Gruppe gingen weit über den Norden der Stadt hinaus:

Dora Mechur (*1906) ergänzt 1989:

«Damals waren in Lankwitz – Lichterfelde-Ost und -West – eine Anzahl von kleinen Privat-Krankenhäusern katholischen und protestantischen Glaubens.* Das Pflegepersonal waren evangelische Diakonissen und katholische Nonnen. Ich hatte [als Buchhalterin] Gelegenheit, diesen Schwestern oft helfen zu können, die Anträge für die Bezugsscheine während des Krieges – und nach dem Kriege – auszufüllen. Während dieser Zeit hatte ich viel Einblick von den guten Taten, die diese Schwestern an alten, armen verfolgten jüdischen Menschen vollbracht haben, [obwohl] es ihnen unter dem Regime Adolf Hitlers streng verboten war. Sie gaben den Namenlosen Medizin, Lebensmittel [und] Unterkunft. Sie waren Widerstandskämpfer im wahrsten Sinne des Wortes. Wahrscheinlich sind viele von diesen kleinen Häusern längst eingegangen»

* Zum Beispiel das Graf-Botho-Schwerin-Krankenhaus in Lichterfelde-Ost, das spätere Koenigswarter-Krankenhaus, d. Verf.

Neben der Vikarin Ilse Kersten war Pfarrer Hans Urner vom Paul-Gerhardt-Stift, Müllerstrasse Ecke Barfusstrasse, ein weiterer wichtiger Träger der Hilfsaktionen. Obwohl eine leitende Schwester Notbundpfarrer Paul Mundt von der Nazarethkirche in seiner Arbeit unterstützte (S. 240), stand das Paul-Gerhardt-Stift keineswegs geschlossen auf Seiten der innerkirchlichen Opposition. Diesen Eindruck gewann auch eine Zeitzeugin aus der Genossenschaftssiedlung «Freie Scholle».

Doris Schrön (*1919) teilt 1992 mit:

«Von 1934-1935 war ich in der Haushaltsschule des Paul-Gerhardt-Stiftes. Wenn auch die Diakonissen unpolitische Menschen waren, so fiel mir auf, dass bei den Morgenandachten die Oberin des Diakonissenhauses immer noch ein Gebet für den ‚Führer‘ sprach.

Pfarrer Wagner tat es niemals. Ich dachte damals, warum tut sie es, ich glaube nicht, dass man sie gezwungen hatte.

... Pfarrer Urner kannte ich nicht, ich war nur ein Jahr in der Schule, kam Ende März 1935 wieder heraus.»

Da in den E.O.K.- und Konsistoriumsakten über das Paul-Gerhardt-Stift zu den uns interessierenden Fragen leider nichts zu finden war, wurden die folgenden Angaben des Sohns von Pfarrer Hans Urner (1901-1986) besonders wichtig.

Johann Christoph Urner (*1931) berichtet 1990:

«Mein Vater Hans Urner, der Mitglied des Pfarrernotbundes und der Bekennernden Kirche war, arbeitete seit 1935 (achtzehn Jahre) im Paul-Gerhardt-Stift und Diakonissenhaus.

Er hatte dort keinen leichten Stand, denn viele der 400 Diakonissinnen lasen den ‚Völkischen Beobachter‘, was Vater sehr bedrückte. Bei seinen Predigten, die zensiert und von Gestapobeamteten überwacht wurden, versuchte er, vorsichtig dagegen zu steuern.

Der zweite Geistliche, Pfarrer [Hermann] Wagner [*1892], war meistens außerhalb des Hauses tätig; als Wehrmachtsseelsorger kam er im Krieg ums Leben.



Zum vertrauten Kreis meines Vaters zählten ... die Oberschwester Helene Amtsberg, einige Diakonissen, die Vikarin Ilse Kersten und Pfarrer Poelchau. Ich erinnere mich auch an Hilfsaktionen für untergetauchte Juden. Meistens blieben sie immer nur eine Nacht in unserer Wohnung, Müllerstrasse 58, Ecke Barfusstrasse (II. Stock). Unvergessen ist mir dabei [1944] das tragische Schicksal des Buchhändlers Bahnmüller, der mit seiner Frau doch noch in die Hände seiner Verfolger fiel und im KZ verstarb.»

Pfarrer Dr. [Hans Urner \(1901-1986\)](#) hatte von 1953 bis 1967 den Lehrstuhl für Praktische Theologie in Halle/Sa. inne, (Foto nebenan)

Der von Johann Christoph Urner genannte Pfarrer Harald Poelchau wohnte seit Mitte der 30er Jahre in der ehemaligen Friedrich-Ebert-Siedlung, nahe Ilse Kersten und Dora Mechur.

Als Anstaltsgeistlicher der Haftanstalten von Tegel und Plötzensee hatte er ein umfassendes Arbeitsgebiet. Seine Mitwirkung im christlich und sozialistisch geprägten Kreisauer-Kreis um Graf von Moltke ist ebenso überliefert wie sein vertrauensvoller Kontakt zu zahllosen Todeskandidaten, die zum Teil bedeutende Persönlichkeiten des deutschen Widerstandes waren. Während er in zwei Publikationen nach dem Krieg darüber berichtete, schwieg sich der bescheidene und stille Mann über seine vielfältigen Hilfsaktionen zum Schutz untergetauchter Juden dagegen aus. (Siehe den Schriftenband über Pankow und Reinickendorf.) Um so wertvoller sind die zitierten Äusserungen Urners, die belegen, dass Poelchau auch mit mehreren Mitgliedern der Kapernaumgemeinde in geheimer Verbindung stand. Seine hohe Bedeutung und der Aktionsradius seines Wirkens gehen jedoch weit über die Weddingener Kirche bzw. Gruppe hinaus.

Im Zentrum der Bekennenden Gemeinde Kapernaum stand ohne Zweifel die Vikarin Ilse Kersten.

[Dora Mechur](#) schreibt 1989 über [Ilse Kersten](#):

«Anfang der 30er Jahre kam sie als Vikarin in die Kapernaumgemeinde ... Bis nach Kriegsende 1945 wohnte Ilse Kersten mit ihrer betagten Mutter – Witwe des Geheimrats Kersten – und ihrer Schwester, Frau [Dr. Charlotte Zerath-Kersten](#), in der Friedrich-Ebert-Siedlung, Müllerstrasse [97c] ... In der Kapernaumgemeinde war sie beliebt wegen ihres Wissens, ihres untadeligen Charakters und vor allem wegen ihrer Standhaftigkeit, nicht der von Hitler erlaubten ‚Deutschen Kirche‘ [den Deutschen Christen] beizutreten.

Sie war arbeitendes Mitglied im Neuwerk-Kreis und sie war tätig als Mitglied der Bekennenden Kirche. In ihrer Wohnung fanden wöchentlich Bibelkreise statt und am Schluss wurden wir unterrichtet über die [politischen]



Ilse Kersten

Geschehnisse. Wir erfuhren von Verhaftungen christlicher und jüdischer Geistlicher, von Hinrichtungen, von Konzentrationslagern und vielem anderen mehr. Wir schlossen die Abende mit Lied und Gebet, dass Gott allem Schrecken ein Ende machen möge. Alle Teilnehmer, nicht alle [kamen] aus Wedding, waren treue Widerstandskämpfer. Eine einzige Anklage hätte uns alle ins KZ gebracht.

Im Jahre 1945 wurde Ilses Wohnung ausgebombt. Nach Kriegsende entschloss sie sich, schweren Herzens, nach Kladow zu übersiedeln im Kirchenbezirk Kladow übernahm Ilse Kersten ... die [Aufgabe] einer ... Pastorin.

Ganz besonders liebte sie den Dienst an alten Menschen, ... [die] Seelsorge der Bedrückten und sozial Vernachlässigten. Lange Jahre vor ihrem Tode hätte sie sich [längst] zur Ruhe setzen können, aber Ilse Kersten liebte ihre Arbeit und die ihr anvertrauten Menschen»

Nach dem Tode von Ilse Kersten am 25. Oktober 1967 war es ihr früherer Weddingener Amtsbruder Pfarrer Urner, der die Worte des Gedenkens bei der Trauerfeier sprach.

Dora Mechur:

«Professor Urner ... und dreissig Geistliche, alle im Talar, der Superintendent von Spandau sowie der Kladower Pfarrer waren bei der Trauerfeier und sprachen die Abschiedsworte.

Meine liebe Ilse Kersten, die im ganzen Leben so sehr bescheiden war, wurde wahrscheinlich gegen ihren Willen geehrt und ihr Werk wurde hoch gelobt.»

Bei aller positiven Würdigung von Ilse Kersten sollte aber nicht übersehen werden, dass ihre vertraute Mitarbeiterin Mechur, als sog. Mischling ganz besonders gefährdet war und trotzdem heikle Aufträge übernahm.

Dora Mechur (*1906), die zum Ende ihres Jahrhunderts verstarb, schreibt 1989:

«Seit meinem zwölften Lebensjahr, dem Ende des ersten Weltkrieges, habe ich gerufen:

„Nie wieder Krieg“, „J'amaix la guerre“, „Never again war“.

Ich hoffe, dass ich mit diesen Worten auf den Lippen dieser Welt Adieu sagen kann, wenn die Zeit kommt, ins Nirvana einzuziehen.»

Wie vielen Menschen die kleine BK-Gruppe der Kapernaumgemeinde um Ilse Kersten tatsächlich hatte helfen können, ist schwer zu ergründen. Hervorzuheben ist aber an ihrem Verhalten, dass sie die biblische Botschaft der Nächstenliebe als ganz persönliche Verpflichtung aufgefasst haben. Darin waren sie jenen Frauen ähnlich, die sich innerhalb der Dahlemer Gemeinde (S. 312) um Dr. Franz Kaufmann in der illegalen Judenhilfe engagierten.

Für sie alle waren die mahnenden Worte Jesu eine Aufforderung zur Tat: «Was du dem Geringsten meiner Brüder getan, das hast du mir getan.»

Katholiken

Im Bistum Berlin

Im Gegensatz zur evangelischen Kirche, die bereits 1932/33 durch das Vordringen der nationalsozialistischen Deutschen Christen (S. 205) in den Sog politischer Auseinandersetzungen geriet, wählten sich die in Berlin mit zehn Prozent nur vergleichsweise schwach vertretenen Katholiken zunächst durch den Abschluss des Konkordats zwischen dem Vatikan und dem NS-Regime vor der «Gleichschaltung» geschützt. 1933 kam es in Berlin zu grossen Veranstaltungen katholischer Kreise, die wenig Distanz zum neuen Staat erkennen liessen.

Andererseits organisierte der Leiter der Katholischen Aktion, Ministerialrat [Erich Klausener](#), 1933 und 1934 Katholikentage, die allein durch ihren Massencharakter die Bedeutung der Kirche selbstbewusst demonstrierten. Am 24. Juni 1934 brachte Klausener im Stadion Hoppegarten (östlich Lichtenbergs) 60.000 Glaubensanhänger zusammen und riss sie durch ein improvisiertes Treuegelöbnis gegenüber der Kirche mit.

Der energiegeladene Mann, den der NS-Staat bereits im Februar 1933 vom Reichsinnenministerium ins Verkehrsministerium abgeschoben hatte, wurde dem Nationalsozialismus zunehmend ein Dorn im Auge. Am 30. Juni 1934, sechs Tage nach jener Veranstaltung am östlichen Rand von Berlin, drangen auf Befehl des SS-Führers Heydrich zwei SS-Männer in Klauseners Büro im Stadtzentrum ein und erschossen ihn.

Nach diesem Datum waren kirchliche Grossveranstaltungen der beschriebenen Art nicht mehr möglich. Ohnehin war das katholische Berlin durch die Ermordung des populären Klausener tief erschüttert. Schon im Jahr darauf wurde die gesamte Kirche in Deutschland von einer Welle sogenannter Devisenprozesse erfasst. Die NS-Justiz verfolgte bekannte und weniger bekannte Amtsträger und führte Ermittlungen gegen Mitglieder kirchlicher Anstalten wie Klöster und andere Einrichtungen durch. Die staatliche Propaganda begleitete dies mit einer Kampagne, in der versucht wurde, ein Bild der Habgier und Verlogenheit zu zeichnen, um Christen katholischen Glaubens zu diffamieren und zu beleidigen. In ähnlicher Weise wurden einzelne Fälle von Homosexualität in Klöstern und Internaten aufgebauscht und in hetzerischer Weise ideologisch ausgeschlachtet.

Trotz aller Verbote, Schikanen und Übergriffe (S. 94) gelang es dem Nationalsozialismus aber nicht, katholische Aktivitäten an der Basis zu unterbinden. Allerdings war das katholische Vereinswesen (etwa die Jugendverbände) bis 1938, wenn nicht völlig zerschlagen, so doch weitgehend handlungsunfähig gemacht worden.

Selbst Gruppenfahrten nach Rom, in Berlin vom Leiter des katholischen Wallfahrtsdienstes Dr. Junges organisiert, wurden vom SD (Sicherheitsdienst der SS) bespitzelt und 1937 schliesslich verboten – ein klarer Bruch des Konkordats!

Im Frühjahr 1937 kam auch in Berlin das päpstliche Rundschreiben «Mit brennender Sorge» in Umlauf, in dem die Kirche NS-Angriffe (zusammenfassend) verurteilte und auf verletzte Menschenrechte hinwies.

Der SD des Reichsführers der SS erwies sich immer wieder als treibende Kraft im Konfliktfeld Kirche und NS-Staat. Himmlers Sicherheitsdienst zeigte sich wiederholt unzufrieden mit der (angeblich) zu kompromissbereiten Haltung des Reichskirchenministers, ja auch des Innenministeriums, gegenüber den grossen Kirchen. Die Überwachung der katholischen Kirche, der der SD unermüdlich Verbindung zu Juden, Pazifisten, Kommunisten und Auslandskreisen nachweisen wollte,

nahm dabei gelegentlich absurde Formen an: So wurde selbst der Ankauf von Stühlen in der CSR durch eine Berliner Gemeinde argwöhnisch beobachtet, ob sich dahinter nicht etwas Subversives verberge!

Im Juni 1939 überwachte ein SD-Mitarbeiter eine Firmungsfeier in der St. Sebastianikirche* am Gartenplatz. Aus einem Spitzelbericht vom 25. Juni 1939: «Der Bischof [von Preysing] wandte sich in seiner Ansprache vor allem an die zahlreich vertretene Jugend, der er das Kreuz als Siegeszeichen voranstellte. Durch die Firmung, so erklärte der Bischof, werden die Firmlinge in den Bund der Christenheit aufgenommen und zum Streiter und Kämpfer für Christus verpflichtet. Nach der Feier wurde der Bischof am Kirchenportal von einer 200-köpfigen Menge in der üblichen Form mit Heil-Rufen begrüsst.»

* In diesem Gotteshaus fand der Trauergottesdienst für Domprobst Lichtenberg, der auf dem Gefangenentransport ins KZ Dachau im November 1943 verstorben war, statt.

Früher und klarer, als es allgemein bei höheren katholischen Würdenträgern der Fall war (der Berliner Bischof Konrad Graf von Preysing bildete eine grosse Ausnahme), regte sich hier und dort auf Gemeindeebene Gegnerschaft zum totalitären System. Sie wurde von einzelnen Geistlichen und engagierten Gemeindegliedern getragen. Insgesamt sind im Bistum Berlin, das weit über die Reichshauptstadt hinaus bis nach Stettin reichte, während der NS-Herrschaft siebenundzwanzig Geistliche verhaftet und zu Freiheitsstrafen verurteilt worden. Es gab auch einige Ermordete und Hingerichtete zu beklagen. Katholische Kranken- und Kinderheime sträubten sich bei der berüchtigten «Euthanasie»-Aktion weit mehr als andere: In Berlin wurden junge Kapläne festgenommen, weil sie sich für ihre bedrohten Schützlinge eingesetzt hatten.

Die Arbeiterviertel von Wedding und Gesundbrunnen waren keine Hochburgen des Berliner Katholizismus, der seinen Schwerpunkt eher im Stadtzentrum besass, wo Bischof von Preysing, Domprobst Bernhard Lichtenberg und die Leiterin des Hilfsbüros für «Rasseverfolgte», Dr. Margarete Sommer, wirkten. (Siehe den Schriftenband über Mitte und Tiergarten.)

Aber in Wedding wohnte die letzten Lebensjahre vor seiner Verhaftung der friedenspolitisch engagierte Pfarrer Max Josef Metzger, der seine Kriegsgegnerschaft mit dem Leben bezahlte.

(Wie der langjährige katholische Weddinger Pfarrer Karl Marx dem Verfasser 1982 mitteilte, stellte das Schicksal Metzgers im Bezirk nicht nur das bekannteste, sondern das einzig überlieferte Beispiel von Widerstand aus der Tradition des Katholizismus dar.)

Pfarrer Max Josef Metzger

St. Joseph-Kirche (Müllerstrasse) und Piusstift (Willdenowstrasse 8)

Eine kleine Gedenktafel in der Willdenowstrasse 8, an der Rückseite der St. Joseph-Kirche, erinnert daran, dass am angrenzenden Piusstift – einer Niederlassung der Christkönigsschwester – ein katholischer Geistlicher über zwei Jahre lang tätig war, der wegen seiner Friedenssehnsucht mit dem Tode bestraft wurde.

Schon im Ersten Weltkrieg, den er als Divisionspfarrer an der französischen Front miterlebte, empörte ihn das gegenseitige Morden von Menschen verschiedener Nationen.



1919 war er Mitbegründer des Friedensbundes Deutscher Katholiken, 1920 der Begründer der Weltfriedensorganisation der Missionsgesellschaft vom Weissen Kreuz. In den Jahren der Weimarer Republik engagierte sich **Pfarrer Metzger** häufig auf nationalen und internationalen Friedenskongressen und Konferenzen, handelte dabei aber nicht im Auftrag der Kirche.

Seit Errichtung der NS-Diktatur war er beständig Verfolgungen und Drangsalierungen ausgesetzt. Postüberwachung und Bespitzelung gehörten zu seinem Alltag. Im Januar 1934 wurde er wegen seiner Denkschrift «Die Kirche und das neue Deutschland» zum ersten Mal für kurze Zeit inhaftiert. Das Regime verbot 1935 und 1937 mehrfach Zeitschriften des von Metzger geleiteten Christkönigsverlages. Schliesslich zwang man ihn, diese Funktion ganz aufzugeben. Im November 1939 wurde Pfarrer Metzger zum zweiten Mal eingekerkert. Unter dem absurden Vorwand, er habe etwas mit dem miss-

glückten Attentat Elzers im Münchner Bürgerbräukeller zu tun, wurde er mehrere Wochen inhaftiert.

Bald darauf verliess er seine süddeutsche Heimat und zog nach Berlin in die Willdenowstrasse 8.

Metzgers Weddingener Zeit – die letzten Jahre vor seiner Haft – zeigen ihn schreibend, redend, Gesprächskreise bildend. Aus einem solchen Kreis erwuchs ihm eine Verräterin, die ihn schliesslich der Geheimen Staatspolizei auslieferte.

Noch 1942 entwarf Metzger ein Schreiben an Adolf Hitler, in dem er ihn bat, geeignete Schritte zur Einstellung der kriegerischen Feindseligkeiten zu unternehmen. Auf den dringenden Rat von Freunden liess der Pfarrer aber von diesem Vorhaben wieder ab.

Noch im selben Jahr ersann er eine neue Initiative, um zum Frieden und zur Verständigung der Völker beizutragen. Er entwarf ein Memorandum für den evangelischen Bischof von Uppsala, den er dazu bewegen wollte, sich bei den Alliierten für einen moderaten Friedensvertrag mit Deutschland einzusetzen.

Doch jene schwedische Landsmännin des Bischofs von Uppsala, Dagmar Imgart, die sich bereit erklärte, die Denkschrift vertrauensvoll weiterzuleiten, war in Wirklichkeit eine von der Gestapo auf Metzger angesetzte Agentin. Als die Politische Polizei am 29. Juni 1943 eine Durchsuchung im Piusstift vornahm und dabei auch die Niederlassung der Christkönigsgesellschaft Metzgers in Augenschein nahm, fiel ihr «zufällig» das Memorandum in die Hände. Es lag in der Handtasche von Dagmar Imgart. Diese wurde zum Schein ebenfalls verhaftet, tatsächlich aber kurz danach wieder freigelassen.

Doch der Geistliche bleibt im Gewahrsam der Gestapo. Einige Zeilen aus seinen Gefängnisbriefen mögen Beispiele für die Lauterkeit und den Reichtum seines Charakters geben.

Berlin, 22. Juli 1943:

Das ist meine grosse Sorge und mein Kummer, dass ich anderen bittere Stunden und Tage gebracht habe. Ich selbst bin froh und unbekümmert Meine Sorgen gehen ... nicht zuletzt auf die Zukunft unseres Volkes, dafür zu leiden, bin ich gerne bereit, doch ich hoffe, dafür auch arbeiten zu können»

Berlin, 19. August 1943:

«Spätere Zeiten werden mich besser verstehen – es war ja immer mein Verhängnis, dass ich der Zeit voraus war und daher nicht verstanden werden konnte. *Es kann aber niemand seinen Auftrag verleugnen*»

Ein erstaunliches Dokument aus einer Hand dürften jene Worte sein, die er über einen seiner Haftgenossen, den früheren Vorsitzenden des Freidenkerverbandes (S. 324), Max Sievers, fand:

Berlin, 29. August 1943:

«Wenn ich von meiner Umwelt spreche, so denke ich dabei nicht einmal zuerst an den Vorsitzenden des Deutschen Freidenkerverbandes, der bis vor ein paar Tagen mein Bettnachbar war, trotz der weltanschaulichen Kluft, die uns trennte, standen wir uns doch in gegenseitiger Achtung näher als andere; ich fand in ihm den Charakter, der vornehm und gerecht urteilte und gute Kameradschaft pflegte – ich möchte meinen, in ihm wirkte unbewusst etwas weiter von christlicher Erziehung vieler Jahrhunderte deutscher Geschichte. Ja, ich möchte irgendwie einen solchen Menschen mehr zur Gemeinde Christi rechnen, als so viele Getaufte, deren Seelen unberührt geblieben sind vom heiligen Pneuma Christi»

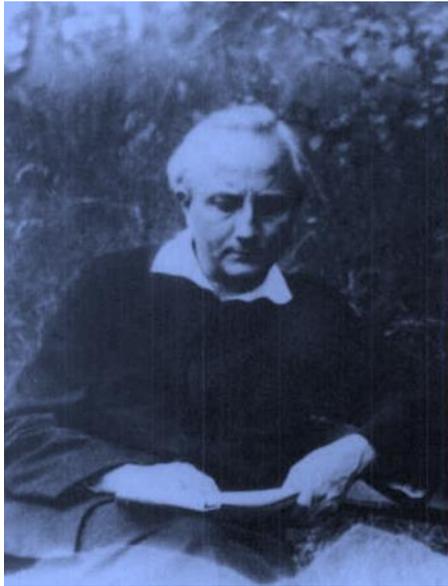
Die Hauptverhandlung des Volksgerichtshofes wurde für den 14. Oktober 1943 festgesetzt.

Der Erzbischof von Freiburg, [Conrad Gröber](#), der Metzger seit der Gymnasialzeit kannte, schrieb am 9. Oktober 1943 an dessen Rechtsanwalt Rudolf Dix:

.... Metzger ist ein hoch veranlagter Mensch, der der Wirklichkeit immer fremder geworden ist ... Die Seelsorge in der Diözese genügte ihm nicht, er wollte sozial und caritativ wirken und hat ein Unternehmen in Graz gegründet, mit Zielen und Verwirklichungsplänen, wie sie nur ein weltfremder Idealist verfolgen kann

Solange ich Metzger kenne, habe ich nie ein politisches Streben an ihm entdeckt ... *seine verzehrende Leidenschaft war immer die des Helfenwollens*. Von einem Revolutionär, der staatsumstürzlerische Pläne hegt, war nie die geringste Spur wahrzunehmen ... Ich halte ihn für einen schlechten Menschenkenner, der höchstens dazu geeignet sein kann, einem anderen zum Opfer zu fallen und als Werkzeug zu dienen»

Doch dieses gut getarnte Entlastungsschreiben vermochte bei einem Volksgerichtshofpräsidenten Roland Freisler nichts Positives auszurichten.



Im Urteil vom 14. Oktober 1943 heisst es nur:

«**Max Josef Metzger**, ein katholischer Diözesanpriester, der von unserer Niederlage überzeugt ist, hat im vierten Kriegsjahr ein ‚Memorandum‘ nach Schweden zu schicken versucht, um den Boden für eine feindhörige pazifistisch-demokratische föderalistische ‚Regierung‘ unter persönlicher Diffamierung der Nationalsozialisten vorzubereiten.

* Als für alle Zeit ehrloser Volksverräter wird er mit dem Tode bestraft

Am Montag nach der Osterwoche 1944, am 17. April d.J., holte man den seit Monaten an seinen Händen gefesselten Geistlichen aus seiner Todeszelle im Zuchthaus Brandenburg.

Um 15.26 Uhr beendete ein Henkersbeil sein Leben.

Gefängnispfarrer Peter Buchholz, der priesterliche Vertraute des Todeskandidaten, bemerkte 1952 über den letzten Weg Max Josef Metzgers:

wie er in dieser Gefangenschaft seines Gottes bis an die Tore der Ewigkeit herangereift ist, davon geben Zeugnis seine vielen Gefangenschaftsbriefe, dafür ist auch Zeuge das Wort des Henkers, der mir nach der Hinrichtung sagte, ‚er habe wohl noch nie einen Menschen mit so froh leuchtenden Augen in den Tod gehen sehen, wie diesen katholischen Geistlichen.‘»

Zeugen Jehovas

Prozesse gegen Zeugen Jehovas

Wegen ihrer Zugehörigkeit zur kleinen Religionsgemeinschaft der «Ernsten Bibelforscher», seit 1931 auch Zeugen Jehovas genannt, gerieten zwischen 1933 und 1945 zahlreiche Bürger aus Wedding und Gesundbrunnen in die Mühlen des nationalsozialistischen Terrors. (Der Bezirk Wedding, Berlin-O und Spandau waren die Zentren der Berliner Organisation.) Die meisten dieser Gläubigen stammten aus einfachen Kreisen, darunter viele Frauen.

Die internationale Bibelforschervereinigung (IBV) wurde durch staatliche Zwangsmassnahmen im Frühjahr 1933 aufgelöst und verboten. Trotzdem hielten Mitglieder der Zeugen Jehovas geheime Versammlungen ab und verbreiteten ihre Ideen in Wort und Schrift («Wachturm»). Im Laufe der dreissiger Jahre gab es deshalb in Ber-

lin zahlreiche Strafverfahren vor dem Sondergericht (S. 260f.), wovon allein 1937 fast einhundert Gläubige betroffen waren. Einige dieser Menschen standen wegen ihrer Glaubenstreue sogar mehrmals vor Gericht. 1944 kam es zu einem weiteren Berliner Massenprozess; diesmal gegen insgesamt fünfundsiebzig Angeklagte.

Keine Kirche oder Religionsgemeinschaft hat, gemessen an der Zahl ihrer Mitglieder, so viele Opfer des Widerstandes zu beklagen wie die Zeugen Jehovas. Das starke Ausmass ihrer brutalen Unterdrückung ist in erster Linie darauf zurückzuführen, dass diese Gemeinschaft den «ganzen Menschen» verlangt und keine Kompromisse zulässt.

Die Zeugen Jehovas, die weltliche Eide ablehnen, verweigerten sich deshalb auch gegenüber der NS-Diktatur. Es wurde weder der sogenannte Führergruss geleistet noch die geringste politische Verpflichtung dem NS-Staat gegenüber anerkannt. Besonders empfindlich reagierte das totalitäre Regime, das in diesen Gläubigern eine «die Volksgemeinschaft zersetzende Sekte» sah, auf die konsequente Verweigerung des Wehrdienstes (S. 262ff.).

Für ihren Glauben nahmen Zeugen Jehovas wiederholt schwere Leiden, viele sogar die Todesstrafe, auf sich. Von insgesamt 25.000 Anhängern der Religionsgemeinschaft in Deutschland wurden etwa 10.000 für kürzere oder längere Zeit inhaftiert. 1.400 von ihnen liessen ihr Leben, darunter über 300 Menschen, die wegen «Wehrkraftzersetzung» und anderen Gründen das Todesurteil erhielten.

Besonders die leitenden Funktionsträger wurden nach Verbüssung einer kürzeren Haftstrafe ins Konzentrationslager eingewiesen. Mithäftlinge, so aus den Reihen der Arbeiterbewegung, berichten von der grossen Standhaftigkeit der Ernsten Bibelforscher, allerdings auch von einer gewissen sektiererischen Abkapselung.

Zwischen 1933 und 1945 richteten sich mehrere Prozesse auch gegen engagierte Verfechter der Ideen der Zeugen Jehovas aus Wedding und Gesundbrunnen.

Verbotene Materialverbreitung und heimliche Treffen

N 65, Sprengelstrasse 6 – Wohnung von Otto Teufert

N 20, Exerzierstrasse 6 – Treffpunkt bei Ernst Will

N 65, Buchstrasse 6 – Unterbezirksleiter Jakob Paul

In mindestens sieben Sondergerichtsverfahren wurden allein nur im Jahre 1937 knapp einhundert Berliner Zeugen Jehovas angeklagt, weil sie an Gruppentreffen teilgenommen, Schriftenmaterial entgegengenommen und weitergeleitet hatten.

Unter diesen sieben Verfahren waren zwei Massenprozesse:

- der Prozess gegen Otto Teufert mit insgesamt vierundzwanzig Angeklagten, darunter dreizehn aus Wedding/Gesundbrunnen und
- der Prozess gegen Richard Wuntsch mit insgesamt zweiundvierzig Angeklagten, darunter elf aus Berlin-O.

Der Polsterer und Dekorateur Richard Wuntsch war Mitte der dreissiger Jahre einer der wichtigsten leitenden Glaubensbrüder in Berlin, denn er betreute Anhänger im Stadtzentrum, in Berlin-o und im Bereich der Danziger Strasse (Prenzlauer Berg).

In Wedding und Gesundbrunnen betätigten sich der Wächter **Jakob Paul (*1890)**, Buchstrasse 6, und der Arbeiter **Otto Teufert (*1882)**, Sprengelstrasse 6, als verantwortliche Unterbezirksleiter. Ein weiterer Treffpunkt lag in der Exerzierstrasse 6 beim Arbeiter **Ernst Will (*1890)**. Hier kamen Glaubensbrüder zusammen und nahmen Religionsschriften («Der Wachturm») entgegen, die sie unter Freunden und Sympathisanten verteilten.

Gerichtsunterlagen äussern dazu:

Aus der Anklageschrift des Landgerichts Berlin vom 16. März 1937 gegen **Otto Teufert** (Wedding) und andere:

«Der Angeschuldigte Teufert ... war Dienstleiter im Bezirk Wedding (Reinickendorf, Gesundbrunnen, Stettiner Bahnhof bis Virchow-Krankenhaus).

In seinem Bezirk bestanden neun Gruppen. Ausser den angeblich nicht regelmässig stattfindenden Gruppenzusammenkünften fanden monatlich einmal durchschnittlich die Brüderbesprechungen statt. Teufert erhielt bei jeder Lieferung des .Wachturms¹ rund sechzig Stück, für deren Weiterleitung er sorgte

Die eingehenden Gute-Hoffnungs- und Literaturgelder lieferte er an Sonderbeauftragte ab. Zu den Dienstwochen hat er grundsätzlich auch die Broschüren erhalten, einmal rund 150 Stück ... Teufert hat diese Tätigkeit bis zu seiner Verhaftung ausgeübt.»

Im Gegensatz zu anderen Religionsgemeinschaften, die sich mit politischer Kritik am Nationalsozialismus zurückhielten (S. 211 f.), vieles auch lange Zeit billigten, klagten Zeugen Jehovas in verbreiteten Schriften, darunter die «Luzerner Erklärung» von 1936, das NS-Regime in deutlichen Worten an. Das beweist auch das folgende Zitat.

So heisst es im «Jahrbuch 1935»:

«Die grausamen Verfolgungen waren für die Zeugen Jehovas in Deutschland eine schwere Prüfung. Ohne Zweifel gibt es kein Land auf Erden, das solche extremen Massnahmen wie die Hitler-Regierung ergriffen hat. Offenbar steht dieser Mann unter der direkten Aufsicht des Teufels und ist sein besonderer Vertreter auf Erden.»

Verfolgte Glaubensanhänger in Wedding und Gesundbrunnen

Im Jahre 1995 erstmals ausgewerteten Unterlagen des NS-Oberreichsanwalts zufolge waren allein 1937 mindestens 326 Berliner Anhänger der Zeugen Jehovas von kürzeren oder längeren Haftmassnahmen betroffen (S. 261). Vierundzwanzig von ihnen kamen aus Wedding und Gesundbrunnen. Diese Ortsteile sowie der Berliner Osten und Spandau bildeten damals Zentren der Glaubensgemeinschaft.



Jakob Paul



Otto Teufert

Viele Verhaftete wurden bereits nach ein bis zwei Tagen wieder freigelassen, eine Gruppe jedoch – die im Prozess Otto Teufert Angeklagten – für mehrere Monate eingesperrt, wobei sie einen Teil der Untersuchungshaft im Konzentrationslager verbüßten. Höhere Funktionäre, wie etwa die Unterbezirksleiter (Jakob Paul, Otto Teufert), verbüßten sogar noch längere Strafen.

Aus Wedding und Gesundbrunnen sind hervorzuheben:
(Gefängnishaft im Folgenden abgekürzt mit «G»)

Hausfrau Sophie Böcker (*1872), Buchstr. 1		2 Mo G
Schuhmacherges. Wilhelm Brosch (*1899), Ackerstr. 65	-	einige Tage
Schneiderin Hedwig Dahlke (*1896), Schwedenstr. 5	-	4 Mo G
Buchhalter. Elisabeth Dohrmann (*1898), Weddingstr. 7	-	4 Mo G
Hausfrau Johanna Härtel (*1896), Fehmarner Str. 22	-	einige Tage
Arbeiter Walter Härtel (*1894), a.a.O.	[Gr.Ltr.j	8 Mo G + 2 Mo KZ
Hausfrau Frieda Hötzel (*1883), Fehmarner Str. 9	-	2 Mo G
Malermeister Wilhelm Holtz (*1904), Soldiner Str. 5	[Gr.Ltr.j	7 Mo G
Werkschutzm. Joseph Howorka (*1898), Gartenstr. 43	[Gr.Ltr.j	6 Mo G
Vertreter Alfred Jurmann (*1890), Usedomer Str. 4	[Gr.Ltr.j	7 Mo G
Hausfrau Klara Kiessling (*1894), Brunnenstr. 116	-	einige Tage
Kutscher Andreas Klink (*1869), Hussitenstr. 6	[Gr.Ltr.j	7 Mo G
Arbeiter August Krüger (*1896), Gartenstr. 73	[Gr.Ltr.j	6 Mo G
Hausfrau Helene Krüger (*1897), a.a.O.	-	einige Tage
Arbeiter Walter Lüpke (*1900), Schulstr. 66	[Gr.Ltr.j	1½ Jahre G
Arbeiter Erich Maschke (*1896), Schöningstr. 3	[Gr.Ltr.j	10 Mo G

Wächter Jakob Paul (*1890), Buchstr. 6	[UB-Ltr.] 1 Jahr G
Arbeiterin Käthe Plaumann (*1898), Gartenstr. 80	[Gr.Ltr.] einige Tage
Ehefrau Elisabeth Schmidt (*1894), Brunnenstr. 151	- einige Tage
Arbeiterin Berta Schosnig (*1899), Gartenstr. 80	- ein Tag
Näherin Anna Schwederski (*1883), Fehmarner Str. 8	- 4 Mo G
Rentner Otto Teufert (*1882), Sprengelstr. 6	[UB-Ltr.] über 1 JahrG
Fräser Karl Vogel (*1880), Tegeler Str. 35	[Gr.Ltr.] 7 Mo G
Arbeiter Ernst Will (*1890), Exerzierstr. 6	[Gr.Ltr.] 3 Mo G

Der Arbeiter Otto Teufert (*1882) berichtet 1946:

«... Gehörte seit 1924 der Internationalen Bibelforscher Vereinigung an. Beteiligte mich von 1933 bis 1945 an der illegalen Arbeit gegen die Hitlerregierung. Am 11. September 1936 wurde ich von der Gestapo verhaftet. Bis zu meiner Aburteilung, die am 11. Mai erfolgte, war ich im KZ Columbiahaus und Sachsenhausen und in Moabit in Untersuchungshaft. Das Urteil, das durch das Sondergericht IV gefällt wurde, ergab ein Jahr Gefängnis unter Anrechnung der Zeit im KZ und [der] Untersuchungshaft. Nach der Verbüßung der Strafe wurde ich wieder der Gestapo übergeben, wo ich dann noch einen Monat und vier Tage festgehalten wurde.»

Teufert ergänzt:

«Zu meinem Antrag möchte ich noch bemerken, dass ich [bereits] 1934 und 1935 unter dem Druck der Gestapo gestanden habe. Fünfmal sind während dieser Zeit Hausdurchsuchungen vorgenommen worden und siebenmal musste ich zum Verhör ins Polizeipräsidium, da keine Beweise erbracht werden konnten, kam ich jedesmal frei, bis im August und September 1936 die Massenverhaftungen erfolgten, [dabei] wurde auch ich am 11. September verhaftet. Auch meine Frau sollte verhaftet werden, da sie aber lungenkrank (Tbc) war, hat man davon Abstand genommen ...

Manchen engagierten Glaubensbruder hielt das Terror-Regime bis zuletzt gefangen. Ein Weddinger (Foto S. 263) fasste seine lange Leidenszeit in nur wenigen Zeilen zusammen.

Der Zimmermann Walter Lüpke (*1900) aus der Schulstrasse 66 notiert 1946:

«... aufgrund meiner Glaubenseinstellung wurde ich 1935 als Zeuge Jehovas verhaftet und verblieb in Haft 9½ Jahre Konzentrationslager (einschliesslich Gefängnis), meine Lager waren [KZ] Sachsenhausen, Buchenwald, Wewelsburg, Ravensbrück bis [zum] Schluss der Befreiung durch [die] alliierten Truppen.»

«Wehrfeindliche Verbindungen»

N 20, Schwedenstrasse 12 – Wohnung von Helene Ventzke

Mit der zunehmenden Militarisierung des öffentlichen Lebens und dem Beginn des Zweiten Weltkrieges verschärfte sich der Konflikt zwischen den Glaubensauffassungen der Zeugen Jehovas und den Forderungen des nationalsozialistischen Staates, der gerade in der Frage der «Wehrhaftigkeit» unerbittlich war.



Helene Ventzke



Walter Lübke

Aus einer Anklageschrift (B) des Berliner Kammergerichts vom 18. November 1944:

«Eine besondere Gefahr für Staat und Volk bildete die Vereinigung nach dem Ausbruch des Krieges, insofern ihre Lehre das Bibelwort ‚Du sollst nicht töten‘ dahin auslegte, dass es einem wahren Gläubigen auch nicht gestattet sei, als Angehöriger der Wehrmacht die Waffen gegen einen Angehörigen eines Feindstaates zu führen.»

In Befolgung dieser Grundsätze haben Angehörige der Vereinigung den Wehrdienst verweigert, andere – darunter zahlreiche Frauen (s.u.) – verbreiteten diese Ideen in den Erbauungs- und Propagandaschriften, darunter der «Wachturm».

Dazu die eben genannte Anklageschrift:

«Beschränkte sich der Inhalt dieser ‚Wachtürme‘ bis zum Ausbruch des Krieges fast ausschliesslich auf die Behandlung rein religiöser Fragen, so änderte sich dies während des Krieges mehr und mehr. In letzter Zeit wird in den einzelnen ‚Wachtürmen‘ immer wieder ausgeführt, dass der Zeitpunkt nahe herangerückt ist, dass das Reich Jehovas auf Erden errichtet würde

In einzelnen Schriften werden die christlichen Kirchen, die auf der Welt bestehenden Regierungsformen und insbesondere die Führung und die Errichtung des Dritten Reiches, letzteres in stark abfälliger Form, behandelt. Andere Werbeschriften fassen den Inhalt von Briefen, die angeblich von wegen Verweigerung des Wehrdienstes zum Tode Verurteilten herrühren und in denen die Kriegsdienstverweigerung verherrlicht wird, zusammen.»

In Berlin kam es schon früh zu Todesurteilen gegen Anhänger der Zeugen Jehovas, die den Wehrdienst konsequent verweigerten. Man denke an Matthias Köhli und Konrad Brzezek aus Berlin-o (siehe den Schriftenband über Friedrichshain/

Lichtenberg) sowie Max Krause aus Schöneberg. Sie waren bereits in den dreissiger Jahren in anderen Gerichtsverfahren zur Verantwortung gezogen worden. Die Bereitschaft, notfalls für die religiöse Überzeugung schweres Leid auf sich zu nehmen, war bei den sehr sendungsbewussten Zeugen Jehovas stark ausgeprägt. Zu dieser Haltung wurden die Mitglieder der IBV durch höhere Funktionäre auch immer wieder angehalten.

Neben Prozessen gegen einzelne Wehrdienstverweigerer zu Beginn der 40er Jahre, führten Ermittlungen der Staatspolizei 1944 zu einer Reihe von Strafverfahren in Berlin und der Mark Brandenburg. Als Verfasser «gefährlichen Schrifttums» wurden vornehmlich der fahnenflüchtige Werner Gassner (Thüringen), die wehrdienstflüchtigen Gerhard Liebold (ebenfalls Thüringen) und Horst Günther Schmidt (Berlin) sowie die Eheleute Franz und Elisabeth Fritsche (Friedrichshain) – Leiter der Berliner Zeugen Jehovas – festgestellt. Eine Laube in Berlin-Reinickendorf war ein wichtiges Zentrum illegaler Aktivitäten, denn auf diesem Grundstück (Wilhelmsruh) wurden Schriften der verbotenen Vereinigung hergestellt und gelagert.

1944 kam es im Reich zu getrennten Prozessen gegen insgesamt 75 Angeklagte. Gegen die Hauptbeschuldigten fanden Verfahren vor dem Volksgerichtshof (VGH) statt, der am 30. November 1944 mehrere Todesurteile aussprach. Minderbelastete Berliner klagte das Kammergericht an.

Der Oberreichsanwalt hielt den Angeklagten am 30. November 1944 vor:

- „a) an einer wehrfeindlichen Verbindung teilgenommen oder sie unterstützt zu haben und
- b) öffentlich den Willen des deutschen Volkes zur wehrhaften Selbstbehauptung zu lähmen oder zu zersetzen gesucht zu haben.»

(Siehe die Schriftenbände über Friedrichshain/Lichtenberg und Spandau.)

Von einem der drei Berliner Kammergerichtsverfahren war auch die Weddinger Witwe Helene Ventzke betroffen. Ihrer Aussage zufolge beantragte der Staatsanwalt die Todesstrafe. Doch das Gericht verhängte am 12. Januar 1945 – unter Würdigung bisheriger «Unbescholtenheit» der Angeklagten – eine sechsjährige Zuchthausstrafe.

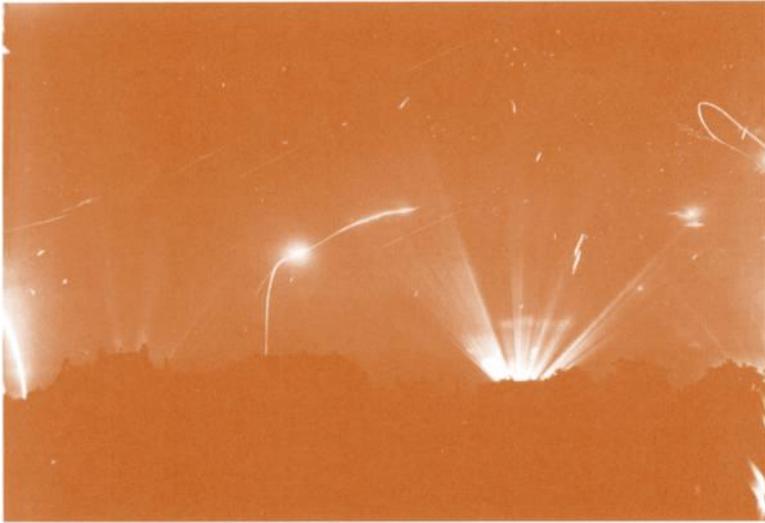
Helene Ventzke (*1879), 1944 in der Weddinger Schwedenstrasse 12 ausgebombt, schreibt 1945 über ihre Leidenszeit:

«Mein Mann ist an den Folgen des vorigen Krieges im Jahre 1926 gestorben. Als Kriegshinterbliebene habe ich mich mit der mir zugestandenen Rente bemüht, meine [drei] Kinder dahin zu bringen, dass sie ihre Berufe selbstständig ausüben konnten.

Mit viel Schwierigkeiten, durch die belastende Arbeitslosigkeit und das Verheiraten der Kinder und die ständig bedrückende Lage in politischer Hinsicht seit 1933, die auch die engsten Familienverhältnisse nicht verschonte, habe ich mich bis zu meiner eigenen Inhaftierung behaupten können.

Am 28. Januar 1944 ist mir durch Bombenangriff meine Wohnung mit all meinem Besitz total vernichtet worden. Meine letzten Kleidungsstücke, die ich [bei meiner Verhaftung] trug, sind mir noch im Zuchthaus gestohlen worden.

Aufgrund ständiger Beobachtung der Gestapo wurde ich am 27. Juni 1944 aus der Wohnung meiner Tochter in Berlin-Weissensee verhaftet. Mit einer



Luftkriegsaufnahme: Blickrichtung zum Flakbunker am Humboldthain

aufregenden Hausdurchsuchung und ständiger, drohender, schmutziger Beschimpfung begann mein Weg über Alexanderplatz, Moabit, Zuchthaus Cottbus nach Leipzig, Klein-Meusdorf.

Ich musste schwere Arbeit leisten und litt unsagbar unter dem ständigen Hunger. Durch kranke Fieberzustände, Ungeziefer und nicht bewilligte notwendigste Körperwäsche bin ich zu einem Schwächezustand gekommen, dass ich nicht mehr aufstehen konnte. Mir wurde jede ärztliche Hilfeleistung entzogen. Später erfuhr ich, dass man mich auf die Hungerliste gesetzt hatte. Dieses alles hat dazu beigetragen, dass ich an einem Lungenleiden schwer erkrankt bin»

Weddings früherer IBV-Unterbezirksleiter **Jakob Paul -1937** bereits mit einem Jahr Gefängnis bestraft (S. 261) – wurde Anfang Januar 1945 zum zweiten Mal festgenommen, da er seine verbotene Tätigkeit fortgesetzt hatte. Auch diese Haft vollzog sich unter menschenunwürdigen Bedingungen.

Jakob Paul (1890-1971) bemerkt 1949 dazu:

«Man brachte mich [zur]... Grossen Hamburger Strasse*. Am 2. Tag wurde ich stehend von morgens 9 Uhr bis abend 7 Uhr ohne Essen und Trinken ‚verhört‘ und schwer misshandelt, bis zum Nervenzusammenbruch. Weitere Verhöre folgten.»

* Ehemaliges Jüdisches Altersheim, seit 1943 Gestapo-Gefängnis (S. 297), d. Verf.

Anfang März 1945 kam Jakob Paul in Untersuchungshaft nach Moabit und erhielt auch bald die Anklageschrift des Volksgerichtshofs mit der Anschuldigung «Zersetzung der Wehrkraft und Feindbegünstigung». Aufgrund des Zusammenbruchs der NS-Diktatur kam es jedoch nicht mehr zu dem Prozess.

Alltagserfahrungen

Im Zeitalter der Demoskopie und der Öffentlichmachung fast aller Aspekte der Alltagskultur durch die Medien erwarten wohl viele Leser, ähnlich detaillierte Fakten über die NS-Zeit in Berlin zu erfahren. Dem kann nur sehr begrenzt gedient werden.

Zwar ist es eine Tatsache, dass aktiver Widerstand gegen den Nationalsozialismus nur von einer kleinen Minderheit geleistet wurde, aber die übrige Bevölkerung darf trotzdem nicht pauschal als dem NS-Regime blind anhängend bezeichnet werden. Wie wir inzwischen auch durch das veröffentlichte Tagebuch des verfolgten Dresdener Romanisten Victor Klemperer wissen, gab es zwischen 1933 und 1945 nicht *die* geschlossene, einheitliche Meinung *des* Volkes. Vielmehr kam es im Laufe der Jahre aufgrund äusserer Ereignisse und persönlicher Erfahrungen zu erheblichen Stimmungsschwankungen der verschiedenen Bevölkerungskreise und sozialen Gruppen.

Zwischen der organisierten illegalen Arbeit (S. 27ff.) und der zustimmenden Hinnahme der NS-Diktatur gab es durch einzelne Menschen sowie kleinere Gruppen eine Vielzahl von Formen der Verweigerung und der begrenzten Opposition. Zeitzeugen berichteten wiederholt, dass sie selbst auf Polizeirevierern (S. 248, 306) und in Haftanstalten (S. 248ff.) auf einzelne hilfsbereite Mitbürger trafen.

Im Anschluss an ähnliche Überlegungen in den vorausgegangenen Bänden über das Stadtzentrum (Mitte/Tiergarten sowie Kreuzberg), den Berliner Osten (Friedrichshain/Lichtenberg) und den Nordosten (Prenzlauer Berg/Weissensee) möchten wir im folgenden Kapitel versuchen, unterschiedliche Alltagsfälle zu einem Mosaik zusammenzufügen, um ein möglichst realistisches Bild der Ereignisse zwischen 1933 und 1945 wiederzugeben.

Aus den Tagesmeldungen der Geheimen Staatspolizei

Vielfältige Einblicke in den Alltag der nazistischen Verfolgung gewähren uns die Tagesmeldungen der Geheimen Staatspolizei. Dabei ist die Fülle der dort aufgeführten Vorfälle oft verwirrend, werden doch Festnahmen grösseren Ausmasses, die man ohne Übertreibung als Massenverhaftungen bezeichnen kann – man denke an die Ereignisse um die Gruppe «Funke» (S. 34) –, ebenso akribisch festgehalten, wie das Auffinden von Flugblättern, Wandparolen und «zersetzenden» Losungen. Häufig tauchen Namen von Verfolgten auf, die ein bis zwei Jahre später als Angeklagte von Kammergerichtsprozessen oder Volksgerichtshofsverfahren mit teilweise empfindlichen Strafen belegt werden. (Auch derartige Verurteilungen halten die Tagesmeldungen wiederholt fest.)

Doch unter den vielen Hunderten, die pro Jahr, unter den Tausenden, die über die Jahre verteilt in den Listen der Geheimen Staatspolizei erscheinen, sind auch sehr viele, die nach wenigen Tagen Haft wieder freikamen. Man sollte sie nicht summarisch zu Widerstandskämpfern erklären. Häufig war eine unbedachte Äusserung gefallen oder wiederholt im Lokal (unter Alkoholeinfluss) «Rot Front!» gerufen worden, ohne politisch damit etwas zu beabsichtigen. Es waren zudem oft Unzufriedene oder stille Gegner des Regimes, die durch «aufmerksame Volksgenossen» angezeigt worden waren.

Falls in diesen Fällen in den dreissiger Jahren überhaupt die Gerichte bemüht wurden, waren es die vergleichsweise milden Sondergerichte, bei denen die «Delinquenten» mit einigen Monaten Strafe, die meistens durch die U-Haft als verbüsst galt, davorkamen.

Geheimes Staatspolizeiamt				Nachrichten-Übermittlung		458	
Empfängername		FS 10421		Name des Absenders		Geheim	
Empfängername	FS 10421	Geheimes Staatspolizeiamt		Eingangs-Nr.		7. SEP. 1935 115	
-U- Nr. 52798				Telegramm - Postbeleg - Fernschreiben - Belegbeleg			
REV 44 WE -- 8-				K. P. D. -- PROPAGANDA. -- 08,30 UHR, MUELLERSTR156 A			
				, IN GESCHAEFTSBRIEFKASTEN K.P. D. -- HEITZSCHRIFT VON 38 J.			
				GESCHAEFTSINHABER ARTUR WEIG GEFUNDEN. MIT BERICHT STAPO			
				EINGES. TAETER UNBEKANNT.			
				SCHWARCK, HPTH. D. SCH. REV 44			

Telegramm über ein in Wedding aufgefundenes Protestschreiben

Freilich machte sich im Laufe der Jahre, besonders nach Kriegsbeginn, eine eskalierende *Strafverschärfung* breit. Wie ja auch in Fällen politischen Widerstandes zu beobachten war, wurden 1933 und 1934 Flugblattaktionen noch mit kürzeren Gefängnisstrafen geahndet, Jahre später gab es dafür bereits Zuchthaus. Vor 1939 konnten Fälle der «Führerbeleidigung» oder der «Verächtlichmachung der Reichsregierung» vom Sondergericht in «Heimtücke»-Verfahren mit lediglich sechs Monaten Haft abgeurteilt werden, nach Kriegsbeginn und besonders nach der Niederlage bei Stalingrad (Januar 1943) kannte die zunehmend fanatisierte NS-Justiz kein Pardon mehr, nun ging es wegen «Wehrkraftzersetzung» und «Feindbegünstigung» um das Leben, wie bereits in anderen Kapiteln (Jugend, Zeugen Jehovas) gezeigt wurde.

Aus der Überfülle der Tagesmeldungen, die das Geheime Staatspolizeiamt Berlin bis 1937 dazu herausbrachte – danach galt der organisierte Arbeiterwiderstand auf der bezirklichen Ebene als weitgehend zerschlagen seien im Folgenden mehrere interessante Alltagsfälle aus dem Jahre 1935 herausgegriffen, um einen grundsätzlichen Einblick vermitteln zu können.

Februar 1935

Der Stukkteater **Paul Jäger** (*1882), Ruppiner Strasse 26, wurde durch Urteil des Amtsgerichts Berlin («Schnellgericht») vom 26. Februar 1935 wegen «Unfugs» zu zwei Wochen Haft verurteilt, weil er in der Nacht vom 30. Februar 1935 in der Demminer Strasse wiederholt ‚Rot Front‘ gerufen hat»/Die Näherin **Elise Kaeber** (1898-1964), Malplaquetstrasse 25/26, erhielt vom Berliner Kammergericht am 20. Dezember 1934 eine 1½-jährige Zuchthausstrafe, weil sie im August des Jahres die Zellenzeitung «Rote Einheitsfront» verbreitete. (Die Verbindung zur illegalen KPD um Arthur Fischer u.a. konnte sie verheimlichen.)/Der Arbeiter **Gustav Herrmann** (*1894), Oudenarder Strasse 24, wurde festgenommen, weil er auf dem U-Bahnhof Tempelhof geäussert haben soll: «Im ‚Angriff‘ [NS-Blatt] ist alles Schwindel. Der Führer versucht, das Volk mit seinem Papperlapapp an sich zu reißen. Dabei tut er jedoch nichts fürs Volk.» Herrmann bot darüber hinaus dem Schaffner eine Untergrundschrift an. Bei der Festnahme leistete er Widerstand.

Juli 1935

Festnahme dreier Arbeiter wegen «staatsfeindlicher Propaganda»:

Paul Kennecke (*1893), Ackerstrasse 133, **Otto Schimming** (*1907), Hussitenstrasse 40, und **Hans Rudolski** (*1901), Pritzwalker Strasse 12. Sie hatten auf dem Grundstück der Berliner NSKK-Motorsportschule, wo sie mit Transportaufgaben beschäftigt waren, eine Karre benutzt, deren Seitenwände mit den Buchstaben RFB in Blockschrift beschrieben waren.» Trotz Leugnens konnte den Arbeitern, die früher der KPD nahestanden, die Beschriftung der Karre nachgewiesen werden. Gegen Schimming, den vermeintlichen «Anstifter», und gegen Rudolski erliess die Justiz Haftbefehle. Kennecke nahm die Gestapo in «Schutzhaft». (Schimming erhielt als Hauptangeklagter 1¼ Jahre Zuchthaus und wurde im Oktober 1936 mit Bewährungsfrist vorzeitig entlassen. Er konnte überleben.)

Festnahme der Schneider **Max Preidel** (*1908), Malplaquetstrasse 24, und **Werner Dahnke** (*1912), Bastianstrasse 18, wegen Mitgliedschaft in einer Betriebszelle der Konfektionsfirma Herfa, Gubener Strasse 47 (Friedrichshain). Beide wurden dem Haftrichter zugeführt, der Prozess lief unter «Gloth und andere». Der Gestapo zufolge war Preidel «alter Kommunist». Preidel, der 1½ Jahre Gefängnis bekam, verbüßte einen Teil der Strafe im Moorlager, kam aber wieder frei./Verhaftet wegen der Entgegennahme illegaler Druckschriften der «Internationalen Arbeiterhilfe» (IAH): **Erich Krätzmann** (*1906), Soldiner Strasse 1, **Fritz Thierling** (*1904), Grüntaler Strasse 62, **Gustav Mittelstaedt** (*1876), Biesentaler Strasse 9, und **Hans Rohrbach**, Soldiner Strasse 102. Wegen früherer kommunistischer Tätigkeit sei besonders Krätzmann als Zellenleiter in Gesundbrunnen bereits zuvor «auffällig» geworden. Als Hintermann galt der flüchtige Paul Schneider aus der Pankstrasse 24. (Siehe zum Hintergrund S. 151)/

September 1935

Festnahmen am 3. September: Maschinist **Otto Joecks** (*1885), Sprengelstrasse 40, wegen «Beschimpfung der Reichsregierung», Dreher **Paul Bartoss** (*1898), Brunnenstrasse 35, wegen «Rot-Front-Rufens»/Ein Telegramm vom 7. September verzeichnet KPD-Propaganda in der Müllerstrasse 156 A – «Täter unbekannt» [Dokument S. 267]

Meldungen vom 9. September: Festnahme des Schleifers **Wilhelm Reisiger** (*1890), Tegeler Strasse 6, wegen «Rot-Front-Rufens»/Eine in Wedding gefundene illegale Schrift der KPD Pankow appellierte an sozialdemokratische Arbeiter: «Je kühner sich darum die Arbeiter in der Einheitsfront zusammenschliessen, desto gründlicher zersetzen sie den faschistischen Staatsapparat.»/

Meldung vom 10. September: Festgenommen wegen VZH (KPD-Sache Häntschke, Schöneberg) wurden die Witwe **Maria Giersch** (*1871), Tegeler Strasse 15, und der Elektroschweisser **Fritz Drömer** (*1906), Tegeler Strasse 40/

Meldung vom 12. September: Festnahme des Kunstmalers **Helmuth Voigt** (*1902), Togostrasse 31 d, wegen «kommunistischer Betätigung [UB Gesundbrunnen, S. 136ff.]/In Wedding hätten sich mehrere KJDV-Gruppen gebildet, die sich jeweils zu fünf Personen trafen und u.a. Schriften der SAP (S. 82ff.) diskutierten./ Der Arbeiter **Jakob Gussarewitsch** (*1905) wurde am 24. August 1935 vom Amtsgericht wegen «Aufreizung und staatsfeindlichen Verhaltens» zu zwei Monaten und zwei Wochen Gefängnis verurteilt. Er hatte im Juli des Jahres in einem Laden in der Ackerstrasse «einen jungen Mann mit einem Messer bedroht und dann mit erhobener und zur Faust geballter Hand ‚Rot-Front‘ gerufen.»/

Meldungen vom 17. September: Festnahme des Arbeiters **Gustav Himm** (*1906), Brunnenstrasse 83, wegen «Beleidigung der Reichsregierung».

Ein in Wedding gefundener Klebezettel hatte folgenden Text:

«Wer nimmt den Arbeitern jedes Recht, um für bessere Entlohnung zu kämpfen?
Die Juden oder Hitler?»

Meldungen vom 18. September: Festnahme des Schlossers [Otto Giesecke \(*1908\)](#), Gerichtstrasse 74, wegen «staatsfeindlichen Verhaltens» und des Modezeichners [Leonhardt Goldschmidt \(*1889\)](#), Gartenstrasse 9, wegen «staatsfeindlicher Äusserungen»./Ebenfalls in «Schutzhaft» geriet der Arbeiter [Fritz Hellwig \(*1904\)](#), Wriezener Strasse 22, weil er «... sich in der Schankwirtschaft von Schwarz, Putbusser Strasse, in Gegenwart von Zeugen abfällig über die Rassenpolitik der Regierung geäussert hatte.» Im Archiv der Politischen Polizei lagen bereits zwei Notierungen aus dem Jahre 1930 über ihn vor: So hätte er anlässlich einer Erwerbslosenkundgebung «Hitler verrecke» und «Rot-Front!» gerufen und in einem anderen Fall einen Beamten bei einer Erwerbslosendemonstration beleidigt.

Meldungen vom 21. September: Festnahme des Schlossers [Adolf Holland \(*1884\)](#), Kameruner Strasse 16, wegen «Beleidigung des Führers» und des Händlers [Martin Kanczat \(*1878\)](#), Ackerstrasse 128 (Männerwohnheim), wegen «staatsfeindlichen Verhaltens»; Letzterer, weil er «... auf dem Weddingplatz in Gegenwart von Zeugen gesagt haben soll, es sei eine Schweineerei im Dritten Reich, man müsse hungern und es gebe keine Schweineohren mehr.» (Kanczat war wegen Trunksucht vorbestraft.)

Meldung vom 27. September: Festgenommen auf dem Rummelplatz Badstrasse 15 wurden die Zimmerleute [Erich Hartmann \(*1909\)](#) und [Kurt Mielke \(*1907\)](#), beide im Umland wohnhaft, weil sie am 20. September im Lokal Schönherr, Behmstrasse 1, in Gegenwart von Zeugen ein KPD-Lied gesungen haben sollen.» Einige Tage zuvor geriet der Putzer [Hermann Eberhardt \(*1897\)](#) wegen «Beleidigung des Führers» in «Schutzhaft».

November 1935

Festnahme des Metallhoblers [Karl Kreutzer \(*1875\)](#), Usedomer Strasse 20, wegen «staatsfeindlicher Aufreizung»/Ein Jahr Zuchthaus erhielt der Schmied [Fritz Rekendt \(*1887\)](#), Ackerstrasse 34, vom Berliner Kammergericht am 3. Oktober d. J.: «Der Verurteilte Rekendt hat im April 1935 im Schanklokal von Läufer in der Invalidenstrasse unter dem dort anwesenden Publikum kommunistische Propaganda getrieben.»

Opfer von Drohungen und Denunziationen wurden – ohne dass die genauen Umstände näher erforscht werden konnten – Willi Buggert und Erwin Bolinger. Erstgenannten, Wirt eines bekannten KPD-Lokals in der Pankstrasse 60, trieb SA im Februar 1933 in den Selbstmord. Der Schmied Bolinger aus der Reinickendorfer Strasse 49 wurde 1941 von Nachbarn bei der Gestapo angezeigt. Er kam zunächst nach Plötzensee und danach ins KZ Sachsenhausen. Von dort kehrte er nicht mehr zurück. 1944 verstarb seine Frau. Ihre 1937 geborene Tochter Irene wuchs daraufhin bei der Grossmutter auf, die aber vom NS-Staat keine Unterstützung erhielt.

Beobachter von SOPADE und Neu Beginnen berichten

Ganz anders geartete Quellen über den Alltag der Verfolgung im Nationalsozialismus als die oben zitierten Meldungen der Staatspolizei stellen jene zeitgenössischen Beobachtungen dar, die Regime-Gegner damals schriftlich niederlegten.

Soweit es sich um Anhänger der SPD handelte, erschienen die durch Mittelsmänner heimlich ins Ausland geschmuggelten Informationen in den sog. «Grünen Berichten» der SOPADE. Dahinter verbarg sich der Exil-Parteivorstand der SPD in Prag, später in Paris.

Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG)

Wegen rückläufiger Tendenz beim obligatorischen Hitler-Gruss kam im Januar 1935 ein Erlass der Betriebsleitung: BVG-Personal dürfe nur noch mit «Heil Hitler» grüssen.

Brotfabrik Wittler (S. 112)

Weil die Firmenleitung einmal vergass, alle Mitarbeiter zum Gemeinschaftsempfang einer «Führerrede» in die Kantine zu holen, hing am nächsten Tag (März 1936) ein Kranz unter dem Lautsprecher mit der Aufschrift «Ruhe sanft».

AEG-Ackerstrasse (Foto nebenan)

1935: Unter Androhung des Arbeitsplatzverlustes geht an die Belegschaft ein Mahnschreiben wegen zu geringer Beteiligung der «Gefolgschaft» an Betriebskundgebungen/

Wiederholt wurde aufgefordert, mehr zu spenden/Wenige Tage nach dem 30. Januar – dem Tag der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler zwei Jahre zuvor – wurde ein grosses Hitlerbild abgerissen.

1936: Spendenformulare des «Winterhilfswerkes» (WH) wurden mit der Bemerkung «zu wenig Lohn» von Arbeitern durchgestrichen/Betriebsversammlungen wegen mangelnden Interesses eingestellt/Bei einem Besuch des Führers der «Deutschen Arbeitsfront» (DAF), Dr. Ley, in der Ackerstrasse musste die Belegschaft künstlich durch SA und SS aufgefüllt werden/Im Dezember des Jahres wurde an der Aborttür eine antifaschistische Zeichnung gefunden/Unter Arbeitern greife Resignation um sich, man zöge sich aus der Beschäftigung mit politischen Fragen zurück.

1937: Die Belegschaft sei im Allgemeinen ablehnend gegenüber dem Nationalsozialismus eingestellt, aber teilweise für chauvinistische Stimmungsmache anfällig: So glauben manche, der Rohstoffmangel der deutschen Wirtschaft – mit der Folge sinkender Produktion und drohenden Arbeitsplatzverlustes – könne durch eigene Kolonien beseitigt werden.

Wie die SOPADE hielt auch die sozialistische Widerstandsgruppe Neu Beginnen Mitglieder und Sympathisanten schon früh dazu an, Stimmungsberichte aus Betrieben und Wohngebieten zusammenzutragen, um dadurch eine weitgehend zutreffende Beschreibung der politischen Zustände zu erhalten (S. 84ff.). Aus diesen von Bernd Stöver 1996 veröffentlichten «Lagemeldungen» sei im Folgenden Bemerkenswertes über das Gebiet Wedding-Gesundbrunnen herausgegriffen. Dadurch wird, um einen wichtigen Punkt hervorzuheben, auch klar, warum der Interessierte an anderen Stellen unserer Veröffentlichung wenig über betrieblichen Protest bei der AEG (S. 272ff.) findet.



1933: Bei der AEG wurden sämtliche Betriebsratsmitglieder entlassen, nur einer konnte seine Wiedereinstellung auf dem Klagewege [vermutlich über das Arbeitsgericht] erzwingen/Im Betrieb AEG-Brunnenstrasse kam es zu zahlreichen SA-Einstellungen/Alte Anhänger der Arbeiterbewegung übten grösste politische Zurückhaltung, auch in anderen Berliner Grossbetrieben; besonders Borsig sei vollständig in die Hände des NS geraten.

1934: NB warnt vor der Überschätzung der Bedeutung kommunistischer Zellen in den grossen Unternehmen der Stadt/Wegen des allgemeinen Misstrauens gab es nur noch wenige politische Diskussionen in Grossbetrieben wie der AEG-Treptow und dem AEG-Transformatorenwerk/Bei verschiedenen Berliner Metallbetrieben bildeten sich illegale Gruppen, die u.a. den Hitler-Gruss verweigerten und versuchten, Einfluss auf «Vertrauensräte» zu nehmen. Derartige Bestrebungen würden bei den Beschäftigten auf Zustimmung stossen (Oktober/November 1934)/Bei der AEG-Brunnenstrasse wurden (im Dezember 1934) zehn Arbeiter wegen «Meuterei» verhaftet, sie hatten Lohnerhöhungen gefordert. [Anschliessende Gestapokontrollen ergaben jedoch keine oppositionellen Hintergründe, d. Verf.]

1935: NB rät zu einer nüchternen Interpretation betrieblicher Wirklichkeit: Aus der Ablehnung des «Führergrusses» darf man nicht auf das Wanken des Systems schliessen, doch es sei eine Tatsache, dass sich die Gestapo vorwiegend auf die Arbeit von Spitzeln stützen müsse; die Ansicht der KPD, der NS-Terror sei ein Zeichen von Staatsschwäche, sei eine Fehlinterpretation/Bei Hasse & Wrede (S. 156) kam es im Oktober/November 1935 wegen sinkendem Absatz zu Entlassungen/Frühere kommunistische Viertel flaggten inzwischen besonders stark nationalsozialistisch.

1936: Facharbeitermangel in einigen Berliner Industriezweigen/Telefunken: Die sog. Vertrauensrätewahlen fanden keine Resonanz/Nach Beendigung des «Olympia-Friedens» kam es nun in Berlin zu Massenverhaftungen, Hunderte wurden verfolgt wegen ihrer früheren Zugehörigkeit zu Arbeiterparteien, Gewerkschaften oder linken Kulturorganisationen. Hier enden die NB-Berichte, da auch diese Gruppe weitgehend zerschlagen wurde (S. 87).

Bei der AEG

Die AEG-Betriebe in der Ackerstrasse und in der Brunnenstrasse nahmen nicht nur wegen ihrer unternehmerischen Grösse und wirtschaftlichen Funktion, sondern auch wegen ihrer weit über tausend Beschäftigten eine in Gesundbrunnen beherrschende Stellung ein. Da die Belegschaft in den 20er Jahren als sehr links galt (S. 16), lag die Vermutung nahe, hier auf zahlreiche Aktionen des Arbeiterwiderstandes zu treffen.

Doch es ist dem Verfasser auch in fast zwanzig Jahren der Recherche zum Widerstand in Berlin nicht gelungen, auf grössere illegale Gruppen bei den Weddinger AEG-Betrieben zu stossen (siehe lediglich S. 150). Dem lagen sicher verschiedene Entwicklungen zugrunde: Im Zuge der Weltwirtschaftskrise wurden nicht nur bei der AEG, sondern auch in einer anderen Hochburg der linken Arbeiterbewegung, der Knorr-Bremse in Lichtenberg, gezielt jene entlassen, die politisch unliebsam waren. Die gewerkschaftsspalterische RGO-Politik (S. 68) seit 1929 minderte den Einfluss der KPD zusätzlich, berichten Beobachter der KPD-Opposition in ihren Analysen für die Zeitschrift «Gegen den Strom» (1928-1933). Im Zuge der «Machtergreifung» (1933) flogen dann mit staatlicher Rückendeckung auch die letzten roten Betriebsräte raus, und es gab massenhafte Einstellungen von SA-Anhängern. Dieses «Modell» funktionierte nur dort nicht, wo auf qualifizierte Facharbeiter nicht verzichtet werden konnte bzw. geeignetes NS-»Austauschpersonal« nicht in ausreichendem Masse zur Verfügung stand. Man denke in diesem Zusammenhang zu allererst an die starke Druckbranche (siehe den Schriftenband über Kreuzberg) oder Firmen, bei denen mit komplizierten Präzisionsmaschinen gearbeitet wurde.

So blieb das Bild in vielen Berliner Grossbetrieben sehr gemischt: Eine verängstigte Belegschaft, die sich zwar gegenüber den Umarmungsversuchen des NS zurückhielt – siehe die SOPADE und NB-Berichte –, aber andererseits Distanz zu politischen Erörterungen oder gar konspirativer Tätigkeit wahrte.

Nur vereinzelt fanden sozialdemokratische oder kommunistische Regime-Gegner Arbeiter, die sich dem Untergrundkampf anschlossen. Ein einheitliches Bild bietet die Berliner Betriebswelt diesbezüglich ohnehin nicht. Wohl gab es einzelne Firmen, wo selbst politisch Vorbestrafte eine Anstellung fanden, ja sozialistische Werkmeister deren Einbindung bevorzugt förderten – man denke z.B. an Lindner in Wittenau – oder Betriebe, in denen es wiederholt zu oppositionellen Regungen kam – etwa die Firma Askania in Mariendorf oder die AEG in Moabit (S. 177) –, doch dürfen derartige Zustände keinesfalls verallgemeinert werden.

Dies zeigen gerade die grossen Weddinger AEG-Werkstätten. Einem internen Zustandsbericht der KPD-Landesorganisation (Stand Herbst 1933) zufolge bestanden Ende Juni 1933 bei der AEG-Brunnenstrasse noch neun kleine Betriebszellen. (Eine 3-Mann-Zelle gab es um Karl Schumacher.) Am 25. Juli 1933 organisierten RGO-Anhänger vor der AEG-Brunnenstrasse einen antifaschistischen «Sprechchor». Die Aktion wurde von Teilen der Belegschaft zwar mit Zustimmung begrüssst, aber auch SA strömte herbei: sieben Arbeiter gerieten in Haft, darunter zwei KPD-Mitglieder. Am nächsten Tag – so der interne KPD-Bericht weiter – wurden siebenundvierzig Beschäftigte entlassen: «neun Genossen, alle anderen SPD». Die Stimmung unter den Kollegen sei danach herabgemindert gewesen, bemerkt die KPD – kein Wunder bei dieser «tollen» politischen Leitung!

Weder bei der Zerschlagung der kommunistischen Unterbezirke Wedding und Gesundbrunnen (1936) noch bei späteren Bemühungen der Berliner Bezirksleitungen um Robert Uhrig (S. 155ff.) oder Anton Saefkow und Franz Jacob (S. 163ff.), wurden durch die Gestapo illegale AEG-Betriebsgruppen in Gesundbrunnen aufge-



AEG-Werke in Gesundbrunnen (vorne die Voltastrasse)

deckt. (Auch «Veteranenberichte» nach 1945 erzählen nichts von deren Existenz. Lediglich bei Schwarzkopff – S. 165 – kam es zu oppositionellen Aktivitäten.)

Wohl aber gab es einzelne KPD-Kontakte in die AEG-Betriebe hinein (S. 150, 156). Und sicher bestanden hier und dort in einzelnen Abteilungen kleine Zellen von Regime-Gegnern, die sich gegenseitig informierten, warnten, unterstützten und Zwangsarbeitern das schwere Los zu erleichtern versuchten.

Unter Kollegen wusste man im Allgemeinen, wem man trauen konnte und wem nicht (S. 274), wer ein schneidiger Parteigänger des Hitler-Staates war oder wer sich der Vereinnahmung entzog und Gleichgesinnte schützte.

Aus der Familie des Sozialdemokraten [Willi Noack \(1914-1983\)](#), der bei der AEG-Brunnenstrasse als Werkzeugmacher tätig war, wird beispielsweise berichtet, dass es dort nur aufgrund eines politisch wohlmeinenden Meisters (SPD) in der Abteilung gelang, die Einberufung Noacks wiederholt durch U.K.-Stellung abzuwehren.

Andere sozialistische Funktionäre erklärten nach 1945, dass sie in der NS-Zeit kleineren betrieblichen Widerstandsgruppen bei der AEG angehört haben, so der bereits zitierte Pädagoge Fritz Schmidt (S. 187) oder im Folgenden ein Mitglied der 1936 zerschlagenen Berliner SPD-Bezirksleitung.

[Paul Läufer \(1904-1965\)](#) schreibt 1945:

«Nach meiner Entlassung [drei Jahre Zuchthaus] habe ich mich selbstverständlich wieder illegal politisch betätigt. 1940 gelang es mir, in die AEG-Brunnenstrasse zu kommen, hier hatten wir eine kleine antifaschistische Gruppe.»

Läufer wurde am 1. Februar 1944 zur Strafeinheit 999 eingezogen. Zu seiner Biographie siehe den Schriftenband über Prenzlauer Berg/Weissensee.

Die Erinnerungen einer Zeitzeugin mögen uns helfen, weitere Einblicke in die Strukturen des betrieblichen Alltags zu erhalten.

[Helga Cent-Velden \(*1926\)](#) blickt 2000 zurück:

«Wir wohnten bis zur Ausbombung im November 1943 in der Hussitenstrasse 3, einer ausgesprochenen Arbeitergegend. Je weiter man von der Bernauer

Strasse aus Richtung Gustav-Meyer-Allee ging, desto ärmer und düftiger lebten die Menschen in ihren Hinterhofquartieren [Foto S. 7] gegenüber den AEG-Werkstätten.

Mein Vater Karl Velden (1892-1973), ein alter Gewerkschaftler und Sozialist, der es ablehnte, der NSDAP beizutreten und deshalb nicht Werkmeister wurde, arbeitete als Vorarbeiter und Werkzeugmacher bei der AEG.

Hier begann auch ich 1941 nach dem Schulabschluss (S. 189) eine Ausbildung als Technische Zeichnerin im Maschinenbau, es war eine zweijährige (verkürzte) Lehrzeit. Als ich im Februar 1945 als Wehrmachthelferin eingezogen werden sollte, sagte mein Chef Karl Bobek, ein liberaler Österreicher, der Direktor der Grossmotorenfabrik war, zu mir: ‚Sie sind die einzige Tochter, und wir beide wissen, dass der Krieg bald zu Ende ist.‘ Ich wurde u.k. gestellt und blieb.

Die Stimmung im Betrieb war sehr unterschiedlich. Im Allgemeinen war das politische Klima eher gemässigt. Zwar gab es im Grossraumbüro einige Nazis, wenn auch keine bösartigen, aber insgesamt dominierten Frauen und ältere Männer, die noch bittere Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg besaßen. So hatte ich Glück, konnte verhalten meine Meinung sagen, ohne dass mir etwas passierte.

Doch selbst ein NS-Kollege denunzierte mich nicht bei folgendem Vorfall. Nach der verlorenen Schlacht bei Stalingrad [Januar 1943] lief ich bedrückt herum, da auch der Mann einer Freundin gefallen war. Der Kollege kommentierte: ‚Mädchen, das darfst du nicht so negativ sehen, Friedrich der Grosse hat auch immer verloren und dann doch noch gewonnen!‘, worauf es aus mir rausbrach: ‚Aber nicht, wenn eine Viertelmillion gefallen sind!‘ Denunziert wurde ich daraufhin nicht.

Was sich im Einzelnen in der Maschinenhalle unter den Facharbeitern ereignete, habe ich nicht bewusst miterlebt, denn ich besass dort wenig direkte Kontakte. Mein Vater erzählte nie etwas von politischen Vorkommnissen, auch später nicht.

Als allgemeine Erfahrung möchte ich es so formulieren:

Viele Menschen waren mit dem NS-Regime nicht einverstanden, haben aber aus Angst den Mund gehalten. Man traf immer Gleichgesinnte, erkannte sie an verschiedenen Merkmalen, so der Grussform (.Guten Tag' statt .Heil Hitler'), an Zeichen des Auftretens, dem Fahنشmuck, Abonnement von NS-Blättern oder am Mienenspiel, etwa wenn jemand bei .tollen' Propagandameldungen nur die Stirn runzelte.

Sympathisanten des Widerstandes, also Gegner des NS-Systems, erkannten sich gegenseitig und tauschten verbotene Nachrichten aus.

Aber wie heute (2000) interessierte sich wirklich nur eine Minderheit für die Politik. Die Masse wollte Arbeit, Ordnung und keine Kriminalität.»

Die uneinheitliche «Volksgemeinschaft»

Allen Spitzeln und Denunzianten zum Trotz erreichte das NS-Regime nicht überall die völlige «Gleichschaltung». Häufig bestanden aus traditionell gewachsenen religiösen, politischen (77ff.), schulischen und auch sportlichen (S. 125) Verbindungen über Jahre vertrauensvolle Kontakte, die sich der totalen nazistischen Infiltration und Vereinnahmung entzogen.

Dafür haben uns Zeitzeugen seit Jahren viele Beispiele gegeben.

Ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl im dichten Wohngebiet – wofür der Berliner gerne den Begriff «Kiez» verwendet –, wo langjährige Traditionen und

Strukturen ein ganz eigenes Milieu, ein soziales Geflecht von politisch-menschlichen Verbindungen herausbildeten, gab es auch in Teilen des alten Arbeiterbezirks Wedding. Im Folgenden geben Zeitzeugen, die aus unterschiedlichen politischen Organisationen und Wohngebieten stammen, ihre Erfahrungen wieder.

Erich Rätzke (1910-1988), führendes Mitglied der Gruppe «Funke» (S. 31), schrieb 1983 nach Erscheinen der ersten Veröffentlichung über den Wedding:

«Ich bin in der Swinemünder Strasse [Gesundbrunnen] aufgewachsen und habe auch meine politische Jugend dort verlebt. Die Strassen und Betriebe sind aber alle sehr gegenwärtig. Überrascht war ich, von den vielen benachbarten Aktivitäten zu erfahren. Der Weddinger Boden war dafür wie geschaffen. Sowie aus Abneigung organisierter Widerstand wurde, war das Schicksal dieser Gruppen besiegelt: Illegalität und Propaganda ähnelten der Quadratur des Kreises. Und man sieht, dass keine der Organisationen ohne Schaden und Opfer davongekommen war, die kleineren Gruppierungen fast alle zerschlagen wurden.

Im Gegensatz zum Militär- und Polizeiregime hat der totalitäre Staat so viele freiwillige Helfer (Spitzel), dass oft das ganz banal Böse zur Festnahme führte.

Nach Studium der Schrift kam mir eine Lücke zum Bewusstsein, die aber ohne ‚Schuld‘ zustande kam. Ein Faktor, der eben nicht darstellbar ist. Neben den Parteien, Gewerkschaften, Betrieben und Organisationen aus der Vorkriegszeit [vor 1939] gab es einen breiten Strom von Bekanntschaften, Beziehungen, die fast jeder hatte.

Neben der ‚Funke‘-Gruppe, bei der meine Hauptaktivität lag, hatte ich aus der Vergangenheit [vor 1933], durch Schulen, Kulturorganisationen und politische Gruppen, die später noch durch Haftbekanntschaften erweitert wurden, eine ganze Reihe Beziehungen zu Kreisen und Personen, die nicht aktiv im Sinne einer Organisation waren, die jedoch durch Zusammenkünfte eine Art Antinazi-Kultur pflegten, zu einer Spende für einen Inhaftierten bereit waren und auch mal einem Flüchtigen Nachtquartier gaben.»

Ähnliche Erfahrungen über eine sehr uneinheitliche NS-»Volksgemeinschaft« vermitteln zwei weitere Weddinger Zeitzeugen.

Der Sozialdemokrat und Reichsbannermann (S. 44) [Alfred Klatt \(1905-1997\)](#) blickt 1993 zurück:

«Ich war bei der GASAG, Installationsabteilung Charlottenburg, als Kollege von Willi Laukant (S. 22) tätig. [Durch meine Arbeit kam ich viel herum:] Mein Hauptarbeitsbereich umfasste hauptsächlich die Betreuung von Privathaushalten in Neu Westend, Siemensstadt und den Bereich Kurfürstendamm mit seinen Nebenstrassen, wo ich oft gutes Trinkgeld erhielt. Die meisten Berliner, die ich dort antraf (darunter Schauspieler und Tänzer), waren keine überzeugten Nazis. Mein Gruss lautete auch stets: ‚Vorn Gaswerk!‘ und nicht ‚Heil Hitler!‘

Auch in dem ganz anderen Milieu, in dem ich wohnte, der Weddinger Koloniestrasse, einer ausgesprochenen Arbeitergegend, gab es nur wenige überzeugte Nazis und die nahm niemand ernst. Aber mit dem ehemaligen Kolonialoffizier in unserem Haus, einem Säufer, mied man politische Themen.»

Heinz Craatz (*1918) erinnert sich 1983 an Freunde seiner Jugendclique:

«Wir Jugendlichen aus linken Arbeiterkreisen waren über Parteigrenzen hinweg freundschaftlich verbunden. Wir trafen uns häufig im Vereinszimmer des Lokals Grosseck [Freienwalder Strasse 30] und in einem Arbeiterlokal in der mittleren Höhe der Grüntaler Strasse. Hier konnte man in der Kneipe auch noch offen sprechen, ohne Angst haben zu müssen. Es wurden sogar Anti-Nazi-Witze erzählt. Keiner versuchte, im Sinne Hitlers zu reden, denn wer von der Tradition des Elternhauses her kein Nazi war, lief (in der Regel) auch nicht über.

Natürlich gab es ein paar irre NS-Anhänger, aber in diesem Kiez traten sie nicht weiter hervor. Als einer von uns einen frechen Witz über Hitler erzählte, ging der NS-Blockwart lediglich aus dem Raum.

Im Lokal Grüntaler Strasse hörte ich später (da war ich schon Soldat geworden) die Meldung vom fehlgeschlagenen Attentat des 20. Juli 1944. Nach der Durchsage im Rundfunk sagten einige Gäste zu mir:

„Bleib bloss hier, der Krieg ist bald aus.“»

Unabhängig von den eben zitierten Aussagen, die einen differenzierten Blick auf den gesellschaftlichen Alltag Berlins werfen, fand der Verfasser auch zwei Quellen, die von (begrenzter) demonstrativer öffentlicher Gegnerschaft berichten.

Der Arbeitersportler **Kurt Gardei (*1921)** bemerkt 1996:

«Viele Menschen resignierten nach 1933 aufgrund der Machtverhältnisse. Nur wenige zeigten öffentlich ihre Gegnerschaft (S. 187)

Einmal erlebte ich allerdings sogar eine grössere Ansammlung von Menschen auf dem Urnenfriedhof Seestrasse.

Gestapo schnitt dort Kranzschleifen ab, auf denen die Worte standen:

„Sie starben für Euch“

Es wurden drei Personen dabei beerdigt. Einer hiess Matern*.»

* Max Matern, Gerichtstrasse 39, wurde im Zusammenhang mit dem NS-Prozess um die (ungeklärten) Schüsse am Bülowplatz (S. 16) zum Tode verurteilt und 1935 in Plötzensee hingerichtet. Bei den anderen Namen dürfte es sich um die Arbeiter Michael Klause und Friedrich Broede vom geheimen «Ordnerdienst» der KPD gehandelt haben, d. Verf.

Jochen Köhler schildert in seinem Buch «Klettern in der Grossstadt», dass Augenzeugen aus dem Nordberliner Bereich am Stettiner Bahnhof gesehen haben, wie KZ-Häftlinge abtransportiert worden sind. So erzählte eine deportierte Frau, die mit anderen gefesselt zum Bahnhof geführt wurde – von dort aus ging es weiter ins KZ Ravensbrück –, dass zur Frühschicht fahrende Arbeiter der bewaffneten SS zugerufen hätten: «Macht die Frauen los».

Was der SD verschwieg

Das Verhör eines früheren Weddinger SS-Mannes im Jahre 1950, den man wegen des Verdachts, an Verbrechen gegen die Menschlichkeit beteiligt gewesen zu sein, einer eingehenden Vernehmung unterzog, gewährt uns interessante Einblicke in die Arbeitsweise der NS-Verfolgungsbehörden.

Walter Dressel, so sein Name, wohnte 1933 in Gesundbrunnen und war SS-Untersturmführer. Zunächst an der Überwachung politischer Gegner der Linkspar-

teien beteiligt, übernahm er später (1938-1940) die Leitung der Aussenstelle des Sicherheitsdienstes (SD) der SS – organisatorischer Bestandteil des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) – für den Nordosten Berlins.

Dressel beschrieb 1950 exemplarisch, wie es gelang, heimlich in illegale Weddinger Arbeiterkreise einzudringen: Es war im ersten Halbjahr 1936, dass ein V-Mann Flugblätter in der Ackerstrasse fand und sie anschliessend dem SD übergab. Bei dem Spitzel handelte es sich um einen damals fünfunddreissigjährigen Strassenkehrer, der in «Meyers Hof», Weddings berüchtigtem Arme-Leute-Quartier (S. 6f.), wohnte. [Zu den politischen Folgen siehe Seite 140.]

Der SD-Untersturmführer [Dressel](#) erläutert:

«Bei der Meldung befanden sich ein Exemplar der Flugblätter und die Namen von kommunistischen Funktionären, die der V-Mann verdächtigte. Ich gab die Meldung an den Oberabschnitt SD weiter, an den zuständigen Abteilungsleiter, der sich mit den V-Leuten in Verbindung setzte ... Er [der Abt.Ltr.] stellte die genannten Funktionäre unter Beobachtung. Nach zwei bis drei Wochen erzählte er mir, dass in diesem Fall zwei Funktionäre verhaftet [worden] seien. In ihrer Wohnung wurde ein Paket von denselben Flugblättern gefunden.»

Im Verlauf der Vernehmung führte Dressel auch aus, dass Untergrundchriften in Angestellten- und Beamtengegenden überproportional beim SD oder der NSDAP gemeldet wurden, weil sie in diesem Milieu auf eine sehr viel höhere Ablehnung stiessen, als in dem einfacher Arbeiterkreise.

Die Hauptaufgabe des SD war bekanntlich die Erfassung der antinationalsozialistischen Strömungen auf allen Lebensgebieten. Als Leiter der Aussenstelle Berlin-Nordost (Weissensee, Hohenschönhausen) hatte der Weddinger Dressel die Aufgabe, die von den V-Leuten eingebrachten Berichte zusammenzufassen und an den Unterabschnitt (Berlin) weiterzuleiten.

Festhaltenswert ist, was der Weddinger SD-Mann über die Haltung der Berliner Bevölkerung zum 9. November 1938 ausführte:

«Soviel ich mich entsinne, lauteten unsere Berichte so, dass die Bevölkerung dieser Aktion ablehnend gegenüberstand, soweit sie nicht der NSDAP angehörte, ganz besonders empört darüber waren die Frauen.»

Diese Interpretation deckt sich weitgehend mit den vom Verfasser im Schriftenband «Mitte/Tiergarten» wiedergegebenen siebzehn Zeitzeugenerinnerungen zum 9. November 1938 im Stadtzentrum. Sie lassen – zumindest für Berlin – erhebliche Zweifel gegen den pauschalisierenden Vorwurf des amerikanischen Wissenschaftlers Daniel Goldhagen («Hitlers willige Vollstrecker») vom eliminatorischen Antisemitismus *der* Deutschen aufkommen.

Künstlerschicksale

Der Wedding war nicht übermässig reich mit Künstlern gesegnet, aber die wenigen, die zeitweise in diesem Bezirk lebten, sind doch bemerkenswerte Persönlichkeiten gewesen. Bei den meisten von ihnen spielte die Auseinandersetzung mit der politischen Gegenwart bzw. ihrer Geschichte eine starke Rolle.

Beginnen wir mit einem fast vergessenen Autor (Gedenktafel Wiesenstrasse 29). Nahe der Einmündung der Kösliner- in die Wiesenstrasse stand das Geburtshaus

des Schriftstellers [Theodor Plievier \(1892-1955\)](#), der hier seine Jugend unter den Ärmsten verlebte. Der später sehr erfolgreiche Künstler hatte in zwei dokumentarischen Romanen «Des Kaisers Kulis» (1929) – über die Matrosenrevolte im Ersten Weltkrieg – und «Der Kaiser ging, die Generäle blieben» (1931) – über die nur halbfertige Novemberrevolution 1918 – aus sozialhistorischer Sicht die Kriegs- und Revolutionszeit geschildert. Beide Buchtitel wurden damals Sprichwörter im politischen Meinungsstreit und dienten teilweise als Vorlage für Erwin Piscators revolutionäre Theaterarbeit an der «Volksbühne» (Nollendorfplatz). Der Pazifist und parteiunabhängige Sozialist Plievier war bei militaristischen und nationalistischen Gruppen zutiefst verhasst, galt er ihnen doch als wortgewaltiger Parteigänger der «Novemberverbrecher». Schon im Sommer 1932 machten Rechtsextreme Jagd auf ihn. Im Jahr darauf gelang die rettende Flucht ins Ausland. Doch sein Bruder Paul, ein Mitglied der SPD, fiel in die Hände der Verfolger und wurde im Konzentrationslager ermordet.

1934 wechselte Theodor Plievier aus seinem westeuropäischen Exil in die Sowjetunion, die schon bald durch den brutalen Terror Stalins geprägt wurde. Auch für den parteiunabhängigen Autor zogen manche Gefahren herauf, mehrere seiner Freunde verschwanden in Lagern in der Weite des grossen Landes.

Im Krieg erhielt er einen wichtigen literarischen Auftrag: Er durfte unzählige Briefe von in Stalingrad eingekesselten, umgekommenen oder gefangenen deutschen Soldaten auswerten. Aus dieser einzigartigen «Vorlage» schuf der Schriftsteller eine äusserst wirklichkeitsnahe und erschütternde Anklage gegen den Krieg: «Stalingrad» (Moskau 1943/1944), ein Werk, das den Verfasser für viele Jahre weltbekannt machte. Seine späteren Versuche, mit den Romanen «Moskau» (München 1952) und «Berlin» (München 1954) an den einstigen Erfolg anzuknüpfen, schlugen fehl. Die Dichte und Suggestivkraft von «Stalingrad» konnte nicht wiederholt werden.

Plievier beteiligte sich zunächst im Rahmen des Kulturbundes am Aufbau der SBZ/DDR. Der Unabhängige brach aber 1950 mit dem Staat der SED und floh in den Westen. Sein früherer Sekretär Harry Wilde (siehe Literaturliste) hat dem Autor eine auch zeitgeschichtlich interessante Biographie gewidmet.

Zu denjenigen, die ebenfalls vor dem sog. Dritten Reich die Flucht ergriffen, zählte der Maler [Robert Liebknecht \(1903-1994\)](#), der bis 1933 in der Heubuder Strasse 7, nahe dem «Soldiner Kiez», wohnte. Der Sohn des am 15. Januar 1919 von Rechtsextremen ermordeten Antimilitaristen Karl Liebknecht, war im engen Sinne kein Politiker, wohl aber ein politisch denkender Künstler. Er unterrichtete auch an der Volkshochschule des Arbeiterbezirks Neukölln und erteilte in den Jahren der Arbeitslosigkeit Zeichenunterricht. 1933 floh er nach Frankreich, die Furcht, in Sippenhaft genommen zu werden, war wohl zu berechtigt.

Während des Krieges gelang ihm mit seiner Ehefrau und der zweijährigen Tochter 1944 die gefährvolle Flucht aus einem französischen Internie-



runungslager in die Schweiz. Auf die Fliehenden war sogar geschossen worden. Roberts Bruder Wilhelm rettete sich dagegen mit Sophie Liebknecht, Karls zweiter Frau, einer Russin, in die UdSSR. Auch für die Liebknechts erwies sich das Exil im Reich Stalins als eine Station vieler Ängste und Nöte: Ihre Freundin [Crescentia Mühsam](#), Witwe des von SA im KZ Oranienburg 1934 ermordeten Anarchisten Erich Mühsam, wurde in eins der gefürchteten sowjetischen Arbeitslager verschleppt, konnte aber überleben.

Sophie Liebknecht lebte nach dem Krieg im Westen Deutschlands. Und auch der Maler Robert Liebknecht, ihr Sohn, ging nicht in die DDR, sondern kehrte mit seiner Familie nach Paris zurück.

Mehrere Bilder des Hochbegabten (Selbstportrait nebenan) zeigen Motive vom Wedding, seiner alten Heimat. Zu seinen bedeutendsten Werken zählt ein faszinierendes Portrait des Vaters, ein Gemälde einzigartiger Ausstrahlung.

Neben Theodor Plievier war auch der Arbeiterschriftsteller [Karl Grünberg \(1891-1972\)](#) zeitweise im Bezirk Wedding beheimatet. Wie Plievier hatte ihn ein sozialkritischer Roman («Brennende Ruhr») in der Weimarer Republik schlagartig bekannt gemacht. Die KPD-nahe Darstellung revolutionärer Unruhen im Ruhrgebiet (1923) wurde in andere Sprachen übersetzt und fand besonders in der Sowjetunion viel Zuspruch, hoffte man doch dort (vergeblich) seit Lenins Zeiten auf einen proletarischen Aufstand in Deutschland. Russische Emissäre zündelten diesbezüglich immer wieder und trieben die KPD damit wiederholt in bittere politische Niederlagen und schliesslich in die verhängnisvolle Selbstisolierung.

Wie immer man die «Brennende Ruhr» (1929) politisch bewerten mag, in den sehr linksstehenden Kreisen des Weddingener Proletariats war das Buch äusserst beliebt.

Den wenigsten Berlinern dürfte bekannt sein, dass diese aufsehenerregende Veröffentlichung auch in Wedding geschrieben wurde.



[Hella Schermer-Grünberg \(*1924\)](#) berichtet 1992:

«Mein Vater Karl Grünberg (1891-1972), der dem Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller angehörte, wohnte, als er die ‚Brennende Ruhr‘ schrieb, mit seiner Familie in sehr einfachen Verhältnissen. Es war eine feste Wohnlaube in der Kolonie Steegerstrasse (Foto oben). Bald nachdem das Werk, das meinen Vater bekannt machte, als Fortsetzungsroman erschien und 1929 mit einem Vorwort von Johannes R. Becher herauskam, wich die Laubenkolonie einer Neubausiedlung.

1933, als mein Vater für ein halbes Jahr ins KZ verschleppt wurde, wohnten wir in der Sternstrasse 13.

Bereits zu Pfingsten 1933 wütete SA mehrere Stunden bei einer Hausdurchsuchung in unserer Wohnung. Aus der grossen Bibliothek nahmen sie alles mit, was einen roten Einband hatte. Da Vater wusste, was auf ihn zukam, hatte er Fahnen und seine Schreibmaschine zuvor in eine Laube in Niederschönhausen geschafft.

Am 15. Juli 1933 nahmen sie ihn mit.

Ich war dabei, als im Sommer 1933 zehn bis zwölf Frauen und mehrere Kinder die Verschleppten im KZ Sonnenburg, Richtung Küstrin, besuchten. Es war eine ehemalige Strafanstalt, die nun von SA bewacht wurde. Als Vater, von zwei Uniformierten über den Hof geführt, auf uns zuing, bekam ich einen Schrecken. Er sah aus wie ein Gespenst, braungebrannt durch die Sonne, aber dürr durch Hunger und Qualen. Mutter war resolut und beherrscht, aber ich lief auf ihn zu und fiel ihm um den Hals. Kurz vor Weihnachten [23. Dezember 1933] war er dann wieder zu Hause.

1934 musste er sich mit einem ‚Gottlosen‘-Prozess herumplagen.

Wiederholt gab es Hausdurchsuchungen, Vater wurde bespitzelt und beobachtet. Er schrieb [trotzdem] heimlich Artikel und Berichte für ausländische Zeitungen und klagte dort [NS-Verbrechen] an. Manches ging über eine Kopenhagener Deckadresse.

Zu Mitgliedern des früheren ‚Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller‘ gab es keinen Kontakt mehr, wohl aber zu einzelnen Genossen auf vertraulicher Basis. Später, im Krieg, lehnte Karl Grünberg die Bildung illegaler Gruppen als zu gefährlich ab.

Pfingsten 1943 wurde mein Vater dann zur Feuerwehr in Essen strafversetzt. Als ich ihn dort besuchte, konnte ich mit Entsetzen durch Bombenangriffe völlig eingeebnete Strassen betrachten.

Bitterernst wurde es [diesbezüglich] in Berlin im Herbst 1943*.»

* Zu den verheerenden Auswirkungen des Krieges im Stadtzentrum siehe die Beschreibungen von Karl Grünberg und seiner Tochter im Schriftenband «Mitte/Tiergarten».

(Karl Grünberg lebte nach dem Krieg in der DDR. Er war dort ein anerkannter Autor, den man auch durch eine Gesamtausgabe würdigte. Nach Aussagen seiner Tochter blieb er aber in seinem Wohnort Grünau eher isoliert und wurde nur zu offiziellen Anlässen mit dem Auto abgeholt.)

Hoch angesehen in der DDR – und als Präsident der Akademie der Künste weit bekannt – war Weddings wohl berühmtester Sohn, der Maler [Otto Nagel \(1894-1967\)](#). Er wurde in der Reinickendorfer Strasse 67 (Hinterhaus) geboren und lebte viele Jahrzehnte im Bezirk. Nagel war ein enger Freund und Kollege der sozialkritischen Künstler Heinrich Zille und Käthe Kollwitz.

Viele in internationalen Ausstellungen gefeierte Werke des Weddings veranschaulichten seine Parteinahme für arme und hungernde Menschen, so auch seine Mitarbeit an dem gesellschaftskritischen Film «Mutter Krausens Fahrt ins Glück», der teilweise in den Hinterhofquartieren des Bezirks gedreht wurde. Nagel sass oft im KPD-Parteilokal Brehme, Schulstrasse 102 Ecke Reinickendorfer Strasse, unter den Arbeitslosen, die hier ein «Zuhause» fanden. Eines von Nagels

bedeutendsten Bildern – «Die Budike» (oder «Wedding-Kneipe») – hielt den Ort und seine Menschen fest.

Im Februar 1933 stürmten SA-Männer seine Wohnung Turiner Strasse 10 (4. Stock). Bilder wurden von den Wänden gerissen und flogen aus dem Fenster auf den Hof, dort landete auch eine Totenmaske Karl Liebknechts. Ratschläge politischer Weggefährten wie Johannes R. Becher, zu emigrieren, hatte Otto Nagel zuvor abgelehnt. Er wollte helfen, dazu beitragen, dass die Zustände wieder besser würden.

Walli Nagel (s. Literaturliste) beschreibt die Haussuchung durch die SA, wobei ihr ein Mann bekannt war:

«Wissen Sie was, mir kommt es vor, als ob Sie früher gar kein Nationalsozialist waren, vielleicht sogar Kommunist?»

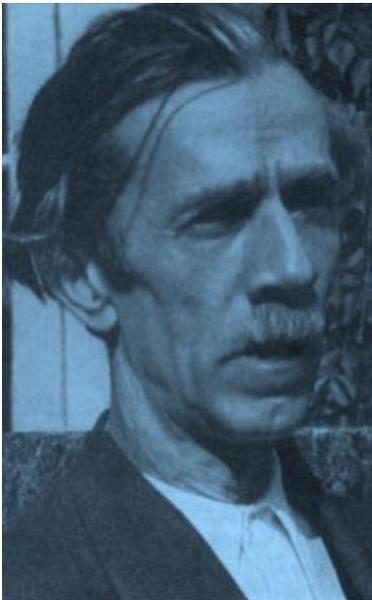
Und da sagte ein anderer, der ein bisschen dicker war und ernster: ‚Schnauze, Schnauze halten!‘

Darauf ich voller Empörung:

„Wie können Sie zu einer Dame ‚Schnauze halten‘ sagen!«

Mein Mann sass immer noch da und schwieg. Sie suchten Parteibücher und illegales Material – aber sie fanden nichts. Die Bilder flogen nach wie vor im Korridor hin und her, es wurde darauf herumgetrampelt. Als sie gingen, nahmen sie den ‚Jungkommunisten‘ und zwei weitere Bilder sowie einige Bücher mit. Otto Nagel war darüber sehr traurig, empört. Für ihn waren die Bilder verloren, für mich jedoch nicht.»

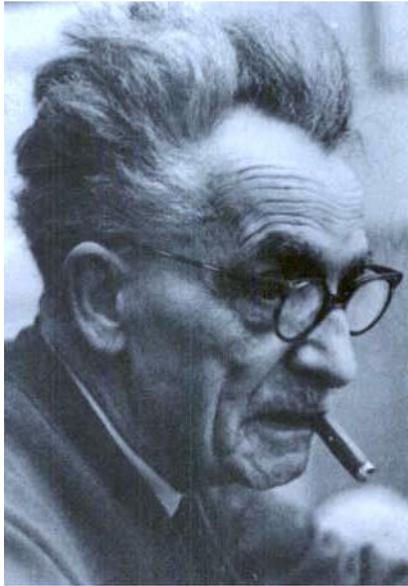
Die sehr resolute Walli Nagel schaffte es tatsächlich! Sie suchte Tage darauf ein bekanntes NS-Lokal in der Nähe – vermutlich Utrechter Strasse – auf und forderte die Rückgabe des Geraubten mit der Begründung, ihr Mann bräuchte dringend eine Leinwand. Geschickt versprach sie, die ein-



gezogenen Bilder würden deshalb übermalt. Die Gemälde konnte sie dadurch retten, nur die Bücher blieben beschlagnahmt.

Otto Nagel erhielt schliesslich Mal-, Ausstellungs- und Verkaufsverbot. An seiner kommunistischen Überzeugung hielt er trotzdem fest und pflegte Kontakte zu Oppositionellen. Für die zweifelhafte Haltung des einst von ihm porträtierten Arbeiterschriftstellers Max Barthel, ein früheres KPD-, dann SPD-Mitglied, der sich dem braunen Regime schnell anpasste und mit dem NSDAP-Parteibzeichen am Revers an der Seite des Weddinger NS-Literaten Otto Paust («Land im Licht», 1940) zu sehen war, hatte Nagel nur Worte der Verachtung übrig. Aber Max Barthel war nicht der einzige «Linke», der plötzlich das politische «Lager» wechselte (S. 101 ff.).

Gesinnungstreue Menschen wie Otto Nagel und seine Frau Walli, eine temperamentvolle Russin, machten eine schwere



Dr. Curt Liebkecht

Zeit durch. Dank des Beistands guter Freunde wie des Weddingener Arztes [Dr. Curt Liebkecht](#), Fennstrasse 1 (am Weddingplatz), der still, aber wirkungsvoll vielen in Not geratenen Menschen half, aber auch aufgrund der Hilfe unbekannt gebliebener Weddingener, die kleine Pakete vor die Tür legten, konnte das Ehepaar Nagel die Entbehrungen des Alltags überstehen.

1935 zog das Ehepaar in die Badstrasse 65 (Gesundbrunnen). Auch hier wurden sie Zeuge der Gewalt im Alltag.

[Walli Nagel](#) fährt fort:

«Der braune Terror nahm zu. Haussuchungen waren noch das Harmloseste!

„Walli, dass du noch hier bist, wie schön das ist!“, sagte eine Freundin, die zu mir gekommen war.

„In der Grüntaler Strasse hat man bei einer Haussuchung eine Genossin mit dem nackten Hintern auf die Kochrmaschine gesetzt, die zu allem Unglück auch noch geheizt war. Sie hat furchtbar geschrien: ‚Ich weiss nichts, ich weiss nichts!‘ ...

Wie das Ehepaar Nagel aus Sicherheitsgründen, war auch der Reichsbannermann [Richard Beck](#) (S. 45) in die Badstrasse 65 gezogen und wurde nun Nachbar des Malers und seiner Frau. Bis 1933 waren sich – wie wir wissen (S. 43) – Reichsbanner und Kommunisten in Wedding gar nicht «grün» gewesen. Alfred Klatt (S. 275) berichtet beispielsweise, Nagel habe mit erhobener Faust demonstrativ «Rot Front!» gerufen, wenn die Republikschutztruppe vorbei am KPD-Lokal Brehme (S. 280) durch die Schulstrasse zog. Doch inzwischen litt man gemeinsam unter Terror und Verfolgung.

Richard Beck (1903-1990) erinnert sich 1982:

«Wir wohnten beide im selben Haus – ich sehe ihn noch vor mir, wie er immer mit der Milchkanne loszog – und wussten gegenseitig, wer wir waren. Ein Vorfall blieb mir besonders in Erinnerung: Es war im Luftschutzkeller zur Kriegszeit. Niemand wollte damals gerne Luftschutzwart werden. Als man an Otto Nagel herantrat, antwortete der:

„Nein, mein Herr, das geht nicht, weil ich wegen Beleidigung von Minister Goebbels in Haft war. Ich bin unwürdig!“»

Otto Nagel erteilte in der Badstrasse Malunterricht, um das kärgliche Dasein der von Verboten niedergehaltenen Familie etwas zu verbessern. Erneut kam es zu Haussuchungen. Schliesslich wurde Nagel verhaftet (1936) und ins KZ Sachsenhausen verschleppt. Und wieder war es seine couragierte Frau, die ihr Temperament und ihre weibliche Ausstrahlung für den Ehemann in die Waagschale warf und tatsächlich in scheinbar aussichtsloser Lage etwas erreichte: Am 20. April 1937 («Führergeburtstag») konnte Nagel den Schreckensort bei Oranienburg verlassen und nach Berlin zurückkehren.

Im Jahr darauf wurde er Zeuge der «Kristallnacht» (9./10. November 1938), bei der auch in der Badstrasse NS-Horden jüdische Geschäfte zerstörten. Ein Mann aus dem gleichen Wohnhaus nahm damals Zuflucht bei dem Malerehepaar. Doch so, wie der Maler Juden beistand, so wurde gleichfalls ihm aus der Bevölkerung Unterstützung zuteil: Mal waren es Händler vom Wochenmarkt am Humboldthain, mal der Besitzer der elegantesten Konditorei am Gesundbrunnen, Herr Schmidt, die Walli und Otto Nagel Lebensmittel und Süßwaren zukommen liessen und damit die Not linderten.

Die Kontrollen und Bespitzelungen hörten aber nie auf, berichtet **Walli Nagel** weiter:

«Inzwischen erfuhren wir so vieles über Genossen, die hingerichtet wurden. Bei uns, auch nach dem KZ, waren fortwährende Haussuchungen. Und wenn wir auf die Strasse zum Malen gingen, kam immer jemand an uns heran, sagte:

„Was haben sie da? Was ist in ihrer Tasche? Machen sie mal ihre Jacke auf!“»

Wegen des offiziellen Verbots, im Atelier zu arbeiten, malte Nagel inzwischen auf der Strasse. Durch diesen aus der Not geborenen Einfall wurde er im Stadtzentrum zum malenden Chronisten des alten Berlin, das er in vielen eindrucksvollen Werken festhielt, bevor der Bombenkrieg ab 1943 die Winkel und Gassen der Altstadt für immer zerstörte.

Untergrundschriften des Ehepaars Hampel

Amsterdamer Strasse 10 (Ecke Turiner Strasse) – Wohnung und Herstellungsort

Zum Abschluss unseres Kapitels über den Alltag der Verfolgung, aber auch den Widerspruch zahlreicher Einzelner, sei an ein eher schlichtes Arbeitererehepaar erinnert, dessen Opposition aus persönlichem Leid, ohne politische Vorentscheidung erwuchs. Ihr tragisches Schicksal – vom Schriftsteller Hans Fallada im Ro-

man «Jeder stirbt für sich allein» (1947) literarisch verändert bekannt gemacht – spiegelt viele Facetten einer gesellschaftlichen Wirklichkeit, die zu grossen Teilen von Angst und Einsamkeit, von Treue, aber auch von Verrat gekennzeichnet war. **Elise (1903-1943)** und **Otto Hampel (1897-1943)** waren keineswegs von Hause aus Regime-Gegner. Frau Hampel, Mitglied der NS-Frauensschaft, betätigte sich sogar als Zellenleiterin. Ihr Mann, bis zur Verhaftung als Einrichter im Kabelwerk von Siemens-Schuckert tätig, gehörte in der Weimarer Republik dem «Stahlhelm» an, jenem soldatischen Traditionsverein, der der parlamentarischen Demokratie gegenüber feindlich gesonnen war.

Vor allem der Tod des Bruders von Frau Hampel muss sie – abgesehen von vorausgegangenen Verärgerungen über soziale Privilegien von NS-Parteigenossen – von einer dem Nationalsozialismus bejahenden Haltung abgebracht haben. Ein sogenannter «Heldentod» in unmittelbarer Nähe, der Verlust eines geliebten Menschen als Opfer des von Hitler-Deutschland angezettelten Krieges, liessen sie allem Propagandanebel zum Trotz wach werden. Sie beschlossen, ihren Zorn, ihre Wut und ihre Trauer unter der Bevölkerung zu verbreiten. Zwischen September 1940 und 1942 erstellte Otto Hampel – meist in Blockschrift mit ungelenker Hand – wie gemesselt – über 200 Unterschriften, sowohl Postkarten, als auch längere Erklärungen. Sie wurden vor allem in Wedding, dabei weniger in Gesundbrunnen, jedoch auch in anderen Teilen der Stadt Berlin verbreitet.

Das Urteil des Volksgerichtshofes vom 22. Januar 1943 sagt dazu:

«In der Zeit von September 1940 bis September 1942 wurden in der Gegend des Wedding, des Schlesischen Tores, des Nollendorfplatzes und in Charlottenburg vorwiegend in Treppenhäusern von Wohngrundstücken und in den an Wohnungstüren angebrachten Briefkästen etwa 200 verschiedene handschriftlich in Blockschrift hergestellte Hetzschriften gefunden und sichergestellt. Hersteller und Verbreiter dieser Schriften waren die beiden Angeklagten. Die Schriften enthalten neben wüsten und unflätigen Beschimpfungen des Führers und seiner Mitarbeiter u.a. die Aufforderung, sich vom Führer und seiner Bewegung zu trennen, die Regierung zu stürzen, die Arbeit zu verweigern, um dem Krieg ein Ende zu bereiten, sich nicht an Sammlungen zu beteiligen und dgl. mehr, ferner die Aufforderung an die Soldaten, die Waffen niederzulegen und die Front zu verlassen.»

In kürzeren Postkarten (siehe nebenan), aber auch etwas längeren Erklärungen, unter dem Titel «Freie Presse» verbreitet, griffen die Autoren den Nationalsozialismus und vor allem dessen Führer Adolf Hitler massiv an. Grammatik und Orthografie verrieten zwar manche Lücke in der Schulbildung, aber die Texte bebten regelrecht vor Zorn und ehrlicher Empörung über den Wahnsinn des Krieges und die schreienden Ungerechtigkeiten des sog. Dritten Reiches.

So heisst es in einer im März 1941 aufgefundenen Flugschrift:

«... Wir wollen keine kapitalistische Weltordnung wofür ein Hitler kämpft und unsere Väter und Söhne in den Tod schickt!

die Hitler Regierung hatt wegen der Weltordnung bewusst den Krieg angefangen!
Alle helfen mit der Verbrecherischen Kriegs-Maschine ein Ende zubereiten!!!

Wir müssen uns zur Wehr setzen!!!»

Fehler im Text wurden mit Absicht belassen, d. Verf.

Kurz nach Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion klagt eine Untergrunderklärung des Ehepaars Hampel an:

«Nieder mit dem Raubmörder Pakt Hitlers!...

Acht ein halb Jahre regiert die Hitler Regierung in unser Deutschland, dazu ist heute zu bemerken dass es Hitler mit Bonzen durch unsere Leichtgläubigkeit gelungen ist an eine Zufalls Macht 1933 zu kommen! Hitlers Reden bringen uns deutsche immer mehr Beweise dafür dass sein direkter Wille ist nur zu beheucheln! Hitlers äussere war und ist es uns mit einer Scheinheiligen brabbelei zu beglücken! und sein Inneres ist dunkel und undurchsichtbar! Hitler sagte er ist es der uns deutsches Volk die Freiheit wieder geben wird aber wir sollten Ihnen doch vier Jahre Zeit geben, Hitler bekam nicht Zeit von uns! sondern Hitler raubte uns mit gesetzen das soziale Recht und die Innere Freiheit! Verurteilte uns Schaffende deutschen zum Schindern und Opfern und müssten als deutsche Stolz sein dass unser Leben in arbeiten und Opfern aufgeht!... .»

Obwohl eine Karte von einem Unbekannten den Zusatz bekam: «Bitte Karte wandern lassen – Sondermeldung», war die Reaktion der Bevölkerung ansonsten wenig erhebend:

Nichts dokumentiert eine von Angst erfüllte Gesellschaft wohl mehr, als die fast lückenlose Rückgabe bzw. «Meldung» der aufgefundenen Untergrundschriften Hampels. Greifen wir allein die Weddinger Fundorte der Jahre 1940 und 1942 heraus:

Nummer	Tag	Zeit	Ort	Art
1.	2.9.40	19.30	Müllerstrasse 174	1 Karte
2.	13.9.40	13.00	Dubliner Strasse 2	„
3.	30.9.40	20.45	Reinickendorfer Strasse	„
6.	16.12.40	11.20	Müllerstrasse 59b	1 Bogen
7.	17.12.40	10.00	Transvaalstrasse 2	„
8.	30.12.40	15.00	Müllerstrasse 152	1 Karte
151.	1.2.42	-	Brüsseler Strasse 16	1 Bogen
154.	18.2.42	7.00	Müllerstrasse 145a	1 Karte
157.	26.2.42	-	Müller – Ecke Seestrasse	„
158.	1.3.42	19.15	Müllerstrasse 62a	„
159.	15.3.42	17.30	Antwerpener Strasse 7	„
160.	15.3.42	-	Antwerpener Strasse 47	„
	18.3.42	-	Müllerstrasse 134	„
	30.3.42	-	Burgsdorfstrasse 13	„
161.	22.3.42	20.00	Utrechter Strasse [22]	„
163.	22.3.42	21.00	U-Bahnhof Seestrasse	„
164.	24.3.42	-	Müllerstrasse 38c	„
166.	28.3.42	-	Otawistrasse 1	„
167.	6.4.42	16.30	Föhler Strasse 12	„
	6.4.42	17.00	Torfstrasse 15	„
168.	6.4.42	17.40	Prinz-Eugen-Strasse 15	1 Bogen
170.	19.4.42	12.30	Liebenwalder Strasse 6/7	2 Bogen
171.	22.4.42	10.15	Müllerstrasse 34a	1 Bogen
174.	14.5.42	-	Müllerstrasse 70	„
	15.5.42	-	Pankstrasse 76	„
175.	14.5.42	18.30	Transvaalstrasse 46	„

176.	16.5.42	20.50	Stockholmer Strasse 33	1 Karte
177.	16.5.42	20.15	Koloniestrasse 139	„
178.	21.5.42	20.50	Kameruner Strasse 45	„
180.	30.5.42	19.45	Föhler Strasse 9	„
182.	28.7.42	-	Telefonzelle Zeppelinplatz	„
183.	28.8.42	17.00	Lütticher Strasse 8	„
186.	30.8.42	10.50	Genter Strasse [38]	„
187.	5.9.42	19.40	Uferstrasse 16	„
188.	6.9.42	19.00	Samoastrasse 2	„
	6.9.42	22.00	Triftstrasse 50	„
189.	7.9.42	7.10	Bornemannstrasse 1	„
190.	14.9.42	9.00	Müllerstrasse 141	„
191.	14.9.42	9.00	Lynarstrasse 26	„

Das Weddinger Arbeiterhepaar wurde am 27. September 1942 aufgrund der Denunziation einer «Zeugin Waschke» auf – wie es hiess – «frischer Tat gestellt» ... Wieder einmal war eine «aufmerksame Volksgenossin» zum Handlanger der Geheimen Staatspolizei geworden.

Zwei Jahre hatten Otto und Elise Hampel den Nachforschungen ihrer Verfolger entgegen können. Es war ihnen wohl zugute gekommen, dass sie keiner von V-Männern der Gestapo bespitzelten grossen Organisation (S. 159, 166f.) angehörten, sondern ganz für sich allein kämpften.

Doch unter dem Druck des drohenden Todesurteils, vielleicht auch angesichts der desillusionierenden Tatsache, dass fast alle ihre so gefahrvoll verbreiteten Protestschreiben abgeliefert worden waren, zerbrach die Solidarität zwischen den Eheleuten nach und nach.

Das Urteil des VGH vom 22. Januar 1943 kostet die gegenseitigen Beschuldigungen mit den Worten aus:

«... Sie seien glücklich in dem Gedanken gewesen, auf diese Weise ihre staatsabträgliche Gesinnung zu verbreiten. –

So jedenfalls ist die Darstellung des Ehemannes Hampel, der im Übrigen als geistige Urheberin der Hetzschriften seine Ehefrau bezeichnet, während diese umgekehrt ihrem Ehemann die geistige Urheberschaft zuschiebt und nur in ihrem Schmerz um den Tod ihres Bruders dem Einfluss ihres Mannes erlegen sein will. Nachdem sie etwas ruhiger geworden sei, habe sie sogar wiederholt den allerdings vergeblichen Versuch gemacht, ihren Ehemann von der Anfertigung und Verbreitung weiterer Hetzschriften abzubringen.

Welche der beiden Darstellungen zutrifft, kann dahingestellt bleiben, denn beide Angeklagten haben ihr übereinstimmendes Interesse an der Verbreitung ihrer Hetzereien und Schmähungen dadurch eindeutig dokumentiert, dass sie diese bis zuletzt gemeinschaftlich verbreitet haben ... »

Der Pädagoge und Fallada-Forscher Manfred Kuhnke, der in einer Studie (s. Literaturliste) die Unterschiede zwischen dem historischen Geschehen und der Romanhandlung in «Jeder stirbt für sich allein» einfühlsam herausgearbeitet hat, macht deutlich, dass das bis zum Schafott aufrechte Zusammenstehen der literarischen Helden nicht der Wirklichkeit entsprach. Noch bei den Verhören hofften sie auf ein gnädiges Urteil. Das Todesurteil vor Augen, kämpfte jeder nur noch für sich. Die Gnadenanträge sind voller Beschuldigungen.



Manfred Kuhnke dazu:

«Otto und Elise Hampel sind kaum durch Folter zu ihren Aussagen gebracht worden, das war bei ihnen nicht nötig. Otto Hampel sagt in seinem Gnadengesuch die volle Wahrheit: ‚Ohne es zu bestreiten, habe ich meine Tat eingestanden .. .».

Nach dem für die Eheleute völlig überraschenden Todesurteil trat an die Stelle gegenseitiger Achtung und Hilfsbereitschaft der rücksichtslose Kampf um das eigene Leben.»

Die wegen ihrer «hochverräterischen und feindbegünstigenden Tätigkeit» am 22. Januar 1943 zum Tode Verurteilten wurden am 8. April 1943 in Plötzensee hingerichtet. Weder die von gegenseitigen Anschuldigungen erfüllten Gnadengesuche Otto und Elise Hampels, noch die Eingaben von Familienmitgliedern, die dabei die eigene Treue zum Nationalsozialismus hervorhoben, hatten das tödliche Schicksal abwenden können.

Justizakten hielten fest, was sich dann am 8. April 1943 um 19.18 Uhr in Plötzensee ereignete: «Die Vollstreckung dauerte von der Vorführung bis zur Vollzugsmeldung 14 Sekunden.»

Dem ungewöhnlichen Umstand, Jahrzehnte danach eine aufmerksame Anwohnerin gefunden zu haben, verdanken wir zusätzliche Einblicke in das Wohnumfeld des Ehepaars Hampel.

Dorit Quass (*1927) erinnert sich 1984:

«Das Haus Amsterdamer Strasse 10 hatte in der Amsterdamer Strasse zwei Aufgänge und zog sich um die Ecke mit einem weiteren Aufgang [Turiner Strasse] und Hintergebäuden. Es gab mehrere Geschäfte, darunter eine Fleischerei (S. 301) und einen Seifenladen.

Unsere Wohnung, Amsterdamer Strasse 17, vorn 1 Treppe, lag genau gegenüber der Fensterfront der Wohnung von Familie Hampel Ich bin mir nicht mehr sicher, in welchem Stockwerk Familie Hampel wohnte, 2. oder 3. Stockwerk?

In diesem Haus wohnten an und für sich einfache Leute, Arbeiter und kinderreiche Familien

Sehr viel Kontakt hatten wir mit der Familie Soik, die 1. Treppe im anderen Aufgang wohnte. ... Beide Familien (Hampel, Soik) waren verwandt, ich glaube verschwägert.

Es kam öfter vor, wenn ich bei Frau Soik war, kam [auch] Frau Hampel ...

Sie trug stets eine Schürze mit Bändern, wie es damals üblich war ... Aber als Kind war ich ja kein Gesprächspartner in diesem Sinne Sehr wahrscheinlich hat sich meine Mutter mit Hampels unterhalten, wenn sie diese bei Frau Soik traf

Ich kann nicht sagen, dass das Ehepaar Hampel besonders auffiel ... Ich weiss auch nicht, ob die Verwandten Soik davon etwas wussten. Aber Tatsache ist, von dem Zeitpunkt an, als das Ehepaar [Hampel] verhaftet wurde, waren wir, d.h. meine Eltern, durch Familie Soik unterrichtet:

Die bekannten Tatsachen treffen genau zu. Frau Soik berichtete, dass Frau Hampel sich den Tod ihres Bruders sehr zu Herzen genommen hatte, und dass sie gegen das Regime gerichtete Flugblätter verteilt hatte

Frau Hampel wurde auf der Treppe, als sie in ihre Wohnung gehen wollte, von Männern erwartet und verhaftet. Herrn Hampel hatte man vom Betrieb abgeholt.

Wir wussten, beide waren nach Plötzensee gebracht worden. Ihre ... Verwandten, das Ehepaar Soik, wurden ebenfalls geächtet Offiziell sprach niemand über den ganzen Vorfall. Es lag wie eine Lähmung auf allen, denn die Person Adolf Hitlers war unantastbar, und die geringste Kritik wurde geahndet. Die Angst umhüllte damals jeden Körper, sie herrschte selbst in den Familien.

In die mehrere Wochen verschlossene Wohnung Hampels kam eines Tages wieder Bewegung Ich weiss noch, wir standen atemlos an unserem Fenster. Die Wohnung wurde durch das Hauswartsehepaar, zwei kleine Kinder, der Mann in der SA, besetzt. Vorher wohnten sie im Hinterhof, part. Die [neue] Wohnung war voll eingerichtet, so wie sie verlassen wurde.

Im November 1943 zerstörte eine Luftmine das Wohnhaus Amsterdamer Strasse 10. Sechsunundneunzig Menschen fanden den Tod. Auch Frau Soik verlor ihr Leben. Ihr Ehemann wurde gemütskrank.»

Vom Widerstand Elise und Otto Hampels versuchten später mehrere Filme und auch eine (umstrittene) Theaterrevue zu erzählen. Einer der Darsteller des Otto Hampel ist auf sehr persönliche Weise an das Thema, den Ort und die Zeit gebunden: Erwin Geschonneck. Der Schauspieler lebte vor 1933 in der Ackerstrasse 6/7, nahe dem Bezirk Wedding. Nach Jahren des Exils wurde er vom NS-Regime gefangen genommen, geschlagen und gefoltert. Von 1939 bis 1945 war er Häftling in verschiedenen Konzentrationslagern.

Verfolgung der Juden/Hilfe für «Untergetauchte»

Entrechtung und Vertreibung

Obwohl der Wedding im Verhältnis zu anderen Teilen von Berlin – etwa Mitte und Charlottenburg – als sogenannter «judenarmer» Bezirk galt, hatte die NS-Rassenpolitik auch hier ihre bitteren und blutigen Konsequenzen. Die Zahl der ermordeten Weddinger Juden steht nicht genau fest. Aber wir wissen, dass im Jahre 1947 im Bezirksamt Wedding 672 Personen als Opfer des Faschismus registriert waren. Es handelte sich dabei um 358 Männer, 265 Frauen und 49 Kinder.

Über diese bedrückenden Zahlen hinaus hat der Wedding viele leidvolle Schicksale zu beklagen. Der Judenboykott am 1. April 1933, der Hinauswurf verdienter Mitarbeiter aus der Bezirksverwaltung aus «rassischen» Gründen (über einhundertzwanzig Personen), die Auswirkungen der berüchtigten «Nürnberger Gesetze» (1935), der tägliche Sadismus rücksichtsloser Fanatiker im zwischenmenschlichen Bereich, die Pogromnacht vom 9./10. November 1938, als – neben der kleinen Synagoge Prinzenallee 87 – jüdische Geschäfte in der Prinzenallee, der Bad- und der Müllerstrasse sowie anderen Teilen des Bezirks demoliert, Menschen beleidigt und misshandelt wurden. Schliesslich die letzten Leidensstationen: Zwangsarbeit, das Tragen des «Judensterns» (September 1941) – gedruckt in einer Fabrik an der Panke nahe der Bezirksgrenze – und dann der Transport in die Todeslager.

Als vor zwanzig Jahren mit der systematischen Befragung von Zeitzeugen für diese Schriftenreihe begonnen wurde, wiesen viele Weddinger ganz besonders auf die hervorragende Rolle verdienter Ärzte hin.

Willy Robst (1896-1990) blickt 1981 zurück:

«Ich war als Gemeindearbeiter beim Rudolf-Virchow-Krankenhaus (RVK) angestellt und fand dort eine Tätigkeit als Hausdiener in der Abteilung für Haut- und Geschlechtskrankheiten (Dermatologie). Daneben wirkte ich auch als RVK-Betriebsrat und wurde für die KPD in die Weddinger Bezirksversammlung gewählt, wo ich unter anderem im Gesundheitsausschuss sass. Dadurch lernte ich mehrere Menschen kennen, die später ein Opfer der Verfolgung der Juden wurden: So den Weddinger Amtsarzt Dr. Drucker († 1940) und den KPD-Gesundheitspolitiker und Arzt Dr. Georg Benjamin († 1942). Leiter der Dermatologie war Professor Buschke. Der nur der Wissenschaft verpflichtete Fachmann wurde nicht wie andere Ärzte sofort 1933 entlassen, denn er war nicht zu ersetzen.

Doch später deportierte und vergaste das NS-Regime auch ihn.*

* Willy Robst ging bereits im Februar 1933 in die Illegalität und betätigte sich als RGO-Kurier in Westdeutschland. Ende des Jahres verhaftet, blieb er bis 1936 eingesperrt und zog sich danach aus der Politik zurück, d. Verf.

Die durch den Zeitzeugen genannten Ärzte waren, abgesehen von ihrem Beruf, Menschen sehr unterschiedlicher Orientierung. Erst der staatliche Antisemitismus fasste sie als eine vermeintliche Gruppe («die Juden») zusammen.

Nur Dr. Benjamin und Dr. Drucker können als Gesundheitspolitiker bezeichnet werden – Prof. Buschke wirkte ausschliesslich fachspezifisch –, gehörten aber verschiedenen politischen Richtungen an.

Der Weddingener Amtsarzt Dr. Salo Drucker war Sozialdemokrat und eng mit Bürgermeister Leid und Stadtrat Frank (S. 25) verbunden. (Wie sie kam er aus der USPD hervor.) Darüber hinaus betätigte sich Drucker, der nach Aussagen von Alfred Klatt (S. 44) «ein ungemein reger und für alles interessierter Mann war», als Berliner Vorsitzender des Arbeiter-Abstinentenbundes. Die politischen Säuberungen (1933) brachten den verdienten Berliner um seine wichtigen Aufgaben zum Wohl der Stadt. 1939 verhaftet, fand Dr. Drucker 1940 im KZ den Tod.

Auch **Dr. Georg Benjamin** (Badstrasse 40), als KPD-Bezirksverordneter in Wedding gelegentlich Dr. Druckers gesundheitspolitischer Antipode, war bei vielen Menschen des Bezirks angesehen und geschätzt. Er wirkte zeitweise im Kinderkrankenhaus Wedding, wurde aber wegen der zunehmenden politischen Differenzen zwischen der KPD und der republikanischen Stadt- und Kommunalverwaltung 1931 entlassen und eröffnete danach eine Praxis in der Badstrasse 16. In seine Sprechstunde kamen viele durch miserable Wohnverhältnisse krank gewordene Menschen (Tbc). Dr. Benjamin war darüber hinaus führender Berliner Repräsentant des «Proletarischen Gesundheitsdienstes» der KPD. Er hielt aufklärende Vorträge und schulte zahlreiche «Rote Arbeitersamariter», die dann zum Begleitpersonal kommunistischer Demonstrationen gehörten.

1933 wurden er und seine Frau Hilde, eine Rechtsanwältin, mit Berufsverbot belegt. Ihn nahm die SA zusätzlich von April bis Dezember 1933 in «Schutzhaft». Vor diesem Hintergrund war es besonders mutig, dass Dr. Benjamin, der den Wedding verliess und nach Pankow zog, sich schliesslich doch dem Widerstand der Berliner KPD anschloss.

NS-Gerichtsunterlagen zufolge soll er sich seit dem Frühjahr 1935 als Übersetzer ausländischer Artikel und Übermittler von Stimmungsberichten aus der Arbeiterschaft betätigt haben. Deswegen verurteilte ihn der Volksgerichtshof am 14. Oktober 1936 zu sechs Jahren Zuchthaus. Er konnte dem Kerker nie mehr entrinnen. Nach Zuchthaus und «Arbeitserziehungslager Wuhlheide» – siehe den Schriftenband über Friedrichshain und Lichtenberg – verschleppte man den Wehrlosen



ins KZ Mauthausen, wo er 1942 ermordet wurde. (**Dr. Benjamins Bruder Walter**, der grosse Literatur- und Zeitkritiker, war 1933 emigriert. Er nahm sich im September 1940 auf der Flucht vor der Gestapo das Leben.

Auch ihre gemeinsame Schwester, die Wissenschaftlerin **Dr. Dora Benjamin** litt unter der Verfolgung. Im Alter von nur fünf- undvierzig Jahren starb sie kurz nach dem Krieg (1946), denn sie hatte sich trotz Krankheit im Einsatz für notleidende Flüchtlingskinder regelrecht verzehrt.)

Walter, Georg und Dora Benjamin

Mehrere Ärzte und Naturwissenschaftler, andernorts aus «rassischen» Gründen entlassen oder – wie [Heinrich Düker](#) (S. 98) – politisch vorbestraft, fanden bei der renommierten Firma Schering, vor allem im Versuchs- und Laborbereich, Schutz durch verständnisvolle Vorgesetzte. So auch [Aline Kirchner](#) geborene Natanson (1898-1955). Die Jüdin war als Medizinerin und fremdsprachliche Übersetzerin tätig. Ihre Zwangsverpflichtung zur berüchtigten Organisation Todt konnte abgewendet, ihr Leben bewahrt werden, berichtet ihr Sohn, der frühere Staatssekretär Hanns Kirchner.

Gerade in Wedding und Gesundbrunnen waren zahlreiche Ärzte uneigennützig um die Gesundheit der armen und verelendeten Volksschichten bemüht. Allein im Kinderkrankenhaus Reinickendorfer Strasse waren bis zur «Säuberung» 1933 von neunzehn Ärzten fünfzehn «Nicht-Arier» tätig.

Den Weg in die Freiheit wählten unter anderem [Dr. Gumpert](#) vom Rudolf-Virchow-Krankenhaus und der Schularzt [Dr. Jaroslowski](#). [Dr. Meyer](#) (SPD) vom Vinetaplatz, der mit seiner Frau viele hungernde Familien auch mit Essen versorgt hatte, entkam in die USA, berichtet [Margarete Fleck](#) (S. 65).

Der als helfender Arzt in seinem Arbeiterviertel am Gesundbrunnen äusserst beliebte [Ernst Hugo Ascher](#) konnte 1933 noch durch den Hintereingang entkommen, als die mordlüsterne SA Wohnung und Praxis in der Swinemünder Strasse 126 stürmte. Mit seiner Familie lebte er dann einige Jahre im südöstlichen Russland. Wie mehrere andere Weddinger Emigranten (S. 322) wurde er später ein Opfer des stalinistischen Terrors: Unter Folterungen «gestand» er, ein «Spion» zu sein und wurde erschossen.

[Dr. Friedrich Aron](#) hatte in seiner Praxis in der Lindower Strasse 24 seiner sozialen Grundhaltung entsprechend insbesondere Arbeiter und Kassenpatienten betreut. Der engagierte Verbandsfunktionär – er war Vorsitzender der Kassenärztlichen Vereinigung Wedding – wurde vom NS-Regime mehrmals festgenommen und inhaftiert. 1938 konnte er emigrieren und rettete damit sein Leben.

Schon früh verliess der (später in Israel lebende) bekannte Wissenschaftler [Dr. Samuel Silberstein](#) den Bezirk. Er war wissenschaftlicher Assistent am Robert Koch-Institut für bakteriologische Forschung. Der terroristische Boykott am 1. April 1933 liess in ihm schnell den Entschluss reifen, sich ins Ausland zu retten. Später muss offensichtlich auch ein anderer Geist an seiner alten Arbeitsstätte Platz gegriffen haben: Mitarbeiter dieses Instituts waren mehr oder weniger direkt an «Fleckfieberversuchen» beteiligt, die deutsche Ärzte an wehrlosen KZ-Häftlingen durchführten. Der frühere Direktor der Abteilung für tropische Medizin wurde deshalb vom Nürnberger Militärgerichtshof 1947 zu lebenslänglicher Haft verurteilt.

Eine Zeitzeugin erinnert sich an weitere vertriebene Weddinger.



Dr. Friedrich Aron

Dorit Quass (*1927) blickt 1984 zurück:

«Müllerstrasse 38 a/b – später war hier «Uhren-Wenig» – wohnte in den 30er Jahren, im zweiten oder dritten Stock, Dr. med. Reis, ein jüdischer Arzt. Er war sehr beliebt, tüchtig und soweit ich es aus Gesprächen weiss, nahm er in der damaligen Zeit Minderbemittelten wenig oder gar nichts [für die Behandlung] ab. Auch ich war seine Patientin.

Er wirkte sanft und ich kann mich nicht erinnern, vor ihm Angst gehabt zu haben. Ich glaube, er muss früh emigriert sein, denn seine Praxis war schon aufgelöst, ehe diese grosse unruhige [antisemitische] Welle anlief.

Die Häuser Amsterdamer Strasse 17 und 17a sowie Turiner Strasse 42 und 44 (und weitere in Berlin) gehörten Herrn Meier, einem Juden. Er war ein zugänglicher Hauswirt, stundete die Miete, wenn jemand nicht sofort zahlen konnte.

Eines Tages emigrierte er mit seiner nicht-jüdischen Frau nach Frankreich. Als die deutschen Truppen [1940] Paris besetzten, wurde Herr Meier abgeholt und kam ins KZ. Dort verstarb er.»

Nicht mehr emigrieren konnte Dr. Kurt Hirschfeld, ein begabter junger Arzt am RVK. Nachdem sein Bruder Fritz Hirschfeld (als sozialdemokratischer Redakteur bereits 1933 inhaftiert) mit einem der ersten Transporte im November 1941 in ein Todeslager verschleppt wurde, entzog er sich diesem drohenden Schicksal durch «Untertauchen». Den letzten Anstoss dazu gaben ihm die erschütternden Szenen in der «Sammelstelle» Levetzowstrasse (siehe den Schriftenband über Mitte und Tiergarten), die er als Augenzeuge miterlebte: Menschen wurden geschlagen und machten vor Angst unter sich.

Dr. Hirschfeld entkam dank seines Arztkittels und verbarg sich bis zur Befreiung lange Zeit in einer Charlottenburger Wohnung (Grolmanstrasse 36), berichtet Lore Dehrns, die frühere Verlobte seines Bruders. Dr. Hirschfeld ging nach der Befreiung in die USA.

Jüdische Sozialdemokraten konnten bei Flucht und Emigration oft auf Beistand von Parteifreunden hoffen. Georg Mendelson, bis 1933 leitender Fürsorger in Wedding, entkam durch die Unterstützung von Bruno Lösche (S. 16f.) und Gerhard Schlegel (SAJ Tiergarten) nach Österreich, wo er allerdings unter tragischen Umständen aus dem Leben schied.

Einer Rettungsaktion unter Weddinger Sozialdemokraten verdankt die einst sehr bekannte Reichsbannerfamilie Salisch ihr Leben. Eine Zeitlang war ihre Wohnung, Müllerstrasse 118, Zufluchtsstätte für politisch und rassisch Verfolgte. Als Salischs erfuhren, dass nun ihre Verhaftung kurz bevorstand, entschlossen sie sich blitzartig zur Flucht. Sie entkamen schliesslich in die USA.

Der Borsig-Arbeiter Herbert Lichtenstein wurde von der Familie Max Urichs (S. 58ff.) unterstützt und konnte zuletzt mit deren Hilfe über Holland nach Australien entkommen.

In der Brüsseler Strasse 28a wohnte die 1933 aus politischen Gründen entlassene Fürsorgerin Agnes Laukant. Die überzeugte Sozialdemokratin, eine Freundin von Dr. Salo Drucker (S. 290) und Pfarrer Harald Poelchau (S. 249), stand mehreren notleidenden Menschen bei; sie gab ihnen Unterschlupf und leistete aktive Fluchthilfe.

Alte Anwohner des Wedding erzählten zu Beginn der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts von verfolgten jüdischen Familien, von denen einige noch fliehen konnten, während andere Opfer des Terrors wurden:

Zur sehr vermögenden Familie Fachler sollen ungefähr dreissig Personen gezählt haben. Nur wenige blieben am Leben, unter ihnen der Sohn Joseph Fachler. Er konnte sich vor seiner Emigration noch beim Maler Otto Nagel in der Badstrasse verbergen, teilt Walli Nagel in ihren Erinnerungen (s. Literaturliste) mit. Von der Familie des Bäckermeisters Schaul (Müllerstrasse 90a) wurde mindestens ein Angehöriger ins KZ verschleppt: Bernhard Schaul kam nach Theresienstadt. Die Tochter des Eisenwarenhändlers Brodmann aus der Stralsunder Strasse 25 emigrierte, ihre Eltern und Geschwister starben im Konzentrationslager. Ähnlich erging es einer Familie aus der Brüsseler Strasse, Inhaber eines Polstergeschäfts. Eines der Kinder entkam nach Palästina, Eltern und Geschwister wurden ermordet.

[Arno Braun](#) (S. 42f.) berichtet 1981 von Terror im Alltag, der nie gesühnt wurde:

«In der Seestrasse 41, bei mir um die Ecke, lebte der jüdische Friseur Klappstein. Ein sadistischer Nazi aus dem Kiez, Schneidermeister in der Brüsseler Strasse, suchte den kleinen Friseur gelegentlich auf und provozierte Streit. War der entfacht, schlug er mit seiner Reitpeitsche so lange auf den wehrlosen Juden ein, bis der blutüberströmt zusammenbrach.»

Auch Jakobs Schokoladengeschäft und Reformhaus in der Müllerstrasse 74, damals eine kleine Ladenzeile, wurde von SA mit dem Schrei «Juden raus!» heimgesucht und wiederholt demoliert. Herr Jakob hat diese und andere Diskriminierungen nervlich nicht durchgehalten. Er verstarb geistig umnachtet (vermutlich in einer Anstalt). Ehemalige Kunden wie das Ehepaar Garbe (S. 56f.) erinnern sich an ihn als einen netten und sensiblen Menschen, der mit Heilkräutern für ein gesundes Leben warb.

[Allein der soeben gegebene kleine Überblick verdeutlicht, dass sich die Entrechtung der Juden und solcher Menschen, die willkürlich dazu gestempelt wurden, man denke an Pfarrer Mendelson von der Dankeskirche \(S. 282ff.\), inmitten der Gesellschaft und nicht im Verborgenen ereignete.](#)

Die Haltung der Bevölkerung dazu zu ergründen, zählt mit zu den schwersten Problemen der historischen Forschung. Wie bereits im Kapitel zum «Alltag» (S. 266ff.) ausgeführt, muss man sich vor Pauschalaussagen («Hitlers willige Vollstrecker») hüten und sehr differenzieren. Nicht überall in der Stadt – und schon gar nicht in Deutschland – bot sich dasselbe Bild. Die auch an anderer Stelle erwähnten zeitgenössischen Auslandsberichte von Beobachtern der SPD und der Gruppe Neu Beginnen (S. 270f.) geben uns einige interessante Hinweise.

So bemerken die «Grünen Berichte» zum Thema Antisemitismus:

(1935) Als die Fensterscheiben jüdischer Geschäfte beschmiert wurden, fand das bei der [normalen] Bevölkerung keinen Anklang. Die jüdischen Läden, auch das Kaufhaus Tietz in der Chausseestrasse, gingen nach wie vor gut, «Arier» würden weiterhin dort einkaufen.

SA-Leute, die vor den Eisdielen am [Bhf.] Gesundbrunnen gegen Juden aufzogen bzw. auftraten, bekamen den Unwillen der in grosser Menge zusammengeströmten Bevölkerung zu spüren: ‚Zum Arbeiten sind sie zu faul, deshalb machen sie Stunk vor den Eisdielen‘, wurde den Nationalsozialisten vorgeworfen.

Die Stimmungsberichte von Neu Beginnen (NB) – siehe ausführlich den Schriftenband über Friedrichshain und Lichtenberg – übermitteln für den Zeitraum 1935/36 ein ähnliches Bild:

Juli 1935

Boykottmassnahmen der Nazis gegenüber Juden würden innerhalb der Berliner Bevölkerung allgemein auf Ablehnung stossen. Nicht allein am renommierten Kurfürstendamm, sondern auch im Berliner Osten hörten Beobachter von NB Äusserungen wie «Die Juden sind auch Menschen».

Januar/Februar 1936

In Berlin herrsche keine Begeisterung für die antijüdischen Bestimmungen («Nürnberger Gesetze»), aber auch keine allgemeine Missstimmung. Deutliche Kritik werde dagegen bei Einzelfällen (bekannten Ärzten oder Rechtsanwälten) geübt. Aufgrund der «Olympiapause» zeige sich der NS zurzeit lässig in der Kontrolle des antijüdischen Boykotts.

Aufgrund der weitgehenden Zerschlagung des Arbeiterwiderstandes und der aussenpolitischen Veränderungen im Vorfeld des Krieges liegen uns für spätere Jahre leider keine weiteren derartigen Berichte vor. Im Rahmen dieser Schriftenreihe sind im Band über das Stadtzentrum (Mitte/Tiergarten) aber gerade zu den Ereignissen am 9./10. November 1938 viele Zeitzeugenerinnerungen zusammengetragen worden, die von einer Ablehnung des Terrors durch den nichtnazistischen Teil der Bevölkerung berichten. Wir möchten sie durch Weddinger Stimmen ergänzen.

Dorit Quass (*1927) blickt 1984 zurück:

«An dieses Datum habe ich noch eine ganz persönliche Erinnerung: Vis-à-vis vom Friedhof Seestrasse bzw. von der Müller- Ecke Ungarnstrasse, befand sich damals ein jüdisches Textilgeschäft. Am 9. November 1938 war die ‚Kristallnacht‘. In den Strassen sah es schlimm aus: Scherben über Scherben und Sachen lagen umher. Die Leute rannten förmlich weiter, als wenn sie nichts sehen wollten. Auch dieser o.g. Laden (zwei Schaufenster, in der Mitte der Eingang) war zertrümmert. Ich habe ihn am 10. November 1938 betreten, um eine Kleinigkeit zu kaufen, dafür musste ich über Scherben treten [um voran zu kommen]. Der Inhaber wirkte schmal. Als ich ihn ansprach, löste er sich aus einer Starre und sah mich wie geistesabwesend an. Ich sagte verlegen: ‚Meine Mutti hat immer bei ihnen gekauft.‘ Er blieb stumm und machte eine verlorene Handbewegung. Die ältere Verkäuferin bediente mich dann.

Ein unheimliches Gefühl beschlich mich. Die Trümmer, die unruhigen Menschen in den Strassen, zum Teil brannte es ja auch noch, es war etwas, was man spürte und verwirrend wirkte. Ich weiss noch, ich bin sehr schnell nach Hause gegangen. Aber das Gespür für diese Angst blieb.»

Brigitte Abraham (*1927) berichtet 2002:

«Die Ereignisse selbst – etwa den Brand der Synagoge Prinzenallee – erlebte ich nicht mit, doch ich sah am Tag danach einige Folgen:

Auf meinem Schulweg von der Koloniestrasse 7 kam ich in der Badstrasse [33] beim grossen Gemüsegeschäft von Weihe vorbei, einem Flachbau mit Dachbalkon. Zurückversetzt stand dahinter ein Wohnhaus, in dessen oberer Etage ein jüdischer Schneider [Kantel] war, der auch für unsere Familie Mäntel und Kleider genäht hat.

Am Morgen des 10. November lagen Stoffballen, Textilien, auch Maschinenteile, die aus dem Fenster geworfen worden waren, bei Weihe auf dem Dachbalkon. Oben wurde geschrien. Wie andere Menschen stand ich fassungslos mit offenem Mund dabei und ging dann erschüttert weiter. An jubelnde Menschen erinnere ich mich nicht.

Meine Mutter, der ich später alles erzählte, bekam solche Angst, dass sie sich nicht mehr zum Schneider traute und mich anhielt, von allem zu schweigen.»

Else Pratje (*1927) teilt 1997 mit:

«Allein in unserem unmittelbaren Umfeld (wir wohnten Reinickendorfer Strasse 42, Farbenhaus Schröpfer) weiss ich sechs Geschäfte, die dem Vandalismus dieser Nacht zum Opfer fielen: Betten-Lehmann (Nr. 46), Bäcker Toppei (Nr. 39), Zigaretten-Eckstein (Nr. 40), Kurzwaren Pollack (Nr. 98/ 100?) und ein winziges Musikaliengeschäft (in den dreissiger Nr.) und das Kaufhaus Unger (Reinickendorfer Ecke Schererstr.).

An diesem Geschäft prangte am nächsten Morgen das berüchtigte ‚Kauft nicht bei Juden‘, was die Bewohner wenig scherte. Von den fünf anderen Geschäftsinhabern fehlte seither jede Spur. Die 3 Kinder der Familie Pollack (Tochter Anita u. 2 Söhne) kamen fortan nicht mehr in die Schule (77. Volksschule, Schulstrasse 88; ausgebombt).»

Friedrich Krüger (1896-1984), damals an die Hilfsschule in der Ruheplatzstrasse strafversetzt (S. 190f.), erinnert sich 1983:

«Nachdem ein Schüler mit Pullovern zur Schule kam, die er bei den Plünderungen am 9. November 1938 mit ‚abgestaubt‘ hatte, habe ich sein Vorhaben lauthals verurteilt und von ihm verlangt, die Sachen bei der Polizei abzugeben. Dort wurde meine Haltung mit den Worten kommentiert: ‚Das haben sie gut gemacht‘.

Ich erinnere mich auch daran, dass Schönhauser Allee Ecke Bornholmer Strasse immer mehr Menschen – zuletzt waren es etwa einhundert – zusammenkamen, als ich mit Kollegen dort über die ‚Reichskristallnacht‘ sprach und diese verurteilte. Niemand hat uns denunziert. Die [meisten] Berliner lehnten diese Nazi-Aktion eindeutig ab.»

Der Gestapo entging die «judenfreundliche Einstellung» eines Teils der Berliner Bevölkerung durchaus nicht. Die Politische Polizei bespitzelte und überwachte dabei besonders frühere Parteigänger der Weimarer Republik.

So hielt sie im Februar 1939 über **Wilhelm Freyer (*1884)** aus der Bastianstrasse 21 (N 20), einen ehemaligen Wahlkreisvertreter der liberalen Deutschen Demokratischen Partei, fest:

«Als unverbesserlicher Judenfreund steht er heute noch mit einigen Juden in enger Beziehung. Dem Nationalsozialismus steht er völlig ablehnend gegenüber und lehnt jede Beteiligung an öffentlichen nat.soz. Einrichtungen mit abfälligen Bemerkungen ab.»

Liberalen und sozialdemokratischen Kreise halfen dem jüdischen Diplom-Ingenieur **Daniel Broido** bei der Emigration. Er war Mitarbeiter der Firma Rotaprint, die im

Ruf stand, eine recht «linke» Belegschaft zu haben. Broido, Sohn einer prominenten verfolgten russischen Sozialdemokratin und bis 1933 Leiter einer politischen Kabarett-Gruppe («Wir vom Wedding»), hielt nach dem Verbot der SPD weiterhin den Kontakt zu politischen Freunden wie der Reichsbannerfamilie Koall. Doch als der Antisemitismus immer bedrohlicher wurde, entschloss er sich zu fliehen. Mit Hilfe der liberalen Firmenleitung von Rotaprint, die den Ingenieur auf «Geschäftsreise» schickte, konnte er nach England entkommen. Der dafür Verantwortliche, Direktor **Dr. Fischer**, nahm sich das Leben, als die SS hinter die Rettungsaktion kam, berichtet Daniel Broido 1984.

Die Zeit der todernsten Blicke

Die Möglichkeit zu emigrieren war nach dem Beginn des Krieges sehr schwierig geworden und ab 1941 völlig aufgehoben. Von diesem Zeitpunkt an zog sich die Schlinge des SS-Staates um die jüdischen Opfer immer enger zusammen. Seit September 1941 war das Tragen des Judensterns vorgeschrieben. Die Deportationen setzten im selben Jahr ein.

Dorit Quass (*1927) beschreibt die damaligen Veränderungen:

«Auch in der Amsterdamer Strasse 16, im Hinterhaus, lebte ein jüdisches Ehepaar. Man muss dazu sagen, wie oft haben das selbst die nächsten Nachbarn gar nicht gewusst. Aber mit der Tragik, mit dem Tragen des Sterns, fiel das erst ins Bewusstsein der Menschen.

Den Namen der Leute weiss ich nicht mehr. Er war ein grosser, stattlicher, breit-schultriger Mann. Als er immer den Stern tragen musste, war er stets in denselben Fischgrätenmantel gekleidet. Der Mann ging immer bedrückt, etwas nach vorne gebeugt, sein Gesicht war stets abweisend. Seine Ehefrau war keine Jüdin ... Nach dem Krieg hörte ich, sie hätten noch Amerika erreicht.

Wenn man diese geplagten Menschen ansah, wurde man selbst bedrückt ...

Und immer die Angst – darf man denn hinsehen? Und so wurden die Blicke verschämt ... man war in einer hilflosen Ohnmacht mitgefangen. Ich möchte es als die Zeit der todernsten Blicke bezeichnen»

Brigitte Abraham (*1927) berichtet 2002:

«Bei uns, Koloniestrasse 7, in der Nähe wohnte das **Geschwisterpaar Alexander**. Bis zum November 1938 hatten sie in der Markthalle Badstrasse einen Textilstand. Den durften sie nun nicht mehr betreiben. Meine Mutter hatte wiederholt bei ihnen gekauft.

Ich sah die Geschwister auch später noch. Sie liefen so untergehackt, dass der ‚Judenstern‘ verdeckt war. Einmal traf ich sie auf dem Schulweg in der Drontheimer Strasse (nahe Osloer Strasse) und grüsste sie mit einem Knicks. Daraufhin erhielt ich von einer Klassenkameradin mit den Worten: ‚Weil du Juden grüssst!‘, eine Ohrfeige verpasst.

Ich sage es ehrlich, nach diesem Vorfall war ich [für eine ähnliche Geste] feige – so wie meine Mutter nach dem 9. November 1938 (S. 294).»

Zufluchtsstätte Jüdisches Krankenhaus

Im Norden Berlins, im Winkel Iranische- und Schulstrasse, liegt noch heute das angesehene Jüdische Krankenhaus. Dieses Gebäude, in dem Kranke Hilfe und



Heilung suchten, wurde damals für viele ein Ort der Hoffnung, für andere dagegen ein Ort des Schreckens.

Das Krankenhaus war im Jahre 1914 von der Auguststrasse 14 (Bezirk Mitte) in den Wedding gezogen, wo die Gesamtanlage grosszügiger war als zuvor. Sie blieb die einzige offizielle jüdische Einrichtung, die die Jahre des antisemitischen Terrors Überstand.

Rivka Elkin hebt in ihrer Studie zur Geschichte des Jüdischen Krankenhauses (s. Literaturliste) hervor, dass die Behinderungen der Arbeit zwar schon 1933 begannen, die eigentliche Zäsur aber erst 1938 eintrat, da nun lediglich jüdische Patienten aufgenommen werden durften. Sie kamen aus aufgelösten Krankeneinrichtungen aus ganz Deutschland.

Obwohl die medizinische Versorgung jüdischer Menschen auf vielfältige Weise staatlicherseits erschwert wurde, taten Ärzte und Schwestern das ihnen Mögliche, um eine qualifizierte medizinische Versorgung zu gewährleisten. Es war ein ewiger Kampf für die Menschen, denen das Jüdische Krankenhaus die letzte Zufluchtsstätte bedeutete.

Doch die SS bezog selbst diese medizinische Einrichtung in ihren tödlichen Apparat ein: Nachdem im April 1943 das Sammellager für KZ-Transporte in der Grosse Hamburger Strasse (Bezirk Mitte) aufgelöst worden war, musste das Jüdische Krankenhaus in Wedding diese Funktion übernehmen. Ab Mitte 1943 wurden hier auch die Insassen der jüdischen Nervenkliniken aus ganz Deutschland zusammengefasst. Das nächste (unfreiwillige) Ziel für sie war dann das KZ Theresienstadt.

Innerhalb des Krankenhausbereichs wurde eine spezielle Polizeistation für Häftlinge abgetrennt, die der medizinischen Versorgung bedurften. So war der junge Felix Heymann von der jüdischen Widerstandsgruppe um Herbert Baum zeitweise hier untergebracht. Heymann verbarg sich bis zu seiner Festnahme 1942 in der Weddinger Thurneysserstrasse 2 (beim Ehepaar v. Kordisch). Der nun Entdeckte unternahm einen Selbstmordversuch und kam als Schwerverletzter auf die genannte Polizeistation, wo zwei Bewacher an seinem Bett standen. (Im Jahr darauf, Juni 1943, verurteilte ihn der VGH zum Tode, wenige Monate danach wurde das Urteil vollstreckt.)

Unabhängig von der abgeschirmten Krankenhausabteilung richtete die Gestapo im April 1943 auch ein besonderes Gefängnis ein: [Ins Kellergeschoss der ehemaligen Pathologie](#) (Foto nebenan), Schulstrasse – sie lag rechter Hand, wenn man durch den Eingang kam –, sperrte man an Händen gefesselt jene Juden, die im Untergrund gelebt hatten, aber aufgegriffen worden waren. Bei diesem blutigen Handwerk halfen der Gestapo auch einige Juden, die als Lockspitzel eingesetzt wurden. Eine Frau namens Stella Kübler, als sehr attraktiv beschrieben, war diesbezüglich besonders berüchtigt.



Die Widerstandsgruppe «Gemeinschaft für Frieden und Aufbau» schickte ihr zur Einschüchterung sogar ein Todesurteil zu (S. 310f.). «Greifer» und Spitzel gingen ohne Judenstern durch die Strassen und hielten Ausschau nach versteckten, verkleideten oder mit falschen Pa-

pieren versehenen Juden. Freunde wurden aufgesucht und ausgehorcht. Aufgegriffenen drohten schlimme Misshandlungen (S. 314f.) und der umgehende Transport ins Todeslager. Nur wenigen gelang die Flucht aus dem Gefängnis Schulstrasse, darunter Charlotte Holzer von der Gruppe um Herbert Baum im Juni 1944.

[Gerda Grabowski \(1908-1987\)](#), eine frühere Krankenschwester, erinnert sich 1982:

«Seit März 1943 arbeitete ich im Jüdischen Krankenhaus, zunächst als Helferin, dann als Leiterin der Wäscherei. Meinem Arbeitsplatz gegenüber befand sich die Pathologie. Davor war ein kleines Gebiet eingezäunt. Dort ‚durften‘ die ansonsten im Keller Inhaftierten gelegentlich ‚spazieren‘ gehen

Selbst Säuglinge und Kleinkinder waren im Krankenhaus unter uns. Von einigen war der Vater im Kriege, die jüdische Mutter im KZ. Die Kinder stahlen den Patienten das Essen vom Nachttisch, so sehr litten sie unter dem Hunger.

Im Lauf der Monate wurde die Zahl der Patienten des Krankenhauses immer kleiner. Wenn Transporte mit oftmals 200 Menschen zusammengestellt wurden, befanden sich auch frisch Operierte darunter.

1944 kam aus dem Westen Deutschlands auch ein Transport mit jüdischen Ehepartnern aus sogenannten ‚Mischehen‘. Die völlig verängstigten Menschen hatten sich bisher durch ihre Ehen mit ‚Ariern‘ geschützt geglaubt.

Plötzlich verfrachtete man sie auf Möbelwagen und transportierte die Wehrlosen nach Berlin. Einmal pro Monat durften sie zensierte Briefe schreiben. Unzensiertes brachte ich heimlich zur Post und empfang dadurch Geld, Brotmarken und anderes für Patienten.»

Die Angst vor dem letzten «Ziel» trieb so viele Menschen in den Tod, dass der Leichenkeller des Krankenhauses bald nicht mehr ausreichte. Der zunehmende Bombenkrieg (1943) sorgte für zusätzliche Nervenbelastung, nicht selten kam es zu Panik.

Gerda Grabowski (Foto nebenan) weiter:

«Ich wurde als Luftschutz- bzw. Brandwache eingeteilt und hatte für die Verdunkelung zu sorgen. Dafür breitete ich Papier und Pappe über die Fenster.

Bei Bombenalarm musste ich die Patienten in den Keller bringen; viele machten aus Angst unter sich.

Als Sprengbomben niedergingen und ein Turm neben dem Verwaltungsgebäude brannte, mussten wir selber mit einer Eimerkette löschen, denn die Feuerwehr kam an diesen Ort nicht!»



Seit November 1943 war das Krankenhaus durch Fliegerangriffe so schwer beschädigt, dass es teilweise bereits unbenutzbar wurde. Ausbesserungsarbeiten erfolgten durch Angestellte der Reichsvereinigung der Juden, Facharbeiter standen nicht zur Verfügung. Häufig wurden ausgebesserte Teile durch Bomben oder den Luftdruck erneut zerstört. Die Versorgung mit Wasser und Strom war mehrfach stillgelegt. In den letzten Jahren lebten etwa 800 Menschen im Krankenhaus und Sammellager.

Gerda Grabowski äussert über andere interne Spannungen und Differenzen:

«Es war vermutlich im Mai 1943, als alle Ärzte und Schwestern abgeholt wurden – nur wenige von ihnen kamen zurück.

Ich weiss, dass der ärztliche Leiter des Krankenhauses Dr. Dr. Lustig durch Vortäuschung schwerer Krankheiten etliche Menschen hat retten können. Er war es auch, der auf Anordnung [der SS] KZ-Transporte zusammenstellen musste.

Es gab im Gelände auch eine Abteilung für ‚Schutzjuden‘, die nicht deportiert wurden, darunter der liberale Politiker Schiffer, ein russisches Ehepaar namens Gordon und eine gewisse Lilli Ernsthaft.

Der Lagerleiter Dobberke [SS] sorgte dafür, dass [mehrere] überlebten. Er hatte zum Schluss ein Verhältnis mit der jüdischen Oberschwester. Als er mich auf der Strasse ohne Stern sah, sagte er nichts. 1945 verlor er sein Leben, er hatte sich mit seiner Freundin am Kriegsende versteckt.

Dr. Dr. Lustig wurde von den Russen zur Verantwortung gezogen und kam ebenfalls um.

Überlebt hat dagegen der Verwaltungsdirektor ‚Israel‘ Neumann, der stets mit Stiefeln durchs Gelände lief. (Ich sammelte nach dem Krieg Unterschriften gegen ihn – doch es half nichts.)

Überleben und besonders ‚untertauchen‘ konnte – meiner Ansicht nach – [in der Regel] nur wer Geld hatte, etwa für Lebensmittel. Auch im Jüdischen Krankenhaus hielten sich einige Insassen allein durch Bestechung am Leben.

1944/45 liessen die Transporte erst nach, als sie [wegen der Kriegslage] nicht mehr durchkamen.»

Durch das Näherrücken der Alliierten Anfang 1945 war der gesamte Zugverkehr unterbrochen, und damit hatten zumindest die Ost-Transporte ein Ende. Aber noch im März/April 1945 ging ein Zug in Richtung Sachsenhausen, d. Verf.

Über nicht-jüdische Helfer der bedrängten und isolierten Krankenhaus-Insassen ist leider wenig überliefert. Aber 1959 wurde in Berlin der damals dreiundfünfzigjährige Ober-Feuerwehrmann Bruno Fredrich (Pankstrasse 1) geehrt.

In einer internen Begründung heisst es:

«Als er nach Ausbruch der Nazizeit hörte, dass das Jüdische Krankenhaus dringend Blutspender benötigte, bot dieser hochherzige und furchtlose Menschenfreund spontan seine Hilfe an.

Als mit fortschreitender Verschärfung der Judenverfolgung die Bluttransfusionen im Jüdischen Krankenhaus, das von der Gestapo kontrolliert wurde, nicht mehr durchgeführt werden konnten, erbot sich Fredrich, den gefährdeten Patienten in ihren Privatwohnungen Blut zu spenden. Er hat, wie er erklärt, etwa fünfundzwanzig Patienten Blut gespendet.»

Gerda Grabowski erinnert sich an weitere Unterstützer:

«Gegenüber in der Schulstrasse wohnte Frau Esser, sie leitete vor 1933 das Ärztekasino. Diese Frau half unter anderem jüdischen Ärzten, indem sie Sachen von ihnen versteckte.

Einzige ‚Arierin‘ auf dem Krankengelände war Frieda Richter, die als Hilfskraft in der Apotheke tätig war, eine Einrichtung, die einem ‚Arier‘ gehörte. Auch Frau Richter stand zu uns.»

Gad Beck (S. 318), einer der letzten Häftlinge des Gestapo-Gefängnisses (S. 298) Schulstrasse, berichtete fünf Jahrzehnte nach den Ereignissen in einer Veranstaltung des «Erzähl-Cafés», er habe die Haltung der «normalen Weddinger Bevölkerung» nicht als feindselig, sondern eher wohlwollend-aufgeschlossen in Erinnerung.

Bruno Blau (1880-1954), ab 1942 als Gestapo-Häftling im Jüdischen Krankenhaus (S. 297), schreibt in seinen Erinnerungen «Vierzehn Jahre Not und Schrecken» über die öffentliche Reaktion auf die Einführung des gelben Sterns:

«Übrigens wurde der erstrebte Erfolg – die Juden kenntlich zu machen und der Volkswut zu überliefern – nur in wenigen Ausnahmefällen erreicht. Im Allgemeinen nahm die Bevölkerung von dem Stern keine Notiz; in der ersten Zeit wurden vielmehr abfällige Bemerkungen von Nichtjuden über die Massnahme gemacht, und es kam auch zu Sympathiekundgebungen [Bekundungen] gegenüber Juden in Form von Zigarren oder Süßigkeiten für Kinder.»

Ein Schicksal unter vielen

N 65, Turiner Strasse 46 – Familie Alexander

Dorit Quass lebte damals mit ihren Eltern in der Amsterdamer Strasse (S. 288). Die Heranwachsende (*1927) war schon in jungen Jahren eine interessierte Beobachterin und nahm am Schicksal verfolgter Menschen (im Rahmen ihrer Möglichkeiten) inneren Anteil. Wir verdanken ihr folgende Einblicke in das schwere Los isolierter jüdischer Familien, in diesem Fall das Ehepaar Alexander aus der Turiner Strasse 46.

Dorit Quass (*1927) berichtet 1984:

«An Herrn [A.J Alexander [Beruf: Rohrleger] habe ich keine Erinnerungen mehr, wohl aber an seine kleine, stille, in sich gekehrte Frau. Sie wirkte leise, sprach auch so, und ging bedrückt umher. Die schwarzhaarige Frau führte stets ihre kleine, noch nicht schulpflichtige Tochter an der Hand, ein entzückendes Kind, pechschwarz, mit grossen dunklen Augen und einer alabasterfarbenen Haut.»

Die Geschäftsleute verhielten sich sehr unterschiedlich. **Frau Quass** weiter:

«Frau Alexander ging zum Fleischer [Karl] Fürstenau, Amsterdamer Strasse 10, ein rundlicher, stets lächelnder Mann, der sehr grosszügig und zugänglich war und stets über die Lebensmittelmarken hinaus zusteckte.

Herr Fürstenau richtete es stets so ein, dass Frau Alexander [die nur zu einer bestimmten Zeit einkaufen durfte] als letzte Kundin im Laden bedient wurde, er sah sie auch nie schlecht an. Aus seinem ganzen Verhalten wurde deutlich, dass er sie unterstützte.

Dagegen verhielt sich Kaufmann Nagel, Amsterdamer Strasse 9 (Eckladen), ganz anders. Er trug stets einen braunen Kittel, war mürrisch und entschied stets zu seinen Gunsten ... Eines Tages erhielt Frau Alexander von ihm keine Milch mehr. Warum, kann ich nicht sagen, aber ich sehe sie noch vor mir, wie sie mit eingezogenen Schultern, das Kind an der Hand, von dannen ging. Als das Kind etwas sagte, wies es die Mutter an, still zu sein.

Obwohl ich wusste, dass meine Mutter die Milch brauchte, ging ich mit meinem ¼-Liter-Porzellantöpfchen hinter Frau Alexander her, denn die verloren wirkende Frau berührte mich sehr. Aufgrund ihres Sterns wagte ich aber nicht, sie auf der Strasse anzusprechen. Als ich sie mit Abstand dann im Hausflur Turiner Strasse 46 erreicht hatte, öffnete sich unglücklicherweise eine Tür und ich wurde angeherrscht, das fremde Haus zu verlassen. Frau Alexander stieg die Treppen hinaus, und ich ging unverrichteter Dinge fort ... Wahrscheinlich wird sie auch von einem Kind, das ihr hinterher schlich, ganz etwas anderes [erwartet] haben, als das, was ich beabsichtigte.

Eines Tages war Familie Alexander nicht mehr da. Zeitpunkt, etwa frühe Kriegsjahre.»

Massenmord an Berliner Juden

Nach einer Zählung lebten im Sommer 1933 etwa über 160.000 Menschen in Berlin, die zum jüdischen Glaubenskreis gerechnet wurden. Von ihnen wanderten 90.000 aus, über 50.000 wurden in den Vernichtungslagern ermordet. 7.000 Menschen starben bereits in Berlin, grösstenteils durch Selbstmord.

Im Sommer 1945 hatten gerade noch 8.000 Berliner Juden die Verfolgungszeit überlebt. 4.700 verdankten ihr Leben dem Umstand, dass sie in einer sogenannten Mischehe lebten, also mit einem christlichen bzw. «arischen» Partner verheiratet waren. 1.900 Deportierte kehrten, für immer gesundheitlich und seelisch gezeichnet, aus den Lagern, hauptsächlich aus dem sogenannten Altersghetto Theresienstadt zurück.

Ungefähr 1.400 Menschen – von etwa 5.000, die versuchten, sich zu verstecken – haben die Zeit in der Illegalität überstanden.

Siegmond Weltlinger, bis 1943 in der Leitung der Berliner Jüdischen Gemeinde tätig, berichtet 1954:

«Was es bedeutete, illegal, das heisst ohne gültigen Ausweis, ohne Lebensmittellkarten und vor allem ohne Wohnung und unangemeldet leben zu müssen, davon kann sich der Aussenstehende kaum eine Vorstellung machen. Am schwersten war das Wohnungsproblem zu lösen, denn es gehörte ein ungeheurer Mut dazu, Juden zu verstecken; dies war eine Gefahr für das eigene Leben und für das der Angehörigen. Trotzdem lebten in Berlin etwa 5.000 Juden illegal und hatten im Laufe der Zeit manchmal zwanzig bis dreissig verschiedene Quartiere. Dies beweist, dass viele Tausende Berliner Nichtjuden das Gebot der Menschlichkeit auch unter den schwersten Verhältnissen beachtet haben; eine Tatsache, die für die Beurteilung der Haltung der Bevölkerung gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Leider wurden etwa 75% der ‚Untergetauchten‘ entdeckt, meist auf der Strasse, aber auch durch Verrat. Viele irrten ja ohne festes Obdach umher, nächtigten im Freien, unter Brückenbögen oder in den Wäldern. Manche fuhren bis Betriebsschluss in der Stadtbahn herum und suchten dann die Wartesäle oder die Toilettenräume der Bahnhöfe auf, wo sie nächtigten.»

«Unbesungene Helden»

In Berlin gab es weit über tausend Bürger, die unter grosser persönlicher Gefahr Juden schützten. «Unbesungene Helden» werden jene Berliner genannt, die «untergetauchten» Verfolgten beistanden. Hilfe für bedrohte Menschen wurde damals auf unterschiedliche Art geleistet. Von einigen Aktionen soll im Folgenden berichtet werden. Wir haben bereits an anderen Stellen unseres Schriftenbandes auf Menschen hingewiesen, die sich als Anhänger von Widerstandskreisen (S. 292) oder Religionsgemeinschaften (S. 248ff.) des Schicksals der erbarmungslos Gejagten annahmen.

Wir möchten nun auf weitere Retter aufmerksam machen, die als Einzelne oder zusammen mit anderen aus politischen oder rein humanitären Motiven nicht wegsahen, als Wehrlosen die Verschleppung drohte. Doch nicht in allen uns bekannten Fällen reichten die Bemühungen aus.

Nach Recherchen des Pädagogen Hans-Joachim Dietzel (1934-1999), der (Stand April 1999) knapp 950 Helfer in Berlin namentlich ermittelte, fanden «Untergetauchte» auch im Norden der Stadt Unterstützung. Es handelte sich dabei um über zwanzig Menschen. (Weit höhere Zahlen ermittelte das Zentrum für Antisemitismusforschung.)

Ein Verfolgenschicksal führt uns zu dem heimatkundlich wohl bekanntesten Haus in Gesundbrunnen. Ein Relief und die Worte «In fonte salus» zieren die Badstrasse 38/39.

Margot Wolf (*1921) blickt 1995 auf Stationen ihres Lebens zurück:

«Ich komme aus einem gutbürgerlichen Elternhaus und genoss bis 1932/33 eine behütete Kindheit. Vater arbeitete als Beamter für die Jüdische Gemeinde. Da er als Friedhofsverwalter in Weissensee tätig war, zogen wir nach dem Tode meiner Mutter (1932) von Wilmersdorf in den Berliner Nordosten. Nach der NS-„Machtübernahme“ begann für ihn als Alleinerziehenden eine schwere Zeit.

Bereits 1935 mussten wir unsere schöne Wohnung verlassen, da uns (und anderen Juden) von der Pankower Heimstätten Gesellschaft gekündigt worden war. Wir zogen nach Prenzlauer Berg, zunächst in die Rykestrasse, danach in die Chodowieckistrasse 4. Im selben Jahr wurde ich gezwungen, die [reguläre] Mittelschule zu verlassen und konnte danach lediglich eine Abschlussklasse der Jüdischen Schule Rykestrasse besuchen. Eine weiterführende Fach- und Schulausbildung war mir verschlossen.

So begann ich im Januar 1937 eine zweijährige kaufmännische Lehre bei der Firma Wäschefabrikation P. Berliner & Co. Doch einen Kaufmannsgehilfenbrief erhielt ich zum Abschluss schon nicht mehr, mein Betrieb wurde liquidiert. Seit Anfang Januar 1939 lebte ich in Gesundbrunnen, Badstrasse 38/39, wo ich beim Ehepaar Gottfeld als Hausgehilfin tätig war. In diesem Haus lernte ich auch den Töpfermeister Max Meinke, Bastianstrasse 3, kennen.

Kurz vor der Zwangsverordnung im September 1941, wodurch Juden gezwungen wurden, den ‚Stern‘ zu tragen, kam ich als Zwangsarbeiterin zur Wittenauer Firma Teves*. Dort setzte sich Werkmeister Wilhelm Daene (S. 70, 79) sehr für die jüdischen Zwangsarbeiterinnen ein.»

* Siehe den Schriftenband über Pankow und Reinickendorf.

Margot Wolf verdankte es glücklichen Umständen, dass sie der grossen Verhaftungsaktion der Berliner Gestapo im Februar 1943 entging.

Margot Wolf (*1921) fährt fort:

«Eine Woche vor der berüchtigten Fabrik-Aktion (Februar 1943) kam ich gerade von der Nachtschicht nach Hause, es war Sonntag in der Früh. Damals war die grosse Wohnung in der Badstrasse 38/39 bereits auf mehrere Juden aufgeteilt: Neben mir Walter Gottfeld sowie Paula und Werner Hirsch.

Ich hatte gerade etwa zwei Stunden geschlafen, als es gegen 10 Uhr sehr lauthals klopfte. Herr Gottfeld und ich waren zu diesem Zeitpunkt allein, wir verhielten uns mucksmäuschenstill. Zum Glück war die Tür von innen mit einer Eisenstange gesichert. Trotzdem sind wir voller Angst gewesen und hatten uns auch ein Seil für eine mögliche Flucht über den Hinterhof (Luisenbrunnen) bereitgelegt. Zudem bestand ein Ausweg zum Seitenhaus (Turmhäuschen) in der Travemünder Strasse. Die Klopfer zogen schliesslich wieder ab, wohl in der vermeintlichen Sicherheit, uns später doch noch zu erwischen. Ich nutzte den Fluchtweg über die Nebenstrasse, um raus zu kommen. Zunächst bemühte ich mich, ein Versteck in Weissensee zu finden, leider vergeblich. Als ich danach in die Badstrasse zurückkam, stand plötzlich Töpfermeister Max Meinke im Dunkeln vor der Tür und sagte kurz: ‚Margot, du kannst zu mir kommen.‘ Ich holte noch einige Sachen und gelangte über Seitenwege ins Haus Bastianstrasse 3 bzw. die kleine Zweizimmerwohnung Meinkes. Für diesen Rettungsweg hatte ich ‚natürlich‘ den Judenstern abgelegt. In meinem Versteck war ich nicht die



Luise Meinke



Max Meinke

einziges Illegale, denn Frau Gottfeld mit ihrer achteinhalbjährigen Tochter kam – nach einem Zwischenaufenthalt beim Töpfer Riegel – ebenfalls hier unter. Später stiessen weitere Verfolgte hinzu, so eine Freundin von Frau Gottfeld.

Nicht genug damit, nahmen Max und Luise Meinke 1944 auch noch zwei russische Kriegsgefangene aus dem Lager Schönholz auf, die hier zum Essen hergeholt wurden. Einer von ihnen trank sich allerdings zu Tode. Zu meinem Überleben trugen ebenfalls bei: Die Mutter von Herrn Meinke, Unfallarzt Dr. Hilmar Luther, die Dentistin Doebelt sowie Herr Jentsch und seine Tochter.»

Auch andere Verfolgte fanden in Wedding und Gesundbrunnen hilfsbereite Menschen:

In der langen Zeit seiner Illegalität, vom 1. Februar 1943 bis zum 25. April 1945, konnte Alfred Mayer auf mehrere Menschen zählen, die sich seines Schicksals annahmen. Neben den Familien Ewest und Jechow, die ihn die meiste Zeit beherbergten, konnte er knapp ein halbes Jahr auch bei Familie Kraatz in N 20, Wiesenstrasse 29, unterkommen. Alfred Mayer wechselte aus Angst wiederholt sein Versteck, um nicht entdeckt zu werden.

Ebenfalls mehreren illegalen Beherbergern verdankt die untergetauchte Frau Exner ihr Leben. Vor allem das Ehepaar Anni und Kurt Trojanus aus der Soldiner Strasse setzte sich sehr für sie ein. Als die Weddinger Wohnung 1943 ausgebombt wurde, konnte die Verfolgte bei den Eltern von Frau Trojanus in Schildow ein sicheres Ausweichquartier finden, wobei auch Herr Beyer, der Verlobte von Frau Exner half, die Gefährdete bis zum Kriegsende durch die Gefahren der Zeit zu bringen.

In der Malplaquetstrasse 38 lebten 1943 bis 1945 in einer kleinen Wohnung fünf Personen: Franziska Bereit mit ihrem Enkelsohn und drei jüdische Schützlinge. Wenn der Sohn der Beherbergerin auf Urlaub kam, mussten sich sogar sechs Menschen den engen Raum teilen, denn es gab nur Stube und Küche, Toilette ausserhalb. Die ohnehin kargen Rationen der Familie, bezogen auf Lebensmittelmarken, wurden geteilt. Frau Bereit hatte die verfolgte Familie Silbermann aus der Reinickendorfer Strasse aufgenommen, bei der sie früher als Kinderfrau tätig gewesen war. Selbst als die Fliegerangriffe die Gefahr vergrösserten, bestand Frau Bereit darauf, ihre «untergetauchten» Freunde mit in den Luftschutzkeller zu nehmen, trotz des grossen Risikos, dort entdeckt zu werden. Sie konnte alle drei Verfolgten über die gefährvolle Zeit retten.

Hilfsbereitschaft und Zivilcourage bewies [Wanda Fritz \(1896-1979\)](#), die mit ihrem Mann Helmut in Wedding, Wriezener Strasse 42, wohnte und am Rosenthaler Platz (Mitte) ein kleines Krawattengeschäft betrieb. Zwischen 1943 und 1945 unterstützte das Ehepaar verfolgte Juden auf vielfältige Weise. Einige Menschen wurden kurzzeitig aufgenommen, andere erhielten Lebensmittel. Doch nicht jeder Schützling konnte gerettet werden, so fiel die frühere Vortragskünstlerin [Hanni Grünberg](#) der SS in die Hände und wurde in ein Vernichtungslager verschleppt.

Eine Berliner Hilfsorganisation weit grösseren Ausmasses gab es durch die Widerstandsgruppe «Bethanien». Die «Bethanier» – biblisch: Wohnort des Lazarus, der sich Notleidender annahm – verpflegten und versteckten Verfolgte zum Teil über mehrere Jahre oder solange, bis man für sie gefälschte Ausweise besorgt hatte. (Siehe den Schriftenband über Kreuzberg.)

Die Organisation – von der einige Vertrauensleute im Haus des Rundfunks arbeiteten – verschaffte Illegalen Verstecke. In Wedding – unter anderem durch den Einsatz der Geschwister Else und Frieda Schulze – waren es folgende Orte: Tegeler Strasse 13, Torfstrasse 9, Schillerhöhe 395 (Laube) und Exerzierstrasse 8.

Hanna Papanek (USA), Tochter von Alexander Stein (S. 320f.), die bis zu ihrer Emigration einen Teil ihrer Kindheit in Wedding (Friedrich-Ebert-Siedlung) verbracht hatte, berichtet, dass ihre Tante Fanny, das ist die Sozialdemokratin Stephanie Hüllenhagen, die verfolgte Volkswirtin Dr. Helene Leroi in der Wohnung Belleremannstrasse 14 versteckte. Durch Kaltblütigkeit und Mut der Helferin, die ihren Schützling bei Bombenangriffen sogar mit den Luftschutzkeller nahm, konnten zwischen Januar 1943 und Mai 1945 viele bedrohliche Situationen gemeistert werden.

[Dr. Helene Leroi \(1894-1950\) berichtet 1945 darüber:](#)

«Frau Fanny Hüllenhagen ... hat mich am 4. Januar 1943 bei sich aufgenommen, und ich habe zweieinhalb Jahre bis zum Einmarsch der Russen in Berlin im Mai 1945 illegal bei ihr gelebt, ohne Lebensmittelkarten und ohne Papiere. Frau Hüllenhagen hat die hiermit für sie verbundene Gefahr auf sich genommen, da sie wusste, dass ich als Jüdin sonst von der Gestapo in den Osten Europas verschleppt worden wäre.»

Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, dass mehrere Personen in die Rettungsaktion eingeweiht waren, darunter Frieda und Kurt Kaiser (Schwägerin und Bruder von Frau Hüllenhagen) sowie Frau Bothfeld (bei deren Schwester Helene Leroi vor 1942 legal wohnte), die die Verfolgte ebenfalls mehrere Tage bei sich aufnahm. Auch einigen Hausbewohnern der Belleremannstrasse 14 war die Anwesenheit der «Untergetauchten» nicht entgangen. Als «Tante Leni» machte diese sich sogar im Luftschutzkeller nützlich.

[Stefanie Hüllenhagen \(1893-1967\)](#) – Foto nebenan – erklärt 1945 ihre Motive in einem Brief an ihre Schwester:

«Ich habe versucht, Unrecht wenigstens zu einem Teil gutzumachen. Wenigstens einen Juden den Nazis aus den Klauen zu ent-reissen. Es gehörte Kaltblütigkeit und ein bisschen Mut dazu. Ich hielt es nicht aus, das Leid der Juden mit anzusehen. Ich dachte, du bist mitschuldig, wenn du zusehst.»

Inge Deutschkron, deren Vater, ein sozialdemokratischer Pädagoge, 1933 aus dem Schuldienst in Wedding geworfen wurde, ging mit ihrer Mutter Ella 1943 in den Untergrund. Unter den vielen Helfern, denen beide

Frauen ihr Leben verdanken, sind auch frühere Weggefährten des Vaters aus Prenzlauer Berg und Wedding, darunter der frühere Rektor der «weltlichen Schule» Gotenburger Strasse (S. 178), SPD-Stadtrat Walter Rieck (Foto S. 308), der nach seiner Zwangspensionierung als Wilmersdorfer Hausverwalter tätig war und mehrere Gestapoverfahren durchstehen musste. (Walter Rieck wurde 1946 Bezirksbürgermeister von Wilmersdorf.)



[Inge Deutschkron](#) schreibt in ihrem packenden Erlebnisbericht über die Jahre im Berliner Untergrund («Ich trug den gelben Stern»):

«Über BBC hörten wir im November 1942 das erste Mal von Vergasungen und Erschiessungen. Wir konnten und wollten es nicht glauben. Die Reihen um uns lichteten sich.»

Mit [Carl Fabiunke \(1888-1978\)](#) engagierte sich ein weiterer früherer Weddinger Stadtrat für Menschen, die in Not waren.

[Fabiunke schreibt 1965 zu seiner Biographie:](#)

«Nach elfjähriger Tätigkeit als besoldeter Stadtrat im Bezirk Berlin-Wedding wurde ich im Frühjahr 1933 von den Nazis aus dem Amt entfernt. Nach sieben Haussuchungen an einem Tage durch SA-Trupps zog ich es vor, meine Wohnung Berlin N 65, Nordufer 9, zu meiden, um nicht SA-Horden in die Hände zu fallen. Den gleichen Rat gab mir auch der Vorsteher des Polizeireviers in der Torfstrasse [16]. So ging es lange Monate, in denen ich meine Frau nur an verabredeten Stellen traf, wobei meine Kinder oft draussen Wache hielten.»

Im Herbst 1933 eröffnete Carl Fabiunke mit seiner Schwester Frieda Lange in Charlottenburg, Taurogener Strasse, ein kleinen Textilgeschäft. Aus Sicher-

heitsgründen lief das kleine Unternehmen auf den Namen der Schwester, Fabiunke selbst liess sich von Kunden und Geschäftsleuten als «Herr Lange» anreden.

Fabiunke fährt fort:

«Die Erziehung des Elternhauses hatte mir ein stark ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden mit auf den Lebensweg gegeben. Wo irgendwo Unrecht geschah, glaubte ich, dagegen angehen zu müssen. So musste sich in mir alles aufbäumen, als Hitler zur Macht gekommen, sich sofort Unrecht auf Unrecht und Morde am laufenden Band häuften

Bei meinen Einkäufen für das Textilgeschäft sollte ich nun Kenntnis bekommen und mit ansehen müssen, wie man jüdische Geschäftsleute, die einen Ruf hatten und die ich jahrelang schätzen gelernt hatte, wie Verbrecher behandelte, sie zusammenschlug, enteignete, abholte und in die Gaskammern transportierte. Den [ersten] Höhepunkt der Hetze brachte die Kristallnacht, durch die viele gezwungen wurden, zu fliehen oder unterzutauchen.»

Am Abend des 10. November 1938 stand einer der Gejagten, Leo Rosenberg, vor Fabiunkes Gartenpforte in Röntgental bei Berlin.

Frieda Lange hatte den früheren Geschäftspartner, Inhaber einer Wäschefabrik im Stadtzentrum, Klosterstrasse 87, in Sicherheit bringen wollen. Er fand ein geeignetes Versteck bei Fabiunke, aber die Gestapo griff an Rosenbergs Stelle nun den siebzehnjährigen Sohn Kurt und verschleppte ihn ins KZ Sachsenhausen. Als Frau Rosenberg eine Gestapo-Vorladung wegen ihres Mannes erhielt, begleitete Fabiunke sie auf diesen schweren Weg. Zuvor hatten sie eine fingierte Post des «Untergetauchten» aus Osnabrück nach Berlin gesandt, um eine Flucht vorzutäuschen.

Fabiunke über den Gestapo-Termin:

«Als nun die Gestapo Frau R. aus dem Zimmer stiess, packte ich den [Vernehmer] am Arm und versprach ihm, die Gestapo sofort zu verständigen, sobald ich Rosenberg zu Gesicht bekäme. Als Gegenleistung forderte ich die Freilassung des jungen Rosenberg mit den Worten: ‚Was wollen sie mit dem Bengel; ich verrate ihnen dafür den Alten, sobald er aus Osnabrück zurück ist.›

Die Gestapo ging tatsächlich auf den Scheinhandel ein und liess den Jungen frei. **Fabiunke:** «Etliche Tage später erschien der junge Rosenberg kahlgeschoren im Büro der Fabrik.»

Als kurz darauf ein Transport mit jüdischen Kindern (bis 17 Jahre) nach England ging, gelang es, Kurt Rosenberg, der bereits kurz vor seinem achtzehnten Geburtstag stand, mit hinaus zu bringen.

Nachdem Fabiunke die Nachricht der rettenden Ankunft in London erhielt, fuhr er Ostern 1939 mit seiner Tochter Hanni nach Grossbritannien und händigte dem Jungen Wertsachen der Eltern aus. (Als Kurt Rosenberg seinen Retter sah, fiel er, von den Gefühlen überwältigt, bewusstlos um.)

In ähnlicher Mission übergab Fabiunke einem weiteren Schützling des Kindertransports, Eva Schendel, wertvolle Dinge der Eltern aus Berlin. Das Ehepaar Schendel wurde einige Zeit darauf deportiert und kehrte nie mehr zurück, doch Kurt Rosenbergs Eltern und sein Bruder Heinz konnten noch im Frühjahr 1940 Ausreisepapiere erhalten.



*Weddinger Stadträte oben v. l. n. r.: Walter Rieck und Otto Frank,
unten v. l. n. r. Dr. Riess und Carl Fabiunke*

Fabiunke: «Im April 1940 fuhren die drei, von uns verabschiedet, vom Anhalter Bahnhof der Freiheit entgegen. Das Schiff ging von Genua ab. Auf der Überfahrt nach Amerika ist Frau Rosenberg infolge der vielen Drangsalierungen gestorben.» Fabiunkes Textilgeschäft in der Tauroggener Strasse 7 war auch in den folgenden Jahren ein Zufluchtsort verfolgter Juden.

Fabiunke: «Den Judenstern mit der Aktentasche verdeckt, wurden sie vom Hausflur auf ein Klingelzeichen von meiner Schwester in das Zimmer gebracht, wo sie bewirtet, vor allem aber mit Textilien versorgt wurden, weil sie keine Kleiderkarten hatten.»

Fabiunke entging nach dem 20. Juli 1944 nur mit knapper Not der Verhaftung. (Nach dem Krieg wurde er noch einmal für kurze Zeit Stadtrat, zunächst der SED, dann der SPD. Er wurde über 90 Jahre alt.)

Der Weddinger Apotheker **Karl Zimdars**, Togostrasse 30c, nahm sich ebenfalls des schweren Schicksals mehrerer Menschen an. Einer seiner Schützlinge war der Buchhalter Julius Grün.

Julius Grün (*1885) bemerkt 1951:

«Hiermit erkläre ich an Eides statt, dass ich in der Zeit vom 26. Dezember 1942 bis 8. Mai 1945 wegen rassistischer Verfolgung (Sternträger) illegal unter menschenunwürdigen Bedingungen ohne Lebensmittelkarten und ohne polizeiliche Meldung in Notunterkünften leben musste. Vom 26. Dezember 1942

bis zum 31. Oktober 1944 wohnte ich bei meiner damaligen Verlobten Lina Lorschbach, N 65, Lütticher Strasse 8. Während dieser Zeit war ich gezwungen, für Tage mein Quartier zu wechseln.

Vom 1. November 1944 bis 8. Mai 1945 hielt ich mich beim Apotheker Karl Zimdars, Berlin N 65, Togostrasse 30c auf.»

Während Julius Grün auch noch bei Stefan Kubicke (Seestrasse 96) untertauchen konnte, half der Apotheker Zimdars darüber hinaus der sehr gefährdeten Frau Else Albrecht geborene Gerson, einer sog. Volljüdin, die mit dem Zahnarzt Dr. Fritz Albrecht (Müllerstrasse 92) verheiratet war.

Für Frau Albrecht, bei ihrem Mann als Sekretärin und Sprechstundenhilfe tätig, begann 1933 eine Zeit andauernder Einschüchterung und Bedrohung. Am 1. April 1933 bezog SA Posten vor dem Haus Müllerstrasse 92 und rief zum «Judenboykott» auf. Auch der «Stürmer»-Kasten in der Liverpooler Strasse warnte jahrelang vor der angeblich «jüdischen» Praxis.

Die Hetze zeigte schon bald Erfolge: Patienten, darunter viele Beschäftigte des nahen Strassenbahnhofs (Foto S. 32), blieben mehr und mehr aus.

Frau Albrecht schreibt 1952: «Ständig waren wir Beschimpfungen und Erniedrigungen ausgesetzt. Im November 1938 setzte erneut der Boykott, in verstärkter Masse, gegen uns ein. Diesmal beschränkte sich entsprechende Massnahme nicht nur auf das Praxisschild, sondern auch an der Hauswand und auf dem Bürgersteig wurde mit roter Ölfarbe auf unsere jüdische Praxis warnend hingewiesen.

Trotzdem wir jeden Abend beim Dunkelwerden bemüht waren, die Ölfarbe mit Terpentin zu entfernen, wurde jeweils noch in der gleichen Nacht die Boykottbeschriftung erneuert, wobei mitunter eine Menschenansammlung von weit mehr als 100 Personen beobachtet wurde und Sprechchöre uns mit unflätigsten Ausdrücken beleidigten ... »

Dr. Albrecht wurde vom Verband der Deutschen Zahnärzteschaft mit Arbeitsverbot bedroht, falls er die Beschäftigung seiner jüdischen Ehefrau nicht einstellte.

Die vielen Belastungen über Jahre führten beim Arzt zu schweren Herzleiden und anderen inneren Krankheiten. Als seine Schwiegereltern, die er stets finanziell unterstützt hatte, ins Ghetto verschleppt wurden, erlitt der Arzt einen Herzinfarkt und musste längere Zeit ins Krankenhaus. Im Juli 1942 gelang es ihm, seine Frau wieder von der Deportationsliste streichen zu lassen.

Doch im Februar 1943 («Fabrikaktion») geriet sie in Haft (Rosenstrasse). Dort wieder entlassen – es gab öffentliche Proteste, die die Freilassung vieler in «Mischehe» Lebender erreichten –, musste sie trotz Herzkrankheit Zwangsarbeit leisten und wurde als «arbeitsscheues Judenweib» beschimpft. Mit Einverständnis ihres Mannes tauchte sie bei einer Freundin in Niederschöneiche und Eichwalde unter. Von Januar 1944 bis September 1944 blieb die Praxis wegen Bombenschäden und wegen des Verbots, «Judenwohnungen» zu reparieren, geschlossen. Das Herzleiden des Zahnarztes wurde nun immer schlimmer.

Else Albrecht:

«Eine ihm in der damaligen Zeit von Herrn Prof. [Rudolf] Sajitz, Joachimsthaler Strasse [20] verordnete Krankenernährung wurde von der Kartenstelle für Juden und Mischehen, trotz wiederholter Anträge, mit dem Hinweis auf unsere Mischehe nicht gewährt.»

Aufgrund mehrerer Herzattacken war Dr. Albrecht zuletzt auch nicht in der Lage, der Zwangsverpflichtung zur Organisation Todt («Aktion Mitte») nachzukommen, denn er war kaum noch arbeitsfähig.

Der nahebei wohnende Apotheker Karl Zimdars nahm wiederholt die wehrlose Else Albrecht auf, die dadurch die Zeit des Terrors überlebte. (Ihr vor Kummer krank gewordener Mann verstarb im Oktober 1948.)

Der Bezirk Wedding war nicht allein der Aktionsort zahlreicher einzelner Helfer, sondern auch der Ausgangspunkt einer wichtigen grösseren Untergrundorganisation, teilt uns im Folgenden ein Zeitzeuge mit.

Hans Winkler (1906-1987) berichtet 1984:

«Unsere Widerstandsgruppe ‚Gemeinschaft für Frieden und Aufbau‘, deren Schwerpunkt in Luckenwalde lag, fand ihren geistigen Ursprung in einem gewissen Sinn in Berlin-Wedding.

Ausgangspunkt war nämlich ein Besuch, den ich meinem Freund Günther Samuel abstattete. Samuel hatte wegen des Antisemitismus sein Konfektionsgeschäft in Trebbin aufgeben müssen und war nach Berlin, in die Utrechter Strasse 36, in eine Hinterhofwohnung (Parterre) gezogen. Es war etwa eine Woche nach der ‚Kristallnacht‘, dass ich zu ihm ging, um nach ihm zu sehen. Im Laufe der Erörterung der angespannten Lage kamen wir überein: ‚Wenn so etwas noch einmal passiert, unternehmen wir eine Schutzaktion.‘ Günther kannte aus dem Haus einen weiteren Regime-Gegner. Es war der Kommunist Ernst Schwarz, Oberkellner im Café Wien. Der wiederum hatte einen politischen Freund namens Otto Koslowski. Er wohnte nahebei in der Hennigsdorfer Strasse (heute: Groninger Strasse) und besass am Schillerpark (Seestrasse) eine Laube, in der später mehrere illegale Juden Unterschlupf fanden.

Anfänglich nannten wir unsere Gruppe ‚Sparverein grosser Einsatz‘. Schwarz und Koslowski hatten sich von der illegalen KPD längst abgesetzt. Koslowski erzählte, dass in Wedding ein Kommunist dem anderen nicht mehr trauen konnte. Schwarz, der anfänglich noch Beiträge an die Partei gezahlt hatte, zog sich von der KPD zurück, weil inzwischen viele ehemalige ‚Genossen‘ mit ‚Heil Hitler‘ grüssten.

Ich selbst erlebte antisemitische Äusserungen gegenüber Samuel in einem Ecklokal in der Utrechter Strasse.»

Die aktivste Zeit der Untergrundgruppe lag in den Jahren 1942-1944. Zwar befand sich der Schwerpunkt im Brandenburgischen, aber die Helfer verfolgter Juden hatten auch wichtige Mitarbeiter in Berlin (siehe den Schriftenband über Kreuzberg), wo ebenfalls zahlreiche ihrer illegalen Flugschriften (etwa am Strausberger Platz) verbreitet wurden.

Berlin war auch das Haupttätigkeitsfeld des jüdischen Spitzels Stella Kübler (S. 298), vor der die Oppositionellen warnten und der sie ein angedrohtes «Todesurteil» zuschickten.

Winkler bemerkt über das Ende der Widerstandsarbeit und zeigt damit eine Parallele zur bitteren Erkenntnis des Ehepaars Hampel (S. 285f.) auf:

«Durch einen aufgefundenen Illegalen, der zu Aussagen genötigt worden war, wurde unser Kreis im Oktober 1944 aufgerollt.

Als ich bei der Staatspolizei den hohen Stapel Flugblätter auf dem Tisch sah, wusste ich, dass sehr viele Menschen unser Material abgegeben hatten.»

Hans Winkler konnte die Haftzeit überleben. Sein Freund **Günther Samuel** wurde im KZ erschossen, ihre Weddinger Gefährten Koslowski und Schwarz blieben unentdeckt.

Viele Luckenwalder Gruppenmitglieder hatten das Glück, dass das nahe Kriegsende den drohenden Prozess und den Urteilspruch verhinderte. Die Anklage war aber bereits erhoben worden.

Doch es gab in Berlin vor 1945 mehrere andere Beispiele, wo Menschen wegen ihrer Unterstützungstätigkeit vor den Schranken des Gerichts standen.

Betrachten wir das Problem zunächst grundsätzlich:



Günther Samuel

Bestrafte Helfer («Judenbegünstigung»)

Trotz aller NS-Propaganda verfiel eine Minderheit von Deutschen nicht in Feindschaft zu den Verfolgten, sondern verkehrte nach wie vor freundlich mit ihnen, wie das Reichssicherheitshauptamt – unter anderem in seinen «Stimmungsberichten» bzw. «Tagesmeldungen» – empört bemerkte.

Am 24. Oktober 1941 gab das RSHA deshalb einen Erlass heraus, der Kontakte «Deutschblütiger» zu «Juden» als strafbare Handlung einstufte, die mit «Schutzhaft», ja mit drei Monaten KZ, bestraft werden konnten; Juden kämen in diesen Fällen sofort ins KZ.

Zum Problem der Ahndung der «Judenbegünstigung» sei Folgendes angemerkt: Bekanntlich scheiterten zahlreiche Rettungsversuche (S. 302), lediglich 1.400 von 5.000 glückten demgegenüber. Juden wurden aus der Gestapohaft ins KZ verschleppt, Helfer «Untergetauchter» traf ein unterschiedliches Strafmaß. Einige kamen in «Schutzhaft» beziehungsweise in das gefürchtete Berliner «Arbeitsziehungslager» Wuhlheide – siehe den Schriftenband über Friedrichshain und Lichtenberg – oder wurden vor Gerichten zur Verantwortung gezogen.

Nach

eingehenden Recherchen von Dr. Beate Kosmala (Zentrum für Antisemitismusforschung) sind Todesurteile diesbezüglich nicht bekannt.

Kam es zu Verurteilungen, dann wegen anderer «Delikte», etwa Diebstahl, Rundfunkverbrechen oder Urkundenfälschung, denn es gab im Strafgesetzbuch keine Bestimmung, die die Juden-Hilfe ausdrücklich ahndete. Trotz allem gingen Menschen, die «Untergetauchten» halfen, ein hohes persönliches Risiko ein.

Dies sei an Beispielen aus Wedding und Gesundbrunnen erläutert:

Zu je einem Jahr Gefängnis verurteilte das Berliner Sondergericht III am 11. Januar 1944 die Witwe Frieda Fischer und die Bürohilfe Elsbeth Vönhoff, die ge-

meinsam in der Putbusser Strasse 36 wohnten, wegen der Beihilfe zur Urkundenfälschung.

Das gesamte Justizverfahren richtete sich gegen neun Personen, die wegen der Unterstützung «untergetauchter» Juden bzw. der Bereitstellung illegaler Papiere belangt wurden. Der grösste Teil dieser Menschen zählte zu einem Helferkreis um Dr. Franz Kaufmann aus dem Umfeld der Bekennenden Dahlemer Gemeinde. Inwieweit die genannten beiden Weddinger Frauen organisatorisch oder geistig dazu gehörten, geht aus den Gerichtsunterlagen nicht eindeutig hervor. Sie waren offenbar durch persönliche Beziehungen als Randfiguren mit hineingezogen worden.

Das Urteil des Sondergerichts III vom 11. Januar 1944 bemerkt dazu:

«Im November 1942 erschien die Jüdin Bergmann bei der Angeklagten Vonhoff, die sie von der Firma Siemens kannte, wo die Angeklagte Vonhoff Vorarbeiterin für eine Kolonne Juden war. Da die Angeklagte Vonhoff seit September 1942 krankgeschrieben war, wusste sie nicht, dass die Jüdin Bergmann inzwischen die Arbeitsstelle bei der Firma Siemens verlassen hatte. Die Jüdin Bergmann, die zuvor noch niemals in der Wohnung der Angeklagten Vonhoff gewesen war, erzählte, sie möchte gern in Berlin bleiben und nicht evakuiert werden, sie müsse aber andere Papiere haben»

Sowohl Frau Vonhoff als auch die in der gleichen Wohnung lebende Witwe Fischer wollen sich zunächst dem Ansinnen gegenüber ablehnend verhalten haben, gaben den andauernden Bitten aber schliesslich doch nach. Die 700 RM, die ihnen die Jüdin für die Überlassung der Kennkarte von Frau Fischer sowie des Wehrpasses ihres Verlobten aushändigte, wollen sich die Weddingerinnen geteilt haben. Die mitangeklagte Helene Jacobs berichtete dem Verfasser 1982, Fischer und Vonhoff hätten beim Prozess versucht, ihre Rolle herunter zu spielen, was der Gerichtsvorsitzende mit den Worten kommentierte: «So, so, und im Hause Fischer lagen die Ausweise zufällig so rum!»

Zur Bemessung der Straftat bemerkt das Urteil:

«Die beiden Frauen haben sich durch das plötzliche Auftreten und andauernde Betteln der Jüdin Bergmann überrumpeln und weich machen lassen und ihr trotz anfänglichen Sträubens Ausweis-papiere überlassen, ohne selbst Geld hierfür zu verlangen. Bei ihnen erschien daher die Annahme eines nicht schweren Falles der Beihilfe zur schweren Urkundenfälschung vertretbar, zumal die Angeklagte Vonhoff durch die Vermisstmeldung ihres Mannes im Osten schwer getroffen ist und die Angeklagte Fischer sich durch Arbeit in der NSV [NS-Volkswohlfahrt] bewährt hat. Eine Gefängnisstrafe von je einem Jahr erschien als gerechte Strafe.»

[Elsbeth Vonhoff \(*1914\)](#) wurde nach Verbüsung der Strafe im Februar 1945 wieder aus der Haft entlassen, sie überlebte.

Ganz erheblich härter belangt für die Unterstützung eines verfolgten Menschen wurde dagegen Erich Poltz, ein Weddinger Maschinenarbeiter.

Das Berliner Sondergericht III warf ihm am 5. Februar 1943 vor:

«Der Angeklagte hat des Nachts mehrmals einem Juden beim Heraus-schaffen von Sachen aus seiner amtlich versiegelten Wohnung geholfen, ferner einmal selbst des Nachts Sachen aus dieser Wohnung zu entwenden versucht»

Erich Poltz betrieb zwischen April 1938 und Dezember 1939 einen Heissmangelbetrieb in der Weddinger Wiesenstrasse. Mit Genehmigung des Arbeitsamtes beschäftigte er dabei einen Arbeiter, den die NS-Justiz «den Juden Jo.» betitelte. Das kleine Geschäft nahe der Kösliner Strasse war längst aufgelöst und Erich Poltz inzwischen in einem grösseren Betrieb als Arbeiter tätig, als sich Jo. 1942 seines früheren Weddinger Chefs wieder erinnerte und ihn um Hilfe bat.

Das zitierte Gericht fährt fort:

....[Jo.] sollte im August 1942 evakuiert werden und ist deshalb von der Geheimen Staatspolizei festgenommen worden. Gleichzeitig wurde der Inhalt seiner Wohnung polizeilich beschlagnahmt und die Wohnung amtlich versiegelt. Jo. entwich jedoch aus dem Durchgangslager, in das er einstweilen gebracht worden war, und begab sich zu dem Angeklagten, den er bat, ihm beim Heraus-schaffen von Sachen aus seiner Wohnung behilflich zu sein. Der Angeklagte liess sich zu dieser Hilfeleistung überreden, angeblich, weil Jo. behauptete, die an seiner Wohnungstür angebrachten Siegel seien bereits erbrochen; begab sich an drei verschiedenen Tagen jeweils nachts zwischen 22½ und 23½ Uhr mit Jo. heimlich zu dessen Wohnung und holte gemeinsam mit ihm ein Federbett, Wäsche und Bekleidungsstücke heraus, die er in seine Wohnung brachte»

Bei einem dieser Einsätze war Poltz im Treppenhaus von einer Hausbewohnerin («der Zeugin T.») mit der Taschenlampe im Flur angeleuchtet worden. Als er nach Abschluss der Aktion am 27. August 1942 noch einmal an den bewussten Ort zurückkehrte, angeblich um für sich einen Tisch und eine Lampe zu holen – wir wissen nicht, ob ihm Jo. dies als Entgelt zukommen lassen wollte wurde er von Nachbarn bemerkt. Der Sohn der «Zeugin A.» hielt den Eindringling fest und brachte ihn zur Polizei. Die Justiz erhob Anklage.

Zur Strafzumessung bemerkt das Sondergericht:

«Bei der Strafzumessung spricht gegen den Angeklagten, dass er sich als deutscher Volksgenosse dazu hergegeben hat, einem Juden bei der Fortschaffung von dem Staat verfallenen Vermögensstücken zu helfen, und dass er sich später selbst an diesen Vermögensgegenständen vergreifen wollte. Diese eines Deutschen unwürdige judenfreundliche Gesinnung erfordert eine strenge Bestrafung»

Wer hier der eigentliche «Vermögensräuber» war, nämlich der NS-Staat, braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden!

Das Gericht hielt dem Angeklagten zugute, dass ihm die strafrechtlichen Dimensionen seines Handelns erst im Nachhinein bewusst geworden seien und dass er seine Tat bereue. Doch dreieinhalb Jahre Zuchthaus als Gesamtstrafe bewies wenig Milde. (Der 1903 geborene Mann verstarb bereits 1947.)

Bei aller Würdigung der juristischen Folgen, die auf verhaftete Helfer zukamen, die furchtbarsten Strafen trafen immer noch die verfolgten Juden selbst. Keines Justizverfahrens «würdig», wurden sie bereits in der Gestapohaft furchtbar gepeinigt und dann in die Todeslager geschickt, oder bereits an Ort und Stelle «zur Verantwortung gezogen».

Zwei bedrückende Schicksale, [Margot Krusch](#) und [Martin Fleischmann](#), stehen mit ihren Lebenswegen stellvertretend für das Leiden Tausender Berliner:

Jagd auf Wehrlose

Margot Krisch arbeitete seit 1939, zunächst als Lernschwester, im Jüdischen Krankenhaus und war dort bis 1943 tätig. 1942 heiratete sie ihren gleichfalls «rassisch» verfolgten Freund Hans Krisch. Beide gingen im Jahr darauf in den Untergrund.

Margot Krisch (*1921) sagt 1945 dazu aus:

«Als im Februar 1943 in umfassender Weise Aktionen der Gestapo unternommen wurden und Juden daraufhin verschleppt wurden, entschlossen mein Mann und ich mich, uns dem Zugriff der Gestapo zu entziehen, zu fliehen und weiterhin illegal zu leben. Wir wandten uns zuerst nach Wandlitzsee und fanden dort Aufnahme bei einer Frau, die uns nach dreimonatigem Aufenthalt nach Denunzierung der Gestapo auslieferte ... »

Mitte Juni 1943 festgenommen, kam das Ehepaar über das Berliner «Sammellager» Grosse Hamburger Strasse am Ende des Monats ins KZ Auschwitz. Obwohl dort als Pflegerin im Krankenrevier eingesetzt, zogen NS-Ärzte die junge Frau im «Versuchslabor» zu mörderischen medizinischen «Experimenten» heran, an denen sie schliesslich lebensgefährlich erkrankte. Zeit ihres Lebens blieb sie nun empfängnisunfähig. Im Januar 1945 – die Rote Armee rückte immer näher – musste sie auf den Transport ins KZ Ravensbrück. Sie konnte überleben, aber ihr Mann und ihre Eltern, die ebenfalls nach Auschwitz verschleppt worden waren, kehrten nie zurück.

Helmut H. Langer (*1936) schreibt 1984 aus den USA über den aus der Wohnung verschleppten Martin Fleischmann, der in aller Öffentlichkeit gequält wurde:

«An ein Schicksal kann ich mich sehr gut erinnern: Herr Fleischmann (Foto unten) aus der Stockholmer Strasse [Nr. 29] ... »

Es muss wohl zum Ende des Krieges gewesen sein [21. Juli 1944], Die Brücke über die Panke in der Soldiner Strasse war damals noch aus Stein. In der Nacht [vor dem besagten Vorfall] muss die Gestapo ‚Hammer und Sichel‘ einen Zentimeter in den Stein gemesselt haben.

Als Kind (8½ Jahre) erlebte ich mit, wie zwei Männer hinter Herrn Fleischmann standen und ihn zwangen, zu versuchen, mit einem Mauerstein, das o.g. Zeichen zu löschen. Die Brücke war aus hartem Stein, der Mauerstein dagegen weich – der Mann hatte keine Chance!

Ich kann mich noch an seine Worte erinnern: ‚Ich habe Durst‘.

‚Spring in die Panke‘, erhielt er zur Antwort.

Das nächste, was ich hörte, war die Stimme meiner Mutter. Sie stand an der Ecke Soldiner Strasse/Panke, wo die Kneipe von Lindemann war, und schrie: ‚Helmut, komm her!‘



Später wurde darüber gesprochen, dass Herr Fleischmann in die Panke gesprungen ist und am Ufer des Wassers mit Lederriemen halb totgeschlagen wurde. Er soll im [Jüdischen] Krankenhaus gestorben sein.

Nach dem Krieg las ich in der Zeitung, die beiden Männer seien mit [mehreren Jahren] Zuchthaus bestraft worden

Was ich damals als Achteinhalbjähriger erlebte, habe ich nie vergessen und oft berichtet.»

Bei der Lumpensammlerin

N 65, Tegeler Strasse 14 Ecke Lynarstrasse – Marie Bürde

Der Kampf der «untergetauchten» Juden um ihr Überleben kam oft einer Odyssee gleich. Wahrscheinlich ist es zutreffender, sie als die eigentlichen «Unbesungenen Helden» zu betrachten.

Dies sei am Beispiel eines Weddingers beschrieben, dessen Fluchtweg wiederholt in den alten Bezirk zurückführte, der für ihn jedoch – mit einer Ausnahme – alles Heimatliche längst verloren hatte.

Rolf Joseph (*1920), der mit seinen Eltern und dem jüngeren Bruder **Alfred (*1921)** einst Neue Hochstrasse 10 wohnte, berichtet 2002:

«Anfänglich besuchte ich noch die ‚christliche‘ Volksschule Wattstrasse [16]. Dort wurde ich fast täglich bei dem geringsten Vorwand durch den SA-Uniform tragenden Lehrer Schulz mit dem Stock geschlagen. Wegen der vielen Keile ging ich dann nicht mehr hin.

Der Schulrektor [Bauer, S. 188f., 217] war dagegen ein anständiger Mann. Er bedauerte, dass er mich nicht gegen den SA-Mann schützen konnte, aber ihm seien die Hände gebunden. ‚Was soll ich tun?‘, sagte er, ‚bevor ich den rausschmeissen kann, fliege ich.‘

Ich begann danach eine Lehre als Tischler. Obwohl ich als ‚Jude‘ bei einem ‚christlichen‘ Lehrherrn nicht lernen durfte, brachte mich meine Mutter doch bei einem ‚arischen‘ Meister unter. Doch ich durfte mich nicht als ‚Jude‘ zu erkennen geben. Mit dem Betrieb, der Möbeltischlerei Zahn & Richter, Wiesenstrasse 22/23, hatte ich Glück: Der Meister und alle fünfundzwanzig Kollegen waren gegen Hitler eingestellt. Viele von ihnen stammten aus dem Kiez Kösliner und Weddingstrasse, der bekannten [vormaligen] KPD-Hochburg.»

Per Regierungsverfügung wurde Joseph nach Abschluss der dreijährigen Lehre (1938) seine Arbeitsstelle los, denn die Zimmermannsinnung durfte «Juden» nicht länger anstellen. Im selben Jahr brannten die Synagogen, doch der Vater war nicht zu bewegen, zu emigrieren, denn er glaubte, dass EK 1 aus dem Ersten Weltkrieg schütze ihn.

Rolf Joseph wurde vom Arbeitsamt für eine schwere Arbeit in Lichtenberg, Kunstseidenfabrik der I.G. Farben (Aceta-Werke), zugeteilt. Dort waren jüdische Arbeiter den Quälereien von Vorarbeitern und Inspektoren ausgesetzt, doch Direktor Huber erwies sich anständig und schritt gegen Verfolger ein, so er davon hörte. Joseph konnte die gesundheitsschädliche Tätigkeit nach einigen Jahren aufgeben, arbeitete danach für eine Baugesellschaft in Köpenick und anschliessend (1941) bei einer Küchenfabrik in Pankow. Als 1942 die Deportationen in seinem

Umfeld begannen, suchte er sich mit seinem Bruder ein illegales Quartier. Zudem fertigten sie sich eine Seilleiter an, um zur Not über den Friedhof hinter ihrem Wohnhaus fliehen zu können.

Als Rolf Joseph am 6. Juni 1942 nach Hause kam, stand bereits einer der gefürchteten «Möbelwagen» vor dem elterlichen Haus. An der Wohnungstür lauschend, vernahm er einen schreienden fremden Mann und die weinende Stimme seiner Mutter. Er hätte den Eltern so gerne geholfen, blieb aber starr vor Schrecken. Als er schliesslich Schritte in der Nähe vernahm, rannte er voller Panik davon. Bei einem Bekannten traf er dann auf seinen Bruder Alfred.

Rolf Joseph fährt fort:

«Wir gingen fort, ohne zu wissen, wohin. Jetzt waren wir wirklich Verfeimte. Für die nächsten drei Jahre bestand unser Leben aus Flucht und Hunger und Furcht. Die Situation wurde dadurch ein wenig erleichtert, dass wir etwas Geld hatten. Mutter hatte es möglich gemacht, einem Nachbarn 2.000 Mark für uns zu geben, der sie uns übergab. Aber sogar mit dem Geld in der Hand, glaube ich, würden wir nicht den Mut gehabt haben, weiter zu leben, wenn wir gewusst hätten, dass es drei Jahre dauern würde. Jedoch, wir waren jung, und der Hass gegen Hitler und ein gewisser Geschmack für Abenteuer gaben uns den Mut.»

Anfangs ihrer Illegalität nächtigten sie – aufgrund der dafür noch günstigen Jahreszeit – in Wäldern und Parks, schliefen aber auch auf Bahnhofstoiletten und in Waschräumen. Bald gesellte sich ihr Freund Arthur Fordanski als Schicksalsgenosse dazu. Durch Bekannte der Mutter erhielt Joseph dann den Tipp, illegales Quartier bei der Lumpensammlerin Marie Bürde (Foto unten) zu suchen, die in der Tegeler Strasse hauste.

Rolf Joseph weiter:

«Wir fanden sie in einer Kellerwohnung, in der sie lebte. Ihre Bereitwilligkeit, uns zu helfen, war grenzenlos. Sie teilte ihre Lebensmittelkarte mit uns dreien, immer alles in vier Teile. Glücklicherweise war sie Vegetarierin. Sie weigerte sich sogar, in einem Bett zu schlafen, weil die Federn 'etwas Tierhaftes' an sich hätten, und schlief stattdessen auf einem Zeitungshaufen

Mieze sammelte auch leere Flaschen, Lumpen, Nägel und anderen Abfall in dem Kellerraum. Er war so vollgestopft, dass kaum Platz übrig blieb. Doch wir schliefen alle drei auf dem Papierhaufen. Der Platz wimmelte von Ungeziefer, und man konnte kaum atmen. Aber trotz aller Sonderlichkeiten war Mieze gescheit und sehr freigiebig.»



Doch eines Tages wurde Rolf Joseph am Nettelbeckplatz von «Kettenhunden» (Feldgendarmarie der Wehrmacht) unter dem Verdacht festgehalten, ein Deserteur zu sein. Und nun gerieten sie in eine Spirale der Gewalt.

Rolf Joseph:

«Meine ersten Haftstationen waren [die Gestapo-Gefängnisse] Burgstrasse – Alexanderplatz – Burgstrasse. Es gab stundenlange Verhöre, ich wurde nackt im Keller gehalten und erhielt fünfundzwanzig Schläge. Ich sollte das Versteck meines Bruders verraten. Wegen der Weigerung hagelte es erneut fünfundzwanzig Schläge. Man sperrte mich in den Bunker [der Deportations-sammelstelle] Grosse Hamburger Strasse. Von dort kam ich auf den Transport nach Auschwitz, noch im Möbelwagen in Berlin gelang es mir, aus einem Werkzeugkoffer eine Zange zu entnehmen. Damit konnte ich mich dann später, kurz vor polnischem Gebiet, aus dem Zug befreien und sprang heraus. Aber ich wurde wieder verhaftet, kam nach Lübben ins Gefängnis. Von dort transportierte man mich über den Schlesischen Bahnhof nach Berlin. Erneute Misshandlungen in der Gestapohaft führten diesmal zu Fieber, daraufhin zerkratze ich mir die Haut und simulierte damit Scharlach. Ein untersuchender Arzt spielte zu meinem Glück mit und überwies mich ins Jüdische Krankenhaus [Gefängnislazarett, S. 297f.]. Dort warnte mich eine Krankenschwester vor dem Transport nach Lichtenfelde zur SS, wo Juden ermordet würden. [Aufgrund dieser Todesgefahr] türmte ich erneut, sprang aus dem dritten Stock, brach mir dabei aber das Rückgrat an. Vor Schmerz wie gelähmt, trieb mich die Furcht trotzdem vorwärts ... Abends war ich wieder bei der Lumpensammlerin in der Tegeler Strasse, wo ich auf meinen Bruder und den Freund traf ...

Rolf Joseph wurde monatelang gesund gepflegt. Als das Weddingener Quartier durch Bombeneinwirkungen im November 1943 kaputt ging, wichen die Freunde auf eine andere Stelle von «Mieze» in Schildow, nördlich von Berlin, aus. Bis zur Befreiung mussten noch viele Gefahren durchstanden werden. Rolf Joseph: «Das alles überlebt zu haben, war nicht Klugheit, war nicht Stärke, es war Glück.»

Befreiung im Gefängnis Schulstrasse

Zum Abschluss unseres Kapitels über die Verfolgung Weddingener Juden und die Hilfsbereitschaft jener viel zu Wenigen, die sich wehrloser Menschen annahmen, sei an Untergetauchte erinnert, die im Polizeigefängnis (ehemals Pathologie des Jüdischen Krankenhauses) in der Schulstrasse die Befreiung von den Schrecken des Terrors erlebten.

Zu ihnen zählte **Gad Beck (*1924)** von der jüdischen Widerstandsgruppe «Chug Chaluzi». «Chug Chaluzi» (Pionierkreis) nannte sich eine kleine Gruppe jüdischer Jugendlicher, die zunächst vom zionistischen Lehrer **Jizchak Schwersenz (*1915)** – er lebte seit August 1942 illegal – und danach von **Gad Beck (*1924)** geleitet wurde. (Siehe auch den Charlottenburg-Band dieser Reihe.)

Der illegale Kreis bildete sich am Abend der berühmten «Fabrikaktion» vom 27. Februar 1943 (S. 309). In erster Linie half man untergetauchten Freunden, besorgte Nahrungsmittel, Kleidung, Verstecke und falsche Papiere und wahrte den Zusammenhalt in der Gemeinschaft. Von den Massenmorden in Auschwitz erfuhr diese Gruppe erst 1944 durch ausländische Freunde, die Anfang des Jahres auch Schwersenz zur rettenden Flucht verhalfen. Der Pädagoge hatte bis dahin

siebzehn Monate in Berlin unter falschem Namen in ständig wechselnden Quartieren gelebt, darunter auch bei Familie Fleischmann in Moabit, Essener Strasse 23, die später selber Opfer des Massenmords wurde.

Einige Anhänger des Pionierkreises wurden durch Verrat verhaftet und ins Todeslager verschleppt, die meisten anderen Freunde in Berlin konnten aber überleben. Nach Schwersenz¹ Flucht Anfang 1944 leitete der junge Gad Beck den Kreis, der etwa dreissig bis vierzig Personen umfasste, allein weiter. Seine elterliche Wohnung, Prenzlauer Strasse 12, war ein häufiger Treffpunkt.

Gad Beck erinnert sich 1984:

«Wenn 30 [illegale lebende] Juden sich halten konnten, so bedeutet das, dass ihnen mindestens von 250 Nichtjuden geholfen wurde: Dirnen, Homosexuelle und Typen, die es absolut nur für Geld machten (aber auch die begaben sich ja für uns in Gefahr), Kirchenleute – gar keine Frage. Eigentlich Leute aus allen Kreisen. Und sie taten es voll bewusst Das ist für mich die wahre Widerstandsbewegung, das sind für mich die wahren Helden!»

Gad Beck zählte im März 1943 zu den Häftlingen in der Rosenstrasse. Er und auch sein Freund Baron Löwenstein de Witt kamen mit etwa 2.000 anderen durch öffentlichen Protest frei. Aber im Februar 1945 geriet er durch einen jüdischen Spitzel erneut in die Hände der Gestapo. Sie sperrte ihn in den Keller des Sammellagers Schulstrasse.

Gad Beck (*1924) fährt fort:

«... im Februar 1945 wurde ich verhaftet. Man brachte mich in das Jüdische Krankenhaus in der Iranischen Strasse. Da war auch ein Sammellager. Wir sassen dort im Keller. Das heisst, wenn Bombenangriff war, trat die Situation ein, dass wir alle dort gemeinsam im Keller sassen: Spitzel, Gestapo-Beamte, Gefangene. Es ist irrsinnig, sich das vorzustellen.

Dann traf eine Bombe genau meinen Keller. Ich wurde verschüttet und wieder ausgegraben. Mich wollten sie lebend. Da mir alle Knochen gebrochen waren, kam ich unter Bewachung aus dem Keller nach oben ins Krankenhaus. Die Ärzte dort hatten beschlossen, mich nicht mehr in den Keller zurückzulassen. Sie behandelten mich einfach nicht, kitteten meine gebrochenen Rippen nicht zusammen, so dass ich immer unter Fieber war. Das rettete mich, vorerst. Aber Anfang Mai 1945 schleppten sie mich doch wieder zurück in den Bunker – so wie ich war, mit meinem Gips.

Der grosse Bunker war [inzwischen] völlig leer. Nur in der einen Ecke sass noch ein junger Genosse von mir und weinte: ‚Gad‘, sagte er, ‚sie haben alle entlassen, nur uns nicht. Sie werden uns erschiessen!¹

Dann ging die Tür auf, ein SS-Mann kam herein. Kein Schläger, ein bequemer Dickker, korrupter Typ, primitiv. Hielt unser beider Urteil in seinen Händen und zerriss die Papiere!

Ich guckte mir den an und sehe, er hat kein Koppel mehr um, also auch keine Pistole. Also wussten wir schon mal: Erschiessen ist nicht drin!

Da fragte er: ‚Habt ihr eine Adresse? Ihr habt die doch, Mensch! Wo ick mir 48 Stunden uffhalten kann!¹

‚Ja‘, sagte ich. ‚Bäckermeister Schulze, Schönhauser Allee 186‘. Die Adresse stimmte sogar. Der geht raus und lässt die Tür auf. Und damit waren wir erst mal frei. Die Tür war offen.

Der Typ ist nicht mehr bis zur Schönhauser gekommen. Die Russen haben ihn geschnappt und erschossen. Die kamen noch in derselben Nacht oder am nächsten Morgen

Mit der Beschiessung Berlins am 21. April 1945 waren auch die Patienten des Jüdischen Krankenhauses nicht mehr aus den Kellern rausgekommen, berichtet Bruno Blau (S. 299f.). Fanatische SS-Einheiten des Flakbunkers Humboldthain verlängerten und intensivierten die kriegerischen Auseinandersetzungen im Bereich Gesundbrunnen zusätzlich.

Die Wehrlosen im Jüdischen Krankenhaus wurden zudem durch die berechtigte Furcht beherrscht, kurz vor der Befreiung doch noch Opfer einer Mordaktion der SS zu werden. Wie Lagerleiter Dobberke bei seiner Vernehmung später berichtete, lag höhererseits dazu auch die Absicht vor.

Doch dann, zum Ende April 1945, machte sich die Gestapo (der Krankenanstalt) unverrichteter Dinge eiligst aus dem Staube.

Nach Aussagen des ehemaligen Häftlings (Krankenstation) Bruno Blau konnten die Verfolgten «... das Grosse, dass sich ereignet hatte, noch gar nicht fassen.» Freude mischte sich mit der grossen Sorge um das Schicksal der Angehörigen.

Bruno Blau (1880-1954):

«Als wir endlich aus unserer Matratzengruft ans Tageslicht kamen, war der ganze Nazispuk vorüber – wenigstens damals.

Der Kommandant von Berlin General Bersarin hatte einen Tagesbefehl erlassen, wonach die Nazigesetzgebung .ausradiert¹ werden sollte. Aber auch ohne dass dies formell geschah, galten die drückendsten Judengesetze praktisch ohne Weiteres als aufgehoben.

In erster Reihe wurde der Judenstern abgelegt; die Zwangsvornamen verschwanden:

Die Juden waren wieder Menschen!»



Nach der Befreiung: Hochzeit des NS-Verfolgten Rolf Joseph (Bildmitte)

Der Weg in die Emigration

Die unter der NS-Regierung schlagartig einsetzende Verfolgung politisch Andersdenkender und der Terror gegen Minderheiten führte zu einer lawinenartigen Fluchtbewegung.

Viele Menschen verliessen oft über Nacht ihre Wohnung, die Stadt und ihre Heimat, um sich dem Zugriff der braunen Mörder zu entziehen. 500 000 sollen zwischen 1933 und 1945 dem deutschsprachigen Raum den Rücken gekehrt haben; wie viele Weddinger mögen darunter gewesen sein? Besonders die moderne Friedrich-Ebert-Siedlung um die Afrikanische Strasse im Norden des Bezirks zählt viele bewegende Schicksale: aus der Swakopmunder Strasse 44 floh der Publizist *Alexander Stein*, ein 1906 nach Deutschland wegen der zaristischen Gewaltherrschaft übergesiedelter Leiter der Freien Sozialistischen Hochschule Berlins. Sein Fluchtweg führte ihn über Prag, Paris, Südfrankreich und 1940 über Lissabon nach New York. 1948 starb er vor der geplanten Rückkehr nach Deutschland. Aus der Swakopmunder Strasse 32 kam *Salomon Schwarz*, ebenfalls Exil-Russe und der Sozialdemokratie zuzurechnen. Die Togostrasse 28b verliess der Schriftsteller Dr. *Gregor Bienstock*, auch er ursprünglich Russe, der sich der SPD angeschlossen hatte, weil er das bolschewistische System ablehnte. In der Togostrasse 29b wohnte *Flora Franken*. Mit ihrem Mann *Paul* – einst sächsischer Landtagsabgeordneter und dem linken SPD-Flügel zuzurechnen – gelangte sie über Prag, Schweden und Lettland in die UdSSR. 1937 wurde *Paul Franken*, einer der wenigen nach Russland emigrierten Sozialdemokraten, vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet. Er starb 1944 in einem der Lager Stalins. Aus der Friedrich-Ebert-Siedlung (S. 29) konnte auch die politische Schriftstellerin *Rosa Meyer-Levine* mit ihrem Sohn *Erich* im Mai 1933 ins Ausland gelangen. In ihren 1977 erschienenen Erinnerungen («Im inneren Kreis») berichtet sie über den geistigen Niedergang des deutschen Kommunismus in den zwanziger Jahren.

Aus der Togostrasse entkam ebenfalls der Schriftsteller und Mitarbeiter der «Roten Fahne», Dr. *Leo Katz* (KPD). Nach einer langen Flucht gelangte er 1940 nach Mexiko und konnte dort überleben.

In der Windhuker Strasse 54f wohnte *Karl Retzlaw* (KPD), enger Mitarbeiter *Willi Münzenbergs* im kommunistischen Verlagswesen. Seine «Erinnerungen eines Parteiarbeiters (Spartakus, Aufstieg und Niedergang)» geben eine informative Schilderung seines Lebensweges, darunter folgende aufschlussreiche Episode: auf einer Delegiertensitzung des Zentralverbandes der Angestellten von Nord-Berlin – *Hitler* war seit 8 Tagen Reichskanzler – beantragte *Retzlaw*, ein belangloses Thema abzusetzen und über das zu befürchtende Schicksal der Gewerkschaften zu reden. In der Abstimmung unterlag er einem Gewerkschaftsführer (60:7), der argumentierte, *Hitler* werde derartige Gewaltmassnahmen nicht wagen.

In der Afrikanischen Strasse 144 lebte der Sozialwissenschaftler Dr. *Karl-August Wittfogel*. Der Experte für chinesische Geschichte hatte seiner Partei, der KPD, eine Flugschrift angeboten, in der er die Arbeiter auf die gefährliche antisemitische Hetze der NSDAP hinwies. Die Partei jedoch legte fest, zuvor eine Broschüre gegen die SPD herauszugeben, danach käme sein Manuskript an die Reihe. Die Broschüre wurde nie geschrieben, und darum erschien auch *Wittfogels* Schrift nicht. 1933 in mehreren KZ's, emigrierte er nach seiner Entlassung sofort. Seine Haft hat er in einem Roman verarbeitet («Staatliches Konzentrationslager VII»), erschienen 1936 in London.



Alexander Stein



Dr. Karl-August Wittfogel

Auch der unter anderem Namen agierende Buchhändler und KPD-Kurier *Ohlenmacher* aus der Müllerstrasse 97b litt einige Zeit im KZ, bevor er sich wie sein Hausnachbar, der Bühnenbildner *Teo Otto* (KPD), aus Deutschland retten konnte.

Gejagt von SA wurde auch *Paul Langner* aus der Togostrasse 28b. Einst Stadtverordneter und Mitglied der KPD-Leitung Berlins, war er kurzfristig inhaftiert und konnte dann über Frankreich nach Moskau fliehen. Dort starb er, 39 Jahre alt, im Mai 1935.

Nach zweijähriger Zuchthausstrafe wegen illegaler Arbeit emigrierte 1935 der kommunistische Jugendfunktionär *Walter Bartel*. Beim Einmarsch der deutschen Truppen in die CSR verhaftete man ihn erneut. Im KZ Buchenwald wirkte er aktiv in der illegalen Lagerleitung. (Nach 1945: Historiker in der DDR).

Aus anderen Bereichen des Bezirks emigrierte die Stenotypistin *Hanna Sandtner* (Stockholmer Strasse 31), eine Stadt- und Reichstagsabgeordnete der KPD. Im Exil wirkte sie in den Reihen der KP Österreichs und trat bei «Einheitsfrontverhandlungen» hervor. Nach ihrer Verhaftung wurde sie zu 18 Monaten schweren Kerkers verurteilt – sie überlebte. Ihr Mann (S. 168) wurde im KZ ermordet.

Seinen Häschern entkam der Parteigründer der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP), *Max Seydewitz*, der nach dem Kriege Ministerpräsident von Sachsen war. SA hatte seine Wohnung Behm- Ecke Badstrasse im März 1933 besetzt. Im Menschengewimmel gelang ihm die Flucht.

Dagegen konnte die SA den Schriftsteller und Räte-sozialisten *Kurt Stechert* (aus der Koloniestrasse) noch verhaften und ins KZ Columbiadamm sperren. Nach seiner Entlassung gelangte er über die CSR nach Skandinavien. Zwischen 1940 und 1945 gehörte er mit knapp 20.000 Exemplaren Gesamtauflage seiner Bücher zuden erfolgreichsten Exilschriftstellern.

Zwei führende Kommunisten, die vor dem Terror der Nazis flohen und – wie die bereits im Text genannten Schicksalsgenossen Creutzburg (S. 106) und Remele (S. 115f.) – später bei den stalinistischen «Säuberungen» umkamen, waren *Arthur Golke* und *Hans Kippenberger*. *Golke* (aus der Chausseestrasse 57) hatte die Parteikasse der KPD unter sich, war ZK-Mitglied und Landtagsabgeordneter. Er ging zunächst nach Paris, dann in die Sowjetunion, wo er 1937 verhaftet wurde. Seither gilt er als «verschollen». Nicht anders erging es dem KPD-Spitzenfunktionär und Reichstagsabgeordneten *Kippenberger* (Bellermannstrasse 74), der dem Militärapparat der KPD vorstand. Seine Flucht – das NS-Regime hatte 50.000 Reichsmark Belohnung auf ihn ausgesetzt – führte ihn zunächst fast ein Jahr lang in den deutschen Untergrund, dann gelangte er über das Saargebiet und Frankreich im Juli 1935 nach Moskau. Am 5. November 1936 wurde er verhaftet und in einem Geheimprozess zum Tode verurteilt. Der 1937 erschossene Kommunist wurde 1957 von sowjetischen Behörden «rehabilitiert». Auch der frühere Weddinger Stadtverordnete *Paul Schwenk* (KPD) litt im sowjetischen Exil. Er wurde wegen angeblicher «trozkistischer Schädlingstätigkeit im Auftrag der Gestapo» drei Jahre inhaftiert. Er überlebte, kehrte aber als gebrochener Mann im Mai 1945 zurück.

Anders erging es seiner Frau *Martha Arendsee* (1885-1953). Die ab 1917 als Nordberliner USPD-Vorsitzende wirkende Frau war nach ihrem Anschluss an die KPD 1920 jahrelang Reichstags- und Landtagsabgeordnete. Die Partei stellte die gemässigte Kommunistin 1930 nicht mehr auf. 1933 nahm man sie einige Monate in Haft. 1934 emigrierte sie in die UdSSR und kam 1945 mit der «GruppeUlbricht» in die SBZ.

J.P. Mayer, Archivar der SPD, wohnte in der Otawistrasse. Er hatte 1932 die Frühschriften von Karl Marx mit herausgegeben. *Mayer* unterhielt viele Kontakte zu sozialistischen und bürgerlichen Regimegegnern, emigrierte aber 1935. In der Antwerpener Strasse 4 lebte *Karl Osten*. Als Mitglied der Widerstandsgruppe «Neu Beginnen» musste er im Herbst 1935 vor einer grossen Verhaftungsaktion fliehen.

Der Bäcker *Bruno Gentz* (KPD) war einst im roten Jiu-Jitsu-Verein Wedding und im sog. Ordnerdienst (Parteiselbstschutz). Nach aktiver Untergrundarbeit musste er 1934 emigrieren. Als Rundfunktechniker der KPD übermittelte er nun Anweisungen, die aus Moskau an den Exil-Vorstand seiner Partei ergingen. 1940 in Dänemark festgenommen und an NS-Behörden ausgeliefert, verurteilte man ihn 1942 zum Tode.

Im roten Kiez um die Brotfabrik Wittler (Plantagenstrasse 2) wohnte die jüdische Familie *Pfennig* (S. 14f.). Von ihr blieb allein der Sohn *Siegbert* am Leben. Nach seiner Verhaftung (1938) und späteren Freilassung, gelang ihm die Flucht ins Ausland. Hier führte er ein abenteuerliches und gefährliches Leben (Er lebt heute in Israel).



Siegbert Pfennig

Gedenktafeln, Ehrungen, Gräber

Afrikanische Strasse 140b
Afrikanische Strasse 144b
Afrikanische Strasse Ecke
Swakopmunder Strasse
Amsterdamer Strasse 10
Ecke Turiner Strasse
Badstrasse 40
Bellermannstrasse 91
(St. Petrus Kirche)
Feldstrasse 4 (St. Sebastian)

Heinz-Galinski-Strasse
(früher: Schulstrasse 79)

Gustav-Meyer-Allee 25

Kurt-Schumacher-Damm
(Kaserne)

Luxemburger Strasse
Malplaquetstrasse 38
Max-Urich-Strasse
Müllerstrasse 146/147

Müllerstrasse 163

Oudenarder Strasse 28
Prinzenallee 46a

Prinzenallee 87
Reinickendorfer Strasse 60a
Reinickendorfer Strasse 67
Ruheplatzstrasse 13

Wiesenstrasse 29
Wiesenstrasse
Ecke Orthstrasse
Willdenowstrasse 8

Gedenktafel für Harald Poelchau (S. 248ff.)
Gedenktafel für Paul Gurk (S. 11)
Gedenkstein für Reichspräsident Friedrich Ebert (1871-1925)

Gedenktafel für das Ehepaar Hampel (S. 283ff.)

Gedenktafel für Dr. Georg Benjamin (S. 289ff.)

Gedenktafel für den Zentrumspolitiker und Generalsekretär der «Katholischen Aktion» (S. 254) Georg Puchowski (1892-1967)

Gedenktafel zu Ehren des Domkapitulars Eduard Cortain (1866-1936)

Gedenktafel zur Geschichte des Jüdischen Krankenhauses (S. 296ff.) in der nach dem langjährigen Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde zu Berlin benannten Strasse

Gedenktafel zur Erinnerung an polnische Zwangsarbeiter, die bei der AEG tätig sein mussten.

Gedenktafel zu Ehren des ermordeten SPD-Politikers und Wehrex-perten Dr. Julius Leber (1891-1945), nach dem auch die Kaserne be-nannt ist.

Max Beckmann-Saal der TFH, zu Ehren des verfolgten Künstlers

Gedenktafel für Franziska Bereit (S. 305)

Zur Erinnerung an den verfolgten Gewerkschafter (S. 68ff.)

Granitfindling zur Erinnerung an Opfer der Tyrannei und

Gedenktafel im Rathaus-Altbau zu Ehren des ermordeten Politikers Dr. Walter Rathenau (1867-1922)

Am Sitz des SPD-Landesverbandes Berlin erinnert eine Tafel an sozi-aldemokratische Opfer der NS-Diktatur und der kommunistischen Gewaltherrschaft, eine andere Tafel ist dem verfolgten Sozialdemo-kraten Dr. Kurt Schumacher gewidmet, nach dem auch das Haus be-nannt ist.

Gedenktafel für Otto Lemm (S. 159 f.)

Gedenktafel für den SPD-Stadtverordneten Hugo Heimann (1859-1951), der 1939 wegen des Antisemitismus emigrieren musste.

Zur Erinnerung an die ehemalige Synagoge (S. 289)

Gedenktafel für Dr. Salo Drucker (S. 289f.)

Gedenktafel für Otto Nagel (S. 280ff.)

Gedenktafel zur Erinnerung an die in Auschwitz ermordete Montessori-Pädagogin Clara Grunwald (1877-1943)

Gedenktafel für Theodor Plievier (S. 278)

Ein Gedenkstein erinnert an die Ereignisse um den 1. Mai 1929 (S. 14ff.)

Gedenktafeln für Max Josef Metzger (S. 255ff.), nach dem auch der Park benannt worden ist, der in der Müllerstrasse der St. Joseph-Kirche gegenüberliegt.

Friedhof der Dom-Gemeinde, Müllerstrasse 72/73

Grab von Propst Heinrich Grüber (1891-1975), Leiter des nach ihm benannten Hilfsbüros für evangelische Christen jüdischer bzw. teil-jüdischer Herkunft. Grüber wurde 1940 ins KZ verschleppt.

Krematorium Gerichtstrasse

Gedenkstein für den Verbandsvorsitzenden der Freidenker Max Sievers, der nach 1933 mit gerettetem Vereinsvermögen aus dem Exil antifaschistische Propaganda betrieb, bei der Besetzung Belgiens verhaftet und schliesslich zum Tode verurteilt wurde. In der Haft freundete er sich mit dem Schicksalsgenossen Pfarrer Metzger (S. 255ff.) an. Sievers kam 1944 ums Leben.

Städtischer Urnenfriedhof Seestrasse 92/93

Neben Ehrengrabstätten des Senats von Berlin für den früheren Bürgermeister Carl Leid (S. 25, 41) und für die wegen Widerstandes umgekommenen Kommunisten Otto Schmirlag (S. 160) und Albert Kayser (S. 21) findet man auch die Gräber der Regime-Gegner Theo Thiele (S. 83ff.), Max Urich (S. 68ff.) und Werner Peuke (Neu Beginnen). Geschützt durch das Kriegsgräbergesetz sind die letzten Ruheorte der engagierten Arbeiterfunktionäre Otto Lemm (S. 159f.) und Walter Budeus (S. 157ff.). Die Gräber von über zehn weiteren Opfern der NS-Diktatur sind durch Verzichtserklärungen der Angehörigen dagegen inzwischen aufgelöst.

Ein grosses Mahnmal am Hauptweg erinnert an «Opfer des Faschismus in aller Welt». An anderer Stelle sind in einem Sammelgrab 279 Urnen mit den sterblichen Überresten von Opfern der sog. Euthanasieaktion (Massenmord an Behinderten), KZ-Häftlingen und in Plötzensee Hingerichteten – darunter mehrere Tschechen – beigesetzt. Hinzu kamen sechzehn Urnen von Kriegsoffizieren.

St. Joseph-Kirche, Hinterhof WiHdenowstrasse 8

Gedenkgrab für fünfunddreissig Menschen, die in den letzten Tagen des Krieges Opfer einer Fliegerbombe auf das katholische Gotteshaus wurden.

St. Johannis-Kirchhof (Seestrasse)

Gedenkplatte – das Originalgrab (siehe Foto) fiel vermeintlichen Baumassnahmen zum Opfer – für den protestantischen Kriegsdienstverweigerer Hermann Stöhr (1898-1940). Der ehem. Sekretär des «Deutschen Versöhnungsbundes» wurde wegen seiner konsequenten pazifistischen Haltung zum Tode verurteilt und in Plötzensee hingerichtet.



Literatur

- Abosch, Heinz: Trotzki und der Bolschewismus, Basel 1975
- Anderson, Evelyn: Hammer oder Amboss. Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Nürnberg 1948
- Appelius, Stefan: Heine. Die SPD und der lange Weg zur Macht, Essen 1999
- Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum (Hrsg.): Heil Hitler, Herr Lehrer. Volksschule 1933-1945. Das Beispiel Berlin. Erarbeitet von Norbert Frank (Redaktion) und Gesine Asmus (Bildredaktion), Hamburg 1983
- Asmus, Gesine (Hrsg.): Hinterhof, Keller und Mansarde. Einblicke in Berliner Wohnungselend 1901-1920, Reinbek bei Hamburg 1982
- Beck, Gad: und gad ging zu david, die erinnerungen des gad beck 1923 bis 1945, Herausgegeben von Franz Heibert, Berlin 1995
- Becker, Franz: Vom Berliner Hinterhof zur Storkower Komendatura, Berlin (Ost) 1985
- Behrendt, Otto/Malbranc, Karl: Auf dem Prenzlauer Berg. Beiträge zur Heimatkunde des Bezirks IV Berlin, Frankfurt a.M. – Berlin 1928
- Beier, Gerhard: Die illegale Reichsleitung der Gewerkschaft 1933-1945, Köln 1991
- Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933-1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft, München 1989
- Bergmann, Theodor: «Gegen den Strom». Die Geschichte der Kommunistischen Partei- Opposition, Hamburg 1987
- Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Der Wedding hart an der Grenze, Berlin 1987
- Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Am Wedding haben sie gelebt. Lebenswege jüdischer Bürgerinnen und Bürger, Berlin 1998
- Berner, Rudolf: Die unsichtbare Front. Bericht über die illegale Arbeit in Deutschland (1937). Herausgegeben, annotiert und ergänzt durch eine Studie zu Widerstand und Exil deutscher Anarchisten und Anarchosyndikalisten von Andreas G. Graf und Dieter Nelles, Berlin/Köln 1997
- Bezirksamt Wedding (Hrsg.): 50 Jahre Rathaus Wedding, Berlin-Wedding
- Bezirksleitung Berlin der SED (Kommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung): Geschichte der revolutionären Berliner Arbeiterbewegung, Band 2. Von 1917 bis 1945, Berlin (Ost) 1987
- Bindrich, Oswald/Römer, Susanne: Beppo Römer. Ein Leben zwischen Revolution und Nation, Berlin 1991
- Bliedner, Fritz: Geschichte der ev. Nazareth-Gemeinde 1835-1960, Berlin-Wedding 1960
- Bracher, Karl Dietrich: Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie, Villingen 1960 (3. Auflage)
- Brandt, Heinz: Ein Traum, der nicht entführbar ist. Mein Weg zwischen Ost und West, München 1967
- Brandt, Leon: Menschen ohne Schatten. Juden zwischen Untergang und Untergrund 1938-1945, Berlin 1984
- Braune, Berta: Hoffnung gegen die Not. Mein Leben mit Paul Braune 1932-1954, Wuppertal 1983
- Buber-Neumann, Margarete: Kriegsschauplätze der Weltrevolution. Ein Bericht aus der Praxis der Komintern, Berlin 1973
- Burkert, Hans-Norbert/Matussek, Klaus/Wippermann, Wolfgang: «Machtergreifung» Berlin 1933 (Stätten der Geschichte Berlins, Band 2), Berlin 1982
- Büsch, Otto/Haus, Wolfgang: Berlin als Hauptstadt der Republik 1919-1933 (Berliner Demokratie 1919-1985, Band 1), Berlin/New York 1987
- Deutschkron, Inge: Ich trug den gelben Stern, München 1985
- Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SOPADE) 1934-1940 (Reprint, Verlag 2001), Frankfurt a.M. 1980
- Dörner, Bernward: «Heimtücke»: Das Gesetz als Waffe. Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933-1945, Paderborn/München/Wien/Zürich 1998
- Drechsler, Hanno: Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik, Meisenheim am Glan 1965
- Drobisch, Klaus: Wider den Krieg. Dokumentarbericht über Leben und Sterben des katholischen Geistlichen Dr. Max Josef Metzger, Berlin (Ost) 1970

- Duhnke, Horst: Die KPD von 1933-1945, Köln 1972
- Eberhard, Fritz: Arbeit gegen das Dritte Reich, Berlin 1981 (Beiträge zum Thema Widerstand, Heft 10, herausgegeben von der Denk- und Bildungsstätte Stauffenbergstrasse)
- Eberlein, Werner: Geboren am 9. November. Erinnerungen, Berlin 2000
- Eichler, Willi/Hart, Martin: Leonard Nelson. Ein Bild seines Lebens und Wirkens, Paris 1938
- Elias, Norbert: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1990 (3. Auflage)
- Elkin, Rivka: Das Jüdische Krankenhaus in Berlin zwischen 1938 und 1945, Berlin 1993
- Engel, Helmut/Jersch-Wenzel, Stefi/Treue, Wilhelm (Hrsg.): Geschichtslandschaft Berlin – Orte und Ereignisse, Band 3, «Wedding», Berlin 1990
- Ermann, Annegret u.a.: Juden in Berlin. 1671-1945. Ein Lesebuch, Berlin 1988
- Ev. Versöhnungsgemeinde und die Weddinger Geschichtswerkstatt (Hrsg.): «Jetzt geht's rund durch den Wedding». Eine historische Stadtteilrundfahrt, Berlin 1984
- Flechtheim, Ossip. K.: Die KPD in der Weimarer Republik. Mit einer Einleitung von Hermann Weber, Frankfurt a. M. 1973
- Foitzik, Jan: Zwischen den Fronten. Zur Politik, Organisation und Funktion linker politischer Kleinorganisationen im Widerstand 1933/40, Bonn 1986
- Freundeskreis der Evangelischen Akademie Berlin (West): Kommunität 1982. Gesellschaftliches Engagement der Kirche oder politische Enthaltsamkeit? Aus Kirchen- und Gemeindeblättern der Jahre 1932/33, Berlin 1982
- Gailus, Manfred (Hrsg.): Kirchengemeinden im Nationalsozialismus. Sieben Beispiele aus Berlin, Berlin 1990
- Gailus, Manfred: Die andere Seite des «Kirchenkampfes». Nazifizierte Kirchengemeinden und «braune» Pfarrer in Berlin 1933-1945, in: Wetzel, Jürgen (Hrsg.), Berlin in Geschichte und Gegenwart. Jahrbuch des Landesarchivs Berlin, Berlin 1995
- Galliner, Nicola (u.a.): Wegweiser durch das jüdische Berlin. Geschichte und Gegenwart, Berlin 1987
- Gegen den Strom. Organ der KPD-Opposition 1928 bis 1935 (vollständiger Nachdruck in drei Bänden), Edition SOAK im Junius Verlag, Hamburg 1985
- Gelieu, Claudia von: Frauen in Haft. Gefängnis Barnimstrasse. Eine Justizgeschichte, Berlin 1994
- Gerlach, Wolfgang: Als die Zeugen schwiegen. Bekennende Kirche und die Juden, Berlin 1987
- Gestapo-Berichte über den antifaschistischen Widerstandskampf der KPD 1933-1945. Ausgewählt, eingeleitet und bearbeitet von Margot Pikarski und Elke Warning (3 Bände), Berlin (Ost) 1989
- Griebel, Regina u.a.: Erfasst? Das Gestapo-Album zur Roten Kapelle. Eine Foto-Dokumentation, Rendsburg 1992
- Grossmann, Kurt R.: Die unbesungenen Helden, Berlin 1961 (2. Auflage)
- Grüber, Heinrich: Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten, Köln/Berlin 1968
- Grünberg, Karl: Episoden. Erlebnisse aus sechs Jahrzehnten, Berlin (Ost) 1983
- Haffner, Sebastian: Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933, Stuttgart/München 2000
- Halle, Anna Sabine: «Alle Menschen sind unsere Brüder... » Nahezu unbekannter religiöser Widerstand im «Dritten Reich», in: Tribüne (Zeitschrift zum Verständnis des Judentums) Heft 90, 1984
- Hanke, Erich: Erinnerungen eines Illegalen, Berlin (Ost) 1980 (3. Auflage)
- Hellfeld, Matthias von: Bündische Jugend und Hitlerjugend. Zur Geschichte von Anpassung und Widerstand 1930-1939, Köln 1987
- Herbert, Ulrich: Fremdarbeiter: Politik und Praxis des «Ausländer-Einsatzes» in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin/Bonn 1985
- Herbst, Andreas/Stephan, Gerd-Rüdiger/Winkler, Jürgen: Die SED. Geschichte-Organisation-Politik. Ein Handbuch, Berlin 1997
- Herlemann, Beatrix: Die Emigration als Kampfposten. Die Anleitung des kommunistischen Widerstandes in Deutschland aus Frankreich, Belgien und den Niederlanden, Königstein i.T. 1982
- Herlemann, Beatrix: Auf verlorenem Posten. Kommunistischer Widerstand im Zweiten Weltkrieg. Die Knöchel-Organisation, Bonn 1986
- Herzberg, Wolfgang: Überleben heisst Erinnern. Lebensgeschichten deutscher Juden, Berlin/Weimar 1990
- Hessel, Franz: Ein Flaneur in Berlin. Mit Photographien von Friedrich Seidenstücker, Walter Benjamin's Skizze «Die Wiederkehr des Flaneurs» und einem «Waschzettel

- von Heinz Knobloch», Berlin 1984 (Neuausgabe von «Spazieren in Berlin», 1929)
- Hochmuth, Ursel: Illegale KPD und Bewegung Freies Deutschland in Berlin und Brandenburg 1942-1945. Biographien und Zeugnisse aus der Widerstandsorganisation um Saefkow, Jacob und Bästlein (Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand Reihe A, Band 4), Berlin 1998
- Höhne, Heinz: Kennwort: Direktor. Die Geschichte der Roten Kapelle, Frankfurt a.M. 1970
- Hübner, Holger: Das Gedächtnis der Stadt. Gedenktafeln in Berlin, Berlin 1997
- Hurwitz, Harold: Die Stalinisierung der SED. Zum Verlust von Freiräumen und sozialdemokratischer Identität in den Vorständen 1946-1949, Opladen 1997
- Ihlau, Olaf: Die Roten Kämpfer. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Meisenheim am Glan 1969
- Institut für Marxismus-Markismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED (Hrsg.): Deutsche Widerstandskämpfer 1933-1945. Biographien und Briefe, 2 Bände, Berlin (Ost) 1970
- Jacoby, Henry: Von des Kaisers Schule zu Hitlers Zuchthaus. Erlebnis und Begegnungen, Frankfurt a. M. 1980
- Jäger, Martin und Schütz, Erhard: Glänzender Asphalt. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik, Berlin 1994
- Jahnke, Karl-Heinz/Buddrus, Michael: Deutsche Jugend 1933-1945. Eine Dokumentation, Hamburg 1989
- Jochheim, Gernot: 1.000 Frauen gegen Goebbels. Der Protest in der Rosenstrasse, Berlin-Mitte 1943, in: gewaltfreie aktion. Vierteljahreshefte für Frieden und Gerechtigkeit, Heft 95/95 (1993), S. 2-7
- Joop, Heidrun: Berliner Strassen. Beispiel Wedding, Berlin 1987
- Kaiser, Jochen-Christoph/Greschaft, Martin (Hrsg.): Der Holocaust und die Protestanten. Analysen einer Verstrickung, Frankfurt a. M. 1980
- Kardorff, Ursula von: Berliner Aufzeichnungen. Aus den Jahren 1942 bis 1945, München 1962
- Kaufmann, Bernd (Leitung) u.a.: Der Nachrichtendienst der KPD 1919-1937, Berlin 1993
- Kempner, Benedicta Maria: Priester vor Hitlers Tribunalen, München 1966
- Kerbs, Diethart und Stahr, Henrich: Berlin 1932. Das letzte Jahr der ersten deutschen Republik. Politik, Symbole, Medien, Berlin 1992
- Kindermann, Peter-Lutz: Gotenburger Acht bis Zehn. Die Geschichte der Wilhelm-Hauff-Grundschule in Berlin-Wedding, Berlin 1997
- Klemperer, Victor: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945, Berlin 1995
- Kliem, Kurt: Der sozialistische Widerstand gegen das Dritte Reich, dargestellt an der Gruppe «Neu Beginnen», Phil.Diss.masch., Marburg 1957
- Klönne, Arno: Gegen den Strom. Bericht über den Jugendwiderstand im Dritten Reich, Hannover und Frankfurt a. M. (1957)
- Knauff, Wolfgang: Unter Einsatz des Lebens. Das Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin für katholische ‚Nichtarier‘ 1938-1945, Berlin (West) 1988
- Kracauer, Siegfried: Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland, Frankfurt a.M. 1930
- Kracauer, Siegfried: Strassen in Berlin und anderswo, Berlin 1987
- Kracauer, Siegfried: Berliner Nebeneinander. Ausgewählte Feuilletons 1930-33, herausgegeben von Andreas Volk, Zürich 1996
- Kraushaar, Luise: Berliner Kommunisten im Kampf gegen den Faschismus 1936 bis 1942. Robert Uhrig und Genossen, Berlin (Ost) 1981
- Krüger, Friedrich: Der Wedding einst und jetzt, Berlin o. J. (1951)
- Kühl-Freudenstein, Olaf u.a. (Hrsg.): Kirchenkampf in Berlin 1932-1945. 42 Stadtgeschichten, Berlin 1999
- Kuhnke, Manfred: ... dass ihr Tod nicht umsonst war! Authentisches und Erfundenes in Hans Falladas letztem Roman, Neubrandenburg 1991
- Kuhnke, Manfred: Die Hampels und die Quangel. Authentisches und Erfundenes in Hans Falladas letztem Roman, Neubrandenburg 2001
- Kurtz, A.: Bekennende Kirche, Berlin 1946
- Lange, Annemarie: Berlin in der Weimarer Republik, bearbeitet und herausgegeben von Peter Schuppan unter Mitarbeit von Ulrike Köpp, Berlin (Ost) 1987
- Lange, Friedrich C.A.: Gross-Berliner Tagebuch 1920-1933, Berlin/Bonn 1982
- Laqueur, Walter: Weimar. Die Kultur der Republik, Frankfurt a. M./Berlin 1976
- Leuner, A.: Als Mitleid ein Verbrechen war. Deutschlands stille Helden, Wiesbaden 1967

- Liang, Hsi-Huey: Die Berliner Polizei in der Weimarer Republik (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 47), Berlin 1977
- Link, Werner: Die Geschichte des Internationalen Jugend-Bundes (IJB) und des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK), Meisenheim am Glan 1964
- Lösche, Peter: Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie, Berlin 1967
- Ludwig, Hartmut: Die Opfer unter dem Rad verbinden. Die Vor- und Entstehungsgeschichte, Arbeit und Mitarbeiter des «Büros Pfarrer Grüber», Diss. B., Berlin (Ost) 1988
- Mason, Timothy W.: Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft, Opladen 1977
- Matthes, C.: Der Wedding, wie er war und wurde, Berlin 1935
- Matthias, Erich/Morsey, Rudolf (Hrsg.): Das Ende der Parteien 1933, Düsseldorf 1960
- Maur, Hans: Berliner Gedenkstätten. Orte des Terrors, der Verfolgung und des Widerstandes. Menschen – verfolgt, verfeimt, verbannt, ermordet – 1933 bis 1945 –, Berlin 1998
- Meier, Kurt: Der evangelische Kirchenkampf. Gesamtdarstellung in drei Bänden, 2. Auflage (unveränd. Nachdruck der 1. Auflage), Göttingen 1984
- Meinecke, Friedrich: Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen, Zürich/Wiesbaden 1946
- Meyer, Helga/Pech, Karlheinz: Unter Einsatz des Lebens. Antifaschistischer Widerstand in den letzten Monaten des zweiten Weltkrieges, Berlin (Ost) 1985
- Mielke, Siegfried/Prese, Matthias (Hrsg.): Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration 1933-1945 (Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Bd. 5), Frankfurt a. M. 1999
- Mielke, Siegfried (Hrsg.): Gewerkschafter in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen. Biographisches Handbuch (Bd. 1), Berlin 2002
- Minkner, Detlef: Pfarrer Paul Mendelson, gestorben 20. Mai 1952, Berlin 1982
- ders.: Christuskreuz und Hakenkreuz. Kirche im Wedding 1933-1945, Berlin 1986
- Mommsen, Hans: Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze, Reinbek bei Hamburg 1991
- Moraw, Frank: Die Parole der «Einheit» und die Sozialdemokratie. Zur parteiorganisatorischen und gesellschaftspolitischen Orientierung der SPD in der Periode der Illegalität und in der ersten Phase der Nachkriegszeit 1933-1948, Bonn/Bad Godesberg 1973
- Mugay, Peter: Kanzeln, Könige und Kanonen. Evangelische Kirchengemeinden in der Berliner Stadtgeschichte, München 1991
- Müller, Bernhard (Hrsg.): Wedding – Wege zu Geschichte und Alltag eines Berliner Arbeiterbezirks, Berlin 1990
- Müller, Johannes/Weckerling, Rudolf: «Die Mehrheit des deutschen Protestantismus hatte einen Januskopf», in: 1933: Wie die Deutschen Hitler zur Macht verhalfen. Ein Lesebuch für Demokraten, hrsg. von Inge Brodersen, Klaus Humann und Susanne v. Paczensky, Reinbek bei Hamburg 1983
- Müller, Reinhard: Die Akte Wehner. Moskau 1937 bis 1941, Berlin 1993
- Nagel, Walli: Das darfst du nicht! Erinnerungen, Halle/Leipzig 1981
- Netti, Peter: Rosa Luxemburg, Frankfurt a. M./Wien/Zürich 1967
- Nickel, Dr.: 125 Jahre St. Pauls-Kirche. Festschrift, Berlin 1960
- Niesel, Wilhelm: Kirche unter dem Wort. Der Kampf der Bekennenden Kirche der altpreuussischen Union 1933-1945, Göttingen 1978
- Paul, Gerhard/Mallmann, Klaus-Michael (Hrsg.): Die Gestapo – Mythos und Realität. Mit einem Vorwort von Peter Steinbach, Darmstadt 1995
- Philosophisch-Politische Akademie e.V., Sitz Kassel: Leonard Nelson Gedenkfeier. Aus Anlass des 50. Todestages am 29. Oktober 1977 in Göttingen, Kassel 1978
- Pikarski, Margot: Jugend im Berliner Widerstand. Herbert Baum und Kampfgefährten, Berlin (Ost) 1978
- Podewin, Norbert: Walter Ulbricht. Eine neue Biographie, Berlin 1995
- Podewin, Norbert/Teresiak, Manfred: «Brüder in eins nun die Hände». Das Für und Wider um die Einheitspartei in Berlin, Berlin 1996
- Poelchau, Harald: Die letzten Stunden. Erinnerungen eines Gefängnispfarrers, aufgezeichnet von Graf Alexander Stenbock-Fermor, Berlin 1949
- Poelchau, Harald: Die Ordnung der Bedrängten. Autobiographisches und Zeitgeschichtliches seit den zwanziger Jahren, Berlin 1963

- Reichhardt, Hans J.: Möglichkeiten und Grenzen des Widerstandes der Arbeiterbewegung, in: Der Widerstand gegen Hitler, herausgegeben von Walter Schmitt-henner und Hans Buchheim, Köln und Berlin 1966, S. 169-219
- Reichhardt, Hans J.: Neu Beginnen. Ein Beitrag zur Geschichte des Widerstandes der Arbeiterbewegung gegen den Nationalsozialismus, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 12 (1963), S. 150-188
- Rogge, Henning: Fabrikwelt um die Jahrhundertwende am Beispiel der AEG Maschinenfabrik in Berlin-Wedding, Köln 1983
- Rohe, Karl: Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zurzeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1966
- Rosenberg, Arthur: Geschichte der Weimarer Republik, Frankfurt a.M. 1961
- Rosenthal, Hans. Zwei Leben in Deutschland, Bergisch Gladbach 1982
- Sägebrecth, Willy: Nicht Amboss, sondern Hammer sein. Erinnerungen, Berlin (Ost) 1968
- Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in einem Arbeiterbezirk (Wedding), Berlin 1983
- Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in Steglitz und Zehlendorf, Berlin 1986
- Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in Spandau, Berlin 1988
- Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in Neukölln, Berlin 1990
- Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in Pankow und Reinickendorf, Berlin 1992 (2. Auflage 1994)
- Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in Mitte und Tiergarten, Berlin 1994
- Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in Kreuzberg, Berlin 1996 (2. Auflage 1997)
- Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in Friedrichshain und Lichtenberg, Berlin 1998
- Sandvoss, Hans-Rainer: Widerstand in Prenzlauer Berg und Weissensee, Berlin 2000
- Saran, Mary: Gib niemals auf. Erinnerungen (deutsche Übersetzung Susanne Miller), Bonn 1979
- Schafranek, Hans: Das kurze Leben des Kurt Landau. Ein österreichischer Kommunist als Opfer der stalinistischen Geheimpolizei, Wien 1988
- Scharer, Manfred: Die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung, Stuttgart 1983
- Schilde, Kurt/Tuchel, Johannes: Columbia-Haus. Berliner Konzentrationslager 1933-1936, Berlin 1990
- Schilling, Heinz-Dieter u.a.: Wedding 1933-1945. Zwischen Anpassung und Widerspruch, Berlin 1983
- Schimmmler, Bernd: Recht ohne Gerechtigkeit. Zur Tätigkeit der Berliner Sondergerichte im Nationalsozialismus, Berlin 1984
- Schimmmler, Bernd: Der Wedding. Ein Bezirk zwischen Tradition und Fortschritt, Berlin 1985
- Schmädeke, Jürgen und Steinbach, Peter (Hrsg.): Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler, München/Zürich 1986
- Schmidt, Erich: Meine Jugend in Gross-Berlin. Triumph und Elend der Arbeiterbewegung 1918-1933, Bremen 1988
- Schmiechen-Ackermann, Detlef: Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Der nationalsozialistische Angriff auf die proletarischen Wohnquartiere und die Reaktion in den sozialistischen Vereinen, Bonn 1998
- Schneider, Michael: Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939, Bonn 1999
- Shirer, William: Berliner Tagebuch. Aufzeichnungen eines Ausländskorrespondenten 1934-1941, Leipzig 1995 (Reclam-Bibliothek, Band 1514)
- Silver, Eric: Sie waren stille Helden. Frauen und Männer, die Juden vor den Nazis retteten, München/Wien 1994
- Soell, Hartmut: Fritz Erler. Eine politische Biographie, Bd. 1 (Internationale Bibliothek, Bd.100), Berlin/Bonn/Bad Godesberg 1976
- Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes (Hrsg.): Lexikon des Widerstandes 1933-1945, München 1998 (2. überarbeitete und erweiterte Auflage)
- Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes (Hrsg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus (Band 323 der Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung), Bonn 1994
- Stenbock-Fermor, Alexander Graf: Deutschland von unten. Reisen durch die proletarische Provinz 1930 (Reprint der Erstausgabe von 1931), Luzern/Frankfurt a.M. 1980
- Stephan, Bruno: 700 Jahre Wedding, Berlin o.J. (1951)
- Stephan, Gerd-Rüdiger/Herbst, Andreas u.a. (Hrsg.): Die Parteien und Organisationen der DDR. Ein Handbuch, Berlin 2002
- Stöver, Bernd: Volksgemeinschaft im Dritten Reich. Die Konsensbereitschaft der Deut-

- schen aus der Sicht sozialistischer Exilberichte, Düsseldorf 1993
- Stöver, Bernd (Hrsg.): Berichte über die Lage in Deutschland. Die Lagemeldungen der Gruppe Neu Beginnen aus dem Dritten Reich 1933-1936, Bonn 1996
- Teichler, Hans Joachim/Hauk, Gerhard (Hrsg.): Illustrierte Geschichte des Arbeitersports, Berlin, Bonn 1987
- Tomin, Valentin/Grabowski, Stefan: Die Helden der Berliner Illegalität, Berlin (Ost) 1967
- Trotnow, Helmut: Karl Liebknecht. Eine politische Biographie, Köln 1980
- Tuchej, Johannes/Schattenfroh, Reinhold: Zentrale des Terrors. Prinz-Albrecht-Strasse 8: Das Hauptquartier der Gestapo, Berlin 1987
- Tuchej, Johannes: Kontakte zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten im Sommer 1944. Zur historischen Bedeutung des 22. Juni 1944, in: Dachauer Hefte 11 (1995)
- Uhlmann, Walter (Hrsg.): Sterben um zu leben. Politische Gefangene im Zuchthaus Brandenburg-Görden 1933-1945, Köln 1983
- Vogel, Werner: Zur Geschichte der Selbstverwaltung im Bezirk Wedding (unveröffentlichtes Manuskript), Berlin 1972
- Weber, Hermann: Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, 2 Bände, Frankfurt a. M. 1969
- Weber, Hermann: Hauptfeind Sozialdemokratie. Strategie und Taktik der KPD 1929-1933, Düsseldorf 1982
- Weber, Hermann: Kommunistischer Widerstand gegen die Hitler-Diktatur 1933-1939, Berlin 1988 (Beiträge zum Thema Widerstand, Heft 33, herausgegeben von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand)
- Weber, Hermann: «Weisse Flecken» in der Geschichte. Die KPD-Opfer der Stalinistischen Säuberungen und ihre Rehabilitierung, Frankfurt a. M. 1990
- Weber, Hermann/Mählert, Ulrich: Terror. Stalinistische Parteisäuberungen 1936-1953, Paderborn 1998
- Weckerling, Rudolf: Durchkreuzter Hass. Vom Abenteuer des Friedens. Berichte und Selbstdarstellungen, Berlin 1961 (2. Aufl.)
- Weddinger Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Jetzt geht's rund ... durch den Wedding, Berlin 1984
- Weddinger Heimatverein (Hrsg.): Die Wedding-Chronik. Sonderausgabe der «Panke-Postille» des Weddinger Heimatvereins e.V. aus Anlass der 750. Jahr-Feier des Wedding im Jahr 2001, Berlin 2001
- Wehner, Herbert: Zeugnis. Herausgegeben von Gerhard Jahn, Köln 1982
- Weisenborn, Günther (Hrsg.): Der lautlose Aufstand. Bericht über die Widerstandsbewegung des Deutschen Volkes 1933-1945, Hamburg 1962
- Weltlinger, Siegmund: Hast Du es schon vergessen? Erlebnisbericht aus der Zeit der Verfolgung, Berlin 1954
- Wendland, Walter: Kirchenkampf in Berlin (unveröffentlichtes Manuskript im Evangelischen Zentralarchiv Berlin, Archiv für die Geschichte des Kirchenkampfes, KKA, Nr. 472), Berlin o. J.
- Wilde, Harry: Theodor Plievier. Nullpunkt der Freiheit, München/Wien/Basel 1965
- Wille, Klaus-Dieter: 41 Spaziergänge in Reineckendorf und Wedding, Berlin 1979
- Winkler, Heinrich August: Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin/Bonn 1987
- Wörmann, Heinrich-Wilhelm: Widerstand in Charlottenburg, Berlin 1998 (2. Auflage)
- Wörmann, Heinrich-Wilhelm: Widerstand in Köpenick und Treptow, Berlin 1995
- Wörmann, Heinrich-Wilhelm: Widerstand in Schöneberg und Tempelhof, Berlin 2002
- Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin: Abschlussbericht des Projekts «Ermordete und verfolgte Berliner Stadtverordnete und Magistratsmitglieder der Weimarer Republik», Teil III, Kurzbiographien, Berlin 1988
- Zimmermann, Rüdiger: Der Leninbund. Linke Kommunisten in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1978
- Zimmermann, Wolf-Dieter (Hrsg.): Kurt Scharf. Brücken und Breschen. Biographische Skizzen, Berlin 1977
- Zimmermann, Wolf-Dieter: Gerechtigkeit für die Väter. Einsichten und Erfahrungen, Berlin 1983
- Zimmermann, Wolf-Dieter: Wir nannten ihn Bruder Bonhoeffer. Einblicke in ein hoffnungsvolles Leben, Berlin 1995
- Zipfel, Friedrich: Kirchenkampf in Deutschland 1933-1945. Religionsverfolgung und Selbstbehauptung der Kirchen in der nationalsozialistischen Zeit, Berlin 1965

Abkürzungen/Bildnachweise

Abkürzungen

ADGB	Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund
BK	Bekennende Kirche
DC	Deutsche Christen
DDP	Deutsche Demokratische Partei
DMV	Deutscher Metallarbeiter-Verband
DNVP	Deutschnationale Volkspartei
DStP	Deutsche Staatspartei
DVP	Deutsche Volkspartei
E.V.M.B.	Einheitsverband der Metallarbeiter Berlins
HJ	Hitler-Jugend
KJVD	Kommunistischer Jugendverband Deutschlands
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPO	Kommunistische Partei (Opposition)
KZ	Konzentrationslager
NB	Neu Beginnen
NKFD	Nationalkomitee «Freies Deutschland»
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
OKH	Oberkommando des Heeres
OKW	Oberkommando der Wehrmacht
RB	Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold
RFB	Roter Frontkämpferbund
RGO	Revolutionäre Gewerkschafts-Opposition
RSHA	Reichssicherheitshauptamt
SA	Sturmabteilung
SAJ	Sozialistische Arbeiterjugend
SAP	Sozialistische Arbeiterpartei
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
Sup.	Superintendent (Kirchenkreisvorsteher)
VzH	Vorbereitung zum Hochverrat
Z	Zentrum (Partei)

Bildnachweise

AEG-Firmenarchiv (S. 273)	Galerie Taube (S. 278)
Ads d. FES (S. 4 oben, S. 97)	Graumann, Ingo (S. 197)
Bailewski, Gerhard (Himmelfahrtgemeinde) (S. 206, 213, 215)	Heimatmuseum Wedding (BzA Mitte) (S. 7, 195, 221, 229)
Benjamin, Ursula (S. 290)	Kuhnke, Manfred (S. 287)
Bundesarchiv	Schafranek, Dr. Hans (S. 31 links)
Bestand ZC 10857 (Bd. 4) (S. 149 links)	Tulatz, Claus (S. 31 rechts)
Bestand NJ 8054 (Bd. 2) (S. 149 rechts)	Landesarchiv Berlin (Bestand C Rep 118-01) (S. 73, 75)
Bestand 2C 14326 (Bd. 2) (S. 153)	Landesbildstelle (S. 15, 32)
Bestand R 58, 3676 (S. 267)	Landeskirchliches Archiv Berlin-Brandenburg (S. 236, 243, 244)
Evangelisches Zentralarchiv (Bestand 7) (S. 231, 241, 245)	

Quellennachweis der hervorgehobenen Zitate

Erklärung der Abkürzungen:
 BA = Bundesarchiv, BVVdN =
 Berliner Vereinigung Verfolgter des
 Naziregimes, EZA = Evangeli-
 zentralarchiv in Berlin, GDW/Berlin = Gedenk-
 stätte Deutscher Widerstand,
 Belegarchiv zur
 Schriftenreihe über den Widerstand in
 Berlin von 1933 bis 1945,
 LA = Landesarchiv Berlin, LE =
 lin, Abteilung III – Entschädigungsbehörde, LK = Landeskirchliches
 er Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg

- | | | |
|----------|-----------------------|---|
| S. 6 | (Reisler) | GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 9.11.1992 |
| S. 7 | (Reuter) | a.a.O., Interview des Verfassers am 4.9.1998 |
| S. 7 | (Pawelke) | a.a.O., Interview des Verfassers am 26.4.2002 |
| S. 8f. | (Kasch) | a.a.O., Interview des Verfassers am 6.12.1982 |
| S. 9 | (Laukant) | a.a.O., Interview des Verfassers am 9.9.1983 |
| S. 11 | (Menzel) | a.a.O., Interview des Verfassers am 26.3.1982 |
| S. 11 f. | (Puhst) | a.a.O., Interview des Verfassers am 22.9.1983 |
| S. 12f | (Statistik) | O. Büsch/W. Haus, Berlin als Hauptstadt der Republik
1919-1933 (s. Literaturliste), S. 375 ff. |
| S. 14f. | (Pfennig) | GDW/Berlin, Lebenslauf von S. Pfennig |
| S. 15 | (Vorwärts) | a.a.O., Kopie des «Vorwärts»-Artikels vom 10.6.1929 |
| S. 16 | (Diepold) | a. a. O., Interview des Verfassers am 28.1.1982 |
| S. 16f. | (Lösche) | a.a.O., Interview des Verfassers am 4.9.1981 |
| S. 17 | (Seiffert) | a. a. O., Interview des Verfassers am 23.10.1981 |
| S. 18f. | (Neumann) | a.a.O., Interview des Verfassers am 7.7.1982 |
| S. 19 | (Diepold) | a. a. O., Interview des Verfassers 28.1.1982 |
| S. 19 | (Kulse) | a. a. O., Interview des Verfassers am 14.12.1981 |
| S. 22 | (Saran) | Mary Saran, Gib niemals auf (s. Literaturliste), S. 81 |
| S. 24f. | (KPD-Exil) | BA, FBS 278/12614 |
| S. 26 | (NS-Razzia) | a.a.O., R 58/2003 |
| S. 27f. | (Kunter) | GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 13.10.1982 |
| S. 29 | (Schedlich) | a.a.O., Interview des Verfassers am 29.9.1982 |
| S. 30 | (Schedlich) | LA, C Rep 118-01/A 8966 |
| S. 30 | (Anklageschrift) | BA, NJ 8289 |
| S. 30 f. | (Untergrundschriften) | a.a.O., NJ 8289 |
| S. 32 | (Jacoby) | H. Jacoby, Von des Kaisers Schule zu Hitlers Zuchthaus
(s. Literaturliste), S. 175 |
| S. 33 | (Kunter) | GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 13.10.1982 |
| S. 35 | (Sparwasser) | LA, C Rep 118-01/A 2997 |
| S. 35f. | (K. Gardei) | GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 21.2.1996 |
| S. 36 | (Lüttcher) | LA, C Rep 118-01/A 4168 |
| S. 36 | (Blysze) | a.a.O., C Rep 118-01/A 1125 |
| S. 37 | (Stojentin) | a.a.O., C Rep 118-01/A 2729 |
| S. 37 f. | (Schedlich) | GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 29.9.1982 |
| S. 38 | (Schwalbach) | LA, C Rep 118-01/A 4919 |
| S. 42 f. | (Braun) | GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 21.8.1981 |
| S. 44 | (Klatt) | a.a.O., Interview des Verfassers am 8.10.1993 |
| S. 44 | (Brych) | a.a.O., Interview des Verfassers am 16.11.1992 |
| S. 45 | (Beck) | a.a.O., Interview des Verfassers am 28.10.1982 |
| S. 47 | (Schmidt) | a.a.O., Interview des Verfassers am 12.11.1984 |
| S. 48f. | (Borsky) | a. a. O., Interview des Verfassers am 12.10.1981 |
| S. 49 | (Beck) | a. a. O., Interview des Verfassers am 28.10.1982 |
| S. 49 | (Brych) | a. a. O., Interview des Verfassers am 16.11.1992 |
| S. 50 | (Beck) | a. a. O., Interview des Verfassers am 28.10.1982 |
| S. 50f. | (Braun) | a. a. O., Interview des Verfassers am 21.8.1981 |
| S. 51 f. | (Lösche) | a.a.O., Interview des Verfassers am 4.9.1981 |
| S. 52 | (Wittmack) | a.a.O., Interview des Verfassers am 19.4.1982 |
| S. 52 | (Garbe) | a.a.O., Interview des Verfassers am 7.4.1982 |
| S. 52f. | (Menzel) | a.a.O., Interview des Verfassers am 26.3.1982 |
| S. 53 | (Schwarz) | LE, Entschädigungsakte Nr. 22961 (Schwarz, K.) |
| S. 53 | (Landgericht) | GDW/Berlin, Kopie aus: Entschädigungsakte Nr. 22961 |

- S. 56 (Garbe) a.a.O., Interview des Verfassers am 7.4.1982
S. 56 (Braun) a. a. O., Interview des Verfassers am 21.8.1981
S. 57 (List) a. a. O., Interview des Verfassers am 19.10.1981
S. 58 (Voss) a.a.O., Interview des Verfassers am 1.9.1981
S. 58 (Sonnemann) a.a.O., Interview des Verfassers am 28.3.1984
S. 59f. (Szersba) a.a.O., Interview des Verfassers am 26.7.1982
S. 60f. (Giers) a.a.O., Interview des Verfassers am 6.9.2000
S. 61 (Wienig) LE, Entschädigungsakte Nr. 23868 (Wienig, E.)
S. 61 f. (Giers) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 6.9.2000
S. 62 (Beck) a.a.O., Interview des Verfassers am 28.10.1982
S. 63 (Schlimme) LA, C Rep 118-01/A 8931
S. 64 (Steinweg) LE, Entschädigungsakte Nr. 20667 (Voss, E.)
S. 64 (Anklageschrift) BA, NJ 1973
S. 64 (Joswiak) LA, C Rep 118-01/A 27937
S. 65 (Fleck) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 13.8.1982
S. 66 (Thurow) LE, Entschädigungsakte Nr. 22306 (Thurow, B.)
S. 66 (Castan) LA, C Rep 118-01/A 1206
S. 66 (Kammergericht) BA, NJ 1973
S. 67 (Giers) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 6.9.2000
S. 68 f. (Dünnebacke) a.a.O., Interview des Verfassers am 21.3.1983
S. 69ff. (Urich) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 5.4.1982
S. 71 (Max Urich) LE, Entschädigungsakte Nr. 24312 (Urich, M.)
S. 71 (Barteleit) a.a.O., Entschädigungsakte Nr. 24312 (Urich, M.)
S. 72 (Koneczny) a.a.O., Entschädigungsakte Nr. 24312 (Urich, M.)
S. 72 (Barteleit) a.a.O., Entschädigungsakte Nr. 3036 (Barteleit, E.)
S. 73 (Eichler) LA, C Rep 118-01/A 1974
S. 74 (Tost) a.a.O., C Rep 118-01/A 9596
S. 74 (Bührig) a.a.O., C Rep 118-01/A 929
S. 75f. (Urich) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 5.4.1982
S. 76 (Schierz) BVVdN, Bezirksverband Berlin, Archiv, Erinnerungsbericht
R. Schierz
S. 77 [Smolka] BA, RY/1/I 2/3 Nr. 140
S. 78 (Steinweg) LE, Entschädigungsakte Nr. 20667 (Voss, E.)
S. 78 (Diepold) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 28.1.1982
S. 79 (Schley) a.a.O., «Weddinger Rundblick» (Juli 1966)
S. 79f. (Neumann) a.a.O., Interview des Verfassers am 25.10.1995
S. 86 (Borsky) a. a. O., Interview des Verfassers am 12.10.1981
S. 86 f. (Neumann) a.a.O., Interview des Verfassers am 7.7.1982
S. 87f. (Schmidt) a.a.O., Interview des Verfassers am 12.11.1984
S. 88 (Thiele) LA, C Rep 118-01/A 5988
S. 89 (Zahlbaum) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 3.5.1982
S. 91 (Kulse) a.a.O., Interview des Verfassers am 11.1.1984
S. 91 (Saran) M. Saran, Gib niemals auf (s. Literaturliste), S. 74 u. 78
S. 92 (Mietke) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 20.4.1983
S. 93 (Kulse) a. a. O., Interview des Verfassers am 14.12.1981
S. 93 (Grob) a.a.O., Kopie des Schreibens vom 5.10.1947 (mit freundlicher
Genehmigung von Käthe Brunner geborene Grob)
S. 94 (Mietke) a.a.O., Interview des Verfassers am 20.4.1983
S. 95 (Grob) a. a. O., Kopie des Schreibens vom 19.1.1959 an Dr. Reichhardt
(mit freundlicher Genehmigung von Dr. H. J. Reichhardt)
S. 96 (Eberhard) F. Eberhard, Arbeit gegen das III. Reich (s. Literaturliste), S. 6
S. 96 (Kulse) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 14.12.1981
S. 97 (Kulse) a.a.O., Kopie der Aufzeichnungen von K. Kulse über seine Begegnungen
mit Julius Philippson
S. 97f. (Regeier) a. a.O., Kopie der Niederschrift vom 13.11.1958 (mit freundlicher
Genehmigung von Dr. Reichhardt)
S. 98 (Grob) a.a.O., Kopie des Schreibens vom 5.10.1947 (mit freundlicher
Genehmigung von Käthe Brunner geborene Grob)
S. 98f. (Kammergericht) BA, NJ 14425 (Bd. 6)
S. 99 (Anklageschrift) a.a.O., NJ 14425 (Bd. 6)

- s. 101 f. (Golgowski) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 12.8.1981
s. 102f. (ders.) a.a.O., Interview des Verfassers am 5.3.2001
s. 103 (Rothkamm) a.a.O., Kopie der Niederschrift vom 18.6.1959 (mit freundlicher Genehmigung von Dr. H. J. Reichhardt)
- s. 103 (Lehmann) a.a.O., Mitteilung an den Verfasser 29.7.2000
s. 103 (Biebel) a.a.O., Interview des Verfassers am 7.5.1998
s. 104 (Passow) a.a.O., Kopie der Niederschrift (mit freundlicher Genehmigung von H. Passow)
- s. 104 (Reisler) a. a. o., Interview des Verfassers am 1.9.1993
s. 104 (Tietz) a.a.O., Kopie des Schreibens (mit freundlicher Genehmigung von Erwin Reisler)
- s. 105 (K. Gardei) a. a. o., Interview des Verfassers am 21.2.1996
s. 106 (Seiffert) a.a.O., Interview des Verfassers am 23.10.1981
s. 106 (Schönicke) a.a.O., Interview des Verfassers am 14.7.1994
s. 107 (Ziegels) a.a.O., Kopie der Niederschrift vom 21.4.1959 (mit freundlicher Genehmigung von Dr. H. J. Reichhardt)
- s. 108 (KG-Urteil) BA (Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten) ZC 12528 (der Verfasser dankt Dr. Herbert Worm von der Universität Hamburg für wichtige Hinweise zu Maria-Luisa Hirsch)
s. 110f. (Passow) GDW/Berlin, Kopie der Niederschrift (mit freundlicher Genehmigung von H. Passow)
- s. 112f. (Golgowski) a.a.O., Interview des Verfassers am 12.8.1981
s. 114 (ders.) a.a.O., Interview des Verfassers am 5.3.2001
s. 115f. (Biebel) a.a.O., Interview des Verfassers am 7.5.1998
s. 116 (Urteil KJ) BA, NJ 12737
s. 118 (VGH-Goltz) a.a.O., R 60 II, 63
s. 118 (Anklageschrift) BVVdN, Bezirksverband Berlin, Archiv, Akte Nr. 108 (E. Brosius)
s. 119 (Brosius) a.a.O., Archiv, Akte Nr. 108
s. 119 (Lauterbach) GDW/Berlin, Kopie des Schreibens (mit freundlicher Genehmigung von E. Lauterbach)
- s. 120 (Prozess Gardei) BA (Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten) ZC II 14 (Bd. 18)
s. 120 (illegale Schrift) a.a.O., ZC II 14 (Bd. 18)
s. 121 (Rothkamm) LE, Entschädigungsakte Nr. 20834 (Rothkamm, R.)
s. 121 f. (Reisler) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 9.11.1992
s. 123 (Rothkamm) LE, Entschädigungsakte Nr. 20834 (Rothkamm, R.)
s. 124f. (Seiffert) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 23.10.1981
s. 125 (Kurt Gardei) a. a. o., Interview des Verfassers am 21.2.1996
s. 125 (Karl Gardei) a. a. o., Interview des Verfassers am 21.10.1982
s. 125 (Schnabel) BVVdN, Bezirksverband Berlin, Archiv, Akte Nr. 549 (Schnabel, F.)
s. 126 (Rothkamm) LE, Entschädigungsakte Nr. 20834 (Rothkamm, R.)
s. 127f. (Kurt Gardei) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 21.2.1996
s. 128 (Karl Gardei) a. a. o., Interview des Verfassers am 21.10.1982
s. 129 (Fischbeck) LA, C Rep 118-01/A 2419
s. 132 (E.V.M.B.) BA, NJ 15018
s. 134 (VGH) a.a.O., NJ 181 (Bd. 1)
s. 136 (Bogedein) LA, C Rep 118-01/A 1003
s. 138 (Anklage Sbrisny) BA, NJ 10592
s. 138f. (Sbrisny) GDW/Berlin, Kopie des Schreibens (mit freundlicher Genehmigung von Elfriede Sbrisny)
s. 140 (Fritzsche) LA, C Rep 118-01/A 2590
s. 142 (Anklage C) BA, NJ 13329
s. 143 (Sbrisny) LA, C Rep 118-01/A 7974
s. 144 (Köchling) a.a.O., C Rep 118-01/A 13270
s. 144 (Wedding-O.) BA, NJ 4208
s. 145 (Anklage A) a.a.O., NJ 2226
s. 150 (Bergtel) LA, C Rep 118-01/A 860
s. 151 (Schriften) BA, NJ 16879. Die Aktenzeichen der anderen Verfahren lauten: NJ 4055 (AEG-Ackerstrasse), NJ 12843 («Josetti») und NJ 3161 (W. Schubert).
- s. 153f. (Reuter) GDW/Berlin, Kopie der Aufzeichnungen (mit freundlicher Genehmigung von Fritz Reuter)

- S. 154 (Anklage Reuter) BA, NJ 5759
S. 155 (Haftentlassung) a.a.O., NJ 5759
S. 156f. (Butte) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 7.11.1995
S. 157 (Wolff) LA, C Rep 118-01/A 10528
S. 158f. (Uhrig-Anklage) BA, NJ 1709
S. 161 (Kurz) GDW/Berlin, Kopie des Schreibens (durch Erwin Reisler)
S. 162 (Reisler) a. a. O., Interview des Verfassers am 9.11.1992
S. 163f. (ders.) a. a. O., Interview des Verfassers am 9.11.1992
S. 164 (Anklage Klemstein) BVVdN, Bezirksverband Berlin, Archiv, Akte Nr. 446
S. 165f. (Fischer) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 14.7.1994
S. 167 (Klauss) a. a. O., Interview des Verfassers am 12.1.1989
S. 167 (Klauss) a.a.O., Interview des Verfassers am 9.3.1994
S. 168f. (Reuter) a.a.O., Kopie der Aufzeichnungen (mit freundlicher Genehmigung von Fritz Reuter)
S. 169 (Fischer) a.a.O., Interview des Verfassers am 14.7.1994
S. 171 (Karl Gardei) a. a. O., Interview des Verfassers am 21.10.1982
S. 172 (Szedat) a. a. O., Interview des Verfassers am 22.12.1986
S. 172 (Heinrich Gardei) LA, C Rep 118-01/A 3052
S. 172 (Reisler) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 9.11.1992
S. 173 (Flugzettel) a.a.O., Reproduktion des Originals (mit freundlicher Unterstützung von Otto Moritz)
S. 174 (Kurz) a.a.O., Kopie des Schreibens (durch Erwin Reisler)
S. 175ff. (Meier) a.a.O., Interview des Verfassers im Juli 1992
S. 180 (Büttner) a.a.O., Interview des Verfassers am 15.3.1994
S. 180 (Klauss) a.a.O., Kopie der Niederschrift (mit freundlicher Genehmigung von Irmgard Klauss verwitwete Horn)
S. 180f. (Neumann) a.a.O., Interview des Verfassers am 14.2.2001
S. 181 (Urich) a.a.O., Interview des Verfassers am 5.4.1982
S. 181 f. (Brunner) a.a.O., Interview des Verfassers am 10.12.1981
S. 182 (Zettl) a. a. O., Interview des Verfassers am 22.1.1982
S. 184 (Schulzitate) Zitate aus Kindermann (siehe Literaturliste), S. 73 (1. u. 2. Zitat), 88 f» 75
S. 185 (Nüncke) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 14.2.2001
S. 186f. (Schmidt) a.a.O., Kopie «Mein politischer Lebenslauf» (mit freundlicher Genehmigung von Elise Schmidt)
S. 187 (Kurt Gardei) a. a. O., Interview des Verfassers am 21.2.1996
S. 187f. (Löwe) a.a.O., Interview des Verfassers am 16.5.1983
S. 188 (Giers) a.a.O., Interview des Verfassers am 6.9.2000
S. 188f. (Cent-Velden) a.a.O., Interview des Verfassers am 29.5.2000
S. 189 (Schünke) LA, C Rep 118-01/A 9271
S. 190f. (Krüger) GDW/Berlin, Kopie der Niederschrift (Unterlagen Friedrich Krüger)
S. 192 (Stephan) a.a.O., Kopie des Schreibens (mit freundlicher Genehmigung des Heimatmuseums Wedding/Bezirksamt Mitte)
S. 192f. (Löffler) a. a. O., Interview des Verfassers am 14.2.1996
S. 193 (Schwarze Schar) Zitat aus Jahnke/Buddrus, Deutsche Jugend (s. Literaturliste), S. 240
S. 194 (Tagebuch) Zitat aus Klönne, Gegen den Strom (s. Literaturliste), S. 60
S. 194 (Flugblatt) Zitat aus M. von Hellfeld, Bündische Jugend (s. Literaturliste), S. 165
S. 196 (Braun) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 21.8.1981
S. 196 (Kapinos) a. a. O., Interview des Verfassers am 10.1.1991
S. 196f. (Graumann) a.a.O., Interview des Verfassers am 9.3.2000
S. 197f. (Omankowsky) a.a.O., Interview des Verfassers am 7.1.1988
S. 198 (Frohnert) a.a.O., Interview des Verfassers am 13.9.2001
S. 199 (Willutzki) a.a.O., Interview des Verfassers am 15.9.2000
S. 199 (Himmler) BA (Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten), ZR 908
S. 200f. (Puhst) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 15.3.1994
S. 202 f. (Nüncke) a.a.O., Interview des Verfassers am 14.2.2001
S. 203f. (Drinda) Zitate aus W. Eberlein, Geboren am 9. November, (s. Literaturliste), S. 193f.
S. 204 (Piela) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 19.9.2001

- S. 207 (Scharf) a.a.O., Mitschrift eines ZDF-Interviews (Dr. Guido Knopp) am 18.7.1984
- S. 207 (KPD/O) «Gegen den Strom» (Reprint, s. Literaturliste), Band 3, S. 476
- S. 208 (Wendland) W. Wendland (s. Literaturliste), S. 33
- S. 210f. (Figur) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 7.11.1984
- S. 211 (Wendland) «Auf dem Prenzlauer Berg» (s. Literaturliste unter Behrendt), S. 56
- S. 211 f. (Zimmermann) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 24.4.1987
- S. 212 (Rundbrief) a. a. O., Kopie des Rundbriefs vom 1.1.1935
- S. 213f. (Rundbrief) a. a. O., Kopie des Rundbriefs vom 1.3.1935
- S. 214 (GKR Himmelfahrt) EZA, Bestand 7/11478
- S. 215 (Visitation) a.a.O., Bestand 50/159
- S. 215f. (Naumann) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 7.9.2001
- S. 216f. (GKR Himmelfahrt) LK, Bestand 14/3819
- S. 218 (Frieden/Sup.) a.a.O., Bestand 14/3788
- S. 218 (E.O.K.) a.a.O., Bestand 14/3788
- S. 220 (Versöhnung) EZA, Bestand 7/11607
- S. 221 (Fahland) a.a.O., Bestand 7/11608
- S. 222 (Ausschuss) a.a.O., Bestand 7/11608
- S. 223 (Bruderrat) a.a.O., Bestand 50/159
- S. 224 (Cent-Velden) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 29.5.2000
- S. 224 (Visitation St. Paul) EZA, Bestand 50/159
- S. 225f. (Visitation St. Paul) a.a.O., Bestand 50/159
- S. 226f. (Bourquin) Zitat aus: Dr. Nickel (s. Literaturliste), S. 19
- S. 227f. (Kriegsende St. Paul) Zitat aus: Dr. Nickel (s. Literaturliste), S. 17
- S. 230 (Sup. Rosenfeld) LK, Bestand 14/3555
- S. 230 (Mendelson) a.a.O., Bestand 14/3555
- S. 232 (Visitation) EZA, Bestand 50/159
- S. 233 (Visitation) a.a.O., Bestand 50/159
- S. 234 (Pf. Hesselbarth) LK, Bestand 14/3555
- S. 234f. (Minkner) D. Minkner, Pfarrer Paul Mendelson (s. Literaturliste), S. 14
- S. 236 (Predigt Mundt) LK, Bestand 14/3662
- S. 237 («Mitteilung») a.a.O., Bestand 14/3662
- S. 239 (Notbundpfarrer) Zitat aus Minkner, Christuskreuz (s. Literaturliste), S. 152
- S. 239 (Finanzabteilung) EZA, Bestand 7/11536
- S. 240 (Wiese) a.a.O., Bestand 50/159
- S. 242 (GKR «Oster») a.a.O., Bestand 7/11547
- S. 242 (Sup. Rosenfeld) a.a.O., Bestand 7/11547
- S. 245 (Teichmann) LK, Bestand 14/3746
- S. 246 (Fahland) EZA, Bestand 7/11547
- S. 247 (Lahde) LK, Bestand 14/3709
- S. 248 (DC) a.a.O., Bestand 14/3709
- S. 249 (Mechur, 1984) GDW/Berlin, Brief von D. Mechur a. d. Verfasser vom 13.3.1984
- S. 250 (Mechur, 1989) a.a.O., Brief von D. Mechur a. d. Verfasser vom 26.11.1989
- S. 250 (Schrön) a.a.O., Brief von D. Schrön a. d. Verfasser vom 23.8.1992
- S. 250f. (Urner) a.a.O., Mitteilung an den Verfasser vom 14.3.1990
- S. 251 ff. (Mechur) a.a. O., Brief von D. Mechur a. d. Verfasser vom 26.11.1989
- S. 255 (Spitzelbericht) BA (Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten), ZB-I/Akte 1632
- S. 257f. (Metzger) Kempner (s. Literaturliste), S. 277
- S. 257 (Sievers) Zitiert nach «Stimme des Freidenkers», 20. Jrg., Nr. 4 (1978)
- S. 257 (Bischof Gröber) Kempner (s. Literaturliste), S. 279/80
- S. 258 (VGH-Urteil) Zitat aus Drobisch, Wider den Krieg (s. Literaturliste), S. 155
- S. 258 (Pf. Buchholz) Zitat aus Kempner (s. Literaturliste), S. 273
- S. 260 (Prozess Teufert) Archiv der Staatsanwaltschaft b. Landgericht Berlin, 4. Sond. KMs 13/37
- S. 260 (ZJ-Jahrbuch) Archiv der Staatsanwaltschaft b. Landgericht Berlin, 4. Sond. KMs 13/37
- S. 262 (Teufert) LA, C Rep 118-01/A 9555
- S. 262 (Lüpke) a.a.O., C Rep 118-01/A 15863
- S. 263 (Anklageschrift B) LE, Entschädigungsakte Nr. 24426 (Ventzke, H.)
- S. 264 (Oberreichsanwalt) a.a.O., Entschädigungsakte Ventzke, Helene
- S. 264f. (Ventzke) LA, C Rep 118-01/A 9755

- S. 265 (Paul) a.a.O., C Rep 118-01/A 22482
S. 269 (Zitat ‚Wer nimmt‘) BA, R 58/3676
S. 273 (Läufer) LA, C Rep 118-01/A 6121
S. 273f. (Cent-Velden) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 29.5.2000
S. 275 (Rätzke) a. a. O., Schreiben an den Verfasser vom 12.11.1983
S. 275 (Klatt) a. a. O., Interview des Verfassers am 8.10.1993
S. 276 (Craatz) a.a.O., Interview des Verfassers am 20.9.1983
S. 276 (Gardei) a. a. O., Interview des Verfassers am 21.2.1996
S. 277 (SD-Mann) BA (Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten), ZR/407
S. 279 f. (Schermer-Grünberg) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 5.10.1992
S. 281 f. (Nagel) W. Nagel, Das darfst du nicht! (s. Literaturliste), S. 134 f.
S. 283 (Beck) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 28.10.1982
S. 283 (Nagel) W. Nagel, Das darfst du nicht! (s. Literaturliste), S. 149
S. 284 ff. (VGH-Hampel) BA, NJ 36/1
S. 287 (Kuhnke) M. Kuhnke, ... dass ihr Tod ... (s. Literaturliste), S. 14
S. 288 (Quass) GDW/Berlin, Schreiben an den Verfasser (Januar 1984)
S. 289 (Robst) a.a.O., Interview des Verfassers am 7.9.1981
S. 292 (Quass) a.a.O., Schreiben an den Verfasser (Januar 1984)
S. 293 (Braun) a.a.O., Interview des Verfassers am 21.8.1981
S. 293 (Grüne Berichte) siehe die Literaturliste unter: Deutschland-Berichte, 1935, S. 811 f.

S. 294 (NB) siehe die Literaturliste unter: Stöver, Bernd (1996)
S. 294 (Quass) GDW/Berlin, Schreiben an den Verfasser (Januar 1984)
S. 294f. (Abraham) a.a.O., Interview des Verfassers am 3.7.2002
S. 295 (Pratje) a. a. O., Schreiben an den Verfasser vom 9.11.1997
S. 295 (Krüger) a. a. O., Interview des Verfassers am 25.10.1983
S. 295 (Freyer) BA (Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten), ZB-I/1602
S. 296 (Quass) GDW/Berlin, Schreiben an den Verfasser (Januar 1984)
S. 296 (Abraham) a.a.O., Interview des Verfassers am 3.7.2002
S. 298ff. (Grabowski) a.a.O., Interview des Verfassers am 29.3.1982
S. 300 (Blutspenden) Sen f. Inneres/I A Wg 1, Reg.-Nr. UH 215
S. 300 (Blau) B. Blau, Vierzehn Jahre Not und Schrecken, S. 73
(Zitat mit freundlicher Genehmigung des Leo-Baeck-Instituts New York)

S. 301 (Quass) GDW/Berlin, Schreiben an den Verfasser (Januar 1984)
S. 302 (Weltlinger) S. Weltlinger, Hast Du es schon vergessen? (s. Literaturliste), S. 26

S. 303 f. (Wolf) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 16.2.1995
S. 305 (Leroi) LA, C Rep 118-01/A 30797
S. 306 (Hüllenhagen) LE, Entschädigungsakte UH 860 (Hüllenhagen, St.)
S. 306 (Deutschkron) I. Deutschkron, Ich trug den gelben Stern (s. Literaturliste), S. 107

S. 306f. (Fabiunke) Sen f. Inneres/I A Wg 1, Reg.-Nr. UH 1461 (Fabiunke, C.)
S. 308 (Grün) LE, Entschädigungsakte Nr. 2397 (Grün, J.)
S. 309 (Albrecht) Sen. f. Inneres/I A Wg 1, Reg.-Nr. UH 1478 (Kubicke, St.)
S. 310f. (Winkler) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 13.1.1984
S. 312 (Sondergericht 1944) EZA, Bestand 50/23
S. 312f. (Sondergericht 1943) Zitate aus Bernd Schimmler, Recht ohne Gerechtigkeit (s. Literaturliste), S. 106, 107 und 108

S. 314 (Krisch) LA, C Rep 118-01/A 35981
S. 314f. (Langer) GDW/Berlin, Schreiben an den Verfasser vom 1.7.1984
S. 315ff. (Joseph) a.a.O., Interview des Verfassers am 25.8.2002
S. 318f. (Beck) Interview mit Gad Beck in: Zitty 16/1984 (siehe auch Literaturliste unter G. Beck)

S. 319 (Blau) B. Blau, Vierzehn Jahre Not und Schrecken, S. 113
(Zitat mit freundlicher Genehmigung des Leo-Baeck-Instituts New York)

Personen Verzeichnis

A

Abraham, Brigitte 294, 296
Acker, Heinrich 90
Ackermann, Kurt (Rotsport)
114
Ackermann, Kurt (SPD) 61
Agatz, Wilhelm 133
Ahrens, Willi 135
Alberti (Pfarrer) 228 ff.
Albrecht, Else geb. Gerson
309 f.
Albrecht, Fritz 309 f.
Alexander (Jüd. Geschwis-
ter) 296
Alexander (Verfolgte) 301
Almstadt, Bernhard 121
Ammon, jun. 66
Ammon, Fritz 67
Amtsberg, Helene 251
Apelt, Alfred 145f.
Arendsee, Martha 322
Arnim, von 228
Aron, Friedrich 291
Ascher, Ernst Hugo 291
Auer, Judith 165, 168
Ausländer, Fritz 184f.
Awiszus, Richard 113f.
Awiszus, Wilhelm 114

B

Baase, Hans 114
Babick (Pfarrer) 210
Bahnmüller (Verfolgte) 251
Baierl, Fritz 108
Baltzer (BK) 243
Balzereit, Max 142 f.
Bandelow 118
Barandat, Franz 246
Bardelmeier, Erich 63ff.
Bargen, Frau von 243
Bargen, Fritz von 174, 209,
212, 228, 234, 238ff., 240 ff.
Barnewski, Hermann 146
Barteleit, Emil 70ff., 78
Bartel, Karl 105
Bartel, Walter 321
Barth, Richard 74f.
Barthel, Max 281
Bartoss, Paul 268
Bartsch, Herbert 107
Baske, Paul 115
Bassermann 38

Bästlein, Bernhard 164 ff.
Bauch, Kurt 128
Bauer, Arnold 171
Bauer, Richard (Rektor)
188f., 217, 315
Baum, Bruno 119f.
Baum, Herbert 297
Baumann, Edith 83
Baumann, Franz 129f.
Bayer, Karl 148
Becher, Johannes R. 279, 281
Beck, Gad 300, 317ff.
Beck, Richard 45, 62, 282 f.
Becker (Pfarrer) 227
Becker, Willi 135f.
Behre, Gustav 130f.
Beilach, Richard 141 f.
Benjamin, Dora 290f.
Benjamin, Georg 289 ff.
Benjamin, Hilde 290
Benjamin, Walter 290f.
Benkö, Zoltan 108
Benz, Karl 116
Bereit, Franziska 305
Berger, Paul 238
Bergmann (Verfolgte Jüdin)
312
Bergtel, Rudolf 144, 149f.
Berkner, Max 33
Berlich, Karl 212, 247ff.
Bernewski, Hermann 145
Bernstein, Eduard 8, 55
Bersarin (General) 319
Bertow, Ewald 33, 36
Beuthke, Ernst 162f.
Beutner, Alfred (Rektor) 189
Beyer (Helfer) 304
Biebel, Benno 102ff., 115ff.
Bielefeld, Wilhelm 132f.
Bienstock, Gregor 320
Bischoff, Georg 93 f.
Blau, Bruno 299f., 319
Bloch, Paul 145f.
Blysze, Helene 36
Blysze, Richard 33f., 36, 39
Bobek, Karl 274
Bock, Erich 52
Böcker, Sophie 261
Bocksch, H. 145
Bode (Pfarrer) 218

Boehme, Erich 90
Bogedein, Alfred 105, 136
Bogedein, Georg 136
Böhm, Hans (Pfarrer, BK)
225f.
Böhme, Karl 116f., 161
Bohnhardt, Paul 94
Böhnke, Werner 108
Bolien, Willi 170
Bolinger, Erwin 269
Bolinger, Irene 269
Bölke, Willi 100
Bolte, August 131
Bolz (BK) 247
Bolz (Boldt), Rudi 25
Borchers, Richard 111
Borchert (Frau) 130
Bormann, Heinz 197
Borngräber (BK) 243
Borsky, Herbert 48f., 58,
83f., 86ff.
Bösch, Wilhelm 177
Böse, Wilhelm 159f.
Bothfeld (Helferin) 305
Böttger, Karl 229
Bourquin, Gottfried 209f.,
213, 225 ff.
Brachmann, Erwin 128
Brandes, Alwin 68 ff., 77
Brandt (BK) 247
Brandt, Heinz 16, 172
Brass, Otto 90
Brassart, Rudolf 108
Braun, Arno 42f., 49ff., 56,
196, 293
Braun, Günter 116
Braun, Otto 12, 18, 48f.
Brehme (KPD-Lokal) 280,
282
Brehmer 146
Breitscheid, Rudolf 21
Brennig, Hans 133
Bressani, Walter 213, 220
Brill, Hermann 90
Bringmann, Henry 118
Brockdorff, von 161
Brodhagen, Walter 100
Brodmann 293
Broede, Friedrich 16, 276
Broer, Alfred 54f.
Broer, Alwine 54 f.
Broer, Erich 54f.
Broer, Helene 54f.

Broer, Richard 54f.
Broido, Daniel 47, 295f.
Brosch, Wilhelm 261
Brosius, Ernst 118f.
Brüning, Heinrich 41,46
Brunner, Käthe 92f., 181f.
Brych, Albert 42, 44f., 49f.
Brych, Jochen 44, 49f.
Brzezek, Konrad 263f.
Buchholz, Peter 258
Budeus, Walter 157ff.
Büge, Max 129
Buggert, Willi 269
Bührig, Erich 63, 70ff.
Burckhardt, Hans 48, 101,
132f.
Burckhardt, Theodor 224
Bürde, Marie 315ff.
Bürger 123
Burghaus, Walter 118
Busch, Reinhold 24
Buschke (Prof.) 289f.
Buschke, Paul 33
Butte, Fritz 156f.
Butte, Martha 156f.
Büttner, Herta 180

C

Caesar (Pfarrer, DC) 217
Canaris, Wilhelm 157
Carow («BB»-Apparat) 131
Castan, Rudolf 66 f.
Cent-Velden, Helga 188f.,
224, 273f.
Christal, Walter 141 f.
Clawiter, Hans 128
Cnobloch 226f.
Coppi, Hans 161
Craatz, Heinz 276
Kreuzburg, August 106, 322

D

Daene, Wilhelm 70, 79, 304
Dahlke, Hedwig 261
Dahnke, Werner 266
Dahrendorf, Gustav 46
Dannenberg, Herbert 21
Däumig, Ernst 8
Dawideit, Erich 121 f., 169
Deckers, Werner 121 f.,
128, 170
Dehrns, Lore 292
Derz, Adolf 123f.
Deutschkron, Ella 306
Deutschkron, Inge 306
Dewald, Herbert 61

Dey, Erich 107
Dibelius, Otto 228
Dieckmann, Johannes 210,
213
Diederich, Ludwig 46
Diehl, Gerhard 131
Diepold, Rudi 16, 19, 78
Diestel (Sup., BK) 239
Dietzel, Hans-Joachim 302
Dimitroff, Georg 112
Dissmann, Robert 8, 68
Dix, Rudolf 257
Dobberke (SS) 299f., 319
Doebelt, M. 304
Dohrmann, Elisabeth 261
Dombroski, Wladimir 136
Dönch, Fritz 94
Dress, Susanne 211
Dressel, Walter 276f.
Drews, Fritz 44
Drews, Wilhelm 105
Drinda, Horst 203f.
Drömer, Fritz 268
Drucker, Salo 289f.
Dufft, Max 217f.
Dühring (Pfarrer, BK) 219
Düker, Heinrich 98, 291
Dumke (BK) 243
Dummer, Robert 141
Duncker, Hermann 185
Dünnebacke, Adele 68f.
Dünnebacke, Adolf 68f.
Dzierson 181

E

Ebeling (DC) 247ff.
Eberhard, Fritz 95f. (s. von
Rauschenplat)
Eberhardt, Hermann 269
Eberlein, Friedrich 118
Ebert, Friedrich 9, 68
Eckert (DC) 235
Eckert, Paul 8, 68ff.
Eckstein (Verfolgte) 295
Egidi (Pfarrer) 228ff.
Ehricke, Walter 118
Eichberg, Walter 157
Eichhorn, Eduard 155
Eichhorn, Emil 113
Eichhorn, Gertrud 113f.
Eichler, Martha 73
Eichler, Otto 63, 70ff.
Eichler, Willi 92
Eichner (Pfarrgehilfin) 226
Eistel, Franz 118
Eke, Wilma 117
Elkin, Rivka 297

Elser, Georg 256
Emmelmann, Horst 90
Emmerlich, Arthur 191 ff.
Emrich, Fritz 163ff.
Endler (Pfarrer, DC) 235ff.
Engel, Herta 170
Engelberg, Ernst 130
Engels, Friedrich 8
Erler, Fritz 90
Ernsthaft, Lilli (Verfolgte)
299
Esser 300
Esser, Martha 37
Eule (Reinemachefrau) 151 f.
Ewest 304
Exner 304

F

Faber, Wilhelm 133f.
Fabiunke, Carl 8,11,25,
54, 306 ff.
Fabiunke, Hanni 307
Fachler, Joseph 293
Fahland (Konsistorium)
217, 219f., 235, 238f., 246
Fahling, Erich 169
Fallada, Hans 283f.
Faust, Otto 178, 180
Fechner, Paul 118
Fenske (RFB) 105
Figur, Fritz 210, 217
Fink, Walter 141
Fischbeck, Wilhelm 128f.
Fischer (Direktor) 296
Fischer (Ing.) 151
Fischer (SAJ-Ltr.) 48, 83
Fischer, Arthur (KPD) 267
Fischer, Ernst 145f.
Fischer, Frieda 311 f.
Fischer, Gertrud 114
Fischer, Hans (Johannes)
107,131
Fischer, Margarete 106,
165ff., 170
Fischer, Ruth 25, 27
Fischer, W. 145
Fittko, Lisa 37
Fittko, Hans 37
Flechtheim, Ossip K. 14
Fleck, Margarete 65, 291
Fleck, Max 45, 65
Fleischmann (Familie) 318
Fleischmann, Martin 314f.
Florin, Wilhelm 130, 134
Fobbe, Gustav 209, 213,
225 ff.

Fodorová, Sarah 119
 Fordanski, Arthur 316f.
 Förder, Herwig 192
 Fox, Erich 134
 Fraenkel, Ernst 53, 89
 Frank, Karl (KPD) 157
 Frank, Otto (SPD) 10f., 25, 53f., 290, 308
 Franken, Flora u. Paul 320
 Fredrich, Bruno 300
 Freisler, Roland 257f.
 Frenzel, Max 27
 Freyer, Wilhelm 295
 Friedel, Erika 86
 Friedel, Karl 59
 Fritsch (Rektor) 188
 Fritsche, Elisabeth 264
 Fritsche, Franz 264
 Fritz, Helmut 305
 Fritz, Wanda 305
 Fritzsche, Bernhard 138ff.
 Fröhbrodt, Käthe 51
 Frohnert, Christel 198
 Fugger, Karl 130
 Fürstenau, Karl 301

G

Gabbe, Fritz 108
 Gallert, Erich 210, 213, 220 ff.
 Garbe, Betty 52, 56 f.
 Garbe, Walter 52, 56f.
 Gardei, Heinrich 127f., 171 f.
 Gardei, Karl 120, 125, 127f., 171
 Gardei, Kurt 35f., 105, 125, 127f., 187, 276
 Gasiorowski, Ernst 151 f.
 Gassner, Werner 264
 Gebhard, Karl 69
 Geissler 153
 Generlich 145
 Gentz, Erna 47
 Genz, Bruno 322
 Gentz, Willi 47
 Gericke, Helmut 209, 212, 232ff., 238f., 243
 Germer 8
 Gesche, Paul 157ff.
 Geschonneck, Erwin 288
 Giers, Ingeborg 60ff., 67, 188
 Giersch, Maria 268
 Giesecke, Otto 269
 Giesel (BK) 243
 Glatzel, Adolf 155
 Gloth 268

Goebbels, Joseph 283
 Goik, Gustav 154
 Goldbeck, Max 118
 Goldhagen (Wissenschaftler) 277
 Goldschmidt, Leonhardt 269
 Gologowski, Ernst 101 ff., 112ff., 144, 161
 Golke, Arthur 322
 Goltz, Fritz 117f., 165ff., 171
 Gordon (Verfolgte) 299
 Göring, Hermann 71
 Goslar, Fritz 105
 Gottfeld 303
 Grabowski, Gerda 298ff.
 Graendorf, Ferdinand 123, 127
 Grahn (SA-Lokal) 16, 78, 104, 136
 Grasse, Herbert 156, 160f.
 Graumann, Ingo 196f.
 Grieb 157ff.
 Grieswald, Bruno 141
 Grimmsmann (BK) 243
 Grinke, Walter 173
 Grob, Fritz 90ff., 181
 Gröber, Conrad 257
 Grosse, Oskar 178
 Grossmann, Elisabeth 33ff.
 Groth (Pfarrer, DC) 241 f.
 Grube, Otto 118
 Grüber, Heinrich 234
 Gruhl 217
 Grumbach, Paul 45
 Grün, Julius 308f.
 Grünberg, Hanni 305
 Grünberg, Karl 279f.
 Grundt (BK) 247
 Grünefeld, Paul (KPD) 99, 138ff., 169
 Grünefeld, Walter (SPD) 61
 Grzeschik, Paul 149f.
 Grzesinski, Albert 44, 49
 Guddorf, Wilhelm 162
 Gumbrecht (DC) 227f.
 Gumpert, Dr. 291
 Gunz, Otto 33
 Gurk, Paul 11
 Gursky, Paul 44f., 65
 Gussarewitsch, Jakob 268
 Gutjahr (BK) 243

H

Haacker, Carl 34
 Hackelbusch, Kurt 23, 118

Hackethal, Rudolf 247
 Hädicke 178
 Häfele (Pfarrer, BK) 228
 Haffner, Sebastian 23
 Hahn, Erich (Druckerei) 231
 Hahn, Erich (SPD) 61 ff.
 Hähnel, Hermann 108
 Haller (Kirchenältester) 245
 Hallmeyer, Rudolf 155
 Hallwass, Karl 121
 Hampel, Elise 283ff., 310
 Hampel, Otto 283ff., 310
 Hanke, Erich 145, 149ff.
 Häntschke (Schöneberg, KPD) 268
 Harder, Harry 170
 Harnack, Arvid 117, 161, 163
 Harnisch, Wilhelm 208
 Härstel, Johanna 261
 Härstel, Walter 261
 Hartmann, Erich 269
 Harwarth, Albert 130
 Haubach, Theodor 17, 44ff., 61 ff., 166
 Hausmann, Walter 141 f.
 Hauth, Wilhelm 59
 Haverland, Otto 140
 Hecht, Magnus 138ff.
 Heckert, Fritz 123
 Heide, Karl von der 148
 Heimann, Hugo 323
 Heimannsberg, Magnus 18
 Heinrich, Karl 61 ff.
 Heinrichs, Wilhelm 108
 Hellpach, Willy Hugo 12
 Hellwig, Fritz 269
 Henke, Karl 141
 Hennig, Karl 107ff.
 Henning (Lokal) 71
 Henning, Hermann 134
 Herbst, Richard 105
 Herrmann, Gustav 267
 Hertel, Otto 231
 Hertling, Walter 145ff.
 Hesse, Eberhard 48, 77
 Hesselbarth (Pfarrer) 228, 232 ff.
 Heuer, Erwin 128
 Heymann, Felix 297
 Heyne (Pfarrer, DC) 248
 Hielscher, Willi 121 f.
 Himm, Gustav 268
 Himmeler, Heinrich 199
 Hindenburg, Paul von 12 f.
 Hintzmann, Heinrich 128
 Hirsch, Maria 108ff.

Hirsch, Paula 303
Hirsch, Werner 303
Hirschfeld, Fritz 292
Hirschfeld, Kurt 292
Hirschfeld, Magnus 35
Hirth, Fritz 107
Hitzgrath (Pfarrer, BK) 228,
240
Hochmuth, Ursel 167
Hodann, Maria (s. Saran,
Mary)
Hodann, Max 91 f.
Hodann, Renate 91
Hödel, Fritz 130
Hoernle, Alfred 148
Hoffmann, Erich (SPD) 62ff.
Hoffmann, Gerhard (KPD)
140
Höger, Christine 155
Holland, Adolf 269
Höltermann, Karl 50
Holtz, Wilhelm 261
Holz 11
Holz, Adolf 71,78,90
Holzer, Charlotte 298
Honecker, Erich 119f.
Horkheimer, Max 39
Höri, Richard 135
Horn, Cäsar 121, 128, 164,
167,170
Horn, Ernst 115
Horn, Irmgard (siehe Klaus)
Horn, Michael 167
Horrey, Wilhelm 108
Hötzel, Frieda 261
Howe, Willy 148
Howorka, Joseph 261
Hübener, Karl 160
Huber (Direktor) 315
Hübner, Herbert (Rotsport)
128
Hübner-Riedger (Lehrerin)
178,181
Hülle, Johannes 239,241,
244, 246
Hüllenhagen, Stephanie 305 f.
Hurtig, Hans 8

I

Ilgner, Otto 134
Imgart, Dagmar 256f.
Ippig (DC-Pfarrer) 214, 216
Irmer, Erich 94

J

Jacob, Franz 163ff.

Jacobi, Gerhard (BK)
205ff., 221 f, 234, 237, 240
Jacobi, Heinz («Funker») 29,
32, 36f., 39
Jacobi, Herbert (KPD) 162
Jacobs, Helene 312
Jacoby, Henry (siehe Jacobi,
Heinz)
Jäger, Paul 267
Jahn, August 33f., 36f., 40
Jahn, Frieda (Friedel) 37
Jakob (Verfolgte) 293
Jakubowski, Erika 141
Jaroslowski, Dr. 291
Jazdzewski, Ernst 116f.
Jebens, Kurt 216f.
Jechow 304
Jedrzejczyk, Franz 155
Jendretzky, Hans 161
Jentsch (Helfer) 304
Jeremias, Dora 93
Joecks, Otto 268
Joseph, Alfred 316f.
Joseph, Rolf 315ff.
Joswiak, Arthur 63
Junges, Dr. (Katholik) 254
Jungk, Richard 143ff.
Junius, Paul 110, 165, 168
Jupe, Walter 171
Jurmam, Alfred 261

K

Kaasch, Hans 8, 11, 25, 41
Kaasch, Meta 8f., 25
Kaasch, Traugott 8
Kaasch, Wienand 149f.
Kaddereit, Hermann 141 f.
Kaeber, Elise 267
Kaiser (KJVD-Ltg.) 130
Kaiser, Frieda u. Kurt (SPD)
305
Kanczat, Martin 269
Kantel (Schneider) 294
Kapos, Karl-Heinz 196
Kappius, Anne 98
Kästner (Ministerialrat) 182
Katz, Iwan 25, 27
Katz, Leo 320
Kaufmann, Franz (BK, Helfer)
253, 312
Kaun, Gerhard 164
Kautz, Walter 132
Kayser, Albert 21
Kennecke, Paul 268
Kerber, Erwin 172f., 177
Kerrl (Reichsminister)
222f., 227

Kersten (Pfarrer, DC) 220 ff.
Kersten, Ilse 212, 247ff.
Kersten, Paul 251
Kiekeben, Hermann 114
Kiessling, Klara 261
Kindermann, Peter Lutz 182 ff.
Kippenberger, Hans 322
Kirmsse, Fritz 219
Kirchner, Aline 291
Kirchner, Hanns 291
Kirsch, Eleonore 155
Kirstein, Otto 33f., 36
Kissel, Otto 150
Kittlaus, Eduard 210, 213,
220 ff.
Klappstein (Verfolgter) 293
Klatt, Alfred 44, 49, 275, 290
Klausener, Erich 254
Klauss, Irmgard 167, 180
Klaws, Walter 110f.
Klebba, Otto 29ff., 39
Klein, Anton 180
Klemke, Fritz 19
Klempert, Erna 129
Klemstein, Friedrich 164
Klemmel, Dagobert 99
Klesse, Max 187
Klinger (KJVD) 130
Klink, Andreas 261
Klippenstein 157
Klose, Richard 141
Kloss, Edmund 107
Klühs, Franz 55
Knapp, Wilhelm 150
Knicker (BK) 247
Knopke (SPD) 105
Knopke, Friedrich (KPD) 142f.
Knorr, Paul 110, 170
Koall 296
Köbel 193
Koch (NSDAP) 245
Koch (SPD) 71
Koch, Karl (Präses) 205
Köchling, Heinz 114, 144, 146
Köhler, Arthur (SPD) 18, 79 ff.
Köhler, Jochen (Autor) 276
Köhler, Max (SAP) 83
Köhli, Matthias 263
Kolbe, Richard 229
Kölbe, Johann 141
Köllner (Vikar) 223f.
Kollwitz, Käthe 280

- Komnow (BK) 247
 Konieczny, Georg 70ff.
 König, Max (KPD) 88
 König, Wilhelm (AEG) 177
 Korb, Herbert 118
 Kordisch, Heinrich und
 Hedwig von 297
 Korn, Helmut (DC) 214, 216,
 218
 Korn, Käthe (KPD) 147f.
 Korsch, Karl 27
 Koslowski, Otto 310f.
 Kosmala, Beate 311
 Kowalewski, Herbert 72, 76
 Kowalski, Gertrud 150
 Koza, Anton 108
 Kraatz (Helfer Verfolgter) 304
 Krafcik, Max 232
 Kramer, Paul 33f., 39
 Krämer (KPD) 110f.
 Kramp 18
 Krätzmann, Erich 151, 268
 Krause, Erich (Buchhalter,
 KPD) 145
 Krause, Karl (Schmied, KPD)
 108f.
 Krause, Max (Zeugen Jehovas)
 264
 Krebs (KPD) 142
 Krebs, Martin 63
 Kreisel (Fleischer) 129
 Kressmann, Willi 83
 Kreutzer, Karl 269
 Kreuziger, Max 182
 Krien, Walter 141 f.
 Krisch, Hans 314
 Krisch, Margot 313f.
 Kroll 18
 Krotki, Rudolf 187
 Krüger, August (Zeugen Je-
 hovas) 261
 Krüger, Friedrich (Pädagoge,
 SPD) 190f., 295
 Krüger, Helene (Zeugen Je-
 hovas) 261
 Krüger, Wilhelm (SPD-Ltg.) 55
 Krummrei (BK) 247
 Kruse, Bruno 63
 Kubath, Josef 148
 Kube, Paul 44
 Kubick (SA) 110f.
 Kubicke, Stefan 309
 Kübler, Stella 298, 310
 Kühn, Wolfgang 168
 Kühnast, Wilhelm 229
 Kuhnke, Manfred 286f.
 Kuhr, Otto 84
 Kulisch 8,11,25
 Kulse, Kurt 19, 91 ff., 170
 Kulse, Werner 93f.
 Külz 25
 Künstler, Franz 46, 50, 53,
 68, 72, 78
 Kunter, Albert 27ff., 39
 Kunter, Gerda 27f., 33, 37
 Kuntz, Albert 16
 Kuntze, Erich 34f.
 Kunze, Therese 181
 Kürschner, Erich 90, 225
 Kurtz (Pfarrer, BK) 225f., 232
 Kurz, Erwin («Sewin») 122,
 131, 161 ff., 174
 Kurz, Hans (Spitzel) 159
 Küster, Johann 34
 Kuttich, Walter 56
- L**
- Lackner, Joachim 171
 Ladeburg, Hans (KPD) 137,141
 Lahde, Friedrich 181,212,
 238 f., 247 ff.
 Lampe (Pfarrer, DC) 232, 234
 Landau, Kurt 28 ff.
 Lange (Lehrer) 185
 Lange, Emil (Rektor) 184
 Lange, Frieda 306f.
 Langer, Helmut 314f.
 Langner, Paul 321
 Laubvogel (Pfarrer) 244, 246
 Läufer (Lokal) 269
 Läufer, Paul 273
 Laukant, Agnes 249, 292
 Laukant, Gustav 9f., 83
 Laukant, Willi 9, 22, 44, 275
 Lauterbach, Erwin 118f.
 Lazzaroni, Alfred 20
 Leber, Julius 46, 76, 166
 Ledebour, Georg 9ff., 83
 Lehmann (Verfolgte, Juden)
 295
 Lehmann, Heinz (KJVD) 170
 Lehmann, Heinz (UB Wed-
 ding-W.) 145
 Lehmann, Kurt (Gruppe Uh-
 rig) 156ff.
 Lehmann, Maria (Rote
 Hilfe) 103
 Leichtmann, Georg 170
 Leid, Carl 11,25,41
 Leipart, Theodor 51, 70
 Leitloff, Margarete 136
 Lemcke, A. 145
 Lembke, Erich (KJVD,
 OdF) 115
 Lemke, Erich 153ff.
 Lemm, Otto 159ff.
 Lenin 117,279
 Lentzsch, Rudolf 132f.
 Lenz, Willi 144ff.
 Lepinsky, Richard 44
 Leroi, Helene 305f.
 Lesch, Fritz 122f.
 Leuschner, Bruno (KPD) 147ff.
 Leuschner, Wilhelm (SPD) 63,
 70, 76
 Levi, Paul 48
 Ley (DAF) 270
 Lichtenberg, Bernhard 255
 Lichtenstein, Herbert 292
 Liebezeit, Werner 133
 Liebknecht, Curt 282
 Liebknecht, Karl 8f., 117, 278,
 281
 Liebknecht, Robert 278f.
 Liebknecht, Sophie 279
 Liebknecht, Theodor 11,
 83f.
 Liebknecht, Wilhelm 279
 Liebold, Gerhard 264
 Liesegang 11
 Lindenblatt, Karl 224
 Lindstädt, Erich 46
 Link (Pfarrer, BK) 228
 Lippkow, H. 106
 Lippkow, Margarete (s.
 Schönicke)
 Lippmann, Ida 98
 Lipps, Ernst (BK) 219
 List, Fritz 17, 48, 51 f., 55ff.
 List, Herta 57
 Lobe, Paul 78
 Löbert, Otto 141
 Loebinger, Lotte 106
 Loewenheim, Walter (Miles)
 84 ff.
 Löffler (Schönholz) 25
 Löffler, Hans (Pädagoge)
 192f.
 Löffler, Marion (Pädagogin)
 192f.
 Loose, Walter 154

Lorenz, Fritz 93f.
 Lorsbach, Lina 309
 Lösche, Bruno 16f., 48, 5ff.,
 292
 Lösche, Dora 16f., 51 f.
 Lowack, Alfred 62
 Löwe, Horst 187
 Löwenstein de Witt (Verfolg-
 ter) 318
 Lübbe, Erich 72ff.
 Lubbe, Otto 130
 Lubczyk, Paul 110f.
 Lück, Edmund 154
 Lüdtkke, Karl 170
 Ludwig, Konrad 16
 Lundgren, Arved 164
 Lungwitz, Bertha 9
 Lüpke, Walter 261 ff.
 Lustig, Dr. (Arzt) 299
 Luther, Hilmar 304
 Lüttcher, Otto («Funke») 36
 Lutter (Lehrerin) 180
 Lüttger, Otto 56
 Luxemburg, Rosa 9, 117

M

Machnow 125
 Mäcke, Heinrich 178, 182
 Mäder, Susanne 169
 Magnor, Arthur 165
 Mahl, Otto 210
 Mandt, Ernst 184
 Mantler, Eugen 125
 Mantler, Leonard 125
 Markwitz, Alfred 53
 Maron, Karl 123
 Marotzke, Walter 87
 Marx, Karl (Pfarrer) 255
 Marx, Karl (Theoretiker) 51,
 101, 125
 Marx, Wilhelm (Zentrum) 12f.
 Maschke, Erich 261
 Maschke, Walter 63
 Masuch, Wilhelm 67
 Matern, Max 276
 Mattick, Kurt 48, 86ff.
 Mayer, Alfred (Verfolgter) 304
 Mayer, J. P. 322
 Mechur, Dora 248, 251 ff.
 Megelin, Else 76
 Megelin, Kurt 76, 191
 Mehnert, Otto 34
 Meier (Verfolgter, Haus-
 eigentümer) 292
 Meier, Paul (Druckerei) 174

Meier, Rudolf (Druckerei)
 174 ff.
 Meinke, Luise 303f.
 Meinke, Max 303f.
 Meissner, Gustav 150f.
 Mendelson, Ernst (Pfarrer)
 234
 Mendelson, Georg (Fürsorger)
 292
 Mendelson, Paul (Pfarrer)
 208, 212, 214, 228ff., 293
 Menzel, Charlotte (SPD) 11, 52f.
 Menzel, Friedrich (SPD) 11
 Menzel, Harry 170
 Merckel, Erich 107, 109
 Mertins, Adolf 148
 Mertins, Frieda 148
 Metje 175f.
 Mett, Franz 156ff.
 Metzger, Max Josef 255 ff.
 Meyer, Dr. (Arzt, SPD) 291
 Meyer, Ernst (KPD) 29
 Meyer, Heinz («Funke»)
 29ff., 39
 Meyer, Wilhelm (UB Wed-
 ding) 145f.
 Meyer, Willy (Rotsport) 126 ff.
 Meyer-Levine, Rosa 29, 320
 Michael, Otto 136f.
 Michaelis (Rechtsanwalt) 58
 Michaelis, Walter 123f.
 Mickin, Walter 126ff.
 Mickinn, Hans 123, 126ff.
 Mielke, Erich 16, 162
 Mielke, Kurt 269
 Mierendorff, Carlo 46
 Miethke (Pfarrer) 213
 Mietke, Kurt 92, 94
 Milkowsky, Fritz 58
 Minkner, Detlef 234
 Mitteldorff, Georg 220
 Mittelstaedt, Gustav 151, 268
 Mittmann, Walter 145
 Moedebeck, Bruno 141 f.
 Mohs, Wilhelm 229
 Mönke, Willy 129f.
 Moll, Richard 170
 Moltke, Graf von 251
 Moskau, Fritz (Pseudonym)
 24, 105
 Muchow, Erwin 114
 Mudrack, Alfred 145
 Mühsam, Crescentia 279

Mühsam, Erich 38, 279
 Müller, Fritz (Pfarrer, BK) 222
 Müller, Richard (Rev. Obleute)
 8, 68
 Mülling (Rektor) 227
 Mundt, Paul 208f., 212, 223,
 235ff., 243, 250
 Münzenberg, Willi 174
 Mussolini 50

N

Nagel (Kaufmann) 301
 Nagel, Karl 136
 Nagel, Otto 280ff., 293
 Nagel, Walli 281 f., 293
 Napp, Karl 58f., 70, 72, 79
 Nast, Kurt 165
 Nau, Alfred 71
 Naumann, Renate 215
 Nebel (BK) 228
 Neidhardt, Alfred 136ff.
 Neidhardt, Elfriede 140
 Neitzke, Wilhelm 26
 Nelson, Leonard 90ff.
 Nettelbeck, Walter 99f.
 Neubecker, Fritz 55
 Neumann (Diakon, DC) 241 ff.
 Neumann (Küster, DC) 244f.
 Neumann (Verwaltungsdir.)
 299
 Neumann, Alfred (Rotsport,
 Lichtenberg)
 Neumann, Charlotte (SPD)
 18f., 79f., 86f., 180
 Neumann, Franz (SPD) 78
 Neumann, Paul (SPD) 18
 Neumann, Robert (Kösliner
 Strasse) 26
 Neumann, Rudi (Reichsban-
 ner) 18f.
 Neuss (Schulrat) 191
 Nicklitz, Walter 77
 Niebergall, Hermann 140
 Nielsen, Asta 122
 Nielsen, Ernst 121 f.
 Niemöller, Martin 205ff.,
 210, 222
 Nietsch, Ernst 34
 Nietsche (Lehrer) 201
 Nixdorf, Max 151
 Noack, Otto (KPD) 109
 Noack, Willi (SPD) 273
 Nolte, Fritz 129f.
 Nowatzky, Hermann 148
 Nünke, Heinz 185, 202f.

O

Odignal (Kaufmann) 227
 Ohlenmacher 321
 Olbrysch, Karl 108
 Ollenhauer, Erich 46, 57
 Omankowsky, Manfred 197f.
 Oppermann, Gustav 34
 Ossietzky, Carl von 15
 Osten, Karl 322
 Otto, Teo 321

P

Paech, Gustav 134
 Paepke, Wilhelm 108
 Paetschlack, Willi («Spitzel»)
 140
 Pagel, Luise 51,65
 Pandura, Georg 82 ff.
 Pantke 178
 Papanek, Hanna 305
 Papen, Franz von 18, 20, 48f.
 Paprocki, Paul 23
 Partey, Kurt 34, 39
 Passow, Heinz 104, 110f.
 Paul, Elfriede 150
 Paul, Jakob 259ff., 265
 Paust, Otto 281
 Pavel (Polizist) 26
 Pawelke, Ursula 7
 Peplinski, Franz 171
 Perl, Alfred 108
 Petzold, Helmut 212, 247 ff.
 Pfefferkorn, Berta 140
 Pfennig, Siegbert 14f., 322
 Philippson, Julius 91 ff.
 Pieck, Wilhelm 152, 164
 Piela, Christel (s. Frohnert)
 Piela, Joseph 198, 204
 Piela, Klaus 204
 Piscator, Erwin 278
 Plaumann, Käthe 262
 Plievier, Paul 278
 Plievier, Theodor 278
 Plume, Franz 145f.
 Podzuweit, Johann 218
 Poelchau, Harald 248ff.
 Pohl, Karl 177
 Pollack (Verfolgte) 295
 Polo, Robert 129
 Poltz 312f.
 Possehl, Franz 47
 Pötschlag, Willi («Spitzel»)
 140
 Prajze, Else 295
 Preidel, Max 268
 Prenzlau, Erich 160

Preuss, Alfred 113
 Preysing, Konrad Graf von 255
 Priebe, Richard 63ff.
 Pritzel 182
 Puchert, Otto 160
 Puder, Erich 153
 Puhst, Erwin 11 f., 200
 Puhst, Heinz 200ff.

Q

Quade, Erich 126ff.
 Quanter, Wilhelm 134
 Quass, Dorit 288, 292, 294,
 296, 301

R

Raabe, Gustav 111
 Raatz, Ewald 154
 Raatz, Thea 154
 Raatz, Wilhelm 153ff.
 Rabenau, von (BK) 225f.
 Rambow, Ernst 76, 166f.
 Ränisch (BK) 243
 Ranitz (BK) 247
 Rannacher, Karl 220
 Rappert (Malermeister) 217
 Rätzke, Erich 29ff., 170,
 275
 Ratzey (Lokal) 44, 49
 Rau, Heinz 118
 Rausch (BK) 243
 Rauschenplat, Hellmut von
 93 ff.
 Redlitz, Otto 229f., 233
 Redmann, Otto 63ff.
 Regeier, Ida 92, 97f.
 Regeier, Kurt 92, 97f., 186
 Rehwaldt, Max 130
 Reich, Heinz 118
 Reichhardt, H. J. 97, 103,
 107
 Reichwein, Adolf 166
 Reichwein, Rosemarie 166
 Reimann, Heinz 128
 Reinefeld, Heinrich 89
 Reinke, Willi 146
 Reis, Dr. 292
 Reisinger, Wilhelm 268
 Reisler, Erwin 6, 88, 104,
 121 f., 131, 162ff., 172f.
 Reitzki, Fritz (Reitzke)
 34ff., 105
 Rekendt, Fritz 269
 Remmele, Helmut 115f.
 Remmele, Hermann 15, 116,
 322
 Rentsch, Ernst 79
 Rentsch, Friedel 79
 Retzlaw, Karl 320
 Reuter, Fritz 7, 115, 152ff.,
 168f.
 Richter, Frieda (Jüd. Kran-
 kenhaus) 300
 Richter, Friedrich (Sup.)
 208, 210, 216ff., 227, 238
 Richter, Georg (Rote Hilfe)
 150
 Riechei, Gustav 140
 Rieck, Walter 178, 184, 306,
 308
 Riedel, Fritz 156ff.
 Riegel (Helfer) 304
 Rieger, Richard 231
 Riess, Dr. (DDP) 11,308
 Rikowski (Gestapo) 54
 Rinck, Robert 136f., 141
 Rister, Paul 145
 Ritter, Heinz (SPD) 63, 65, 72
 Ritter, Kurt (Uhrig-Gruppe)
 156
 Ritz, Walter 56
 Robst, Willy 289
 Rochier, Erich 121
 Rödiger, Walter 213, 217ff.
 Rohde, Willi 145
 Rohrbach, Hans 151, 267
 Rolle, Walter 148
 Römer, Josef 156 ff.
 Röpke, Erna 47
 Röse, Paul 141
 Rosenberg, Arthur (KPD) 27
 Rosenberg, Heinz (Verfolg-
 ter) 307
 Rosenberg, Kurt (Verfolgter)
 307
 Rosenberg, Leo (Verfolgter)
 307
 Rosendahl (BK) 247
 Rosenfeld, Johannes
 (Sup.) 208, 228ff., 242ff.
 Rosenfeld, Kurt (SAP) 82f.
 Rosenzweig 69
 Rossdorf, Walter 76
 Rossignol, Fritz 170
 Rössler, Willy 71
 Rothe, Erwin 137
 Rother (Pfarrer, DC) 237ff.
 Rothkamm, Rudi 103, 121 ff.
 Rüdiger, Walter 46
 Rudolph, Herta 118
 Rudolph, Karl 118

Rudolski, Hans 268
Rutzen, Franz 147f.

S

Sachs, Karl 69
Sachse, Werner 194 f.
Sachse, Willy 157ff., 195
Saefkow, Anton 77, 128, 160, 163ff.
Sajitz, Rudolf 309
Sakowski, Paul 162
Salisch, Erich 64, 292
Samuel, Günther 310f.
Sandtner, Gustl 143, 168, 321
Sandtner, Hanna 109, 321
Saran, Mary 22, 90ff.
Saran, Rene (s. Hodann)
Sass, August 137
Sass, Karl 113
Sauer, Max 170
Sbrisny, Erich 136ff.
Sbrisny, Heinrich 138
Sbrisny, Paul 143
Sbrisny, Walter 143
Scaruppe, Alexander 93f.
Scaruppe, Otto 93f.
Schafranek, Hans 28
Scharf, Kurt (BK) 207, 222
Scharfschwerdt, Otto 62 ff.
Schaul, Bernhard 293
Schedlich, Heinz 29ff., 37f.
Schedlich, Herbert 29, 38
Schedlich, Reinhold 29ff.
Scheer, Heinz 98
Scheffler, Hermann 75, 105
Scheibel, Paul 143
Schendel, Eva 307
Schermer-Grünberg, Hella 279f.
Schienagel, Walter 142f., 172
Schierz, Rudolf 63ff., 76
Schiffer (Verfolgter) 299
Schilling, Herbert 17
Schimming, Otto 268
Schirdewan, Karl 130
Schlegel, Gerhard 292
Schleif, Lotte 150
Schlenker (Ing.) 151 f.
Schlesinger («Untergetauchter») 172

Schleussner, Wilhelm 141
Schley, Friedel 79
Schliestedt, Heinrich 70f.,
74
Schlimme, Hermann 62 ff.

Schlingman (siehe Wiechert),
Erna
Schmeer, Heinrich 153ff.
Schmidt (Konditor) 283
Schmidt, Albert (Quartiergeber) 118
Schmidt, Elisabeth (Zeugen Jehovas) 262
Schmidt, Elli (KPD-Ltg.) 124
Schmidt, Erich (SAJ) 48, 85f.
Schmidt, F. (Schlosser) 53
Schmidt, Fridolin (Pädagoge) 181 f.
Schmidt, Fritz (ISK) 91, 178, 185ff.
Schmidt, Gerhard (Versöhnungsgemeinde) 223f.
Schmidt, Günter (SAJ) 47, 87f.
Schmidt, Horst Günther (Zeugen Jehovas) 264
Schmidt, Kurt (Neu Beginnen) 90
Schmidt, Otto (UB Gesundbrunnen) 140
Schmidt, Paul (RGO) 133
Schmidt, Richard (SPD-Pan-kow) 53f.
Schmidt, Richard (1886) 135
Schmidt, Richard (1912) 135
Schmirgal, Otto 160
Schmitt, Franz 135
Schmulz, Werner 128
Schnabel, Fritz 125
Schnabel, Wilhelm 150f.
Schneider (Techniker, Odf) 151
Schneider, Paul 267
Schnell, Franz 69, 71 ff.
Schnell, Klara 71
Schneller, Ernst 143
Schölern, Werner 27
Schönherr (Lokal) 269
Schönicke, Benno 106
Schönicke, Margarete (siehe Fischer, M.)
Schönweitz, Walter 189
Schosnig, Berta 262
Schostag, Erwin 146f.
Schramm, Siegfried 136
Schreiber (Druckerei) 174
Schröder (Hilfsglöckner) 244
Schrön, Doris 250

Schröpfer (Verfolgte) 295
Schröter, Richard (Pädagoge, SPD) 192
Schuhmacher, Fritz (ADGB) 52f.
Schumacher, Karl (AEG) 272
Schulz (Dreher, BK) 243
Schulz (Lehrer, SA) 315
Schulz (Pfarrer) 218f.
Schulz, Egmont (KPD) 170
Schulz, Martha (BK) 218
Schulze (Bäcker) 319
Schulze, Else (Helferin) 305
Schulze, Frieda (Helferin) 305
Schulze-Boysen, Harro 117, 150, 161, 163
Schumacher, Kurt («Rote Kapelle») 150
Schumacher, Kurt (SPD) 46
Schumacher, Willy 156, 160, 168
Schünke, Hugo 189
Schütz, D. (Studiendirektor) 217
Schwalbach, Georg 29, 33
Schwalbach, Hans 28ff., 39
Schwalbach, Ruth 29ff., 38 ff.
Schwantes, Ernst 100
Schwanz, Margarete 47
Schwarz (Schankwirt) 269
Schwarz, Erich (Pädagoge) 192
Schwarz, Ernst (Kellner, KPD) 310f.
Schwarz, Karl (SPD) 53f.
Schwarz, Richard (Prozess Schmeer) 155
Schwarz, Salomon 320
Schwebet (Pfarrer, BK) 226
Schwederski, Anna 262
Schwenk, Paul 322
Schwerin (Graf) 228
Schwersenz, Jizchak 317
Schwochow, Hugo (Pfarrer) 236 ff.
Schwope, Gert 189
Seedorf (Pfarrer, BK) 210
Segebrecht, Gustav 23
Seifert, Marie (B.D.F.d.S.U) 135

Seifert, Richard (B.d.F.d.S.U)
135
Seiffert (Kurier, Spitzel) 109
Seiffert, Lisel 124f.
Seiffert, Otto (SAP) 82 ff.
Seiffert, Richard (KPD-0)
17, 24, 106, 124f.
Seiffert, Rudolf (Saefkow-
Org.) 17, 170f.
Seigewasser, Hans 103, 130
Sellentin, Werner 48, 83, 116f.
Semmler, Herbert 218
Severing, Carl 18, 48f.
Seweko, Erich 83
Seydewitz, Max 82 f., 321
Seydlitz, Frieda 130
Siebert (KPD) 103
Siebert (Oberkonsistorialrat)
238
Sievors (KPD) 103
Sievors, Max (SPD) 185,
257, 324
Silbermann (Verfolgte) 305
Silberstein, Samuel 291
Simson, Karl 181
Sittmann, Rudolf 202 f.
Smolka, Josef 76f.
Sobkowiak (Gärtner) 129
Soik 288
Sommer, Alfred 154
Sommer, Margarete 255
Sonnemann, Erich 47, 58
Sonnemann, Grete 58
Sonneson, Alfred 165
Sparwasser, Alfred 34 f.
Specht, Minna 90
Spitze, Adolf 176f.
Splanemann, Herbert 165,
168
Sredzki, Gerhard 173
Sredzki, Siegmund 134f.,
143
Stalin, Josef W. 27ff., 143,
192, 278f., 321 f.
Stampfer, Friedrich 51
Starke (DC) 241 ff.
Stasiak, Willi 174
Stauffenberg, Claus Schenk
Graf von 166f.
Stawitzki, Willi 34
Stechert, Kurt 321
Steffelbauer, Kurt 191 ff.
Steffin, Rudolf 148
Steiger, Robert 235 ff.
Stein, Alexander 305, 320f.

Steinweg, Karl 63f., 78
Stelling, Johannes 52, 56
Stenbock-Fermor, Alexander
Graf von 157
Stephan, Bruno 192
Stern, Lucian 118
Steurich, Heinz 194
Stojentin, Ike 37
Stoll, Walter 171
Stoltenhoff (BK) 232
Stöver, Bernd 270
Strauss, Arno 115
Strohmann, Walter 160
Stumm, Johannes 18
Suhr, Otto 87
Suthoff-Gross (NSDAP) 25,
55, 64
Szczypiorski, Wladislaw 135
Szersba, Margarete 59 f.
Sziedat, Edgar 171 f.

T

Tanz, Hugo 145ff.
Teichgräber, Richard 71
Teichmann, Herbert (Pfarrer)
209, 212, 240ff.
Teufert, Otto 259ff.
Thälmann, Ernst 12f., 151
Thesen, Matthias 143, 168
Thews 60
Thiele, Gertrud (s. Eichhorn)
Thiele, Theo (1906-1974)
42, 47f., 58f., 83ff.
Thiele, Theo (1913-1944)
47, 84 ff.
Thierfelder, Cäsar 63
Thierling, Fritz 151, 268
Thomas, Ferdinand 166
Thurow, Bernhard 66
Ticks, Herbert 87
Tietz (Kaufhaus) 116,293
Tietz, Heinz (RFB) 104f.
Timm, Fritz 84
Tomschik, Leo 158
Tonn, Michael 146ff.
Toppei (Verfolgte) 295
Tost, Otto 74
Traeder, Margarete 74
Traugor, Paul 109
Trebe, Ella 161 ff.
Trebe, Paul 131, 161 ff.
Trojanus, Anni 304
Trojanus, Kurt 304
Trotzki, Leo 17, 27ff., 98ff., 140
Tschaepe, Herbert 168f.

Tucholsky, Kurt 28
Turnier, Berta 98
Tzschentke, Kurt 98f., 140

U

Uhrig, Robert 152, 155ff., 163
Ulbricht, Walter 28, 152,
164, 322
Ulm, Otto 150
Unger (Verfolgte) 295
Urbahn, Hugo 98
Urban (Gestapo) 96
Urban, Erich 110
Urbschat, Hermann 219
Urich, Max 8, 16, 58f.,
68ff., 78f., 292
Urich, Werner 69ff., 181
Urner, Hans 248, 250f., 253
Urner, Johann Christoph
250f.

V

Velden, Elise 188
Velden, Karl 188, 274
Ventzke, Helene 262f.
Villwock, Willy 134
Vogel, Karl (Zeugen Jehovas)
262
Vogt, Artur (KPD, MdR) 130
Vogt, Ewald (OdF 1933) 109f.
Vogt, Gustav (UB Gesund-
brunnen) 140f., 143
Voigt, Helmut (Kunstmaler)
268
Voigt, Rudolf (Saefkow-Org.)
170
Volkmann (Steuersekr.) 217
Volkmann, Karl 75
Vollberg, Willy 66
Vonhoff, Elsbeth 311 f.
Voss, Albert (SPD) 55ff.,
64, 71 ff., 78f., 90
Voss, Ernst (SPD) 63ff., 78
Voss, Klara (SPD) 55, 58
Voss, Otto (DMV) 69
Voss, Willi (SAP) 84

W

Wachenheim, Hedwig 9
Wachlin, Otto 114
Wachtel, Max 147
Wagenknecht (KJVD) 110f.

- Wagenknecht, Frieda 155
 Wagenknecht, Paul 110, 155
 Wagner, Helmuth (KPD) 164
 Wagner, Hermann (Pfarrer) 250
 Wagner, Martha (Dreherin) 135
 Walczak, Martin 142f.
 Waldersee, Graf von 228
 Walkowiak, Hedwig 135
 Walter, Lisa (KPD) 168f.
 Walter, Paul (SAP) 84
 Walz, Otto 132f.
 Waschke 286
 Wasenberg, Karl 133
 Weber (UB Wedding-Ost) 110f.
 Weber, Gustav (SPD) 17, 48, 51, 55 ff.
 Weber, Hans («Weddinger Opposition») 27
 Weber, Hermann (Wissenschaftler) 14, 27
 Weber, Otto (Quartiergeber) 130
 Wecke (Polizeimajor) 26
 Wehner, Herbert 152, 164
 Weidner, Kurt 113
 Weihe, Otto (Händler) 294
 Weimann, Richard 55
 Weise, Martin (KPD) 130
 Weise, Reinhold (SPD) 67
 Weiss, Karl (Hobler, RGO) 133
 Weiss, Karl (Schneider, KPD) 114
 Weiss, Walter (KPD, Pol.Ltr.) 107
 Weisskopf, Hugo 111
 Weittkuss 71
 Welke, Martha 78
 Wels, Luise 78
 Wels, Otto 42, 78
 Wels, Walter 42, 78
 Weltlinger, Siegmund 302
 Wendland, Walter 208, 210f.
 Wenzel, Richard 165ff.
 Werder, Ludwig 206, 209 f., 213ff., 219, 223, 243
 Werner, Hans 114
 Wernicke, Rudolf (Ajax) 194
 Werpel, Helmut 143ff.
 Westphal, Max 46
 Wichmann, Erich 156
 Widmann, Kurt 197f.
 Wiechert, Erna (SPD) 48, 55 ff.
 Wiechert, Friedrich (Lehrer, DC) 218
 Wiechert, Theo (SPD) 58
 Wiegmann, Elsa 83
 Wienig, Erich 59ff.
 Wiersich, Oswald 63
 Wiese, Karl (BK) 210, 240
 Wiesenthal (Lokal) 78
 Wiesner, Otto 117
 Wilde, Harry 278
 Wilke (Küster, DC) 241
 Will, Ernst 259ff.
 Wille, Gerhard 88ff.
 Wille, Werner 88ff.
 Willescheck, Anton 146
 Willutzki, Gerd 199
 Windt, Ernst 148
 Winkel, Karl 24
 Winkler, Erich (KPD) 130
 Winkler, Hans (Helfer Verfolgter) 310f.
 Winter, Gerhard 117
 Wittmack, Alfred 52, 77
 Wittfogel, Karl-August 320 f.
 Wodtke, P. 145
 Woithe, Willi 36
 Wolf, Margot 303f.
 Wölfel, Max 21
 Wolff, Paul (KPD) 157ff.
 Wolfsheim, Walter 148
 Wölk, Emil 156, 160
 Wollenberg, O. H. 129
 Wostrack, Kurt 62
 Woyte, Karl 62
 Wulff, Helmut 150f.
 Wunderlich, Rudolf 168
 Wuntsch, Richard 260
 Wurm, Emanuel 9
 Wuessing, Fritz 187
 Wüst (ADGB) 69
- Z**
 Zahlbaum, Willi 89
 Zeinert (KPD-Zellenleiter) 146
 Zeinert, Frieda (Kurierin) 145f.
 Zerath-Kersten, Charlotte 251
 Zettl, Alfred 181 ff.
 Zeymer, Werner 176 f.
 Ziegels, Franz 107
 Ziem, Karl 111
 Zille, Heinrich 280
 Zimdars, Karl 308 ff.
 Zimmermann, Georg (SPD) 90
 Zimmermann, Reinhold (KPD) 142f.
 Zimmermann, Richard (Superintendent) 211, 219, 227
 Zimmermann, Wolf-Dieter (BK) 211 ff.
 Zinnecker, Hans 118
 Zörgiebel, Karl 14ff.

Strassen- und Ortsverzeichnis

A

Ackerstrasse 6, 16, 22, 50 f., 82 f., 128,
140 f., 150, 160, 172, 190, 261, 268 f.,
270 ff., 277, 288
Adolfstrasse 90 f 117, 133
Afrikanische Strasse 4, 43, 56, 116, 121,
248 f., 320
Alexanderplatz 29, 38, 96, 111, 114, 143,
169, 198, 265, 317
Allmendeweg 33
Alte Jakobstrasse 68
Alt-Moabit 108
Altonaer Strasse 191
Amsterdamer Strasse 135, 283 ff., 288,
292, 296, 301
Anklamer Strasse 220
Antonstrasse 12, 154, 202
Antwerpener Strasse 49, 55 ff., 64 f., 71 ff.,
78 f., 90, 285, 322
Arosier Allee 148
Auguststrasse 6, 297

B

Badstrasse 62, 198, 209, 223 ff., 269,
282 f., 289 f., 293 f., 296, 302 ff., 321
Barfusstrasse 18, 20, 69 f., 86, 153, 250 f.
Barnimstrasse 38
Bastianstrasse 268, 295, 303 f.
Behmstrasse 19, 51, 83, 88 ff., 127, 189,
226, 269, 321
Bellermannstrasse 305 f., 322
Bernauer Strasse 6, 130, 210, 220 ff., 274
Biesentaler Strasse 151, 154, 268
Bornemannstrasse 128, 170, 286
Bornholmer Strasse 295
Boyenstrasse 21
Bristolstrasse 69 ff.
Brunnenplatz 23, 44, 86
Brunnenstrasse 20, 78, 133, 156, 164, 172,
176, 261 f., 268, 272 ff.
Brüsseler Strasse 47, 49, 64, 71, 119, 145,
285, 292 f.
Buchstrasse 259 ff.
Bülowplatz 16, 276
Burgsdorfstrasse 285
Burgstrasse 92 f., 143, 317
Burscheider Weg 34
Buttmannstrasse 21,52

C

Chausseestrasse 19, 50 f., 116, 123, 141,
293, 322
Chodowieckstrasse 303
Corker Strasse 157 ff., 194

D

Danziger Strasse 260
Demminer Strasse 129 f., 187, 189, 267
Diedenhofer Strasse 147
Dronheimer Strasse 21, 148, 296
Dubliner Strasse 60, 285

E

Ebert-Siedlung 17 ff., 29 ff., 42 ff., 48 f.,
51 ff., 58 f., 106, 116, 129 f., 248 ff., 305,
320 f.
Essener Strasse 318
Eulerstrasse 160
Exerzierstrasse 109, 154, 259, 262, 305

F

Fehmarner Strasse 146, 261 f.
Fennstrasse 47, 84 ff., 106, 141, 228 f.,
231, 233, 282
Föhler Strasse 53 f., 105, 285 f.
Freienwalder Strasse 106,108,276
Friedrich-Krause-Ufer 9, 59, 104, 116
Friedrichstrasse 171,196,204
Fritz-Schulz-Strasse
(siehe Genter Strasse)
Froebelstrasse 6

G

Gartenplatz 255
Gartenstrasse 6, 150, 261 f., 269
Genter Strasse 12, 20 f., 42, 56, 72, 84 ff.,
116, 174 ff., 286
Georgenkirchstrasse 155
Gerichtstrasse 19 f., 24, 51 f., 60, 116,
123 f., 128, 130, 142, 171, 269, 276
Glasgower Strasse 18, 99 f.
Gleimstrasse 118, 127, 142, 220
Gotenburger Strasse 45, 108, 178, 204, 306
Gottschedstrasse 20, 52, 108, 143 ff.
Graunstrasse 11, 35 f., 105, 127, 142, 187,
218
Grenzstrasse 172
Grolmanstrasse 292

Groninger Strasse
(siehe Hennigsdorfer Strasse)
Grosse Hamburger Strasse 265, 297, 314,
317
Grüntaler Strasse 23, 106, 151, 159 f., 224,
268, 276, 282
Gubener Strasse 268
Gustav-Meyer-Allee 19, 188, 274

H

Hedemannstrasse 24, 114
Hennigsdorfer Strasse (heute Groninger
Strasse) 12, 21, 108, 114, 135, 310
Heubuder Strasse 278 f.
Hindenburgbrücke 127
(heute Bösebrücke)
Hochplatz 141 f.
Hochstädter Strasse 146
Hochstrasse 12, 20, 129 f» 141
Hollmannstrasse 57
Hussitenstrasse 6, 103, 121, 128, 140, 188,
261, 268, 273
Huttenstrasse 17

I

Invalidenstrasse 148
Iranische Strasse 296 ff.

J

Jasmunder Strasse 170, 184
Jebensstrasse 207
Joachimsthaler Strasse 309
Jülicher Strasse 33

K

Kameruner Strasse 47, 61, 128, 136, 145,
150, 269, 286
Kattegatstrasse 132 f.
Kiautschoustrasse 99, 140
Klosterstrasse 307
Kolberger Strasse 8, 60 f., 231
Koloniestrasse 24, 32 ff., 44, 77 f., 136 ff.,
145, 160, 275, 286, 294 ff., 321
Köpenicker Strasse 166
Kurfürstendamm 275
Kösliner Strasse 4, 11, 14 ff., 20 f., 23, 25 f.,
45, 52, 77, 101 ff., 112, 154, 313, 315
Kottbusser Damm 71

L

Laubenkolonie «Felseneck» 19, 147 f.
Laubenkolonie «Fliederberg» 146
Laubenkolonie «Hoffnung-Süd» 34

Laubenkolonie «Mövensee» 106
Laubenkolonie «Nachtigalplatz» 106
Laubenkolonie «Nordkap-Griesland» 152
Laubenkolonie «Rehberge» 19, 79 f., 106
Laubenkolonie «Sandkrug» 37
Laubenkolonie «Schillerhöhe» 11 f., 24, 146,
305, 310
Laubenkolonie «Schönholz» 108
Leipziger Strasse 96, 205
Lenzener Platz 20, 56
Leopoldplatz 93, 114, 178, 182 f., 235 ff.
Lettestrasse 170
Levetzowstrasse 292
Liebenwalder Strasse 7, 12, 23, 100, 107,
111, 145 f., 160, 168, 285
Lindenstrasse 53, 207
Lindower Strasse 8, 149, 159, 291
Linienstrasse 6, 68
Liverpooler Strasse 309
Londoner Strasse 29, 33, 36, 106
Lortzingstrasse 34, 137
Louise-Schroeder-Platz
(siehe Oskarplatz)
Löwestrasse 169
Lüderitzstrasse 63 ff., 70 ff., 247
Lütticher Strasse 43, 145, 178, 185, 286, 309
Luxemburger Strasse 78, 174 ff.
Lynarstrasse 26, 170, 286, 315 ff.

M

Malplaquetstrasse 23, 107, 131, 267 f., 305
Marchstrasse 207
Martin-Opitz-Strasse 50
Matternstrasse 156
Maxstrasse 12, 103 f., 112 ff., 135
Meyers Hof 6f., 140, 277
Mickestrasse 145
Mirbachstrasse 205
(heute Bänischstrasse)
Mittelstrasse 71
Mohasistrasse 53
Moränenweg 124
Müllerstrasse 12, 16 f., 21, 29 ff., 44, 50, 52,
58, 60 f., 64, 67, 70 ff., 86, 106, 125, 129,
141 f., 146, 150, 168, 175, 177, 195 ff.,
228 f., 247 ff., 255 ff., 267 f., 285 f., 289,
292 ff., 309, 321

N

Nachtigalplatz 29, 33
Nauener Platz 103
Nettelbeckplatz 18, 20, 112, 117, 146, 172
Neue Hochstrasse 108, 141, 232, 315

Noliendorfplatz 130, 278, 284
Nordmarktstrasse 6
Nordufer 9, 16, 124, 306 f.
Novalisstrasse 24

O

Ofener Strasse 173, 188
Oskarplatz 20
(heute Louise-Schroeder-Platz)
Osloer Strasse 127, 156, 164
Ostenderstrasse 70 ff.
Otawenstrasse 145, 203 f., 285, 322
Oudenarder Strasse 12, 107, 159, 164 ff.,
267

P

Pankstrasse 20, 23, 91, 101, 108, 133, 172,
178, 185 f., 200 ff., 209, 231, 268 f., 285,
300
Petersallee 19
Philippstrasse 33
Plantagenstrasse 14, 322
Prenzlauer Strasse 318
Prinz-Albrecht-Strasse 36, 38, 58, 71 f., 75,
94 ff., 111
(heute Niederkirchnerstrasse)
Prinzenallee 23 ff., 48, 65, 83, 134, 137,
147 f., 184, 209, 224, 289, 294
Prinz-Eugen-Strasse 63 ff., 285
Pritzwalker Strasse 268
Provinzstrasse 90 f., 110 f.
Putbusser Strasse 11, 19, 105, 125, 128,
133, 155, 178 ff., 269, 312

R

Ramlerstrasse 20, 125, 206, 214 f.
Rankenstrasse 192
Ravenstrasse 8, 229
Reinickendorfer Strasse 12, 82 f., 101 ff.,
107, 112 ff., 133, 163 ff., 228, 269, 280 ff.,
285, 295
Residenzstrasse 161
Rigaer Strasse 156
Ritterstrasse 38
Roedernallee 59
Rosenstrasse 309, 318
Rosenthaler Platz 305
Rügener Strasse 218
Ruheplatzstrasse 114, 145, 190 f., 295
Rungestrasse 151
Ruppiner Strasse 217 ff., 267

Rütlistrasse 147 f.
Rykestrasse 303

S

Saatwinkel 71, 78
Samoastrasse 28, 240 ff., 286
Schäfersee 17, 147 f.
Scharnweberstrasse 29, 37, 50 f.
Schererstrasse 102, 113, 128, 295
Scheringstrasse 136 ff., 164 f.
Schönfliesser Strasse 141
Schönhauser Allee 136, 197 f., 210, 295, 318
Schöningstrasse 79, 178, 180 f., 201, 261
Schröderstrasse 55
Schulstrasse 21, 54 f., 73, 100, 102 f., 141,
151, 170, 181 ff., 191 f., 261, 280 f.,
295 ff., 317 f.
Schwedenstrasse 49, 142, 261 f.
Seestrasse 17 f., 25, 43 f., 56, 61, 63, 70 ff.,
83, 146, 176, 247 ff., 276, 285, 293 f., 309
Sellerstrasse 233
Soldiner Strasse 44, 77 f., 106 f., 133, 147,
151, 170, 261, 268, 278, 304, 314
Sparrstrasse 133
Sprengelstrasse 54 f., 240 ff., 259 ff., 268
Steegerstrasse 106, 279 f.
Sternstrasse 280
Stettiner Strasse 7, 11, 16, 21, 49, 92, 154,
170, 175, 276
Stockholmer Strasse 109, 286, 314, 321
Stralsunder Strasse 16, 78, 108, 136, 213 f.,
293
Strelitzer Strasse 104, 188
Swakopmunder Strasse 11, 18, 33, 52 ff.,
86, 106, 130, 320
Swinemünder Strasse 11, 19, 29, 34, 93,
125, 128 f., 141 f., 170, 275, 291

T

Tangastrasse 72
Tauroggener Strasse 306, 308
Tegeler Strasse 106, 117 f., 170, 177, 262,
268, 305, 315 ff.
Thurneysserstrasse 297
Togostrasse 17, 33, 51 f., 55 ff., 161, 268,
308, 320
Torfstrasse 75, 177, 285, 305 f.
Transvaalstrasse 33, 285
Travemünder Strasse 303
Triftstrasse 20 f., 63 f., 114, 125, 286
Turiner Strasse 145 f., 148, 281 f., 288, 292,
301
Türkenstrasse 108

U

Uferstrasse 50, 52, 286
Ungarnstrasse 294
Usedomer Strasse 16, 20, 32 ff., 104 f., 119,
122, 140, 150, 213, 261, 269
Utrechter Strasse 21 ff., 43, 63, 65, 135,
281, 285, 310 f.

V

Versöhnungs-Privatstrasse 220, 224
Vinetaplatz 142, 172
Voltastrasse 16, 140, 146

W

Wagnitzstrasse
(heute Utrechter Strasse)
Wattstrasse 16, 122, 188, 315
Weddingplatz 209, 228 ff., 234, 269, 282
Weddingstrasse 14, 16, 21, 23, 26, 101 ff.,
112, 261, 315
Weinbergsweg 140
Wiesenstrasse 6, 20, 23, 143 ff., 156, 277,
304, 313, 315
Wilhelmstrasse (Kreuzberg) 210
Willdenowstrasse 255
Windhuker Strasse 320
Wisbyer Strasse 210
Wolgaster Strasse 19
Wriezener Strasse 34, 130, 269, 305

Z

Zechliner Strasse 134, 148
Zeppelinplatz 286

Betriebe

A

Aceta-Werke (I.G.-Farben) 315
AEG Ackerstrasse 132, 150, 162, 270 ff.
AEG Brunnenstrasse 132, 156, 164, 180,
271 ff.
AEG Treptow 132, 156, 271
AEG Turbine (Moabit) 177
Allgemeine Werkzeugmaschinen AG 76
Argus 88. 153, 163
Askania 168 f.

B

Benzinuhren 59
Bergmann-Borsig 33, 153, 165
G. G. Bergner 172
Bewag 49
Brandenburgische Flugzeugmotorenwerke
158
BVG 17 ff., 33 ff., 134

D

Daimler-Benz 165
Deutsche Waffen- und Munitionswerke
153, 157, 160

F

Fisch (Kleiderfabrik) 159

H

Hasse & Wrede 156, 160, 164, 271

J

Josetti 151

L

Lindner 76
Loewe (Moabit) 17

M

Maschinenbau AG (Wildau) 159
Mauser Werk 33

O

Opel 62
Orenstein & Koppel 132
Osram 164

P

Felix Pfister 75

R

Rotaprint 295 f.

S

Schering 291
Schubert (Meeh. Werkstatt) 151
Schoening 189
Schulz (Möbelfabrik) 150
Schwarzkopff 164 f.
Schwertfeger 116
Siemens 119, 153, 165, 170, 192, 284
Stolzenberg 170
Sum-Vergaser-Gesellschaft 156

T

Telefunken 161, 174, 271
Teves 74, 79, 168, 303
Tietz (Warenhaus) 116, 293

V

Veltener Maschinenfabrik 153

W

Wäschefabrikation P. Berliner & Co 303
Wittler 12, 112 ff., 125, 270

Z

Zahn & Richter (Tischlerei) 315
Zahnradfabrik Friedrichshafen 160